JOHN GALSWORTHY

DIE FORSYTE SAGA

ROMAN

Erster Band

DEUTSCHE BUCH-GEMEINSCHAFT
BERLIN UND DARMSTADT

Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen
Der Originaltitel des Werkes lautet: „The Forsyte Saga." Die Übersetzung der Romane „Der reiche Mann" (The man of property), „In Fesseln" (In chancery) und „Zu vermieten" (To let) stammt von Luise Wolf, die des „Nachsommer" (Indian summer of a Forsyte) und „Erwachen" (Awakening) von Leon Schalit

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1925 by Paul Zsolnay Verlag G.m.b.H., Berlin - Wien - Leipzig
Gesamtherstellung: A. Seydel Druck und Buchbinderei G.m.b.H., Berlin
Printed in Germany 1955

MEINER FRAU

widme ich die „Forsyte Saga" in ihrer Gesamtheit, nach meiner Überzeugung das wenigst unwürdige aller meiner Bücher, denn ohne ihre Ermutigung, Freundschaft und Kritik hätte ich nie auch nur der Schriftsteller werden können, der ich bin.

VORWORT

Der Titel „Die Forsyte Saga" war ursprünglich für den Teil bestimmt, der „Der reiche Mann" genannt ist, und der Entschluß, ihn für die gesamten Geschichten von der Familie Forsyte zu gebrauchen, ist der Forsyteschen Hartnäckigkeit zuzuschreiben, die uns allen innewohnt. Gegen das Wort Saga wäre vielleicht einzuwenden, daß es das Heroische in sich schließt und in diesen Seiten wenig von Heroismus zu finden ist. Aber es ist mit wohlüberlegter Ironie gewählt, und schließlich fehlt es dieser langen Geschichte, wenn es sich auch um Leute in Gehröcken, um Plisséekleider und eine goldverbrämte Periode handelt, doch nicht an starken Konflikten. Abgesehen von den gigantischen Gestalten und dem Blutdurst vergangener Zeiten, wie er uns in Märchen und Legenden überliefert ist, waren die Menschen der alten Saga doch auch Forsytes in ihrem Streben nach Besitz und ebensowenig gefeit gegen den Einfluß von Schönheit und Leidenschaft wie Swithin, Soames und endlich der junge Jolyon. Und wenn heroische Gestalten in Tagen, die nie gewesen, aus ihrer Umgebung in einer Art hervorzuragen scheinen, wie sie einem Forsyte aus dem Viktorianischen Zeitalter nicht wohl ansteht, ist doch als sicher anzunehmen, daß das Stammgefühl selbst damals die vorherrschende Macht war und „Familie" und „Sinn für Heim und Besitz", trotz aller späteren Bemühungen es „abzustreiten", ausschlaggebend waren, wie es bis auf den heutigen Tag der Fall ist

Es haben so viele geschrieben und behauptet, in ihren Familien die Originale der Forsytes zu sehen, daß es fast ermutigt, an das Typische dieser Spezies zu glauben. Sitten ändern sich und Moden entwickeln sich, und abgesehen von seiner Wesenheit wird „das Haus Timothys in der Bayswater Road" zu einem Nest des Unwahrscheinlichen; wir werden seinesgleichen nicht mehr wiedersehen, vielleicht auch nicht einen James und einen alten Jolyon. Und doch geben uns die Ziffern der Versicherungsgesellschaften und die Aussprüche von Richtern täglich den Beweis, daß unser irdisches Paradies, in das die wilden Eindringlinge, Schönheit und Leidenschaft, sich einschleichen

und uns die Sicherheit vor der Nase wegstehlen, noch reiche Schätze birgt. So sicher ein Hund bellen wird, wenn man ihn an die Kette legt, wird der wahre Soames in der menschlichen Natur sich immer unwillig gegen die Zerstörung auflehnen, die die Grenzen des Besitzes umlauert.

„Laß die tote Vergangenheit ihre Toten begraben" wäre ein besserer Ausspruch, wenn die Vergangenheit jemals stürbe. Das Fortbestehen der Vergangenheit ist eine jener tragikomischen Segnungen, die jedes neue Zeitalter leugnet, das ganz sicher aber wieder auf dem Schauplatze erscheint, um seinen Anspruch auf das vollkommen Neue geltend zu machen. Allein kein Zeitalter ist so vollkommen neu! Die menschliche Natur ist und wird unter den wechselnden Forderungen und Kleidern immer viel von einem Forsyte haben und könnte schließlich ein noch viel schlimmeres Geschöpf sein.

Blicken wir auf das Viktorianische Zeitalter zurück, dessen Höhepunkt, Niedergang und Verfall gewissermaßen in der Forsyte Saga geschildert ist, so sehen wir jetzt, daß wir nur vom Regen in die Traufe gekommen sind. Es würde schwierig sein, die Behauptung aufzustellen, daß die Zustände Englands im Jahre 1913 besser waren als 1886, da die Forsytes sich beim alten Jolyon versammelten, um die Verlobung Junes mit Philip Bosinney zu feiern. Und im Jahre 1920, als die Familie sich abermals versammelte, der Hochzeit Fleurs und Michael Monts beizuwohnen, ist England sicher zu morsch und bankrott, wie es in den achtziger Jahren zu starr war und zu niedrige Prozente gab. Wären diese Geschichten wirklich wissenschaftliche Fortschrittsstudien, so hätten wahrscheinlich mehr solche Faktoren wie die Erfindung des Zweirads, der Automobile und Flugzeuge, der Beginn einer billigen Presse, der Verfall des Landlebens, die Vermehrung der Städte und die Entstehung des Kinos in Betracht gezogen werden müssen. Menschen sind in der Tat völlig unfähig, ihre eigenen Erfindungen zu kontrollieren, sie entwickeln bestenfalls eine Anpassungsfähigkeit an die neuen Bedingungen, die diese Erfindungen schaffen.

Aber diese lange Geschichte ist keine Studie einer Epoche, sie soll eher die Verwirrung gewissermaßen versinnbildlichen, die Schönheit im Leben der Menschen anrichtet. Die Gestalt Irenens, die man sich, wie der Leser wahrscheinlich bemerkt haben wird, fast nur durch die Empfindungen anderer vergegenwärtigen kann, ist eine Verkörperung verwirrender Schönheit, die auf eine Welt des Besitzes einwirkt.

Leser, die die Salzwasser der Saga durchwatet haben, werden geneigt sein, Soames mehr und mehr zu bemitleiden und zu glauben, sich dadurch gegen die Gesinnung seines Gestalters aufzulehnen. Weit gefehlt! Auch er bemitleidet Soames, dessen Lebenstragödie die sehr einfache, unkontrollierbare Tragödie eines Menschen ist, der ungeliebt und nicht dickfellig genug ist, sich der Tatsache nicht bewußt zu werden. Selbst Fleur liebt Soames nicht, wie er fühlt, geliebt werden zu müssen. Aber indem sie Soames bemitleiden, stehen die Leser Irene vielleicht feindselig gegenüber. Sie denken, er ist schließlich doch kein schlechter Mensch, es ist nicht seine Schuld, sie hätte ihm verzeihen müssen, und so weiter! Und bei dieser Parteinahme geht ihnen die Vorstellung der sehr einfachen Wahrheit verloren, die der ganzen Geschichte zugrunde liegt, daß nämlich, wo bei einem der Beteiligten sexuelle Anziehungskraft vollständig fehlt, kein Aufwand von Mitleid, Vernunft oder Pflicht einen Abscheu überwinden kann, der in seiner Natur begründet ist. Ob es so sein soll oder nicht, kommt hier nicht in Frage, weil es in der Tat niemals in Frage kommt. Und wo Irene hart und grausam erscheint – wie im Bois de Boulogne oder in der Goupenor Galerie –, ist sie klugerweise nur realdenkend, da sie weiß, daß die kleinste Konzession zu unberechenbaren Folgen führt.

Beim Kritisieren der letzten Phase der Saga könnte man beklagen, daß Irene und Jolyon – diese Rebellen, wo es sich um Besitz handelt – ihren Sohn Jon als geistiges Eigentum beanspruchen. Doch das wäre wahrlich eine übertriebene Kritik der Handlung. Denn kein Vater und keine Mutter hätte dem Jungen gestatten können, Fleur zu heiraten, ohne die Tatsachen zu kennen, und die Tatsachen bestimmen Jon, nicht die Ansicht seiner Eltern. Überdies äußert Jolyon seine Ansicht nicht um seinet-, sondern um Irenens willen, und Irenens Ansicht äußert sich wiederholt in den Worten: „Denke nicht an mich, denke an dich selbst!“ Daß Jon, der die Tatsachen kennt, die Gefühle seiner Mutter begreift, kann rechtmäßig kaum als Beweis dafür gelten, daß sie, schließlich, doch eine Forsyte ist.

Aber obgleich die Einwirkung der Schönheit und des Freiheitsdranges auf eine Welt des Besitzes die hauptsächlichste Vorbedingung der Forsyte Saga ist, kann ihr die Aufgabe, den besseren Mittelstand einzubalsamieren, nicht erlassen werden. Wie die alten Ägypter ihre Mumien mit den notwendigen Dingen eines künftigen Daseins umgaben, habe ich mich bemüht, den Gestalten von Tante Ann, Juley und Hester, von Timothy und Swithin, dem alten Jolyon,

James und ihren Söhnen etwas beizugeben, das ihnen dereinst ein wenig Leben wahren soll, ein wenig Balsam zur Erhaltung in der gehetzten Welt eines zersetzenden „Fortschritts".

Wenn der bessere Mittelstand mit andern Klassen dazu bestimmt ist, in Amorphie überzugehen, liegt er hier, in diesen Seiten, konserviert unter Glas zur Schau für alle, die in dem weiten, schlecht angelegten Museum der Literatur umherstreifen. Hier ruht er in seiner eigenen Atmosphäre: dem Streben nach Besitz.

John Galsworthy

ERSTES BUCH

DER REICHE MANN

„ . . . Ihr antwortet
Die Sklaven sind ja unser . . .“
Der Kaufmann von Venedig

EDWARD GARNETT

zugeeignet

ERSTER TEIL

ERSTES KAPITEL

EMPFANG BEIM ALTEN JOLYON

Wer einem Familienfeste der Forsytes beiwohnen durfte, sah etwas Erfreuliches und Lehrreiches vor sich – eine Familie des besseren Mittelstandes in vollem Staat. Besaß einer dieser Begünstigten aber die Gabe psychologischer Analyse (ein Talent ohne Geldwert und den Forsytes gänzlich unbekannt), so konnte er Zeuge eines Schauspiels sein, das nicht nur an sich ergötzlich war, sondern auch zur Illustration eines dunklen menschlichen Problems diente. Mit andern Worten, die Versammlung dieser Familie – in der nicht einer Zuneigung für den andern empfand, nicht drei ihrer Mitglieder ein Gefühl kannten, das Sympathie genannt zu werden verdiente – bestätigte ihm jenen geheimnisvollen festen Zusammenhang, der eine Familie zu einem so gefährlichen Ganzen in der Gesellschaft, einem so treuen Abbild der Gesellschaft im kleinen macht. Es zeigte sich ihm ein flüchtiger Schimmer der dunklen Pfade sozialen Fortschritts, er erhielt einen Begriff von patriarchalischem Leben, vom Nomadenleben wilder Stämme, von der Blüte und dem Verfall der Nationen. Man könnte ihn dem vergleichen, der das Wachstum eines Baumes – ein Muster von Zähigkeit und Gedeihen auf seinem isolierten Standpunkt inmitten hundert anderer absterbender Pflanzen, die weniger stämmig, saftreich und widerstandsfähig sind – von Anfang an beobachtet hat und ihn eines Tages im vollen Schmuck seines zarten Laubes, in fast verblüffender Üppigkeit, auf der Höhe seiner Entfaltung vor sich sieht.

Am fünfzehnten Juni, Mitte der achtziger Jahre, gegen vier Uhr nachmittags, hätte ein zufälliger Beobachter unter den Gästen im Hause des alten Jolyon in Stanhope Gate sich von der höchsten Blütezeit der Forsytes überzeugen können. Der Anlaß des Empfanges war die Verlobung von Miß June Forsyte, der Enkelin des alten Jolyon, mit Mr. Philip Bosinney. Im Festschmuck ihrer hellen Handschuhe, gelben Westen, Federn und Kleider war die ganze Familie anwesend – selbst Tante Ann, die nur noch selten die Ecke

im grünen Wohnzimmer ihres Bruders Timothy verließ, wo sie im Schutze eines Büschels gefärbter Pampasgräser in einer hellblauen Vase, von den Bildern dreier Generationen der Forsytes umgeben, den ganzen Tag lesend und strickend saß. Selbst Tante Ann war da; mit ihrem ungebeugten Rücken und der stillen Würde ihres alten Gesichts ein Bild starren Festhaltens an der Familienidee. Wenn ein Forsyte sich verlobte, heiratete oder geboren wurde, waren die Forsytes dabei. Wenn ein Forsyte starb – aber bis jetzt war noch kein Forsyte gestorben; sie starben nicht, der Tod widersprach ihren Grundsätzen, sie trafen Vorsichtsmaßregeln dagegen, ganz instinktiv, wie Menschen von hoher Lebenskraft, die keine Eingriffe in ihr Eigentum dulden.

Den Forsytes, die sich heute unter die Schar der Gäste mischten, war eine größere Sorgfalt in ihrer Erscheinung anzumerken, eine wachsame, inquisitorische Sicherheit, eine gediegene Solidität, als wären sie darauf gefaßt, sich gegen irgend etwas zu wehren. Der dem Gesicht von Soames Forsyte eigene schnüffelnde Zug hatte sich ihren Reihen mitgeteilt; sie waren auf ihrem Posten. Die halb unbewußte Feindseligkeit ihrer Haltung stempelte den Empfang beim alten Jolyon zum psychologischen Moment der Familiengeschichte, machte ihn zum Vorspiel ihres Dramas. Etwas verstimmte die Forsytes, nicht persönlich, aber als Familie; und diese Verstimmung äußerte sich in einer mehr als sorgfältig gewählten Kleidung, einem Übermaß von Familienherzlichkeit, einer übertriebenen Betonung der Familienwürde – und in jenem ‚Schnüffeln'. Was die Forsytes witterten, war Gefahr – und eine solche war kaum zu vermeiden, wenn man den Grundeigenschaften einer Gesellschaft, einer Gruppe oder eines Individuums auf die Spur kommen wollte; die Vorahnung einer Gefahr verlieh ihren Waffen Glanz. Zum erstenmal schienen sie als Familie das Gefühl zu haben, mit einer unbekannten, unsichern Sache in Berührung zu kommen.

Am Klavier drüben stand ein beleibter, stattlicher Mann mit zwei Westen über der breiten Brust, mit zwei Westen und einer Rubinnadel, anstatt einer Atlasweste und der Diamantnadel für mehr gewöhnliche Gelegenheiten, und sein glattrasiertes, breites, altes Gesicht von der Farbe blassen Leders, mit den hellen Augen, hatte über der Atlasbinde seine würdevollste Miene aufgesteckt. Dicht am Fenster, wo er mehr als sein Teil frische Luft schöpfen konnte, schaute, vornübergeneigt wie immer, sein Zwillingsbruder James versunken auf das Schauspiel vor ihm. Wie der beleibte Swithin

war er über sechs Fuß hoch, aber sehr hager, als sei er von Geburt an dazu bestimmt, das Gleichgewicht herzustellen und den Durchschnitt aufrechtzuerhalten – den Dicken und den Dünnen nannte der alte Jolyon diese beiden. Seine grauen Augen hatten einen Ausdruck völliger Vertieftheit in geheime Unruhe, die nur zuweilen durch einen raschen prüfenden Blick auf die Vorgänge um ihn her unterbrochen wurde, und seine Wangen, die zwei gleichlaufende Falten und eine glattrasierte Oberlippe schmal erscheinen ließen, waren von langen Koteletts umrahmt. In den Händen drehte er einen Porzellangegenstand hin und her. Nicht weit davon, neben einer Dame in Braun, der er zuhörte, sah man blaß und gutrasiert, mit dunklem Haar, aber ziemlich kahl, das Kinn seitwärts vorgeschoben, seinen einzigen Sohn Soames, der die Nase mit dem bewußten ‚Schnüffeln' hob, als verschmähte er ein Ei, das für ihn unverdaulich war. Hinter ihm sein Vetter, der lange George, ein Sohn Rogers, des fünften Forsyte, mit dem durchtriebenen Blick in dem fleischigen Gesicht, der einen seiner boshaften Späße überlegte. Auf allen lastete ein Druck, der mit der festlichen Veranlassung in Zusammenhang stand.

In einer Reihe, dicht nebeneinander, saßen drei Damen – die Tanten Ann, Hester (die beiden alten Jungfern der Familie Forsyte) und Juley (Diminutiv von Julia), die sich, und nicht einmal in ihrer ersten Jugend, so weit vergessen hatte, Septimus Small, einen Mann von schwächlicher Konstitution, zu heiraten. Sie hatte ihn um viele Jahre überlebt. Jetzt wohnte sie mit ihrer älteren und jüngeren Schwester im Hause ihres sechsten und jüngsten Bruders Timothy in der Bayswater Road. Jede dieser Damen hielt einen Fächer in der Hand und betonte durch eine Farbennote, eine effektvolle Feder oder Brosche das Festliche der Gelegenheit.

Mitten im Zimmer, unter dem Kronleuchter, stand, wie es sich für einen Wirt gebührt, das Haupt der Familie, der alte Jolyon selbst. Mit seinen achtzig Jahren, dem schönen weißen Haar, der hochgewölbten Stirn, den kleinen dunkelgrauen Augen und einem mächtigen, herabhängenden Schnurrbart, der über die ganze Breite seiner starken Kinnladen reichte, glich er einem Patriarchen, und trotz der hagern Wangen und eingefallenen Schläfen schien er über eine unversiegbare Jugendkraft zu verfügen. Er hielt sich außerordentlich aufrecht, seine scharfen ruhigen Augen hatten nichts von ihrem hellen Glanz verloren, und er erweckte so, dem Zweifel und der Unentschlossenheit unbedeutenderer Menschen gegenüber, den

Eindruck von Überlegenheit. Nachdem er unzählige Jahre hindurch seinen eigenen Weg gegangen war, hatte er ein unbestrittenes Recht darauf erworben, und niemals wäre es ihm in den Sinn gekommen, Bedenken oder Mißtrauen zu hegen. Zwischen ihm und den vier andern Brüdern, James, Swithin, Nicholas und Roger, die sich alle eingefunden hatten, herrschte große Verschiedenheit und große Ähnlichkeit. Diese Brüder waren untereinander sehr verschieden, und doch glichen sie sich alle. Bei aller Abweichung in Zügen und Ausdruck dieser fünf Gesichter war eine gewisse Festigkeit des Kinns auffallend, das trotz äußerlicher Unterschiede als ein Rassenmerkmal – die wahre Zunftmarke und Gewähr für den Familienwohlstand – gelten konnte, aber zu lange bestand und aus zu ferner Vorzeit stammte, um nachgewiesen und festgestellt zu werden. Bei der jüngeren Generation, dem großen stierähnlichen George, dem bleichen kraftvollen Archibald, dem jungen Nicholas mit seinem liebenswürdig schüchternen Eigensinn und dem ernsten, in seiner Entschiedenheit fast albernen Eustace, bemerkte man, weniger ausgesprochen vielleicht, aber unverkennbar, dasselbe Merkmal – ein unausrottbares Zeichen des Familiencharakters.

Auf allen diesen ungleichartigen und doch so ähnlichen Gesichtern hatte sich im Laufe des Nachmittags mitunter ein Ausdruck des Argwohns gezeigt, dessen Gegenstand offenbar der Mann war, den kennenzulernen sie sich hier versammelt hatten. Sie wußten, daß Philip Bosinney ein junger Mann ohne Vermögen war, aber Forsytesche Mädchen hatten sich auch früher mit solchen verlobt und sie dann auch wirklich geheiratet. Dies also war nicht eigentlich der Grund ihrer Besorgnis. Sie hätten den Ursprung dieser durch den Nebel des Familienklatsches verdunkelten Bangigkeit nicht erklären können. Jedenfalls ging das Gerücht, er habe seinen Antrittsbesuch bei den Tanten Ann, Hester und Juley in einem weichen grauen Hut gemacht! – in einem weichen grauen Hut! und nicht einmal in einem neuen – sondern in einem verstaubten, formlosen Ding. ‚Unglaublich, nicht wahr – sehr merkwürdig!‘ Als Tante Hester durch den kleinen dunklen Flur ging, hatte sie versucht (sie war ziemlich kurzsichtig) das Ding vom Stuhl hinunterzuscheuchen, da sie es für eine gemeine fremde Katze hielt – ihr Tommy hatte so kompromittierende Freunde! Sie war ganz verstört, als es sich nicht rührte.

Wie ein Künstler beständig die bedeutsame Kleinigkeit zu entdecken sucht, in der sich der ganze Charakter einer Szene, eines Ortes oder eines Individuums verkörpert, waren die Forsytes, diese unbe-

wußten Künstler, ganz intuitiv an diesem Hute haftengeblieben. Das war für sie die bedeutsame Kleinigkeit, der kleine Nebenumstand, der die Bedeutung der ganzen Sache in sich faßt; denn jeder hatte sich gefragt: ‚Hättest du diesen Besuch in solchem Hut gemacht?', und jeder hatte erwidert ‚Nein!', und einige mit mehr Phantasie hatten hinzugefügt: ‚So etwas wäre mir nie in den Sinn gekommen!'

Als George die Geschichte hörte, grinste er. Mit dem Hut hatte der junge Mann sich offenbar einen Scherz erlaubt! Er selbst verstand sich auf dergleichen. „Sehr kühn", sagte er, „dieser wilde Bukanier!" Und dieses mot, ‚der Bukanier', ging von Mund zu Mund, bis er die Lieblingsform wurde, mit der man auf Bosinney anspielte.

Die Tanten machten June später Vorwürfe wegen des Hutes. „Du hättest das nicht zulassen dürfen, mein Kind!" hatten sie gesagt. Auf ihre herrisch lebhafte Art, in der sich die ganze Willenskraft des kleinen Geschöpfes offenbarte, hatte June geantwortet: „Ach, was schadet das? Phil weiß nie, was er anhat." Niemand hätte eine so verwegene Antwort für möglich gehalten. Ein Mann sollte nicht wissen, was er anhat? Unglaublich!

Wer war denn eigentlich dieser junge Mensch, der durch seine Verlobung mit June, der anerkannten Erbin des alten Jolyon, so gut für sich gesorgt hatte? Er war Architekt, das war an sich doch kein genügender Grund, einen solchen Hut zu tragen. Von den Forsytes war zufällig keiner Architekt, aber einer von ihnen kannte zwei Architekten, die zu einem Pflichtbesuch in der Londoner Season niemals einen solchen Hut getragen hätten. Verdächtig – sehr verdächtig! June natürlich fand gar nichts darin, aber sie stand auch, trotz ihrer noch nicht achtzehn Jahre, in einem besonderen Ruf. Hatte sie nicht zu Soames' Frau – die immer so wundervoll angezogen ging – gesagt, Federn wären ordinär? Und wirklich hatte Soames' Frau seitdem keine Federn mehr getragen, so schrecklich unverfroren war die liebe June.

Diese Besorgnisse, diese Mißbilligung und dies durchaus echte Mißtrauen hinderten die Forsytes jedoch nicht, sich auf die Einladung des alten Jolyon hin einzufinden. Ein Empfang in Stanhope Gate war eine große Seltenheit, seit dem Tode seiner Frau vor zwölf Jahren hatte keiner mehr stattgefunden. Noch nie hatte sich dort eine so zahlreiche Gesellschaft versammelt, denn trotz aller Verschiedenheit im geheimen eng miteinander verknüpft, hatten sie

sich gegen eine gemeinsame Gefahr gewappnet. Wie eine Herde, wenn ein Hund ins Feld läuft, standen sie Kopf an Kopf und Schulter an Schulter, bereit, den Eindringling niederzurennen und totzutrampeln. Offenbar waren sie auch gekommen, um herauszufinden, welche Art von Geschenken schließlich wohl von ihnen erwartet wurde. Regelten sie die Frage der Hochzeitsgeschenke auch gewöhnlich in dieser Art: – ‚Was schenkst du? Nicholas schenkt Löffel!' – so kam es doch sehr auf den Bräutigam an. War er gewandt, geschniegelt und von gefälligem Aussehen, so hielten sie es für geboten, ihm auch hübsche Geschenke zu machen, das durfte er von ihnen erwarten. Zuletzt gab jeder freilich genau das, was durch eine Art von Familienübereinkommen als passend und schicklich festgesetzt wurde, wie die Preise auf der Börse festgesetzt werden, wobei die genauen Einzelheiten in Timothys behaglichem, am Hydepark gelegenen Haus aus roten Ziegeln näher bestimmt wurden, wo die Tanten Ann, Hester und Juley wohnten.

Die Unruhe der Familie Forsyte war durch die einfache Erwähnung des Hutes gerechtfertigt. Hätte nicht jede Familie des besseren Mittelstandes, die den ihr gebührenden äußeren Anstand zu wahren wußte, es für unmöglich und unrecht gehalten, sich hier nicht beunruhigt zu fühlen? Der Urheber dieser Unruhe stand im Gespräch mit June an der nächsten Tür. Sein lockiges Haar war zerzaust, und er sah aus, als fände er alles ungewöhnlich, was um ihn her vorging. Seine Miene verriet auch, daß er seinen Spaß daran hatte. George, der sich halblaut mit seinem Bruder Eustace unterhielt, sagte: „Er sieht aus, als wolle er sich aus dem Staube machen – der flotte Bukanier!" Dieser ‚sehr sonderbar aussehende Mann', wie Mrs. Small ihn hernach nannte, war von mittlerer Größe und kräftig gebaut, hatte ein bleiches, braunes Gesicht, einen staubfarbenen Schnurrbart, sehr vorstehende Backenknochen und hohle Wangen. Seine Stirn stieg bis zum Wirbel des Kopfes hinauf und trat über den Augen in Höckern hervor, wie man es an Löwenstirnen im Zoo sehen kann. Er hatte Augen von der Farbe des Sherry, mit einem zuweilen beunruhigenden zerstreuten Blick. Der Kutscher des alten Jolyon sollte, nachdem er June und Bosinney ins Theater gefahren hatte, zum Butler, dem Haushofmeister, gesagt haben: „Aus dem wer ich nich klug. Mir kommt er wahrhaftig vor wie 'n ‚Jahrmarktstiger'!" Und hin und wieder tauchte ein Forsyte in der Nähe auf, schob sich vorbei und warf dabei einen Blick auf ihn. June – das winzige Ding, ‚ganz Haar und Geist', wie jemand

einmal gesagt hatte, mit furchtlosen blauen Augen, einem festen Mund und leuchtenden Farben – stand vor ihm und wehrte diese müßige Neugierde ab – Gesicht und Körper waren fast zu zart für ihre Krone rotgoldenen Haares.

Eine große Dame von schöner Gestalt – ein Familienmitglied hatte sie einmal mit einer heidnischen Göttin verglichen – beobachtete die beiden mit einem schattenhaften Lächeln. Sie hielt die Hände in perlgrauen Handschuhen gekreuzt, das ernste schöne Gesicht zur Seite gewandt, und die Blicke aller Männer in der Nähe ruhten darauf. Ihre biegsame Gestalt wiegte sich, wie vom bloßen Lufthauch bewegt. Es war Wärme in ihren Wangen, aber wenig Farbe; ihre großen dunklen Augen blickten sanft. Aber die Männer schauten auf ihre Lippen, wenn sie mit jenem schattenhaften Lächeln eine Frage stellte oder eine Antwort gab. Es waren sensitive Lippen, süß und sinnlich, und wie von einer Blume schien Wärme und Duft von ihnen auszuströmen.

Von dem Brautpaar war die stille Göttin und ihr forschender Blick bis jetzt unbemerkt geblieben. Bosinney entdeckte sie zuerst und fragte nach ihrem Namen. June führte ihren Verlobten zu der Dame mit der schönen Figur. „Irene ist meine allerbeste Freundin", sagte sie. „Und ihr beide müßt auch gute Freunde werden." Alle drei lächelten bei dem Gebot des kleinen Wesens, und während sie noch lächelnd dastanden, tauchte Soames Forsyte geräuschlos hinter der Dame mit der schönen Figur auf, die seine Frau war, und sagte: „Bitte, stelle mich doch auch vor." Er entfernte sich bei öffentlichen Gelegenheiten nur selten von Irenens Seite, und wenn sie im Drang des gesellschaftlichen Verkehrs einmal getrennt wurden, konnte man sehen, wie seine Augen ihr mit einem seltsamen Ausdruck von Wachsamkeit und Verlangen folgten.

Am Fenster untersuchte James, sein Vater, noch immer den Fabrikstempel auf dem Porzellan. „Ich wundere mich, daß Jolyon diese Verbindung zugibt", sagte er zu Tante Ann. „Wie ich höre, haben sie auf Jahre hinaus keine Aussicht, sich zu heiraten. Dieser junge Bosinney (er machte im Gegensatz zu der üblichen Anwendung des offenen o einen Daktylus aus dem Wort) besitzt nichts. Als Winifred damals Dartie heiratete, sorgte ich dafür, daß er jeden Penny sicher anlegte – ein wahres Glück übrigens – sonst hätten sie jetzt nichts mehr!" Tante Ann blickte von ihrem Sammetsessel auf. Graue Locken rahmten ihre Stirn ein, Locken, die, seit Jahrzehnten unverändert, allen Sinn für Zeit in der Familie ausgelöscht hatten. Sie

erwiderte nichts, denn sie sprach selten und schonte ihre alte Stimme, aber für James, der kein ganz ruhiges Gewissen hatte, war ihr Blick so gut wie eine Antwort. „Ja", sagte er, „ich konnte nichts dafür, daß Irene kein Geld hatte. Soames hatte es so eilig, er magerte sichtlich ab, als er sich so lange um sie bewarb." Verdrießlich stellte er die Schale aufs Klavier und ließ seine Augen zu der Gruppe an der Tür wandern. „Meiner Ansicht nach", sagte er ganz wider Erwarten, „ist es ganz gut so, wie es ist!" Tante Ann forderte ihn nicht auf, diese merkwürdige Äußerung zu erklären. Sie wußte, was er dachte. Da Irene keine Mittel hatte, würde sie nicht so töricht sein, dumme Streiche zu machen, denn es hieß — es hieß —, sie habe getrennte Zimmer verlangt; aber Soames natürlich hatte nicht — James unterbrach sie in ihrer Träumerei. „Wo ist denn Timothy?" fragte er. „Ist er nicht mitgekommen?" Über Tante Anns zusammengepreßte Lippen drängte sich ein feines Lächeln. „Nein, er hat es nicht für ratsam gehalten, wo so viel Diphtheritis in der Luft liege und er so dazu neige, sich etwas zu holen." „Ja, er ist sehr besorgt um sich", erwiderte James. „Ich kann's mir nicht leisten, so besorgt um mich zu sein wie er." Es war nicht leicht zu sagen, ob Bewunderung, Neid oder Verachtung in dieser Bemerkung vorherrschend war.

Timothy, das Baby der Familie, ließ sich in der Tat selten sehen. Er war Verleger von Beruf gewesen und hatte vor einigen Jahren, als das Geschäft noch in voller Blüte stand, eine Stockung vorausgewittert, die zwar noch immer nicht eingetreten war, aber nach der übereinstimmenden Meinung aller schließlich kommen mußte, darauf seinen Anteil an eine Firma verkauft, die sich hauptsächlich mit der Herstellung religiöser Bücher beschäftigte, und den ganz beträchtlichen Gewinn in goldsichern Papieren angelegt. Hierdurch war er sofort in eine völlig isolierte Stellung gekommen, denn kein Forsyte begnügte sich mit weniger als vier Prozent für sein Geld; und diese Isolierung hatte langsam, aber sicher seinen Geist unterminiert, der mehr zu Vorsicht neigte, als gemeinhin üblich war. Er war fast zur Mythe geworden — einer Art Verkörperung der Hypothekensicherheit, die im Hintergrund der Forsyteschen Welt spukte. Er hatte nie die Unklugheit besessen, zu heiraten oder sich irgendwie mit Kindern zu behelligen.

James fuhr fort, indem er das Porzellan beklopfte: „Das ist kein echtes altes Worcester. Jolyon hat dir doch wohl etwas über den jungen Mann gesagt. Nach allem, was ich höre, hat er weder ein Geschäft noch ein Einkommen oder nennenswerte Verbindungen;

aber ich weiß übrigens nichts – mir sagt keiner was!" Tante Ann schüttelte den Kopf. Ein Zittern überflog ihr geierähnliches altes Gesicht mit dem eckigen Kinn; die spindeldürren Finger preßten und verflochten sich ineinander, als wäre sie bemüht, ihre Willenskraft immer aufs neue anzuspannen. Sie war um einige Jahre älter als die übrigen Forsytes und nahm deshalb eine besondere Stellung unter ihnen ein. Obwohl allesamt Opportunisten und Egoisten – wenngleich nicht mehr als ihre Nachbarn auch –, schwand ihre Sicherheit doch ihrem unbestechlichen Wesen gegenüber, und wurde es ihnen einmal zu arg, so gingen sie ihr lieber aus dem Wege!

James schlug die langen dünnen Beine übereinander und fuhr fort: „Jolyon muß immer seinen eigenen Weg gehen. Er hat keine Kinder –", hier stockte er, denn ihm fiel ein, daß des alten Jolyon Sohn, der junge Jolyon, Junes Vater, noch lebte, der eine solche Torheit begangen und sich selbst um alles gebracht hatte, als er Weib und Kind im Stiche gelassen und mit der ausländischen Erzieherin durchgegangen war. „Na", fing er hastig wieder an, „wenn er so was tut, muß er sich's wohl leisten können. Was gibt er ihr denn mit? Wohl tausend Pfund jährlich; er hat ja sonst niemand, dem er sein Geld hinterlassen kann."

Er streckte die Hand aus, um sie einem lebhaften, glattrasierten Manne mit eingeknickter Nase, dicken Lippen und kalten grauen Augen unter rechtwinkligen Brauen zu reichen, der kaum ein Haar auf dem Kopfe hatte. „Na, Nick", brummte er, „wie geht's?" Mit seiner vogelartigen Geschwindigkeit und dem Aussehen eines übernatürlich braven Schuljungen legte Nicholas Forsyte (er hatte es bei den Gesellschaften, deren Direktor er war, durchaus rechtmäßig zu einem großen Vermögen gebracht) in diese kalte Hand seine noch kälteren Fingerspitzen und zog sie schnell wieder zurück. „Mir geht's schlecht", sagte er verdrießlich, „die ganze Woche schon; kann nachts nicht schlafen, der Doktor weiß nicht warum. Er ist ein tüchtiger Kerl, sonst hätte ich ihn nicht, aber ich bekomme nichts als Rezepte aus ihm heraus." „Doktoren!" fiel James ihm scharf ins Wort. „Ich hatte die Ärzte von ganz London für uns. Aus denen ist nichts Vernünftiges herauszubekommen, sie sagen einem irgend etwas. Da nimm zum Beispiel Swithin. Was haben sie dem genützt? Er ist dicker denn je, geradezu unförmig; sie bekommen sein Gewicht nicht herunter. Sieh ihn nur an!"

Swithin Forsyte, groß, vierschrötig und breit, mit einer Brust wie ein aufgeplusterter Täuberich im Staat seiner hellen Westen, kam

gerade auf sie zustolziert. „'n Tag, wie geht's?" sagte er in seiner stutzerhaften Weise. Jeder der Brüder zeigte eine gereizte Miene, wenn er die andern beiden ansah, denn er wußte aus Erfahrung, daß sie versuchen würden, seine Leiden durch die ihren in Schatten zu stellen. „Wir sprachen eben davon", sagte James, „daß du gar nicht dünner wirst." Swithins helle runde Augen quollen bei der Anstrengung hervor, die das Hören ihm bereitete. „Dünner? Ich bin ganz zufrieden", sagte er und neigte sich etwas vor, „nicht so ein Zwirnsfaden wie du!" Aber in der Furcht, etwas von seiner Stattlichkeit einzubüßen, nahm er wieder seine unbewegliche Haltung an, denn ihm ging nichts über eine distinguierte Erscheinung.

Tante Ann ließ ihre alten Augen von einem zum andern schweifen. Ihr Blick war ernst und mild. Die drei Brüder wiederum blickten Tante Ann an. Sie begann klapprig zu werden. Eine wunderbare Frau! Bald sechsundachtzig, und konnte gut noch zehn Jahre länger leben, dabei war sie nie sehr kräftig gewesen. Swithin und James, die Zwillinge, waren erst fünfundsiebzig, Nicholas ein wahres Baby an die siebzig. Alle waren gesund und die Aussichten darum tröstlich. Von allem Besitz lag ihre Gesundheit ihnen natürlich am meisten am Herzen.

„Mir geht's eigentlich recht gut", fuhr James fort, „aber meine Nerven sind nicht in Ordnung. Die geringste Kleinigkeit ärgert mich zu Tode. Ich werde zur Kur nach Bath gehen müssen." „Bath!" sagte Nicholas. „Ich hab's mit Harrogate versucht. Das hat gar keinen Zweck. Ich brauche Seeluft. Es geht nichts über Yarmouth. Wenn ich dort bin, schlafe ich—" „Mit meiner Leber steht's schlimm", unterbrach ihn Swithin langsam. „Scheußliche Schmerzen hier", und er legte die Hand auf die rechte Seite. „Mangel an Bewegung", brummte James mit einem Blick auf die Porzellanschale. Schnell fügte er hinzu: „Habe da auch Schmerzen." Swithin wurde rot, sein altes Gesicht erinnerte an einen Truthahn. „Bewegung!" sagte er. „Die hab' ich reichlich. Ich benutze nie den Fahrstuhl im Klub." „Davon wußte ich nichts", fiel James ein. „Ich weiß überhaupt nichts; mir sagt keiner was." Swithin glotzte ihn an und fragte: „Was tust du gegen die Schmerzen da?" James leuchtete auf. „Ich", begann er, „ich nehme eine Mischung von —"

„Wie geht's, Onkel?" June stand mit ausgestreckter Hand vor ihm und reckte ihr resolutes Gesichtchen empor zu dem seinen. Das Leuchten in James' Gesicht erlosch. „Guten Tag", sagte er unwirsch. „Du willst also morgen nach Wales, um die Tanten deines Ver-

lobten zu besuchen? Da regnet es immer.“ Er beklopfte die Schale: „Dies ist kein echtes altes Worcester. Das Service, das ich deiner Mutter zur Hochzeit schenkte, das war echt.“ June schüttelte ihren drei Großonkeln der Reihe nach die Hand und wandte sich darauf zu Tante Ann. Ein inniger Ausdruck war in das Gesicht der alten Dame gekommen, sie küßte dem Mädchen die Wange mit zitternder Inbrunst. „Nun, mein Kind“, sagte sie, „du willst also auf einen ganzen Monat fort?“

Das junge Mädchen ging weiter, und Tante Ann sah der zierlichen kleinen Gestalt nach. Die runden, stahlgrauen Augen der alten Dame, die sich wie bei einem Vogel mit einem Häutchen zu überziehen begannen, folgten ihr nachdenklich durch das lärmende Gedränge, denn die Gesellschaft fing gerade an aufzubrechen; und ihre Fingerspitzen preßten sich in erneuter Anspannung ihrer Willenskraft wie zur Abwehr gegen jene unabwendbar letzte Reise immer fester aneinander. ‚Ja‘, dachte sie, ‚es waren alle sehr freundlich; so viele kamen, um ihr zu gratulieren. Sie müßte so recht glücklich werden.‘

Von den Gästen, die sich an der Tür drängten – lauter gutgekleidete Leute aus den Kreisen von Juristen, Ärzten, Kaufleuten und andern zahllosen Berufen des bessern Mittelstandes –, waren nur etwa zwanzig Prozent Forsytes. Aber Tante Ann schien alle als Forsytes zu betrachten – und ein großer Unterschied war allerdings auch nicht vorhanden –, sie sah nur ihr eigen Fleisch und Blut. Die Familie, das war ihre Welt, und für sie gab es keine andere, hatte es vielleicht nie eine andere gegeben. Alle ihre kleinen Geheimnisse, Krankheiten, Verlobungen und Heiraten, wie sie vorwärtskamen und ob sie Geld verdienten: alles dies war ihr Eigentum, ihre Freude, ihr Leben; darüber hinaus gab es nur einen vagen, schattenhaften Nebel von Ereignissen und Personen ohne eigentliche Bedeutung. Das würde sie eines Tages aufgeben müssen, wenn die Reihe zu sterben an sie kam; das gab ihr dieses Ansehen, jenes geheime Selbstgefühl, ohne das keiner von uns das Leben erträgt; und daran klammerte sie sich inbrünstig mit einer täglich wachsenden Gier. Wenn das Leben ihr auch entglitt, *das* wollte sie bis zum Ende behalten. Sie dachte an den jungen Jolyon, Junes Vater, der mit der Ausländerin durchgegangen war. Das war ein Schlag für seinen Vater und sie alle. Solch ein vielversprechender Junge! Ein harter Schlag, wenn es auch glücklicherweise zu keinem öffentlichen Skandal gekommen war, da Jos Frau keine Scheidung gewollt hatte! Es war

lange her! Und als Junes Mutter vor sechs Jahren starb, hatte Jo jene Person geheiratet, und wie sie gehört, hatten sie jetzt zwei Kinder. Dennoch hatte er sein Recht verwirkt, hier zu sein, hatte sie um die höchsten Erwartungen betrogen, die der Familienstolz in ihr erweckt, und sie der Freude beraubt, ihren Liebling, solch einen vielversprechenden Jungen, auf den sie so stolz gewesen, zu sehen und zu küssen! Dieser Gedanke zehrte mit der Bitterkeit lang erlittenen Unrechts an ihrem zähen alten Herzen. Ihre Augen wurden feucht, und sie trocknete sie verstohlen mit einem Taschentuch aus feinstem Batist.

„Na, Tante Ann?" sagte eine Stimme hinter ihr. Soames Forsyte, glattrasiert, mit flachen Schultern, flachen Wangen und flachen Hüften, dabei rundlich wirkend und soigniert in seiner ganzen Erscheinung, sah schräg auf Tante Ann herab, als versuche er durch seine eigene Nase zu sehen. „Und was sagst du zu dieser Verlobung?" fragte er. Tante Anns Augen ruhten mit Stolz auf ihm. Als der älteste ihrer Neffen seit dem Verschwinden des jungen Jolyon aus dem Familienkreise war er jetzt ihr Liebling, denn in ihm erkannte sie einen treuen Heger der Familienseele, die ihrer Obhut so bald entrissen werden sollte. „Sehr erfreulich für den jungen Mann", sagte sie, „er sieht übrigens gut aus. Aber ich weiß nicht, ob er so ganz der Rechte ist für unsere June." Soames befühlte den Rand eines vergoldeten Kronleuchters. „Sie wird ihn zähmen", sagte er, indem er seinen Finger heimlich naß machte und an den höckrigen Buckeln rieb. „Das ist echte alte Vergoldung, so was gibt es heute gar nicht mehr. Der brächte einen guten Preis bei Jobson." Er sprach mit Behagen, als fühle er, daß er die alte Tante aufheitere. Er war selten so mitteilsam. „Ich wollte, er gehörte mir", fügte er hinzu, „alte echte Sachen wird man jederzeit gut los." „Du verstehst dich so gut auf solche Dinge", sagte Tante Ann. „Und wie geht es Irene?" Soames' Lächeln erstarb. „Oh, ganz gut", sagte er. „Sie klagt über schlechten Schlaf, dabei schläft sie viel besser als ich", und er blickte zu seiner Frau hinüber, die an der Tür mit Bosinney sprach. Tante Ann seufzte. „Vielleicht wäre es besser", sagte sie, „wenn sie nicht so viel mit June zusammensteckte. Sie ist ein so entschiedener Charakter, die liebe June!" Soames stieg die Röte ins Gesicht; sie flog über seine flachen Wangen und setzte sich als Merkmal quälender Gedanken zwischen den Augen fest. „Ich weiß nicht, was sie an dem kleinen Irrwisch findet", entfuhr es ihm, doch als er merkte, daß

sie nicht länger allein waren, drehte er sich um und fing wieder an, den Kronleuchter zu untersuchen.

„Ich höre, Jolyon hat ein neues Haus gekauft", sagte seines Vaters Stimme dicht neben ihm; „er muß einen Haufen Geld haben – mehr, als er zu gebrauchen weiß! Am Montpellier Square, sagen sie, dicht neben Soames! Mir hat keiner was davon gesagt – Irene sagt mir nie was!" „Ausgezeichnete Lage, keine zwei Minuten von mir", ließ sich Swithins Stimme vernehmen, „und von meiner Wohnung fahre ich in acht Minuten bis zum Klub." Die Lage ihrer Häuser war für die Forsytes eine Lebensfrage, kein Wunder übrigens, denn die ganze Seele ihres Erfolges war darin verkörpert.

Ihr Vater, der einem Bauerngeschlecht entstammte, war im Anfang des Jahrhunderts aus Dorsetshire gekommen. Von Beruf Steinmetz, hatte er sich zum Baumeister emporgearbeitet. Gegen Ende seines Lebens war er nach London gezogen, wo er in Highgate begraben wurde, nachdem er bis an seinen Tod gebaut hatte. Er hinterließ seinen zehn Kindern über dreißigtausend Pfund. Wenn der alte Jolyon ihn überhaupt einmal erwähnte, beschrieb er ihn als einen ‚Mann von kräftig derbem Schlag – nicht sonderlich fein'. Die zweite Generation hatte allerdings das Gefühl, daß nicht viel Staat mit ihm zu machen war. Der einzige aristokratische Zug, den sie in seinem Wesen entdecken konnten, war seine Gewohnheit, Madeira zu trinken. Tante Hester, eine Autorität auf dem Gebiet der Familiengeschichte, schilderte ihn in folgender Weise: „Ich erinnere mich nicht, daß er je etwas tat, wenigstens nicht zu meiner Zeit. Er war eben – Hausbesitzer, weißt du. Sein Haar war etwa von der Farbe wie das von Onkel Swithin; ziemlich vierschrötig war er. Groß? N–nicht sehr (er war fünfundeinenhalben Fuß hoch gewesen, mit roten Flecken im Gesicht), er hatte frische Farben. Trank sehr gern Madeira, das weiß ich noch, fragt nur Tante Ann. Was sein Vater war? Der, hm – der hatte mit dem Land da unten in Dorsetshire, an der See, zu tun."

James war einmal hingefahren, um selbst zu sehen, aus was für einer Gegend sie eigentlich stammten. Er fand zwei alte Pachthöfe vor, von wo aus eine Wagenspur, die die rote Erde durchfurchte, zu einer Mühle unten am Strande führte, eine kleine graue Kirche innerhalb einer Pfeilermauer und eine noch kleinere und grauere Kapelle. Der Strom, der die Mühle trieb, kam in einem Dutzend kleiner Bäche plätschernd herab, und an der Bucht trieben sich Schweine umher. Ein leichter Nebel verhüllte die Aussicht. Die Vor-

fahren der Forsytes waren es augenscheinlich zufrieden gewesen, Hunderte von Jahren Sonntag für Sonntag, die Füße tief im Morast und den Blick aufs Meer gerichtet, durch diesen Hohlweg zu wandern. Ob James im stillen auf ein Erbe gerechnet oder sonst etwas ganz Außergewöhnliches zu finden gehofft hatte oder nicht, er kam jedenfalls ganz kleinlaut nach der Stadt zurück und war aufs äußerste bemüht, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. „Da ist nicht viel zu holen", sagte er, „ein richtiges kleines Landnest, und uralt." Das Alter war noch ein Trost. Der alte Jolyon, bei dem mitunter eine unverfrorene Offenherzigkeit hervorsprudelte, sprach von seinen Vorfahren zuweilen als von ‚Freisassen – kleine Verhältnisse vermutlich'. Doch wiederholte er das Wort ‚Freisassen', als gewähre es ihm eine besondere Genugtuung.

Die Forsytes hatten es alle so weit gebracht, daß sie nun als ‚gutsituierte Leute', wie man es nennt, eine gewisse Stellung einnahmen. Sie hatten ihr Vermögen in allen möglichen Aktien angelegt, nur – Timothy ausgenommen – nicht in Konsols, denn sie fürchteten nichts auf der Welt so sehr wie drei Prozent für ihr Geld. Sie sammelten Bilder und unterstützten Wohltätigkeitsanstalten, die ihren kranken Dienstboten einmal zugute kommen konnten. Von ihrem Vater, dem Steinmetz, hatten sie Verständnis für Ziegel und Mörtel geerbt. Wenn sie ursprünglich vielleicht auch einer schlichten Sekte angehört hatten, waren sie nach dem natürlichen Lauf der Dinge jetzt Mitglieder der Staatskirche und hielten darauf, daß ihre Frauen und Kinder ziemlich regelmäßig die vornehmeren Kirchen der Hauptstadt besuchten. Zweifel an ihrer Christlichkeit hätten sie überrascht und verletzt. Einige von ihnen bezahlten sogar ihre Kirchenstühle und brachten so in der praktischsten Weise ihre Sympathie für die Lehren Christi zum Ausdruck.

Ihre Häuser lagen in bestimmten Abständen rings um den Hydepark und paßten wie die Schildwachen auf, daß das reiche Herz Londons, an dem ihre Wünsche hingen, nicht ihren Händen entschlüpfte und sie dadurch in der eigenen Achtung sinken ließ. Der alte Jolyon wohnte in Stanhope Place; James in Park Lane; Swithin in der einsamen Pracht orangefarbener und blauer Gemächer in Hydepark Mansions – er hatte nie geheiratet – Gott bewahre! –, Soames mit seiner Frau in ihrem Heim bei Knightsbridge; Roger in Prince's Gardens. (Roger war dadurch merkwürdig unter den Forsytes, daß er sich vorgenommen und es durchgesetzt hatte, seine vier Söhne zu einem neuen Beruf zu erziehen. ‚Legt euer Geld in Häusern

an – darüber geht nichts!' pflegte er zu sagen. ‚Ich hab's nie anders gemacht!') Dann Haymans – Mrs. Hayman war die einzige verheiratete Schwester der Forsytes – in einem Haus oben in Campden Hill, wie eine Giraffe anzusehen und so hoch, daß, wer es betrachtete, einen steifen Nacken bekam. Nicholas wohnte in Ladbroke Grove in einer geräumigen Wohnung und billig dazu; und endlich Timothy in der Bayswater Road, wo Ann, Hester und Juley unter seinem Schutz lebten.

James hatte die ganze Zeit nachdenklich dagestanden und fragte endlich seinen Gastgeber und Bruder, was er für das Haus am Montpellier Square gegeben hatte. Er selber habe seit Jahren dort ein Haus im Auge, aber sie forderten einen zu hohen Preis dafür. Der alte Jolyon berichtete über die Einzelheiten seines Kaufes. „Auf zweiundzwanzig Jahre?" wiederholte James, „gerade das Haus, das ich wollte – du hast zuviel dafür bezahlt!" Der alte Jolyon runzelte die Stirn. „Ich will es nicht etwa für mich haben", sagte James hastig, „zu dem Preis paßt es nicht für meine Zwecke. Soames kennt das Haus sehr gut, na – er wird dir sagen, daß es zu teuer ist – auf sein Urteil kann man etwas geben." „Ich gebe keinen Pfifferling dafür", sagte der alte Jolyon. „Meinetwegen", brummte James, „du mußt ja immer deinen Willen haben – aber sein Urteil ist gut. Adieu! Wir wollen nach Hurlington hinausfahren. Ich höre, June geht nach Wales. Du wirst morgen allein sein. Was hast du vor? Du solltest zum Essen lieber zu uns kommen!"

Jolyon lehnte ab. Er ging mit an die Haustür, half ihnen in den Wagen und zwinkerte ihnen zu, denn er hatte seinen Unmut schon vergessen. Im Fond saß groß und majestätisch James' Frau mit kastanienbraunem Haar, ihr zur Linken Irene – die beiden Gatten, Vater und Sohn, nahmen eifrig, fast erwartungsvoll, ihren Frauen gegenüber Platz. Auf ihren Sprungfederpolstern hin und her geworfen, gaben sie schwankend jeder Bewegung des Wagens nach und fuhren, von den Blicken des alten Jolyon begleitet, schweigend im Sonnenschein davon.

Während der Fahrt unterbrach James' Frau das Schweigen. „Ist euch jemals eine solche Gesellschaft schnurriger Leute vorgekommen?" Soames, der sie unter seinen Lidern hervor flüchtig ansah, nickte und bemerkte, wie Irene ihm einen ihrer unergründlichen Blicke zuwarf. Höchstwahrscheinlich hatte jeder Zweig der Familie Forsyte auf der Heimfahrt von dem Empfang beim alten Jolyon diese Bemerkung gemacht.

Unter den letzten der aufbrechenden Gäste gingen der vierte und fünfte Bruder, Nicholas und Roger, zusammen fort und schlugen die Richtung am Hydepark entlang nach einer Station der Untergrundbahn ein. Wie alle anderen Forsytes in einem gewissen Alter hielten sie sich eigenes Fuhrwerk und vermieden, wenn es sich irgend tun ließ, eine Droschke zu nehmen. Es war ein schöner Tag, die Bäume des Parks standen in der vollen Pracht ihres Junilaubes, aber die Brüder schienen nicht auf die Natur zu achten, die nichtsdestoweniger zur Lebhaftigkeit ihres Ganges und der Unterhaltung beitrug. „Ja", sagte Roger, „ein schönes Weib, diese Frau von Soames. Ich höre, es stimmt da nicht alles." Dieser Bruder hatte eine hohe Stirn und von allen Forsytes die frischeste Farbe. Seine hellgrauen Augen musterten die Häuser der Straßenfront am Wege, und dann und wann hob er seinen Schirm, um die verschiedenen Höhen abzumessen. „Geld hatte sie nicht", erwiderte Nicholas. Er selbst hatte sehr reich geheiratet und, da es noch in der goldenen Zeit vor Einführung des Vermögensrechts der Ehefrau war, glücklicherweise einen vorteilhaften Gebrauch von dem Gelde machen können. „Was war ihr Vater?" „Er hieß Heron, Professor, wie ich höre." Roger schüttelte den Kopf. „Das bringt nichts ein", sagte er. „Ihr Großvater von Mutters Seite soll in Zement gearbeitet haben." Rogers Gesicht erhellte sich. „Er machte aber Bankrott", fuhr Nicholas fort. „Ja, ja", rief Roger aus. „Soames wird seine Not mit ihr haben, denk an mich, er wird seine Not mit ihr haben — sie hat was Fremdes im Blick." Nicholas leckte sich die Lippen. „Sie ist eine schöne Frau", sagte er und schob einen Straßenkehrer beiseite. „Wie kam er eigentlich an sie heran?" fragte Roger darauf. „Ihre Toilette muß ihn ein Heidengeld kosten!" „Ann sagt", erwiderte Nicholas, „er war ganz toll hinter ihr her. Fünfmal hat sie ihn abgewiesen. James ist die Sache fatal, das ist ihm anzumerken." „Für James tut es mir leid", fing Roger wieder an, „er hat schon mit Dartie seine Not gehabt." Das Gehen hatte seine frische Farbe noch erhöht, er schwang den Schirm öfter denn je bis in Augenhöhe. Auch Nicholas' Gesicht hatte einen heiteren Ausdruck. „Zu blaß für meinen Geschmack", sagte er, „aber die Figur ist prachtvoll!" Roger erwiderte nichts. „Ich finde, sie sieht vornehm aus", sagte er endlich — es war das höchste Lob im Forsyteschen Wortschatz. „Dieser junge Bosinney soll so 'n Kunstfex sein — hat sich in den Kopf gesetzt, die englische Architektur zu vervollkommnen; das bringt nichts ein! Ich möchte wissen, was Timothy dazu sagt."

Sie betraten die Bahnstation. „Welche Klasse fährst du? Ich fahre zweiter." „Nur nicht zweiter", sagte Nicholas, „man weiß nie, was man sich da holt." Er nahm ein Billett erster Klasse nach Notting Hill Gate, Roger eins zweiter nach Kensington. Eine Minute später fuhr der Zug ein, die Brüder trennten sich, und jeder stieg in sein Abteil. Beide waren verletzt, daß der andere nicht von seiner Gewohnheit abgewichen war, um seine Gesellschaft etwas länger zu genießen. ‚Immer ein alter Starrkopf, dieser Nick!' dachte Roger bei sich. Oder wie Nicholas es im stillen ausdrückte: ‚Ein unverträglicher Geselle war Roger von jeher!' Sentimentalität war nicht gerade Sache der Forsytes. Wo sollten sie in dem großen London, das sie sich erobert hatten und in dem sie untergetaucht waren, auch die Zeit hernehmen, sentimental zu sein?

ZWEITES KAPITEL

DER ALTE JOLYON GEHT IN DIE OPER

Mit einer Zigarre zwischen den Lippen und einer Tasse Tee auf einem Tisch neben sich saß der alte Jolyon am nächsten Tage um fünf Uhr allein. Er war müde, und ehe er noch seine Zigarre ausgeraucht hatte, schlummerte er ein. Eine Fliege setzte sich auf sein Haar, sein Atem klang schwer in der schläfrigen Stille, und seine Oberlippe hob und senkte sich unter dem weißen Schnurrbart. Die Zigarre entfiel den Fingern seiner geäderten runzligen Hand und brannte in dem leeren Kamin langsam zu Ende. Das düstere kleine Arbeitszimmer mit Fenstern aus buntem Glas, die den Ausblick verhinderten, war mit dunkelgrünen Samt- und reichgeschnitzten Mahagonimöbeln angefüllt — eine Einrichtung, von der der alte Jolyon zu sagen pflegte: ‚Sollte mich nicht wundern, wenn einst ein hoher Preis dafür geboten würde!' Es war ihm ein angenehmer Gedanke, daß die Sachen nach seinem Tode einen höheren Preis erreichen würden, als er dafür gegeben hatte. In der Atmosphäre von reichem Braun, die den Hinterzimmern im Hause Forsyte eigentümlich war, wurde der rembrandteske Eindruck seines großen Kopfes mit dem weißen Haar gegen das Kissen seines hochlehnigen Stuhles durch den Schnurrbart beeinträchtigt, der seinem Gesicht einen etwas martialischen Ausdruck gab. Eine alte Uhr, die schon seit fünfzig Jahren, noch vor seiner Hochzeit, in seinem Besitz war,

verzeichnete mit ihrem Ticken eifersüchtig die Sekunden, die ihrem Herrn für immer entwichen. Ihm lag nichts an diesem Zimmer, und er betrat es kaum jemals im ganzen Jahr, außer um Zigarren aus dem japanischen Wandschränkchen in der Ecke zu holen, und nun rächte sich das Zimmer. Seine Schläfen, die sich wie ein Dach über den Höhlungen darunter wölbten, seine Backenknochen und das Kinn traten im Schlafe schärfer hervor, und sein Gesicht verriet, daß er ein alter Mann war.

Er erwachte. June war fort! James hatte gesagt, er würde einsam sein. Aber er, James, war immer ein armseliger Tropf. Mit Genugtuung dachte er an seinen Hauskauf über James' Kopf hinweg. Geschah ihm recht für seine Knauserei, das einzige, woran der Mensch dachte, war Geld. Oder hatte er doch zuviel gegeben? Es mußte noch eine Menge hineingesteckt werden – wahrscheinlich würde er sein ganzes Geld brauchen, bevor die Sache mit June in Ordnung war. Er hätte diese Verlobung doch nie zugeben sollen. Sie hatte diesen Bosinney im Hause von Baynes – Baynes und Bildeboy, den Architekten – kennengelernt. Er glaubte, Baynes, den er kannte – er hatte etwas von einem alten Weibe –, war ein angeheirateter Onkel des jungen Mannes. Seitdem war sie ihm beständig nachgelaufen, und wenn sie sich etwas in den Kopf setzte, war sie nicht davon abzubringen. Sie hatte immer irgend solche armen ‚Hungerleider' an der Hand. Dieser Bursche besaß keinen Pfennig, aber sie mußte sich durchaus mit ihm verloben – mit diesem unpraktischen Windbeutel, der aus den Schwierigkeiten nicht herauskommen würde. Sie war eines Tages in ihrer unverfrorenen Art zu ihm gekommen und hatte es ihm gesagt; und wie zum Trost hatte sie hinzugefügt: „Er ist prachtvoll, er hat oft schon eine Woche lang nur von Kakao gelebt!" „Und er möchte, daß auch du nur von Kakao lebst?" „O nein; jetzt kommt er schon ins rechte Fahrwasser hinein." Der alte Jolyon hatte seine Zigarre unter dem weißen, an den Enden mit Kaffee gefärbten Schnurrbart hervorgenommen und das kleinwinzige Ding angeschaut, das eine solche Macht über sein Herz gewonnen hatte. Er wußte besser Bescheid mit diesem Fahrwasser als seine Enkelin. Aber sie hatte sich mit den Händen auf seine Knie gestützt, ihr Kinn an ihm gerieben und einen Laut von sich gegeben wie eine schnurrende Katze. Und er hatte, die Asche von seiner Zigarre klopfend, in ungeduldiger Heftigkeit ausgerufen: „Ihr seid alle gleich: ihr gebt euch nicht zufrieden, bis ihr erreicht habt, was ihr wollt. Wenn du durchaus ins Unglück kommen mußt,

so tu's. Ich wasche meine Hände ..." Er hatte also alle Verantwortung von sich geschoben und zur Bedingung gemacht, daß sie nicht heiraten durften, bis Bosinney wenigstens vierhundert Pfund im Jahr verdiente. „Ich werde euch nicht viel geben können", hatte er gesagt, eine Redewendung, die June nicht ungewohnt war. „Vielleicht wird dieser, wie heißt er doch, für den Kakao sorgen."

Er hatte sie kaum noch zu Gesicht bekommen, seitdem die Sache anfing. Eine böse Geschichte! Es fiel ihm nicht ein, ihr einen Haufen Geld zu geben, um diesem Menschen, von dem er nichts wußte, zu einem Faulenzerleben zu verhelfen. Er kannte das, es kam nie Gutes dabei heraus. Das Schlimmste aber war, daß er keine Hoffnung hatte, sie in ihrem Entschluß wankend zu machen; sie war halsstarrig wie ein Maulesel, war es von Kind an gewesen. Es war kein Ende abzusehen. Sie mußten sich nach ihrer Decke strecken. Er würde nicht nachgeben, bis er sah, daß der junge Bosinney ein festes Einkommen hatte. Daß June ihre Not mit ihm haben würde, war sonnenklar; er hatte ja nicht mehr Ahnung, was Geld war, als eine Kuh. Und jetzt wieder diese überstürzte Fahrt nach Wales, um die Tanten des jungen Mannes zu besuchen, die sicherlich alte Drachen waren. Ohne sich zu rühren, starrte der alte Jolyon auf die Wand, nur die offenen Augen verrieten, daß er nicht schlief ... Diese Idee, anzunehmen, daß Soames, dieser junge Laffe, ihm einen Rat geben könne! Er war immer ein hochnäsiger Laffe gewesen! Nächstens würde er sich wohl gar als der reiche Mann aufspielen, mit einem Haus auf dem Lande! Der reiche Mann! Pah! Wie sein Vater war er unaufhörlich nur auf Gewinn bedacht, der kaltherzige Narr!

Er erhob sich, ging an das Schränkchen und fing an, seine Zigarrentasche methodisch mit frischem Vorrat zu versehen. Sie waren nicht schlecht für den Preis, aber eine gute Zigarre war heutzutage gar nicht mehr zu haben, nichts im Vergleich zu den alten Superfinos von Hansom und Bridger. Das war ein Zigarre! Der Gedanke trug ihn wie ein leiser Duft zu jenen wundervollen Abenden in Richmond zurück, wo er mit Nicholas Treffry und Traquair und Jack Herring und Anthony Thornworthy nach dem Essen rauchend auf der Terrasse von ‚Krone und Zepter' gesessen. Wie gut seine Zigarren damals waren! Armer alter Nick! – tot, und Jack Herring – tot, und Traquair – tot, durch seine Frau ins Grab gebracht, und Thornworthy – der war ja furchtbar klapprig (kein Wunder, bei seinem Appetit). Von der ganzen Gesellschaft jener Tage schien er allein übriggeblieben zu sein, außer Swithin natürlich, aber der war so

maßlos dick, es war gar nichts mit ihm anzufangen. Schwer zu glauben, daß es so lange her war; er fühlte sich noch jung! Von allen Gedanken, die ihm beim Zählen seiner Zigarren durch den Kopf gingen, war dies der stechendste und bitterste. Mit seinem weißen Haar und seiner Einsamkeit war er im Herzen jung und frisch geblieben. Und die Sonntagnachmittage auf Hampstead Heath, wenn er mit seinem Jungen einen Ausflug machte und hernach in Jack Straws Castle zum Essen einkehrte – wie köstlich waren seine Zigarren dann! Und das Wetter! Jetzt gab es gar kein Wetter mehr.

Als June ein kleiner Tolpatsch von fünf Jahren war und er sie jeden zweiten Sonntag von den beiden guten Frauen, ihrer Mutter und Großmutter, holte, um sie in den Zoo mitzunehmen, wo er oben vom Bärenzwinger ihre Lieblingsbären mit Weißbrot fütterte, das er an seinen Schirm steckte, wie herrlich waren seine Zigarren da! Zigarren! Er hatte nicht einmal mehr Gelegenheit, von seiner feinen Zunge Gebrauch zu machen – dieser berühmt feinen Zunge, auf die alle Leute in den fünfziger Jahren schworen und ihn, wenn sie von ihm sprachen, ‚die feinste Zunge in London' nannten! Dieser feinen Zunge hatte er übrigens in gewissem Sinne sein Glück zu verdanken – das Glück der berühmten Teefirma Forsyte und Treffry, deren Tee wie kein anderer ein romantisches Aroma und den Reiz einer ganz besonderen Echtheit hatte. Über dem Hause Forsyte und Treffry in der City hatte eine geheimnisvolle Atmosphäre von Unternehmungslust gelegen, von besondern Handelsbeziehungen auf besondern Schiffen in besondern Häfen mit besondern Firmen des Orients. Und wie hatte er in diesem Geschäft gearbeitet! Damals arbeitete man noch! Diese jungen Grünschnäbel kannten kaum die Bedeutung des Wortes. Er hatte sich mit jeder Einzelheit beschäftigt, hatte von allem gewußt, was vorging, und zuweilen die ganze Nacht darüber aufgesessen. Und immer hatte er seine Agenten selbst ausgesucht und sich etwas darauf zugute getan. Seine Menschenkenntnis, hatte er immer gesagt, sei das Geheimnis seines Erfolges, und die Ausübung dieser meisterhaften Kunst, eine Auswahl zu treffen, wäre das einzige von allem, das ihm wirklich Freude gemacht. Eigentlich war es kein Beruf für einen Mann mit seinen Fähigkeiten. Selbst jetzt, wo das Geschäft in eine GmbH umgewandelt war und anfing zurückzugehen (er hatte seine Anteile längst heraus), empfand er einen bittern Unwillen, wenn er jener Zeit gedachte. Wieviel besser hätte er es haben können! Als Anwalt hätte er glänzende

Erfolge gehabt! Er hatte sogar daran gedacht, es mit dem Parlament zu versuchen. Wie oft hatte Nicholas Treffry nicht zu ihm gesagt: ‚Du könntest alles, Jo, wenn du nicht so verdammt vorsichtig wärst!' Der liebe alte Nick! Ein so guter Kerl, aber ein leichtsinniger Geselle! Der berüchtigte Treffry! Er war nie vorsichtig gewesen. Nun war er tot! Der alte Jolyon zählte seine Zigarren mit fester Hand und fragte sich im stillen, ob er nicht vielleicht zu vorsichtig gewesen war.

Er steckte das Zigarrenetui in die Brusttasche seines Rockes, knöpfte ihn zu und stieg die hohe Treppe zu seinem Schlafzimmer hinauf, wobei er schwer einen Fuß hinter dem andern nachzog und sich am Geländer hielt. Das Haus war doch zu groß! Sobald June verheiratet war, wenn sie diesen Burschen wirklich jemals heiratete, was sie sicherlich tun würde, wollte er es vermieten und eine Wohnung nehmen. Wozu ein halbes Dutzend Dienstboten halten, die nichts zu tun hätten! Auf sein Klingeln kam der Butler herein – ein großer Mann mit einem Bart, leisem Tritt und einer besonderen Gabe zu schweigen. Der alte Jolyon befahl ihm, seine Sachen herauszulegen, denn er wollte im Klub speisen. „Wie lange ist der Wagen zurück, seitdem er Miß June zum Bahnhof gebracht hat? Seit zwei Uhr? Dann lassen Sie ihn um halb sieben vorfahren."

Der Klub, in den der alte Jolyon mit dem Schlage sieben eintrat, gehörte zu jenen politischen Institutionen des höheren Mittelstandes, die bessere Tage gesehen hatten. Obwohl er in Verruf gekommen war, vielleicht infolge dieses Verrufes, erfreute er sich einer Lebenskraft, die enttäuschte. Man war es müde geworden, zu sagen, der ‚Disunion' liege in den letzten Zügen. Auch der alte Jolyon pflegte das zu sagen, übersah die Tatsache jedoch in einer für eingefleischte Klubleute wahrhaft irritierenden Weise. „Warum läßt du deinen Namen auf der Liste?" fragte Swithin ihn oft in tiefem Verdruß. „Warum trittst du nicht in den ‚Polyglot' ein? Du bekommst in ganz London keinen Wein wie unsern Heidsieck unter zwanzig Schilling die Flasche"; und die Stimme senkend, fügte er hinzu: „Es sind nur noch fünftausend Dutzend da. Ich trinke ihn Abend für Abend." „Ich will's mir überlegen", pflegte der alte Jolyon zu erwidern; aber immer, wenn er überlegte, tauchte die Frage der fünfzig Guineen Eintrittsgeld wieder auf und daß es vier oder fünf Jahre dauern würde, bis er Aufnahme fände. So überlegte er weiter. Er war zu alt, um ein Liberaler zu sein, und hatte längst aufgehört an die politischen Anschauungen seines Klubs

zu glauben, man wußte sogar, daß er sie für ‚dummes Zeug' erklärt hatte, und es machte ihm Spaß, trotz den Prinzipien, die den seinen widersprachen, weiter Mitglied zu bleiben. Er hatte immer eine gewisse Geringschätzung für den Klub gehabt und war ihm vor vielen Jahren nur beigetreten, als man sich geweigert hatte, ihn im ‚Hotch Potch' aufzunehmen, weil er dem ‚Kaufmannstande' angehörte. Als ob er nicht ebenso gut gewesen wäre wie einer von ihnen! Er verachtete natürlich den Klub, der ihn aufgenommen hatte. Seine Mitglieder waren eine armselige Gesellschaft, viele von ihnen Makler, Anwälte, Auktionatoren und wer weiß was sonst noch in der City! Wie die meisten Menschen von starkem Charakter, aber nicht allzugroßer Originalität, hielt der alte Jolyon nicht viel von der Klasse, der er selbst angehörte. Getreulich richtete er sich nach ihren sozialen und sonstigen Gewohnheiten, betrachtete sie im geheimen aber als ‚ordinäre Gesellschaft'. Die Jahre und seine Philosophie hatten die Erinnerung an seine Niederlage im ‚Hotch Potch' etwas verwischt, und im Herzen betrachtete er ihn jetzt als König der Klubs. Er hätte schon all diese Jahre hindurch Mitglied sein können, aber dank der nachlässigen Art, mit der Jack Herring, der ihn vorgeschlagen, zu Werke gegangen war, wußten sie nicht, was sie taten, als sie ihn abwiesen. Seinen Sohn Jo hatten sie ja gleich aufgenommen, und der Junge war wahrscheinlich noch Mitglied, denn er hatte vor acht Jahren einen Brief bekommen, der von dort datiert war.

Seit Monaten war er nicht in seinem Klub gewesen, und das Haus war inzwischen mit einer Buntheit aufgefrischt worden, wie sie bei alten Häusern und alten Schiffen angewendet wird, die man gern verkaufen möchte. ‚Schauderhafte Farbe, dieses Rauchzimmer!' dachte er. ‚Das Speisezimmer ist gut.' Das düstere Schokoladenbraun, mit hellem Grün durchsetzt, war nach seinem Geschmack. Er bestellte das Essen und setzte sich in dieselbe Ecke, vielleicht an denselben Tisch (im ‚Disunion', wo man fast radikalen Prinzipien huldigte, war von Fortschritten nicht viel zu merken), an dem er und sein Sohn vor fünfundzwanzig Jahren zu sitzen pflegten, wenn er ihn während der Ferien zuweilen mit ins Drury-Lane genommen hatte. Der Junge schwärmte fürs Theater, und der alte Jolyon erinnerte sich, wie er ihm gegenüberzusitzen pflegte und seine Aufregung hinter einer absichtlichen, aber sehr durchsichtigen Gleichgültigkeit zu verbergen suchte. Er bestellte für sich auch genau dasselbe Dinner, das der

Junge sich immer ausgesucht hatte – Suppe, Fisch, Koteletts und eine Torte. Ach, wenn er ihm doch jetzt gegenübersäße!

Die beiden hatten sich seit vierzehn Jahren nicht mehr gesehen. Und nicht zum erstenmal während dieser vierzehn Jahre dachte der alte Jolyon darüber nach, ob er sich in der Sache mit seinem Sohn wohl etwas vorzuwerfen hatte. Eine unglückliche Liebesgeschichte mit der reizenden, koketten Danae Thornworthy, jetzt Danae Pellew, Anthony Thornworthys Tochter, hatte ihn Junes Mutter in die Arme getrieben. Er hätte ihre Heirat vielleicht hindern sollen, sie waren noch zu jung; aber nachdem er gesehen, wie leicht entflammt Jo sein konnte, war er nur zu eifrig darauf bedacht gewesen, ihn verheiratet zu wissen. Und nach vier Jahren war es zu dem Krach gekommen! Das Verhalten seines Sohnes bei diesem Krach zu billigen, war natürlich unmöglich gewesen; Vernunft und Selbstzucht – beides mächtige Faktoren, die bei ihm Grundsätze vertraten – überzeugten ihn von der Unmöglichkeit, aber sein Herz sträubte sich dagegen. Allein bei der grausamen Unbarmherzigkeit solcher Pflicht gab es kein Mitleid für Herzen. Da war June, dies Atom mit dem flammenden Haar, das ganz und gar Besitz von ihm genommen hatte, völlig verwebt und verwachsen war mit seinem Herzen. Und dies Herz war wie dazu geschaffen, ein Spielball und die Lieblingszuflucht winziger hilfloser Wesen zu sein. Mit charakteristischer Einsicht erkannte er, daß er sich von dem einen oder dem andern trennen müsse; halbe Maßregeln konnten in einer solchen Lage nichts nützen. Darin lag ihre Tragik. Und das winzige hilflose Wesen trug den Sieg davon. Er wollte nicht mit den Hasen laufen und mit den Hunden hetzen, und darum trennte er sich von seinem Sohn.

Diese Trennung hatte bis jetzt gewährt. Er hatte Jo einen kleinen Zuschuß angeboten, der aber hatte es zurückgewiesen, und diese Abweisung hatte ihn vielleicht mehr verletzt als alles andere, denn damit war die letzte Möglichkeit dahin, seine unterdrückte Liebe zum Ausdruck zu bringen; und es war zu einem so gründlichen und fühlbaren Bruch gekommen, wie ihn sonst nur Vermögensbestimmungen, ein Vermächtnis oder die Verweigerung eines solchen herbeiführen können.

Das Essen schmeckte flau. Der Champagner war herbes, bitteres Zeug, nicht wie der Veuve Cliquot in alten Tagen. Bei seiner Tasse Kaffee kam ihm der Gedanke, in die Oper zu gehen. Er las daher in der ‚Times' – gegen andere Zeitungen hatte er ein Vorurteil –

die Anzeigen für den Abend. Es wurde ‚Fidelio' gegeben. Glücklicherweise nicht eine jener neumodischen Pantomimen von diesem Wagner.

Er setzte seinen alten Claque auf, der mit seinem ungeheuren Umfang und der vom Gebrauch abgenutzten Krempe einem Sinnbild besserer Tage glich, zog ein Paar alte, sehr dünne, lavendelfarbene Glacéhandschuhe hervor, die infolge der gewohnten Nachbarschaft mit dem Zigarrenetui in der Rocktasche stark nach Juchtenleder dufteten, und stieg in eine Droschke. Der Wagen rasselte lustig durch die Straßen, deren ungewöhnliche Belebtheit den alten Jolyon überraschte. ‚Die Hotels müssen ein ungeheures Geschäft machen', dachte er. Vor ein paar Jahren hatte es hier noch keins dieser großen Hotels gegeben. Mit Befriedigung erinnerte er sich eines Grundstücks in der Nähe, das ihm gehörte. Sein Wert mußte mit rapider Geschwindigkeit steigen! Was für ein Verkehr! Aber dann versank er in eine jener sonderbaren unpersönlichen, für einen Forsyte so uncharakteristischen Betrachtungen, auf denen aber zum Teil das Geheimnis seiner Überlegenheit über die andern beruhte. Was für Atome waren doch die Menschen, und was für eine Menge es gab. Und was wurde aus ihnen allen?

Er stolperte, als er aus der Droschke stieg, gab dem Kutscher genau den Fahrpreis, ging an die Kasse, um sein Billett zu kaufen, und stellte sich mit der Börse in der Hand davor hin – er trug sein Geld immer in einer Börse bei sich und hatte die Gewohnheit, es lose in der Tasche zu tragen, wie so viele junge Leute es heutzutage taten, nie gebilligt. Der Kassier steckte den Kopf heraus wie ein alter Hund aus seiner Hütte. „Ist's möglich!" sagte er in überraschtem Ton, „Sie sind's, Mr. Jolyon Forsyte! Wirklich! Habe Sie seit Jahren nicht gesehn! Du lieber Himmel! Die Zeiten haben sich geändert! Ja, ja, Sie und Ihr Herr Bruder und der Auktionator – Mr. Traquair und Mr. Nicholas Treffry –, Sie hatten hier regelmäßig sechs oder sieben Plätze in jeder Spielzeit. Und wie geht's Ihnen denn, Mr. Forsyte? Man wird nicht jünger!" Die Farbe in den Augen des alten Jolyon vertiefte sich; er zahlte seine Guinee. Man hatte ihn nicht vergessen. Er schritt unter den Klängen der Ouvertüre hinein wie ein altes Schlachtroß in den Kampf.

Seinen Hut zusammenklappend, setzte er sich, zog die lavendelfarbenen Handschuhe in gewohnter Weise aus und sah sich mit seinem Glas lange im Hause um. Endlich ließ er es auf seinen zusammengeklappten Hut sinken und heftete den Blick auf den Vor-

hang. Schmerzlicher denn je fühlte er, daß es mit ihm aus und vorbei war. Wo waren all die Frauen, die schönen Frauen, von denen das Haus sonst so voll gewesen? Wohin war das alte Gefühl im Herzen, wenn er auf eine der großen Sängerinnen gewartet? Wo jene Empfindung des Lebensrausches und der Macht, das alles zu genießen? Der eifrigste Opernbesucher seinerzeit! Jetzt gab es gar keine Oper mehr! Dieser Wagner hatte alles verdorben; keine Melodie mehr und keine Stimme, sie zu singen. Ach! die wundervollen Sängerinnen! Dahin! Mit einem starren Gefühl im Herzen folgte er den altbekannten Szenen. Von der Silberlocke überm Ohr bis zur Haltung seines Fußes in den mit Gummizug versehenen Lackstiefeln war nichts Schwerfälliges oder Schwächliches an dem alten Jolyon. Er hielt sich ebenso – beinahe ebenso aufrecht wie in jenen alten Zeiten, da er jeden Abend hier gewesen; seine Augen waren noch ebenso – fast ebenso gut wie damals. Aber welch ein Gefühl von Müdigkeit und Enttäuschung! Er war sein Leben lang gewohnt gewesen, alles zu genießen – selbst Unvollkommenes – und es gab viel Unvollkommenes –, er hatte alles mit Maß genossen, um sich jung zu erhalten. Aber nun hatten ihn seine Genußfähigkeit und seine Philosophie verlassen, und ihm blieb nur dies furchtbare Gefühl, daß alles vorbei war. Nicht einmal der Chor der Gefangenen noch Florestans Gesang vermochten die Trübsal seiner Einsamkeit zu zerstreuen. Wenn doch Jo nur bei ihm wäre! Der Junge mußte jetzt nah an vierzig sein. Er hatte vierzehn Jahre vom Leben seines einzigen Sohnes vergeudet. Und Jo war kein Paria der Gesellschaft mehr. Er war verheiratet. Der alte Jolyon war nicht imstande gewesen, es sich zu versagen, seinem Sohn als Zeichen seiner Anerkennung dieser Tatsache einen Scheck über fünfhundert Pfund zu schicken. Der Scheck war in einem Brief aus dem ‚Hotch Potch' zurückgekommen, der folgenden Wortlaut hatte:

‚Mein liebster Vater, Dein großmütiges Geschenk war als ein Zeichen dafür willkommen, daß Du schlimmer von mir hättest denken können. Ich schicke es Dir zurück, aber solltest Du gewillt sein, es zugunsten unseres kleinen Buben anzulegen (wir nennen ihn Jolly), der unsern Vornamen und als Vergünstigung unsern Familiennamen trägt, so würde ich mich sehr freuen. Ich hoffe von ganzem Herzen, daß Deine Gesundheit wie immer nichts zu wünschen übrigläßt. Dein Dich liebender Sohn Jo.'

Der Brief sah dem Jungen ähnlich. Er war immer ein lieber Kerl gewesen. Der alte Jolyon hatte folgende Antwort geschickt:

‚Mein lieber Jo! Die Summe (fünfhundert Pfund) ist als Guthaben Deines Jungen unter dem Namen Jolyon Forsyte in meine Bücher eingetragen und wird pünktlich mit fünf Prozent verzinst werden. Ich hoffe, Du bist wohlauf. Mit meiner Gesundheit steht es gegenwärtig gut. In alter Liebe Dein getreuer Vater Jolyon Forsyte.'

Und alljährlich hatte er am ersten Januar ein Hundert und die Zinsen hinzugefügt. Die Summe wuchs an – am nächsten Neujahrstag mußten es fünfzehnhundert und etliche Pfund sein! Und es ist schwer zu sagen, welche Befriedigung ihm diese jährliche Transaktion gewährte. Aber die Korrespondenz hatte ein Ende. Trotz der Liebe zu seinem Sohne und trotz eines Instinktes, der zum Teil in seiner Natur lag, teils wie bei Tausenden seiner Klasse ein Resultat fortwährender Handhabung und Bewachung von Geschäften war und ihn befähigte, eine Handlungsweise mehr nach ihren Resultaten als nach Prinzipien zu beurteilen, blieb auf dem Grunde seines Herzens doch ein gewisses Unbehagen zurück. Sein Leben hätte den Umständen nach auf den Hund kommen müssen. Das war in allen Predigten, Romanen und Theaterstücken, die er je gehört, gelesen oder gesehen hatte, das übliche. Als er den Scheck zurückbekommen hatte, schien ihm da irgend etwas nicht in Ordnung zu sein. Warum war sein Sohn nicht auf den Hund gekommen? Doch wer konnte wissen? Er hatte natürlich erfahren – das heißt, er hatte sich bemüht, ausfindig zu machen –, daß Jo in St. John's Wood lebte, in der Wistaria Avenue ein Häuschen mit Garten besaß, seine Frau mit in Gesellschaft nahm – eine sonderbare Art von Gesellschaft wahrscheinlich – und daß sie zwei Kinder hatten – den kleinen Jungen, den sie Jolly nannten (den Namen fand er in Anbetracht der Verhältnisse geradezu zynisch, und der alte Jolyon fürchtete und verabscheute allen Zynismus, und ein Mädchen namens Holly, das nach der Heirat geboren war. Wer weiß, in was für Verhältnissen sein Sohn eigentlich lebte. Er hatte das von seinem Großvater mütterlicherseits erhaltene Erbteil zu Geld gemacht und eine Anstellung bei Lloyd als Versicherungsagent genommen; und er malte Bilder – Aquarelle sogar. Der alte Jolyon wußte das, denn er hatte sie von Zeit zu Zeit heimlich gekauft, als er zufällig einmal den Namen seines Sohnes unter einer Themseansicht im Schaufenster eines Händlers entdeckt hatte. Er fand sie schlecht und hängte sie der Unterschrift wegen nicht auf, sondern bewahrte sie verschlossen in einem Schubfach auf.

In dem großen Opernhaus überkam ihn eine heftige Sehnsucht nach seinem Sohn. Er gedachte der Tage, wo er ihn in einem braunen Leinenkittelchen zwischen den Beinen hatte hin und her schwingen lassen, der Zeiten, wo er neben dem Pony des Jungen her gelaufen war und ihn reiten gelehrt, und des Tages, an dem er ihn zum erstenmal in die Schule gebracht. Er war ein liebevoller, liebenswürdiger kleiner Kerl! Als er nach Eton gekommen war, hatte er vielleicht ein wenig zuviel von den wünschenswerten Manieren angenommen, die, wie der alte Jolyon wohl wußte, nur an solchen Orten und mit großen Kosten zu erwerben waren; aber er war immer umgänglich geblieben. Immer ein guter Kamerad, selbst nach dem Aufenthalt in Cambridge – vielleicht ein wenig von oben herab infolge der Vorteile, die er dort gehabt. Des alten Jolyon Gefühle den öffentlichen Schulen und Universitäten gegenüber schwankten nie, und er bewahrte seine rührende Bewunderung wie sein Mißtrauen gegen ein System, das nur den Ersten des Landes zugute kam und an dem teilzunehmen ihm nie vergönnt gewesen war ... Jetzt, nachdem June fort war und ihn verlassen oder so gut wie verlassen hatte, wäre es ihm ein Trost gewesen, seinen Sohn wiederzusehen. Von diesem Verrat an seiner Familie, seinen Prinzipien, seinem Stande bedrückt, heftete der alte Jolyon seinen Blick auf die Sängerin. Ein armseliges Wesen – ein jämmerlich armseliges Wesen. Und dieser Florestan, ein wahrer Stock.

Es war aus. Die Leute waren heutzutage leicht zufriedenzustellen. Im Gedränge auf der Straße schnappte er einem kräftigen und viel jüngeren Manne vor der Nase eine Droschke weg, die dieser bereits als die seine betrachtet hatte. Der Kutscher wich vom gewohnten Wege ab, und der alte Jolyon öffnete die Klappe (er konnte Umwege nicht leiden); doch als sie wendeten, sah er sich plötzlich dem ‚Hotch-Potch' gegenüber, und die geheime Sehnsucht, die ihn den ganzen Abend nicht verlassen hatte, trug den Sieg davon. Er ließ den Kutscher halten. Er wollte hinein und fragen, ob Jo noch dazugehöre. Er ging hinein. Die Halle sah noch genau so aus wie damals, als er mit Jack Herring hier zu speisen pflegte und sie die beste Küche in London führten. Er sah sich mit dem scharfen, festen Blick um, der ihm sein Leben lang dazu verholfen hatte, besser bedient zu werden als die meisten Leute. „Ist Mr. Jolyon Forsyte noch Mitglied des Klubs?" „Jawohl, Sir, er ist augenblicklich hier. Wen darf ich melden?" Der alte Jolyon war bestürzt. „Seinen

Vater", sagte er. Und nachdem er dies gesagt, stellte er sich rückwärts an den Kamin.

Im Begriff, den Klub zu verlassen, hatte der junge Jolyon den Hut aufgesetzt und wollte eben die Halle kreuzen, als der Portier ihm begegnete. Er war nicht mehr jung, sein Haar fing an grau zu werden, und das Gesicht — eine genaue Kopie desjenigen seines Vaters, mit demselben herabhängenden großen Schnurrbart — war sichtlich abgezehrt. Er erbleichte. Das Zusammentreffen nach all den Jahren war furchtbar, denn nichts in der Welt war so furchtbar wie eine Szene. Sie gingen aufeinander zu und reichten sich ohne ein Wort die Hände. Dann sagte der Vater mit einem Beben in der Stimme: „Wie geht's dir, mein Junge?" Der Sohn erwiderte: „Und dir, Papa?" Des alten Jolyon Hand zitterte in dem dünnen lavendelfarbenen Handschuh. „Wenn du den gleichen Weg hast, kann ich dich ein Stück mitnehmen." Und als wären sie gewohnt, sich gegenseitig jeden Abend nach Hause zu begleiten, gingen sie hinaus und stiegen in die Droschke.

Dem alten Jolyon kam es vor, als sei sein Sohn gewachsen. Mehr Mann geworden, dachte er im stillen. Über dem von Natur liebenswürdigen Gesicht lag eine Maske von Undurchdringlichkeit, als hätten seine Lebensumstände ihn genötigt, sich zu wappnen. Die Züge freilich verrieten völlig den Forsyte, aber der Ausdruck war mehr der eines in sich gekehrten Gelehrten oder Philosophen. Er hatte im Laufe dieser vierzehn Jahre wohl auch häufig in sich hineinschauen müssen. Den Sohn hatte der erste Anblick des Vaters offenbar erschreckt — er sah so abgezehrt und alt aus. Aber im Wagen schien es, als habe er sich kaum verändert, denn er hatte noch den wohlbekannten ruhigscharfen Blick und hielt sich aufrecht wie ehedem. „Du siehst gut aus, Papa." „Ziemlich", erwiderte der alte Jolyon. Ihn quälte eine Angst, die er in Worte kleiden zu müssen glaubte. Nun er seinen Sohn wiederhatte, mußte er wissen, wie seine finanzielle Lage war. „Jo", sagte er, „ich wüßte gern, in was für Verhältnissen du lebst. Du hast vermutlich Schulden." Er wählte diese Form, um seinem Sohne das Geständnis zu erleichtern. Dieser antwortete in seiner ironischen Art: „Nein, ich habe keine Schulden!" Der alte Jolyon sah, daß es ihn verstimmte, und berührte seine Hand. Es war ein Wagnis gewesen. Aber es war der Mühe wert, und Jo hatte ihm nie etwas übelgenommen. Ohne das Gespräch wiederaufzunehmen, fuhren sie weiter nach Stanhope Gate. Der alte Jolyon forderte ihn auf, mit hineinzukommen, aber Jo

schüttelte den Kopf. „June ist nicht hier", sagte sein Vater hastig. „Sie reiste heute fort auf Besuch. Du weißt doch, daß sie verlobt ist?" „Schon?" murmelte der junge Jolyon. Sein Vater stieg aus und gab dem Kutscher beim Bezahlen zum erstenmal in seinem Leben aus Versehen ein Goldstück anstatt eines Schillings. Der Kutscher steckte die Münze in den Mund, trieb sein Pferd verstohlen mit der Peitsche an und jagte davon.

Der alte Jolyon drehte den Schlüssel leise im Schloß herum, stieß die Tür auf und winkte. Sein Sohn sah ihn bedächtig, mit dem Ausdruck eines Jungen, der die Absicht hat, Kirschen zu stehlen, seinen Rock aufhängen. Die Tür des Speisezimmers stand offen, das Gas war heruntergedreht; ein Spirituskessel summte auf dem Teebrett, und daneben auf dem Eßtisch lag eingeschlafen eine zynisch aussehende Katze. Der alte Jolyon scheuchte sie gleich hinaus und rollte seinen Hut hinter dem Tier her. Der kleine Zwischenfall erleichterte es ihm, seine Gefühle zu verbergen. „Sie hat Flöhe", sagte er und folgte ihr hinaus. Durch die Tür in der Halle, die zum Erdgeschoß führte, rief er ein paarmal „Hßt!", wie um sich vom Verschwinden der Katze zu überzeugen, bis durch einen merkwürdigen Zufall der Butler unten erschien. „Sie können zu Bett gehen, Parfitt", sagte der alte Jolyon, „ich werde zuschließen und das Licht ausmachen." Als er ins Speisezimmer zurückkehrte, kam die Katze ihm unglücklicherweise zuvor, den Schwanz steil in die Höhe gerichtet, als wolle sie damit zu verstehen geben, daß sie das Manöver, den Butler zurückzuhalten, von vornherein durchschaut habe. Die häuslichen Kriegslisten des alten Jolyon waren von jeher vom Mißgeschick verfolgt gewesen.

Jo konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. Er hatte viel Sinn für Ironie, und an diesem Abend sah er alles von der ironischen Seite; die Episode mit der Katze ebenso wie die Nachricht von der Verlobung seiner Tochter. Er hatte an dieser ja nicht mehr Anteil als an der Mieze. Und die poetische Gerechtigkeit, die darin lag, drängte sich ihm auf. „Wie sieht June jetzt aus?" fragte er. „Sie ist ein zartes Ding", erwiderte der alte Jolyon; „sie soll mir ähnlich sein, aber das ist ein Unsinn. Sie gleicht mehr deiner Mutter – die gleichen Augen und das gleiche Haar." „So! und ist sie hübsch?" Der alte Jolyon war ein zu echter Forsyte, um irgend etwas unbedingt zu loben, namentlich etwas, das er wirklich bewunderte. „Sie sieht nicht schlecht aus – hat das echte Forsyte-Kinn. Es wird hier einsam werden, wenn sie fort ist, Jo." Der Ausdruck seines

Gesichts erschreckte diesen wieder wie der erste Anblick des Vaters. „Was wirst du dann anfangen, Papa? Sie ist wohl ganz vernarrt in ihn?" „Was ich anfangen werde?" wiederholte der alte Jolyon mit ärgerlichem Ton in der Stimme. „Es wird ein elendes Leben sein, hier allein zu wohnen. Ich weiß nicht, was daraus werden soll. Ich wünschte wahrhaftig —", er hielt an sich und fügte hinzu: „Die Frage ist, was ich mit dem Hause anfangen soll?"

Der junge Jolyon sah sich im Zimmer um. Es war eigentümlich öde und leer mit seinen ungeheuren Stilleben — schlafende Hunde mit der Nase auf Möhrenbündeln und daneben Zwiebeln und Weintrauben in überraschend friedlicher Eintracht —, er erinnerte sich ihrer noch aus seiner Knabenzeit. Das Haus stand zwar zwecklos da, aber er konnte sich das Leben seines Vaters in einer kleineren Wohnung nicht vorstellen; und um so größer schien ihm die Ironie, die darin lag. In seinem großen Sessel mit dem Lesepult saß einsam wie nur je ein alter Mann in London, der alte Jolyon mit seinem weißen Haar und der hochgewölbten Stirn, der Typus seiner Familie, seines Standes und seines Glaubens, ein Repräsentant der Mäßigkeit und Ordnung und Liebe am Besitz. Er saß da in der düsteren Behaglichkeit des Zimmers, ein Spielball in der Gewalt größerer Mächte, die sich nicht um Familie, Stand noch Glauben kümmerten, sondern maschinenmäßig und unerbittlich zu unerforschlichen Zielen führten. So sah es der junge Jolyon von seinem unpersönlichen Standpunkt aus. Der arme alte Papa! Das also war das Ende, der Zweck, zu dem er mit so bewundernswerter Mäßigkeit gelebt hatte! Um einsam zu bleiben, älter und älter zu werden, voll Sehnsucht nach einer Seele, mit der er reden konnte!

Der alte Jolyon wieder sah zu seinem Sohne hin. Er hätte so gern über viele Dinge gesprochen, über die er in all diesen Jahren nicht hatte sprechen können. Es war unmöglich gewesen, June im Ernst anzuvertrauen, daß das Grundstück im Soho-Viertel seiner Überzeugung nach im Werte steigen werde, daß ihn das furchtbar lange Stillschweigen Pippins, des Leiters der New Colliery Company, beunruhigte, deren Vorsitzender er so lange gewesen, und daß er sich über das ständige Fallen der amerikanischen Golgotha-Papiere ärgerte, oder gar mit ihr zu beraten, wie durch eine Bestimmung irgendwelcher Art die Zahlung von Abgaben zu vermeiden wäre, die seinem Hinscheiden folgen mußte. Jedoch unter dem Einfluß einer Tasse Tee, in der er ohne Ende rührte, fing er endlich an zu sprechen. Ein neuer Lebensausblick bot sich ihm, ein verheißenes

Land des Sichaussprechens, wo er einen Hafen finden konnte vor den Wogen der Befürchtungen und der Sorge; wo er seine Seele mit dem Opium des Plänemachens einlullen konnte, wie sein Besitz abzurunden und das einzige, was von ihm zurückbleiben sollte, unsterblich zu machen war.

Sein Sohn war ein guter Zuhörer; es war eine seiner besten Eigenschaften. Er hielt den Blick fest auf des Vaters Gesicht gerichtet und stellte zuweilen eine Frage an ihn. Die Uhr schlug eins, ehe der alte Jolyon geendet hatte, und beim Klang dieser Schläge stellten seine Prinzipien sich wieder ein. Mit einem überraschten Blick zog er seine Uhr hervor: „Ich muß zu Bett, Jo", sagte er. Dieser erhob sich und streckte die Hand aus, um seinem Vater aufzuhelfen. Das alte Gesicht sah wieder fahl und eingefallen aus, die Augen hielt er beständig abgewandt. „Leb wohl, mein Junge, laß dir's gut gehen!" Einen Augenblick noch, und der junge Jolyon hatte das Zimmer eilig verlassen. Er vermochte kaum zu sehen, die lächelnden Lippen zuckten. Niemals in den vierzehn Jahren, seitdem er zuerst dahintergekommen war, daß das Leben nicht so einfach sei, war es ihm so seltsam kompliziert erschienen.

DRITTES KAPITEL

DINNER BEI SWITHIN

In Swithins hellblau und orangefarbenem Speisezimmer, das nach dem Park hinaus lag, war der runde Tisch für zwölf Personen gedeckt. Ein geschliffener Kristallkronleuchter mit angezündeten Kerzen hing wie ein riesiger Stalaktit mitten darüber und warf seine Strahlen auf große, in Gold gerahmte Spiegel, auf die Marmorplatten der Seitentische und schwere goldene Stühle mit gewirkten Sitzen. Alles verriet jenen Schönheitssinn, der so tief in jeder Familie wurzelt, die sich aus dem Herzen des einfachen Volks herauf ihren Weg in die Gesellschaft hat bahnen müssen. Swithin war alle Einfachheit zuwider, und seine Vorliebe für Goldzierat stempelte ihn unter seinesgleichen zu einem Manne von großem, wenn auch etwas luxuriösem Geschmack. Und in dem Bewußtsein, daß niemand diese Räume betreten konnte, ohne den wohlhabenden Mann in ihm zu erkennen, hatte er ein wahres, dauerndes Glück gefunden, wie es ihm vielleicht nichts anderes im Leben gewährt hätte. Seit-

dem er seinen Beruf als Häusermakler aufgegeben hatte, der namentlich wegen der dabei vorkommenden Auktionen tief in seiner Achtung stand, hatte er sich völlig aristokratischen Neigungen hingegeben. In dem vollkommenen Luxus seiner späteren Lebenstage lag er eingebettet wie eine Fliege im Zucker; und seine Seele, in der vom Morgen bis zum Abend sehr wenig vorging, war von zwei merkwürdig entgegengesetzten Regungen beherrscht, einer leisen und trotzigen Genugtuung darüber, seinen eigenen Weg und sein eigenes Glück gemacht zu haben, und einer Empfindung, daß ein Mann von seinen Vorzügen seine Seele niemals mit Arbeit hätte besudeln dürfen.

In einer weißen Weste mit großen Knöpfen aus Gold und Onyx stand er am Büfett und paßte auf, wie sein Diener die Hälse von drei Champagnerflaschen tiefer in die Eiskübel bohrte. Zwischen den Ecken seines Stehkragens, den er – obwohl jede Bewegung ihn schmerzte – um keinen Preis hätte ändern lassen, blieb das blasse Fleisch seines Doppelkinns unbeweglich. Seine Augen schweiften von Flasche zu Flasche. Er überlegte und kam zu folgenden Schlüssen: ‚Jolyon trinkt ein Glas, vielleicht zwei, er ist ja so vorsichtig; James, der kann jetzt gar keinen Wein vertragen. Nicholas und Fanny würden sicherlich Wasser in sich hineinschütten! Soames zählte nicht mit, diese jungen Neffen – Soames war achtunddreißig – konnten ja nicht trinken! Aber Bosinney?‘ Als er auf den Namen dieses Fremden kam, der etwas außerhalb des Bereiches seiner Philosophie lag, hielt Swithin inne. Eine Besorgnis erwachte in ihm! Man konnte nicht wissen! June war nur ein Mädchen und dazu noch verliebt! Emily, James' Frau, liebte ein gutes Glas Champagner. Für Juley, die gute alte Seele, war er viel zu trocken, sie hatte keine feine Zunge. Und Hatty Cheßman! Der Gedanke an diese alte Freundin beschwor eine Wolke von Befürchtungen herauf, die den hellen Glanz seiner Augen verdunkelte: es sollte ihn nicht wundern, wenn sie eine halbe Flasche trank!

Aber als er an seinen letzten Gast dachte – an Mrs. Soames –, stahl sich ein Ausdruck über sein altes Gesicht wie der einer Katze, die eben anfängt zu schnurren. Sie trank vielleicht nicht viel, aber sie wußte zu schätzen, was sie trank, es war ein Vergnügen, ihr guten Wein vorzusetzen. Eine schöne Frau – und ihm so sympathisch! Der Gedanke an sie war wie Champagner selbst! Ein Vergnügen, einer jungen Frau guten Wein vorzusetzen, die so gut aussah, die sich zu kleiden wußte und ein so reizendes, ganz vornehmes Wesen

hatte – ein Vergnügen, sie zu bewirten. Er gestattete seinem Kopf zwischen den Ecken seines Kragens an diesem Abend die erste kleine, schmerzhafte Bewegung. „Adolf", sagte er, „setzen Sie noch eine Flasche hinein." Er selbst durfte eine ganze Menge trinken, denn dank Blights Verordnung fühlte er sich außerordentlich wohl, und er war so vorsichtig gewesen, nicht zu frühstücken. Er hatte sich seit Wochen nicht so wohl gefühlt. Die Unterlippe vorschiebend, gab er seine letzten Anordnungen. „Adolf, eine Spur von dem Westindischen, wenn der Schinken kommt."

Er ging ins Vorzimmer und setzte sich mit gespreizten Knien auf den Rand eines Stuhles. Seine große, wohlbeleibte Gestalt fiel alsbald in eine seltsam erwartungsvolle, ihm eigentümliche Reglosigkeit zurück. Er war bereit, sich jeden Augenblick zu erheben. Seit Monaten hatte er niemand zu Tisch geladen. Dies Dinner zu Ehren von Junes Verlobung war ihm anfangs lästig und langweilig erschienen (die Forsytes hielten andächtig an dem Brauch fest, Verlobungen durch Gastmähler zu feiern), aber nachdem die Mühe, Einladungen zu versenden und das Essen zu bestellen, überstanden war, fühlte er sich angenehm angeregt. Und als er dick, glatt und golden, wie eine abgeplattete Butterkugel, dasaß, eine Uhr in der Hand, dachte er an nichts.

Ein langer Mensch mit einem Backenbart, der früher in Swithins Dienst gestanden hatte, jetzt aber Grünkramhändler war, kam herein und meldete: „Mrs. Cheßman, Mrs. Septimus Small!" Zwei Damen traten ein. Die vordere, ganz in Rot gekleidet, hatte große Flecke von der gleichen Farbe auf den Wangen und ein hartes blitzendes Auge. Sie ging auf Swithin zu und streckte ihm die Hand in langem, primelfarbenem Handschuh entgegen: „Nun, Swithin", sagte sie, „ich habe dich eine Ewigkeit nicht gesehen. Wie geht's? Aber, lieber Junge, wie du stark wirst!" Nur der starre Blick in Swithins Auge verriet Erregung. Ein dumpfer, zürnender Groll schwellte seine Brust. Es war ordinär, stark zu sein, von Starksein zu reden; er hatte eben eine breite Brust. Er wandte sich zu seiner Schwester, ergriff ihre Hand und sagte in gebieterischem Ton: „Nun, Juley!"

Mrs. Septimus Small war die größte der vier Schwestern; ihr gutes, rundes altes Gesicht war ein wenig säuerlich geworden; zahllose Schmollfältchen durchzogen es, als hätte es bis zu diesem Abend in einer eisernen Drahtmaske gesteckt, die, plötzlich entfernt, kleine Wülste rebellischen Fleisches über ihrem ganzen Antlitz zurück-

gelassen hatte. Selbst ihre Augen blickten schmollend. Auf diese Weise gab sie ihren beständigen Groll über den Verlust von Septimus Small zu erkennen. Sie war bekannt dafür, immer das Verkehrte zu sagen, und hartnäckig wie ihre ganze Sippe hielt sie daran fest, wenn sie einmal etwas gesagt hatte, und fügte immer noch etwas Verkehrtes hinzu. Seit dem Hinscheiden ihres Gatten hatten die Familienhartnäckigkeiten und Familiennüchternheiten keinen fruchtbaren Boden mehr bei ihr gefunden. Sie war sehr gesprächig; wenn sie Gelegenheit dazu fand, konnte sie ohne die geringste Aufmunterung stundenlang mit epischer Eintönigkeit von den zahllosen Anlässen erzählen, bei denen sie vom Schicksal mißbraucht worden war, und merkte nie, daß ihre Zuhörer mit dem Schicksal übereinstimmten, denn sie hatte ein gutes Herz.

Da die gute Seele lange Zeit am Bette von Septimus Small (einem Manne von schwächlicher Konstitution) hatte verbringen müssen, war es ihr zur Gewohnheit geworden, und sie hatte später zahllose Gelegenheiten gehabt, bei Kranken, Kindern und anderen hilflosen Personen zu sitzen und sie zu zerstreuen, war aber nicht davon abzubringen, die Welt für die undankbarste Stätte zu halten, in der man leben konnte. Sonntag für Sonntag saß sie zu Füßen des außerordentlich geistreichen Predigers Thomas Scoles, der einen großen Einfluß auf sie ausübte; aber es gelang ihr, jedermann zu überzeugen, daß selbst dies ein Unglück sei. Sie war sprichwörtlich in der Familie geworden, und wenn man einen von ihnen besonders verstimmt sah, wurde er eine ‚wahre Juley' genannt. Ihr Gemütszustand hätte jeden, der kein Forsyte war, mit vierzig Jahren schon ins Grab gebracht; aber sie war vierundsiebzig und hatte nie wohler ausgesehen. Und man fühlte, daß Genußfähigkeiten in ihr schlummerten, die noch zutage treten konnten. Sie besaß drei Kanarienvögel, den Kater Tommy und einen halben Papagei – die andere Hälfte gehörte ihrer Schwester Hester, und diese armen Geschöpfe (sie wurden Timothy sorgfältig ferngehalten – er mochte keine Tiere) erkannten besser als die Menschen, daß sie für ihr Mißgeschick nichts konnte, und hingen leidenschaftlich an ihr.

Sie erschien an diesem Abend in der düstern Pracht ihres schwarzen Seidenkleides mit dem malvenfarbenen Einsatz und dem schüchtern dreieckigen Ausschnitt, den ein schwarzes Samtband um den Ansatz ihres dünnen Halses abschloß. Schwarz und Malvenfarbe für eine Abendtoilette galt bei fast allen Forsytes für sehr vornehm. Schmollend sagte sie zu Swithin: „Ann hat nach dir gefragt. Du bist

eine Ewigkeit nicht bei uns gewesen." Swithin steckte die Daumen in die Armlöcher seiner Weste und erwiderte: „Ann wird sehr klapprig, sie sollte einen Arzt zu Rate ziehen!"

„Mr. und Mrs. Nicholas Forsyte!" Die rechtwinkeligen Brauen hochgezogen, kam Nicholas Forsyte lächelnd herein. Es war ihm im Laufe des Tages geglückt, einen Vorschlag zur Verwendung von Eingeborenen aus Oberindien in den Goldminen von Ceylon zur Annahme zu bringen. Ein Lieblingsplan von ihm, der trotz großer Schwierigkeiten schließlich doch zur Ausführung gekommen war — er konnte wohl zufrieden sein. Es mußte den Ertrag seiner Minen verdoppeln, und wie er oft mit Nachdruck hervorgehoben hatte, zeigte alle Erfahrung, daß Menschen sterben müssen. Ob sie nun im eigenen Lande an Altersschwäche starben oder frühzeitig an der Feuchtigkeit auf dem Grunde einer Mine in der Fremde, war sicherlich von geringer Bedeutung, vorausgesetzt, daß die Veränderung ihrer Lebensweise dem Britischen Reiche einen Nutzen brachte. Seine Fähigkeiten waren nicht zu verkennen. Er pflegte die eingeknickte Nase zu seinem Zuhörer emporzuheben und hinzuzufügen: „Aus Mangel an ein paar Hundert dieser Kerle haben wir jahrelang keine Dividende zahlen können. Sehen Sie nur, wie die Aktien stehen, ich bekomme nicht zehn Schilling dafür." Er war auch in Yarmouth gewesen und mit dem Gefühl zurückgekehrt, sein Leben wenigstens um zehn Jahre verlängert zu haben. Er ergriff Swithins Hand und rief in scherzhaftem Tone: „Ja, da wären wir wieder hier!" Seine Gattin, eine verblühte Frau, lächelte hinter ihm ein Lächeln verschüchterter Munterkeit.

„Mr. und Mrs. James Forsyte! Mr. und Mrs. Soames Forsyte!" Swithin schlug die Hacken zusammen, seine Haltung war bewunderungswürdig wie immer. „Na, James, na, Emily? Guten Tag, Soames! Und wie geht's dir?" Seine Hand umschloß die Irenens, und seine Augen vergrößerten sich. Sie war eine schöne Frau — ein wenig zu blaß, aber diese Figur, diese Augen, diese Zähne! Viel zu schade für diesen Soames! Die Götter hatten Irene mit dunkelbraunen Augen und goldenem Haar ausgestattet, jener seltsamen Zusammenstellung, die die Blicke der Männer reizt und das Zeichen eines schwachen Charakters sein soll. Und die volle weiche Blässe ihres Halses und der Schultern über einem goldfarbenen Gewand gaben ihrer Persönlichkeit eine verführerische Fremdartigkeit.

Soames stand hinter seiner Frau, die Augen auf ihren Hals geheftet. Die Zeiger auf Swithins Uhr, die er noch immer geöffnet in

der Hand hielt, waren über die Acht hinausgerückt; es war eine halbe Stunde über seine Tischzeit – er hatte nicht gefrühstückt – und eine seltsame unverhüllte Ungeduld wallte in ihm auf. „Es ist nicht Jolyons Art, zu spät zu kommen!“ sagte er zu Irene, ohne seinen Ärger verbergen zu können. „Wahrscheinlich hält June ihn auf.“ „Verliebte kommen immer zu spät“, erwiderte sie. Swithin starrte sie an; ein dunkles Orangegelb färbte seine Wangen. „Sie haben kein Recht dazu! Das ist so ein moderner Unsinn!“ Und hinter diesem Ausbruch schien die unartikulierte Gewaltsamkeit früherer Generationen zu murren und zu grollen. „Wie findest du meinen neuen Stern, Onkel Swithin?“ sagte Irene sanft. Zwischen den Spitzen am Busen leuchtete ein fünfzackiger Stern aus elf Diamanten. Swithin betrachtete den Stern. Er verstand sich auf Steine; keine Frage hätte wirksamer gewählt sein können, seine Aufmerksamkeit abzulenken. „Wer hat ihn dir geschenkt?“ fragte er. „Soames.“ Nichts veränderte sich in ihrem Gesicht, aber Swithins Augen traten hervor, als wäre plötzlich eine Erleuchtung über ihn gekommen. „Du langweilst dich wohl zu Haus?“ sagte er. „Wann immer du Lust hast, zu Tisch zu mir zu kommen, will ich dir eine Flasche so guten Wein vorsetzen, wie er in London irgend zu haben ist.“

„Miß June Forsyte – Mr. Jolyon Forsyte! ... Mr. Bosinney! ...“

Swithin machte eine Bewegung mit dem Arm und sagte mit knurriger Stimme: „Zu Tisch jetzt – zu Tisch!“ Er führte Irene unter dem Vorwand, daß er sie seit ihrer Brautzeit nicht bewirtet habe. June erhielt Bosinney zum Tischnachbarn, der zwischen Irene und seine Braut gesetzt wurde. An der andern Seite neben June saß James mit Nicholas' Frau, dann der alte Jolyon mit James' Frau, Nicholas mit Hatty Cheßman, und Soames mit Mrs. Small, die den Kreis schloß, wieder neben Swithin.

Bei Familientafeln der Forsytes wurden gewisse Traditionen beobachtet. Es gab zum Beispiel keine Horsd'oeuvres. Der Grund hierfür ist unbekannt. Nach Anschauung der jüngeren Generation war es auf den unerhörten Preis der Austern zurückzuführen; wahrscheinlicher ist der Wunsch schuld daran, zur Hauptsache zu kommen und mit gutem, praktischem Sinn zu erklären, daß Horsd'oeuvres nichts als Notbehelf sind. Nur bei James, wo man einem in Park Lane fast allgemeinen Brauch nicht widerstehen konnte, wich man zuweilen davon ab.

Eine schweigende, fast verdrießliche Unaufmerksamkeit gegeneinander folgte dem Einnehmen der Plätze und währte beinah über

den ersten Gang hinaus, wenn auch einzelne Bemerkungen fielen, wie: „Tommy geht's wieder schlecht, ich weiß nicht, was ihm fehlt!" — „Ann kommt morgens wohl gar nicht mehr herunter?" — „Wie heißt euer Arzt, Fanny? Stubbs? Er ist ein Quacksalber!" — „Winifred? Sie hat zu viele Kinder. Vier, nicht wahr? Sie ist dünn wie eine Latte!" — „Was zahlst du für diesen Sherry, Swithin? Mir zu trocken!"

Beim zweiten Glas Champagner vernahm man ein Gemurmel, das, von gelegentlichen Nebengeräuschen befreit und in seine ursprünglichen Bestandteile zerlegt, als James' Erzählung einer Geschichte zu erkennen war, und da diese längere Zeit in Anspruch nahm, beeinträchtigte es zeitweise sogar den Genuß des allgemein als Höhepunkt eines Forsyteschen Gastmahls angesehenen ‚Hammelrückens'. Kein Forsyte gab je ein Dinner, ohne für einen Hammelrücken zu sorgen. In seiner saftigen Solidität liegt etwas, das Leuten von einer gewissen Position zusagt. Er ist nahrhaft und — schmackhaft, darauf wird von jedermann Wert gelegt. Er hat eine Vergangenheit und eine Zukunft, wie ein bei der Bank eingezahltes Depot; und es läßt sich darüber disputieren. Jeder Zweig der Familie hielt hartnäckig an einer bestimmten Bezugsquelle fest — der alte Jolyon schwor auf Dartmoor, James auf Wales, Swithin auf Southdown, und Nicholas behauptete, wenn die Leute auch die Nase rümpften, daß nichts mit Neuseeland zu vergleichen sei. Aber Roger, das ‚Original' unter den Brüdern, sah sich genötigt, eine Quelle für sich allein zu finden, und mit einem Scharfsinn, wie er eines Mannes würdig war, dem es gelungen, einen neuen Beruf für seine Söhne zu ersinnen, hatte er einen Laden entdeckt, wo deutsche Hammel zu haben waren. Als Einwendungen gemacht wurden, hatte er seine Behauptung durch Vorzeigen einer Metzgerrechnung bestätigt, aus der zu ersehen war, daß er mehr bezahlte als einer der andern. Bei dieser Gelegenheit hatte der alte Jolyon in einer seiner philosophischen Anwandlungen zu June gesagt: „Die Forsytes sind eine verschrobene Gesellschaft, darauf kannst du dich verlassen — du wirst schon noch dahinterkommen, wenn du älter wirst!" Nur Timothy machte eine Ausnahme, denn obwohl er Hammelrücken sehr gern aß, fürchtete er sich doch davor, wie er sagte.

Für jeden, der ein psychologisches Interesse für die Forsytes hat, ist dieser Hammelrückenzug von größter Bedeutung. Er illustriert nicht nur ihre Hartnäckigkeit im allgemeinen und als Individuen, sondern ist ein Zeichen dafür, daß sie mit Leib und Seele jener

großen Klasse von Menschen angehören, die an Nahrhaftigkeit und Geschmack glauben und keinem sentimentalen Verlangen nach Schönheit nachgeben. Die jüngeren Familienmitglieder hätten wohl gern ganz auf einen Braten verzichtet und Geflügel oder eine Hummermayonnaise vorgezogen – etwas, das auf die Phantasie wirkte und weniger nahrhaft war –, aber die waren weibisch, oder wenn nicht das, doch von ihren Frauen oder Müttern verdorben, die ihr ganzes Eheleben hindurch gezwungen waren, Hammelrücken zu essen, und ihren Söhnen eine gewisse Feindseligkeit dagegen eingeimpft hatten.

Nach Erledigung der großen Hammelrückenfrage kam ein Tewkesbury-Schinken mit einem Tropfen des Westindischen an die Reihe – Swithin hielt sich bei diesem Gang so lange auf, daß er eine Stockung im Fortgang des Dinners verursachte. Um sich ihm von ganzem Herzen widmen zu können, unterbrach er seine Unterhaltung.

Von seinem Platz neben Mrs. Small machte Soames seine Wahrnehmungen. Er hatte seine eigene, mit einem Lieblingsplan in Verbindung stehenden Gründe, Bosinney zu beobachten. Der Architekt konnte seinen Zwecken dienlich sein, er sah klug aus, wie er da zurückgelehnt in seinem Stuhl saß und nachdenklich kleine Wälle von Brotkrumen machte. Soames bemerkte, daß seine Sachen einen guten Schnitt hatten, aber zu eng waren, als wären sie vor Jahren angefertigt. Er sah, wie er sich Irene zuwandte und etwas sagte, und sah ihr Gesicht strahlen, wie er es andern Leuten gegenüber oft strahlen sah – aber niemals ihm gegenüber. Er versuchte aufzufangen, was sie sagten, aber Tante Juley unterhielt sich gerade mit ihm. Ob es ihm nicht auch immer ganz merkwürdig vorgekommen sei, fragte sie. Erst am letzten Sonntag wieder war der liebe Pastor Scoles so geistreich in seiner Predigt, so sarkastisch. ‚Denn', hatte er gesagt, ‚was nützt es, sein Seelenheil zu gewinnen, wenn man all sein Gut dabei verliert?' Das sei der Leitspruch des Mittelstandes; aber was hatte er nur damit gemeint? Es könnte ja natürlich sein, daß der Mittelstand so dachte – sie wisse es nicht; was war seine Ansicht darüber? Er antwortete zerstreut: „Wie kann ich das wissen? Scoles ist ein Schwätzer, nicht?" Denn Bosinney sah sich am Tisch um, als mache er auf die Eigenheiten der Gäste aufmerksam, und Soames hätte gern gewußt, was er sagte. Ihrem Lächeln nach stimmte Irene seinen Bemerkungen offenbar zu. Sie schien mit andern Leuten immer übereinzustimmen. Ihre Augen waren auf ihn selbst gerichtet;

Soames senkte sofort seinen Blick. Das Lächeln auf ihren Lippen war erloschen. – Ein Schwätzer? Was wollte er damit sagen? Wenn Mr. Scoles ein Schwätzer war, er, ein Pastor – dann konnte ja jeder – es war schrecklich! „Jawohl – das sind sie auch!“ sagte Soames. Während des momentanen entsetzten Schweigens Tante Juleys fing er einige Worte Irenens auf, die klangen wie: ‚Laßt die Hoffnung draußen, alle, die ihr hier eintretet!‘

Aber Swithin war nun mit seinem Schinken fertig. „Wo kaufst du deine Champignons?“ fragte er Irene mit der Stimme eines Courmachers. „Du solltest zu Snileybob gehen – da bekommst du sie frisch. Diese kleinen Leute geben sich nicht die Mühe!“ Irene wandte sich um, ihm zu antworten, und Soames sah, wie Bosinney sie lächelnd beobachtete. Ein sonderbares Lächeln hatte der Mensch; halb einfältig wie ein Kind, das lächelt, wenn es sich freut. Von Georges Spitznamen – der Bukanier – hielt er nicht gar viel. Und als er sah, wie Bosinney sich zu June wandte, lächelte Soames ebenfalls, aber spöttisch – er mochte June nicht, die nicht allzu froh aussah.

Kein Wunder übrigens, denn sie hatte eben folgende Unterhaltung mit James gehabt: „Auf meinem Rückweg sah ich vom Fluß aus eine schöne Baustelle für ein Haus, Onkel James.“ James, ein langsamer und gründlicher Esser, hielt im Kauen inne. „Wie?“ sagte er, „wo war es denn?“ „Dicht bei Pangbourne.“ James nahm einen Bissen Schinken in den Mund, und June wartete. „Du weißt doch wohl nicht, ob das Land dort herum verkäuflich ist?“ fragte er schließlich; „du wirst doch nichts über den Preis der Grundstücke da draußen wissen?“ „Doch“, sagte June, „ich habe mich erkundigt.“ Ihr resolutes Gesichtchen unter der Kupferkrone glühte in verdächtigem Eifer. James musterte sie mit der Miene eines Inquisitors. „Was? Du denkst doch nicht etwa daran, Land zu kaufen?“ rief er und ließ die Gabel sinken. June ermutigte sein Interesse sehr. Es war lange ihr Lieblingsplan gewesen, daß ihre Oheime, sich und Bosinney zum Nutzen, von diesem Landhäuser bauen lassen sollten. „Natürlich nicht“, sagte sie, „ich dachte nur, es wäre ein so prächtiger Platz für – dich oder – sonst jemand, um dort ein Landhaus zu bauen!“ James sah sie von der Seite an und nahm einen zweiten Bissen von dem Schinken. „Land muß dort herum sehr teuer sein“, sagte er. Was June für persönliches Interesse gehalten hatte, war nur die unpersönliche Erregung jedes Forsyte, der hörte, daß etwas Vorteilhaftes in andere Hände überzugehen droht. Aber sie wollte

das Schwinden ihrer Aussichten nicht sehen und verfolgte ihren Zweck weiter. „Du solltest aufs Land ziehen, Onkel James. Ich wollt', ich hätte einen Haufen Geld, dann bliebe ich keinen Tag länger in London." James war bis ins Innerste seiner langen, dürren Gestalt empört. Er hatte keine Ahnung davon, daß seine Nichte so verwegene Ansichten hegte. „Warum ziehst du nicht aufs Land?" wiederholte June, „es wäre ein wahres Glück für dich!" „Warum?" begann James erregt. „Land kaufen — was, glaubst du, hätte ich vom Landkaufen und Häuserbauen? — Ich bekäme nicht vier Prozent für mein Geld!" „Was schadet das? Du hättest frische Luft." „Frische Luft!" rief James aus; „was soll mir frische Luft —" „Ich dächte, jeder liebt es, frische Luft zu haben", sagte June verächtlich. James wischte sich mit der Serviette über den Mund. „Du kennst den Wert des Geldes nicht", sagte er und wich ihrem Blicke aus. „Nein! Und das werde ich hoffentlich nie!"

Die arme June biß sich in unsagbarer Entrüstung auf die Lippen und schwieg. Warum waren ihre eigenen Verwandten so reich, und Phil wußte nie, wo er am nächsten Tag das Geld für den Tabak hernehmen sollte? Warum konnten sie nicht etwas für ihn tun? Aber sie waren so selbstsüchtig. Warum konnten sie nicht Landhäuser bauen? Sie hatte noch jenen festen naiven Glauben, der so rührend ist und zuweilen so Großes vollbringt. Bosinney, dem sie sich in ihrer Niedergeschlagenheit zuwandte, unterhielt sich mit Irene, und ein Frösteln erfaßte Junes Seele. Ihre Augen wurden starr vor Zorn, wie die des alten Jolyon, wenn man sich ihm widersetzte.

Auch James war ganz verstört. Ihm war, als habe jemand ihm das Recht bestritten, sein Geld mit fünf Prozent anzulegen. Jolyon hatte sie verzogen. Von seinen Töchtern hätte keine so etwas gesagt. James war gegen seine Kinder immer sehr freigebig gewesen, und das Bewußtsein davon ließ es ihn noch tiefer fühlen. Er stocherte verdrießlich in seinen Erdbeeren, dann überschwemmte er sie mit Sahne und verzehrte sie rasch; sie wenigstens sollten ihm nicht entgehen. Kein Wunder, daß er außer sich war. Seit vierundfünfzig Jahren (er war so früh das Gesetz es erlaubte als Anwalt zugelassen worden) hatte er Hypotheken zu ordnen, Geld zu hohen und dabei sicheren Zinsen anzulegen, Geschäfte nach dem Grundsatz zu leiten, aus andern Leuten soviel wie möglich herauszuholen, sofern es mit der Sicherheit für seine Klienten und ihn selbst zu vereinigen war; und bei den Berechnungen der genauen pekuniären Möglichkeiten in allen Lebenslagen war er schließlich dazu gekommen, nur

noch in Geldbegriffen zu denken. Geld war jetzt sein Licht, sein Mittel zu sehen, ohne das er tatsächlich unfähig war zu sehen, wirklich nichts zu erkennen vermochte; und daß man ihm ins Gesicht sagen konnte: ‚Hoffentlich werde ich nie den Wert des Geldes kennenlernen!', betrübte und empörte ihn. Er wußte, daß es Unsinn war, sonst hätte es ihn erschreckt. Wohin sollte es noch kommen in der Welt! Aber plötzlich fiel ihm die Geschichte des jungen Jolyon ein, und das tröstete ihn ein wenig, was konnte man schließlich erwarten mit einem solchen Vater! Seine Gedanken wurden dadurch auf eine noch unerfreulichere Bahn geleitet. Was bedeutete denn all dies Gerede über Soames und Irene?

Wie in allen Familien, die etwas auf sich halten, hatte sich ein Stapelplatz gebildet, an dem die Familiengeheimnisse ausgetauscht und der Familienschatz bewertet wurde. Es war an der Forsytebörse bekannt, daß Irene ihre Heirat bereute. Aber ihre Reue wurde mißbilligt. Sie hätte es sich vorher überlegen sollen; keine zuverlässige Frau täuscht sich in solchen Dingen.

James sagte sich verstimmt, daß sie doch ein hübsches, wenn auch ziemlich kleines Haus in ausgezeichneter Lage hatten, keine Kinder und keine Geldsorgen. Soames war in bezug auf seine Angelegenheiten sehr zurückhaltend, aber er mußte doch allmählich ein sehr wohlhabender Mann werden. Er hatte ein vorzügliches Einkommen aus dem Geschäft – denn Soames war wie sein Vater Teilhaber der wohlbekannten Anwaltfirma Forsyte, Bustard und Forsyte – und war immer sehr vorsichtig gewesen. Es war ihm ganz ungewöhnlich gut mit einigen Hypotheken geglückt, die er aufgenommen hatte – dazu eine kleine rechtzeitige Pfändung – höchst glückliche Treffer! Es gab keinen Grund für Irene, nicht glücklich zu sein, und doch hieß es, sie habe getrennte Zimmer verlangt. Er wußte, worauf das hinauslief. Wenn Soames noch ein Trinker gewesen wäre! James sah zu seiner Schwiegertochter hinüber. Sein unbemerkter Blick war kalt und unsicher. Es lagen Furcht und Anklage darin und ein Gefühl persönlicher Beschwerde. Warum blieb ihm dieser Ärger nicht erspart? Wahrscheinlich war alles Unsinn. Frauen sind eben komische Geschöpfe! Sie übertreiben so, man weiß nie, was man ihnen glauben soll; und dann, ihm sagte keiner was, er mußte alles allein herausfinden. Wieder blickte er verstohlen zu Irene hin und von ihr hinüber zu Soames. Dieser hörte Tante Juley zu und warf dabei unter seinen Brauen einen Blick auf Bosinney. ‚Er liebt sie, das weiß ich', dachte James. ‚Man sieht es an der Art, wie er sie immer beschenkt.'

Und das außerordentlich Unbillige ihrer Abneigung traf ihn mit erhöhter Gewalt. Wirklich schade, sie war ein liebes kleines Ding, und er, James, hätte sie wirklich liebgehabt, wenn sie es nur erlaubt hätte. Seit kurzem war sie sehr vertraut mit June; das war nichts für sie, das war ganz gewiß nichts für sie. Sie fing an, eigene Ansichten zu haben. Was wollte sie denn eigentlich damit. Sie hatte ein schönes Heim und alles, was sie nur wünschen konnte. Man müßte ihre Freunde für sie wählen. Es weitergehen zu lassen wie bisher, wäre gefährlich.

Gewohnt, Unglückliche unter ihren Schutz zu nehmen, hatte June Irene tatsächlich ein Geständnis abgelockt und ihrerseits dann die Notwendigkeit gepredigt, dem Übel, selbst durch eine Trennung, wenn es sein mußte, Trotz zu bieten. Aber Irene hatte diesen Ratschlägen gegenüber nachdenklich geschwiegen, als fände sie den Gedanken fürchterlich, mit kaltem Blut einen solchen Kampf durchzuführen. Er würde sie nie freigeben, hatte sie zu June gesagt. „Was macht das?“ rief June, „laß ihn tun, was er mag — wenn du nur daran festhältst!“ Und sie hatte keine Bedenken gehabt, bei Timothy einige Andeutungen darüber zu machen. Als James davon hörte, war er natürlich entrüstet und erschrocken.

Wenn Irene es sich nun wirklich in den Kopf setzte, Soames — er konnte den Gedanken kaum zu Ende denken — zu verlassen? Aber dieser Gedanke schien ihm so unerträglich, daß er ihn schnell von sich schob. Was für dunkle Visionen er heraufbeschwor, dies Familiengetuschel, das ihm im Ohre summte, dies Entsetzen, daß so etwas in seiner Nähe, bei einem seiner Kinder geschehen konnte! Glücklicherweise hatte sie kein Geld — elende fünfzig Pfund im Jahre! Und er dachte mit Verachtung an den verstorbenen Heron, der ihr nichts hatte hinterlassen können. Über seinem Glase brütend, hatte er die langen Beine unterm Tisch übereinandergeschlagen und versäumte aufzustehen, als die Damen das Zimmer verließen. Er mußte mit Soames sprechen — mußte ihn warnen; so konnte es nicht weitergehen, nachdem eine solche Möglichkeit vor ihm aufgetaucht war. Und er bemerkte verstimmt und unwillig, daß June ihr gefülltes Weinglas hatte stehenlassen. ‚Das kleine Ding ist an allem schuld‘, dachte er. ‚Irene wäre von selbst nie darauf gekommen.‘ James hatte Phantasie.

Swithins Stimme erweckte ihn aus seiner Träumerei. „Ich gab vierhundert Pfund dafür“, sagte er. „Es ist aber auch ein wirkliches Kunstwerk.“ „Vierhundert! Hm! Ein Haufen Geld!“ stimmte Ni-

cholas ein. Der Gegenstand, um den es sich handelte, war eine sorgfältig gearbeitete Gruppe aus italienischem Marmor, die auf einem hohen Sockel (ebenfalls von Marmor) stand und eine Atmosphäre von Kultur im ganzen Zimmer verbreitete. Die Nebenfiguren, es waren deren sechs, weiblich und nackt, von höchst zierlicher Arbeit, wiesen alle auf die Mittelfigur hin, die ebenfalls weiblich und nackt war und auf sich selbst wies; und alles dies gab dem Beschauer eine lebhafte Empfindung ihres hohen Wertes. Tante Juley, die ihr gerade gegenüber gesessen, hatte es den ganzen Abend die größte Schwierigkeit bereitet, sie nicht anzusehen. „Vierhundert Goldfüchse! Du wirst mir doch nicht weismachen, daß du dafür vierhundert Pfund gegeben hast!" sagte der alte Jolyon jetzt, durch den die ganze Diskussion veranlaßt war. Zwischen den Ecken seines Kragens machte Swithins Kinn die zweite schmerzhafte Bewegung. „Vierhundert – Pfund in gutem englischem Geld, keinen Penny weniger. Es reut mich nicht. Es ist nicht gewöhnliche englische Arbeit – sondern echte, modern italienische!" Soames' Mundwinkel verzogen sich zu einem Lächeln, und er sah zu Bosinney hinüber. Der Architekt grinste hinter den Dampfwolken seiner Zigarette. Jetzt allerdings sah er wirklich eher wie ein Bukanier aus. „Es steckt eine Menge Arbeit darin", bemerkte James eifrig, denn die Größe der Gruppe machte sichtlich Eindruck auf ihn, „man bekäme bei Jobson sicher einen guten Preis dafür." „Der arme fremde Teufel, der das gemacht hat, forderte fünfhundert – ich gab ihm vier. Wert ist es acht. Sah halb verhungert aus, der arme Teufel!" „Ach ja!" stimmte Nicholas plötzlich ein, „arme schäbige Gesellen, diese Künstler. Es ist mir ein Rätsel, wie sie leben. Da ist zum Beispiel dieser junge Flageoletti, den Fanny und die Mädchen immer zum Geigen kommen lassen; wenn's hoch kommt, verdient er hundert Pfund im Jahr!" James schüttelte den Kopf. „Ja", sagte er, „ich weiß nicht, wie sie leben!"

Der alte Jolyon hatte sich erhoben und sah sich, mit der Zigarre im Munde, die Gruppe in nächster Nähe an. „Hätte nicht zweihundert dafür gegeben!" sagte er schließlich. Soames sah seinen Vater und Nicholas einen besorgten Blick wechseln, und an der andern Seite, neben Swithin, saß Bosinney noch immer in Rauch gehüllt. ‚Möchte wissen, was er davon hält!' dachte Soames, der wohl wußte, daß diese Gruppe hoffnungslos vieux jeu war, hoffnungslos der vorigen Generation angehörte. Derlei Kunstwerke gingen bei Jobson nicht mehr. Endlich kam Swithins Antwort. „Du hast nie was von

Skulpturen verstanden; du hast deine Bilder, und damit gut!" Der alte Jolyon ging an seinen Platz zurück und paffte an seiner Zigarre. Fiel ihm nicht ein, sich mit einem so eigensinnigen Starrkopf wie Swithin auf Argumente einzulassen, der störrisch war wie ein Maulesel und eine Statue von einem — Strohhut nicht unterscheiden konnte. „Stuck!" war alles, was er sagte. Es war seit lange eine psychische Unmöglichkeit für Swithin, aufzuspringen; er schlug mit der Faust auf den Tisch. „Stuck! Ich möchte in deinem Hause mal etwas sehen, das nur halb so gut wäre!" Und hinter seinen Worten schien abermals jene leidenschaftliche Gewaltsamkeit früherer Generationen hervorzutönen.

Es gelang James, die Situation zu retten. „Und was sagen denn Sie dazu, Mr. Bosinney? Sie sind Architekt, Sie müssen mit Statuen und dergleichen doch Bescheid wissen!" Aller Augen waren auf Bosinney gerichtet; jeder wartete mit seltsam mißtrauischem Blick auf seine Antwort. Und Soames, der zum erstenmal das Wort ergriff, fragte: „Ja, Bosinney, was meinen Sie?" Bosinney erwiderte gelassen: „Es ist eine bemerkenswerte Arbeit." Seine Worte waren an Swithin gerichtet, seine Augen lächelten verschmitzt dem alten Jolyon zu; nur Soames war unbefriedigt. „Bemerkenswert, weswegen?" „Wegen ihrer Naivität." Der Antwort folgte ein eindrucksvolles Schweigen. Nur Swithin war nicht sicher, ob ein Kompliment beabsichtigt war.

VIERTES KAPITEL

BAUPROJEKTE FÜR DAS HAUS

Drei Tage nach der Mittagsgesellschaft bei Swithin trat Soames Forsyte durch seine grüngestrichene Haustür, und als er von der andern Seite des Squares zurückblickte, befestigte sich der Eindruck, daß das Haus eines neuen Anstrichs bedurfte. Er hatte seine Frau, mit gekreuzten Händen im Schoß, auf dem Sofa im Wohnzimmer sitzend verlassen; sie hatte augenscheinlich auf sein Fortgehen gewartet. Das war nichts Ungewöhnliches. Es geschah eigentlich jeden Tag.

Er begriff nicht, was sie an ihm auszusetzen hatte. Wenn er noch ein Trinker gewesen wäre! Stürzte er sich in Schulden, spielte oder fluchte er, war er gewalttätig oder hatte er leichtsinnige Freunde?

Blieb er die Nächte fort? Im Gegenteil. Die tiefe, unterdrückte Abneigung, die er seiner Frau anmerkte, war ihm ein Rätsel und eine Quelle der furchtbarsten Aufregung. Daß sie sich getäuscht hatte und ihn nicht liebte, daß sie versucht hatte, ihn zu lieben, und es nicht vermochte, war doch kein Grund dazu. Wer eine so fernliegende Ursache dafür suchte, daß seine Frau nicht gut mit ihm stand, war sicherlich kein Forsyte.

Soames war darum geneigt, Irene allein alle Schuld zuzuschreiben. Er war nie einer Frau begegnet, die eine so allgemeine Bewunderung erregte. Wo er sich mit ihr zeigte, mußte er sehen, welche Anziehungskraft sie auf die Männer ausübte; ihre Blicke, ihre Mienen und Stimmen verrieten es. Irenens Benehmen war bei diesem Aufsehen über jeden Tadel erhaben. Daß sie eine jener Frauen war – sie sind nicht häufig in der angelsächsischen Rasse –, die zum Lieben und Geliebtwerden geboren sind und ohne Liebe nicht leben können, war ihm wahrscheinlich nie in den Sinn gekommen. Ihre Anziehungskraft sah er für einen Teil ihres Wertes als sein Eigentum an; aber sie erweckte allerdings auch die Vermutung in ihm, daß sie ebenso geben könne wie nehmen; und ihm gab sie nichts! ‚Warum hat sie mich dann geheiratet?' fragte er sich beständig. Er hatte vergessen, wie er um sie geworben; hatte jene anderthalb Jahre vergessen, wo er sie belagert und ihr nachgestellt hatte, wo er Pläne zu ihrem Vergnügen geschmiedet, ihr Geschenke gebracht, immer wieder seinen Antrag wiederholt und durch seine beständige Anwesenheit ihre übrigen Verehrer verscheucht hatte. Er hatte jenen Tag vergessen, an dem er geschickt einen heftigen Ausbruch ihres Widerwillens gegen ihre häusliche Umgebung ausgenutzt hatte und seine Bemühungen von Erfolg gekrönt sah. Wenn noch etwas in seiner Erinnerung haftete, so war es die schnöde Launenhaftigkeit, mit der das goldhaarige, dunkeläugige Mädchen ihn behandelt hatte. Sicherlich erinnerte er sich nicht des Ausdrucks in ihrem Gesicht – jenes seltsamen, duldenden, anklagenden Blickes –, als sie sich eines Tages plötzlich ergab und sagte, daß sie ihn heiraten wolle. Es war ein Werben voll inniger Hingebung gewesen, wie es in Büchern und von den Menschen gepriesen wird, wo der Liebende nach langem, geduldigem Harren schließlich belohnt wird und mit den Hochzeitsglocken ein ewiges Glück beginnt.

Soames ging, verdrießlich auf der Schattenseite der Straße hinschleichend, dem Osten zu. Das Haus mußte neu gestrichen werden, wenn er sich nicht entschloß, aufs Land zu ziehen und zu bauen. Zum

hundertsten Mal in diesem Monat überdachte er diesen Plan. Sich zu überstürzen, hatte keinen Zweck! Er lebte in sehr behaglichen Verhältnissen, mit seinem wachsenden Einkommen, das fast dreitausend Pfund im Jahr betrug; aber sein angelegtes Vermögen war vielleicht nicht so groß, wie sein Vater glaubte – James neigte zu der Annahme, daß es seinen Kindern besser ging, als es der Fall war. ‚Achttausend kann ich leicht aufbringen', dachte er, ‚ohne Robertson oder Nicholl in Anspruch zu nehmen.'

Er war stehengeblieben, um sich einen Bilderladen anzusehen, denn Soames war ein ‚Liebhaber' von Bildern und hatte Montpellier Square Nummer 62 ein kleines Zimmer, wo an der Wand aufgestapelt eine Menge Gemälde standen, die aufzuhängen er keinen Platz hatte. Er brachte sie, gewöhnlich in der Dämmerung, auf seinem Wege aus der City mit nach Haus und pflegte sich an Sonntagnachmittagen in diesem Zimmer aufzuhalten, wo er Stunden damit zubrachte, die Bilder gegen das Licht zu wenden, die Zeichen auf ihrer Rückseite zu prüfen und sich gelegentlich Notizen zu machen. Es waren fast nur Landschaften mit Figuren im Vordergrund, ein Zeichen geheimer Auflehnung gegen London, gegen die großen Häuser, die endlosen Straßen, wo sein Leben und das Leben der Seinen und seiner Klasse sich abspielte. Von Zeit zu Zeit nahm er dann ein oder zwei Bilder in einer Droschke mit und hielt auf dem Wege in die Stadt bei Jobson an. Er zeigte sie selten jemand. Irene, auf deren Urteil er im geheimen etwas gab und es vielleicht darum nie forderte, kam nur bei seltenen Gelegenheiten in das Zimmer, um irgendeine Hausfrauenpflicht zu erledigen. Er forderte sie nicht auf, die Bilder anzusehen, und sie tat es auch niemals. Das war für Soames ein neuer Kummer. Er haßte ihren Stolz und fürchtete ihn heimlich.

Aus der Spiegelscheibe des Bilderladens schaute sein eigenes Bild ihn an. Sein schlichtes Haar unter der Krempe des großen Hutes hatte einen Glanz wie der Hut selbst. Seine blassen flachen Wangen, die Linie seiner glattrasierten Lippen, das feste Kinn mit dem vom Rasieren grauen Schimmer und die zugeknöpfte Straffheit seines schwarzen Schoßrockes machten einen Eindruck von Zurückhaltung und Verschwiegenheit, von unerschütterlicher, sicherer Gelassenheit; aber seine kalten grauen Augen mit dem gespannten Blick und der Falte zwischen den Brauen musterten ihn nachdenklich, als wüßten sie von einer geheimen Schwäche.

Er sah nach dem Gegenstand der Bilder, dem Namen der Maler

und berechnete ihren Wert, aber ohne die Befriedigung, die ihm dieses innerliche Taxieren sonst gewährte, und ging weiter. Nummer 62 würde für ein weiteres Jahr völlig ausreichen, wenn er sich entschloß zu bauen! Die Zeiten waren günstig zum Bauen, Geld war seit Jahren nicht so teuer gewesen; und die Baustelle, die er bei Robin Hill gesehen hatte, als er im Frühjahr hingefahren war, um Nicholls Hypotheken zu prüfen – wo konnte er eine bessere finden! Zwölf Meilen von Hydepark Corner gelegen, würde der Wert des Bodens sicher steigen und immer mehr einbringen, als er dafür zahlte, so daß ein wirklich in gutem Stil gebautes Haus die beste Kapitalsanlage wäre.

Das Bewußtsein, der einzige in der Familie zu sein, der ein Landhaus besaß, kam bei ihm kaum in Betracht, denn für einen echten Forsyte waren Gefühle, selbst das Gefühl der gesellschaftlichen Stellung, ein Luxus, den man sich erst gestatten durfte, nachdem das Verlangen nach mehr materiellen Freuden gestillt war. Irene aus London fortbringen, ihr die Möglichkeit nehmen, auszugehen und Leute zu sehen, sie von ihren Freunden trennen und von allen, die ihr den Kopf verdrehten! Das war's! Sie war zu dick befreundet mit June! June konnte ihn nicht leiden. Er erwiderte dies Gefühl. Sie waren von gleichem Blut. Alles wäre gewonnen, wenn er Irene aus der Stadt herausbekommen könnte. Das Haus würde ihr gefallen, und es machte ihr vielleicht Spaß, sich an der Ausschmückung mit zu beteiligen, sie hatte sehr künstlerische Anlagen!

Das Haus müßte in gutem Stil gebaut sein, so daß immer ein guter Preis zu erzielen wäre, müßte etwas Eigenartiges sein, wie das letzte Haus von Parker, das einen Turm hatte. Aber Parker hatte ihm selbst gesagt, sein Baumeister habe ihn ruiniert. Man wisse nie, woran man mit diesen Leuten sei. Hatten sie einen Namen, so veranlaßten sie einen zu Ausgaben ohne Ende und wären noch dünkelhaft obendrein. Und einen gewöhnlichen Architekten zu wählen, hatte keinen Sinn – der Gedanke an Parkers Turm schloß die Verwendung eines gewöhnlichen Architekten aus.

Darum hatte er an Bosinney gedacht. Nach der Gesellschaft bei Swithin hatte er Erkundigungen eingezogen, deren Resultat dürftig, aber ermutigend war: ‚Einer von der neuen Richtung.' ‚Tüchtig?' ‚Das wohl – aber ein bißchen – ein bißchen hoch hinaus!' Es war ihm nicht gelungen, ausfindig zu machen, was für Häuser Bosinney gebaut hatte noch wie seine Preise waren. Er hatte den Eindruck gewonnen, als würde er selber die Bedingungen stellen können. Je

mehr er über die Idee nachdachte, desto besser gefiel sie ihm. Damit würde die Sache in der Familie bleiben, der Gedanke kam den Forsytes förmlich instinktmäßig; und er erhielt es wohl zu Vorzugspreisen, wenn nicht gar unter den billigsten Bedingungen – das war auch ganz in der Ordnung, wenn man bedachte, daß Bosinney Gelegenheit gegeben war, seine Talente zu entfalten, denn das Haus durfte kein gewöhnliches Bauwerk sein.

Soames freute sich bei dem Gedanken an die Aufträge, die es dem jungen Manne sicher einbringen würde; denn wie jeder Forsyte konnte er durch und durch Optimist sein, wenn irgend etwas dabei zu gewinnen war. Bosinneys Büro befand sich ganz in der Nähe, in der Sloane Street, so daß er die Pläne beständig würde überwachen können. Übrigens würde Irene wohl auch nichts dagegen haben, London zu verlassen, wenn der Bräutigam ihrer besten Freundin die Sache bekäme. Junes Heirat hing vielleicht davon ab. Irene konnte anstandshalber ihrer Heirat nicht im Wege stehen; das würde sie niemals tun, dazu kannte er sie zu gut. Und June würde sich freuen, darin sah er auch einen Vorteil.

Bosinney sah gescheit aus, aber er machte auch den Eindruck – und das war einer seiner größten Vorzüge –, als wäre er nicht recht auf seinen Vorteil bedacht; in Geldsachen war es gewiß leicht, mit ihm fertig zu werden. Soames hatte bei diesen Betrachtungen nicht im Sinne, dies auszunutzen; es war eine ganz natürliche Anschauungsweise bei ihm – die Anschauungsweise jedes guten Geschäftsmannes – all der Tausende von guten Geschäftsleuten, an denen vorbei er sich seinen Weg durch Ludgate Hill bahnte. Er handelte also nach den unerforschlichen Gesetzen seiner großen Klasse – nach den Gesetzen der Natur selbst – wenn er mit einem Gefühl von innerer Zufriedenheit daran dachte, daß es leicht sein würde, in Geldsachen mit Bosinney fertig zu werden.

Während er sich weiter durch das Gewühl drängte, zog die Kuppel des St.-Pauls-Domes seine Blicke auf sich, die er sonst auf den Boden vor sich geheftet hielt. Dieser alte Dom übte einen eigentümlichen Zauber auf ihn aus, und er pflegte nicht nur einmal, sondern zwei-, dreimal in der Woche seine tägliche Pilgerfahrt zu unterbrechen, hineinzugehen und sich fünf oder zehn Minuten in den Seitenschiffen aufzuhalten, um die Namen und Inschriften auf den Grabmälern zu betrachten. Der Reiz, den diese große Kirche auf ihn ausübte, war unerklärlich, es sei denn, daß es ihm darin gelang, seine Gedanken auf die Angelegenheiten des Tages zu konzen-

trieren. Wenn irgendeine Sache, die von besonderer Bedeutung war oder besonderen Scharfsinn erforderte, auf seiner Seele lastete, ging er unwandelbar hinein und wanderte mäuschenstill von Inschrift zu Inschrift. Und wenn er dann auf die gleiche geräuschlose Weise wieder umkehrte, pflegte er, jedesmal ein klein wenig mehr eigensinnige Entschlossenheit in seinem Gang, die Straße hinaufzugehen, als hätte er etwas gesehen, das zu kaufen er sich vorgenommen hatte.

Auch an diesem Morgen ging er hinein, aber anstatt sich von Grabmal zu Grabmal zu stehlen, richtete er die Augen empor zu den Säulen und Wandflächen und blieb regungslos stehen. Sein emporgewandtes Gesicht mit dem andächtigen, ehrfurchtsvollen Ausdruck, den Gesichter in der Kirche anzunehmen pflegen, war weiß wie Kalk geworden in dem weiten Gebäude. Die behandschuhten Hände hatte er vor sich über dem Griffe seines Schirmes gefaltet. Er hob sie in die Höhe. Eine heilige Eingebung war vielleicht über ihn gekommen. ‚Ja', dachte er, ‚ich muß Platz haben, um meine Bilder aufzuhängen.'

An demselben Abend sprach er auf seinem Heimweg aus der Stadt in Bosinneys Büro vor. Er traf den Architekten in Hemdärmeln, eine Pfeife rauchend und im Begriff, den Grundriß eines Planes zu zeichnen. Soames lehnte einen Trunk ab und kam sogleich zur Sache. „Wenn Sie am Sonntag nichts Besseres vorhaben, kommen Sie mit mir nach Robin Hill und sagen Sie mir Ihre Ansicht über eine Baustelle." „Sie wollen bauen?" „Vielleicht", sagte Soames, „aber sprechen Sie nicht darüber. Ich möchte nur Ihre Ansicht wissen." „Sehr wohl", sagte Bosinney. Soames sah sich im Zimmer um. „Sie wohnen hier ziemlich hoch", bemerkte er. Was er über Art und Zweck von Bosinneys Tätigkeit nur erfahren konnte, war von Nutzen für ihn. „Für mich ist es soweit gut genug", erwiderte der Architekt. „Sie sind an Protzen gewöhnt." Er klopfte seine Pfeife aus, steckte sie aber leer wieder zwischen die Zähne; es half ihm vielleicht, die Unterhaltung im Gange zu erhalten. Soames bemerkte eine Höhlung in jeder Wange, die vom Saugen herzurühren schien. „Was zahlen Sie für ein Büro wie dieses?" fragte er. „Fünfzig zuviel", erwiderte Bosinney. Die Antwort machte einen günstigen Eindruck auf Soames. „Es ist wahrscheinlich teuer", sagte er, „ich komme dann Sonntag gegen elf zu Ihnen."

Am nächsten Sonntag holte er also Bosinney in einer Droschke ab und fuhr mit ihm zum Bahnhof. Als sie in Robin Hill eintrafen, fanden sie keinen Wagen und machten sich auf, die anderthalb

Meilen bis zu der Baustelle zu Fuß zu gehen. Es war der 1. August – ein herrlicher Tag mit glühender Sonne und wolkenlosem Himmel –, und auf dem geraden schmalen Wege, der den Hügel hinaufführte, wirbelten ihre Füße einen gelben Staub auf. „Kiesboden", bemerkte Soames und warf von der Seite einen Blick auf den Rock, den Bosinney trug. In den Seitentaschen dieses Rockes steckten Papierbündel, und unter dem Arm trug er einen sonderbar aussehenden Stock. Soames merkte sich diese und andere Eigenheiten. Nur ein gescheiter Mensch oder allenfalls ein ‚Bukanier' durfte sich in seinem Äußeren solche Freiheiten erlauben; und obwohl Soames diese Exzentrizitäten zuwider waren, gewährten sie ihm doch auch wieder eine gewisse Befriedigung, da sie auf Eigenschaften schließen ließen, die einen unbedingten Vorteil für ihn bedeuteten. Wenn der Mann Häuser bauen konnte, was kam es dann auf seine Kleider an?

„Ich sagte Ihnen schon", begann er, „daß dies Haus eine Überraschung sein soll, sprechen Sie also nicht darüber. Ich rede nie über meine Angelegenheiten, bis sie erledigt sind." Bosinney nickte. „Weiht man erst die Weiber in seine Pläne ein", fuhr Soames fort, „so weiß man nie, wohin das führt." „Ja", sagte Bosinney, „Weiber sind des Teufels!" Im Grunde seines Herzens hatte Soames seit lange so gefühlt; er hatte es jedoch nie in Worte gekleidet. „Ah!" murmelte er. „Und nun haben Sie –" Er stockte, fügte aber mit unverhohlenem Ärger hinzu: „June besitzt Temperament! – schon von jeher." „Temperament ist nichts Schlimmes bei einem Engel." Soames hatte Irene nie einen Engel genannt. Er hätte seine besten Empfindungen nicht dadurch entweihen können, daß er anderen Leuten das Geheimnis ihres Wertes enthüllte und sich so gehen ließ. Er erwiderte nichts.

Sie hatten einen neuangelegten Weg quer über ein Gehege eingeschlagen. Eine Karrenspur führte im rechten Winkel zu einer Kiesgrube, dahinter erhoben sich die Schornsteine eines Häuschens inmitten einer Baumgruppe am Rande eines dichten Waldes. Büschel von Federgras bedeckten den rauhen Boden, und daraus stiegen Lerchen in den Sonnendunst empor. Am fernen Horizont erhob sich über einer zahllosen Reihe von Feldern und Hecken eine Hügelkette. Soames ging voran, bis sie die gegenüberliegende Seite erreicht hatten, und machte halt. Es war die gewählte Baustelle; aber jetzt, da er im Begriff war, einem andern den Platz zu zeigen, war er unsicher geworden. „Der Agent wohnt in dem Häuschen dort", sagte

er, „man kann bei ihm etwas zu essen bekommen – wir wollen lieber erst etwas zu uns nehmen, bevor wir uns die Sache ansehen."

Er ging wieder voran bis zu dem Haus, wo der Agent, ein Mann namens Oliver, mit einem plumpen Gesicht und ergrautem Bart, sie begrüßte. Während der Mahlzeit, die Soames kaum berührte, sah er Bosinney immer wieder an und wischte sich mit seinem Taschentuch ein paarmal verstohlen über die Stirn. Endlich war das Mahl beendet, und Bosinney erhob sich. „Sie haben gewiß Geschäftliches zu besprechen", sagte er, „ich will mich indessen draußen ein wenig umschauen." Ohne eine Antwort abzuwarten, schlenderte er hinaus.

Soames war Anwalt für dieses Besitztum und brachte beinahe eine Stunde in der Gesellschaft des Agenten zu, besichtigte Grundstückspläne und sprach über die Hypotheken Nicholls und anderer; dann brachte er wie zufällig das Gespräch auf den Bauplatz. „Die Leute", sagte er, „sollten mir im Preise entgegenkommen, da ich als erster hier bauen will." Oliver schüttelte den Kopf. „Der Platz, den Sie aussuchten, ist der billigste, den wir haben. Die Baustellen auf der Höhe oben sind um vieles teurer." „Übrigens", sagte Soames, „ich bin noch nicht entschlossen, leicht möglich, daß ich gar nicht baue. Die Grundsteuer ist sehr hoch." „Es täte mir sehr leid, Mr. Forsyte, wenn Sie es aufgeben würden, und ich glaube, Sie tun nicht recht daran. Es gibt in der Nähe von London kein Stück Land mit einer solchen Aussicht und keins, das billiger wäre, wenn alles mit in Betracht gezogen wird. Wir brauchten nur zu annoncieren, und eine Unmenge von Leuten risse sich darum." Sie sahen einander an. Ihre Gesichter sagten sehr deutlich: ‚Ich achte dich als Geschäftsmann, aber du kannst nicht erwarten, daß ich ein Wort von dem glaube, was du sagst.'

„Also", wiederholte Soames, „ich bin noch nicht entschlossen, es wird wahrscheinlich nichts aus der Sache werden!" Mit diesen Worten nahm er seinen Schirm, dann reichte er dem Agenten seine frostige Hand, zog sie ohne den geringsten Druck wieder zurück und ging in die Sonne.

In tiefem Nachdenken kehrte er langsam zurück zu der Baustelle. Sein Instinkt sagte ihm, daß der Agent recht hatte. Ein billiger Bauplatz. Und das Beste daran war, er wußte, daß der Agent ihn gar nicht für so billig hielt; sein eigenes intuitives Urteil über die Sachlage war also ein Sieg über das des Agenten. ‚Billig oder nicht, ich muß ihn haben', dachte er.

Die Lerchen zu seinen Füßen flatterten auf, die Luft war voll von

Schmetterlingen, und ein süßer Wohlgeruch stieg aus den wilden Gräsern empor. Der zarte Duft der Farnkräuter wehte leis vom Walde herüber, wo im Dickicht verborgen die Tauben girrten, und fernher kam mit einem warmen Lüftchen der rhythmische Klang von Kirchenglocken.

Soames heftete die Augen beim Gehen auf den Boden, seine Lippen öffneten und schlossen sich, wie im Vorgeschmack eines leckeren Bissens. Aber als er bei dem Bauplatz anlangte, war Bosinney nirgends zu erblicken. Nachdem er eine Weile gewartet hatte, ging er quer über das Gehege in der Richtung auf die Anhöhe zu. Er hätte gern gerufen, fürchtete sich aber vor dem Klang seiner Stimme. Das Gehege war einsam wie eine Prärie, nur durch das Rascheln der Kaninchen, die in ihre Löcher schlüpften, und den Gesang der Lerchen wurde die Stille unterbrochen. Soames, der Bahnbrecher und Anführer der großen Forsytearmee, die heranrückte, diese Wildnis zu zivilisieren, fühlte sich bedrückt durch diese Einsamkeit, den unsichtbaren Gesang und die heiße süße Luft. Er war schon im Begriff umzukehren, als er endlich Bosinney entdeckte.

Der Architekt lag ausgestreckt unter einer hohen Eiche mit vom Alter geborstenem Stamm und einem ungeheuren Dach von Zweigen und Laub, die am Rande der Anhöhe stand. Soames mußte seine Schulter berühren, ehe er aufblickte. „Ah! Forsyte", sagte er, „ich habe einen Platz für Ihr Haus gefunden. Da, sehen Sie!" Soames sah ihn sich an und sagte dann kühl: „Alles sehr gut und schön, aber dieser Platz würde mich um die Hälfte mehr kosten." „Zum Henker mit den Kosten, Mensch! Sehen Sie sich die Aussicht an!"

Fast ihnen zu Füßen erstreckte das reife Korn sich bis zu einem kleinen dunklen Wäldchen drüben, wo es sich verlor. Weite Felder und Hecken dehnten sich bis zu dem fernen graublauen Hügelland. Zur Rechten sah man in einem silbernen Streifen den Lauf der Themse. Der Himmel war so blau und die Sonne so strahlend, daß es war, als herrsche ein ewiger Sommer über dieser Gegend. Taumelig im reinen Äther wirbelten die Flocken der Distelblüte rund um sie her. Die Hitze tanzte über dem Korn, und alles durchdringend, ward sie zu einem leisen, unmerklichen Summen zwischen Himmel und Erde, festlich wie das Gemurmel fröhlicher Minuten.

Soames sah sich um. Unwillkürlich schwellte etwas ihm die Brust. Hier im Anblick von alledem zu leben, es seinen Freunden zeigen zu können, sich darüber zu unterhalten, es zu besitzen! Seine Wangen glühten. Die Hitze, der Glanz, die Glut nahmen seine Sinne ge-

fangen, wie vor vier Jahren Irenens Schönheit seine Sinne gefangengenommen und in ihm das Verlangen nach ihr erweckt hatte. Er warf verstohlen einen Blick auf Bosinney, dessen Augen, die Augen des ‚Jahrmarkttigers', wie der Kutscher ihn genannt hatte, wild über die Landschaft zu schweifen schienen. Die Sonne fiel auf die vorspringenden Teile seines Gesichts, auf die vorstehenden Backenknochen, die Spitze seines Kinns und die vertikalen Erhöhungen über den Brauen. Und Soames beobachtete dies kräftige, enthusiastische, unbekümmerte Gesicht mit einem unbehaglichen Gefühl.

Eine lange leise Windwelle kräuselte das Korn und wehte ihnen einen warmen Lufthauch ins Gesicht. „Ich könnte Ihnen hier ein Mordsding herbauen", sagte Bosinney, der endlich das Schweigen unterbrach. „Das will ich meinen", erwiderte Soames trocken. „Sie brauchen es nicht zu bezahlen." „Für etwa achttausend könnte ich Ihnen einen Palast bauen." Soames war sehr blaß geworden – er kämpfte mit sich. Er senkte die Augen und sagte eigensinnig: „Das kann ich mir nicht leisten." Und langsam schritt er mit seinem schleichenden Gang den Weg zu der ersten Baustelle zurück.

Sie verbrachten dort einige Zeit, da sie die Einzelheiten des geplanten Hauses besprachen, und Soames begab sich dann nochmals in das Haus des Agenten. Nach etwa einer halben Stunde kam er wieder heraus und ging mit Bosinney zum Bahnhof. „Also", sagte er, kaum die Lippen öffnend, „ich habe schließlich doch Ihre Baustelle genommen." Dann schwieg er wieder und dachte betroffen darüber nach, wie es gekommen war, daß dieser Mensch, den er eigentlich verachtete, ihn in seinem eigenen Entschluß hatte wankend machen können.

FÜNFTES KAPITEL

EINE FORSYTISCHE HÄUSLICHKEIT

Wie Tausende von Aufgeklärten seiner Klasse und seiner Generation in dem großen London, die nicht mehr an rote Plüschmöbel glauben und wissen, daß moderne italienische Marmorgruppen ‚vieux jeu' sind, bewohnte Soames Forsyte ein Haus, das allen Ansprüchen genügte. Es hatte einen kupfernen Türklopfer von eigenartiger Gestalt, Fenster, die sich nach außen öffnen ließen, hängende, mit Fuchsien gefüllte Blumenbretter und an der Rückseite

(sehr vornehm) einen kleinen, mit nephritgrünen Fliesen belegten Hof, von rosenroten Hortensien in pfaublauen Kübeln umgeben. Hier konnten sich unter einem pergamentfarbenen japanischen Sonnenschirm, der einen Teil des Raums bedeckte, Bewohner und Gäste vor neugierigen Blicken schützen, wenn sie ihren Tee tranken und in Muße die neuesten von Soames' kleinen silbernen Dosen betrachteten.

Bei der inneren Einrichtung waren der Empirestil und William Morris bevorzugt. Für seine Größe war das Haus behaglich; überall waren zahllose kleine, Vogelnestern gleichende Nischen, und kleine silberne Nippsachen lagen umher wie Eier.

In dieser allgemeinen Vollkommenheit waren zwei verschiedene Geschmacksrichtungen sehr wählerischer Art miteinander im Streit. Es lebte eine Herrin darin, die sich auf einem wüsten Eiland ein zierliches Heim zu schaffen gewußt hätte, und ein Gebieter, dessen Schönheitssinn, den er nur im Gedanken an sein Emporkommen pflegte, eigentlich eine den Gesetzen des Wettbewerbs entsprechende Kapitalsanlage war. Dieser berechnete Schönheitssinn hatte bei Soames schon in seiner Schulzeit das Verlangen erweckt, der erste unter den Jungen zu sein, der im Sommer weiße und im Winter Manchesterwesten trug, sie hatte ihn davor bewahrt, öffentlich mit verschobener Krawatte zu erscheinen, und ihn veranlaßt, seine Lackstiefel blank zu reiben, wenn sich bei der Schulfeier eine große Menge versammelte, um ihn Molière rezitieren zu hören.

Wie vielen Londonern war Soames eine makellose Sauberkeit angeboren; es war unmöglich, sich vorzustellen, daß bei ihm ein Härchen in Unordnung geraten könnte, daß seine Krawatte ein Haarbreit von der senkrechten Linie abweichen, sein Kragen ohne Glanz sein könnte. Nicht um die Welt hätte er auf sein tägliches Bad verzichtet – es war Mode, Bäder zu nehmen, und mit welch bitterer Verachtung sah er auf Leute herab, die es unterließen! Irene aber konnte man sich als Nymphe vorstellen, die, von der Frische und dem Anblick ihrer eigenen holden Gestalt erfreut, in verstecktem Weiher badet.

In diesem häuslichen Konflikt hatte die Frau nachgeben müssen. Wie bei dem Kampf zwischen Sachsen und Kelten, der noch in der Nation fortlebt, war das eindrucksfähigere und empfänglichere Temperament in eine konventionelle Form hineingezwängt worden. So war das Haus nun von hundert andern Häusern mit den gleichen hohen Ansprüchen kaum zu unterscheiden, war ‚das reizende kleine

Haus von Soames Forsyte' geworden, ‚ganz eigenartig – wirklich elegant!'

Liest man für Soames Forsyte James Peabody, Thomas Atkins, Emmanuel Spagnoletti oder den Namen sonst irgendeines Engländers des besseren Mittelstandes in London, der Anspruch auf guten Geschmack erhebt, so paßt derselbe Satz auf sie, mag die Einrichtung auch verschieden sein.

Am Abend des achten August, eine Woche nach der Expedition nach Robin Hill, saßen im Speisezimmer dieses Hauses, das ‚ganz eigenartig – wirklich elegant!' war, Soames und Irene bei Tisch. Warmes Dinner am Sonntag galt in diesem mit vielen andern Häusern als eine besondere Vornehmheit. Soames hatte es gleich zu Anfang seiner Ehe zur Bedingung gemacht. ‚Es muß am Sonntag warmes Dinner geben', pflegte er zu sagen, ‚sonst haben die Dienstboten nichts zu tun und spielen den ganzen Tag Harmonika'. Die Anordnung war keinem Widerstand begegnet. Denn – Soames sah es als ein ziemlich bedauerliches Zeichen an – die Dienerschaft hing an Irene, die aller unverletzlichen Tradition zum Trotz deren Recht auf einen Anteil an den Schwächen der menschlichen Natur anzuerkennen schien.

Das glückliche Paar saß sich nicht gegenüber, sondern an den rechtwinklig zueinander stehenden Seiten des hübschen Tisches aus Rosenholz. Sie speisten ohne Tischtuch – eine besondere Eleganz – und hatten bis jetzt noch kein Wort gesprochen. Soames liebte es, sich bei Tisch von Geschäften oder seinen Einkäufen zu unterhalten, und solange er sprach, verstimmte Irenens Schweigsamkeit ihn nicht. An diesem Abend aber war es ihm unmöglich zu sprechen. Die Absicht zu bauen hatte ihm die ganze Woche auf der Seele gelastet, und er war entschlossen, es ihr zu sagen. Die Unruhe angesichts dieser Eröffnung erregte ihn sehr; sie durfte ein solches Gefühl in ihm nicht aufkommen lassen – Mann und Frau waren doch eins. Nicht ein einziges Mal hatte sie ihn angeblickt, seitdem sie sich zu Tisch gesetzt hatten, und er fragte sich, woran sie wohl die ganze Zeit hindurch gedacht haben mochte. Es war hart für einen Mann, der so arbeitete wie er, um Geld für sie zu verdienen – und dazu noch mit diesem Weh im Herzen –, wenn sie dasaß und aussah – aussah, als beengten die Wände des Zimmers sie. Es konnte einen Mann vom Tisch vertreiben.

Das rosig gedämpfte Licht der Lampe fiel auf ihren Hals und ihre Arme – Soames sah sie bei Tisch gern im ausgeschnittenen

Kleide, es gab ihm ein Gefühl von Überlegenheit über die Mehrzahl seiner Bekannten, deren Frauen sich mit ihren besten hohen Kleidern oder ‚Teagowns' begnügten, wenn sie zu Hause speisten. Unter dem rosigen Licht bildeten ihr bernsteinfarbenes Haar und die helle Haut einen seltsamen Kontrast zu ihren dunkelbraunen Augen. Konnte man etwas Hübscheres haben als diesen Speisetisch mit seinen tiefen Farben, den leuchtenden zartblättrigen Rosen, dem rubinfarbenen Glas und dem wunderbar feinen Silberzeug; konnte man etwas Reizenderes haben als diese Frau, die daran saß? Dankbarkeit war jedoch keine Forsytesche Tugend, denn mit ihrem gesunden Menschenverstand und nur auf Gewinn bedacht, hatten sie keine Verwendung dafür; und Soames empfand nur ein Gefühl der Erbitterung, das sich bis zum Schmerz steigerte, weil er sie nicht besaß, wie es sein Recht war, sie zu besitzen, daß er seine Hand nicht ausstrecken konnte wie nach jener Rose, sie nicht pflücken und die tiefsten Heimlichkeiten ihres Herzens ausspüren konnte.

All sein sonstiges Besitztum, alles, was er gesammelt hatte, sein Silber, seine Bilder, seine Häuser, seine Gelder, gaben ihm ein geheimes vertrautes Gefühl, nur sie gab ihm keines. Es stand auf jeder Wand dieses Hauses geschrieben. Seine geschäftsmäßige Natur wehrte sich gegen die geheime Mahnung, daß sie nicht für ihn geschaffen sei. Er hatte diese Frau geheiratet, hatte sie erobert, sie zu seinem Eigentum gemacht, und es schien ihm dem wesentlichsten aller Rechte, dem Besitzrecht, zu widersprechen, daß er nichts als ihren Körper sein eigen nennen sollte – wenn das überhaupt der Fall war; er fing fast an, daran zu zweifeln. Hätte ihn jemand gefragt, ob er ihre Seele besitzen wolle, wäre die Frage ihm so lächerlich wie sentimental vorgekommen. Aber er wollte es, und die Schrift an den Wänden sagte ihm, daß es ihm nie gelingen würde. Sie war stets schweigsam, passiv, sanft abweisend, als fürchtete sie, durch ein Wort, eine Bewegung oder ein Zeichen den Glauben in ihm zu erwecken, daß sie ihn liebte; und er fragte sich: Wird es niemals anders werden?

Wie bei den meisten Romanlesern seiner Generation (und Soames war ein großer Freund von Romanen) waren seine Lebensanschauungen von der Literatur beeinflußt, und er wiegte sich in dem Glauben, daß es nur eine Frage der Zeit sei. Zuletzt gewann der Mann doch immer die Liebe seiner Frau. Selbst in Fällen – er liebte derartige Bücher nicht sehr –, die tragisch endeten, starb die Frau immer mit Worten bitterer Reue auf den Lippen, oder wenn der

Mann starb – ein unangenehmer Gedanke –, warf sie sich in der Pein ihrer Gewissensqualen über ihn.

Er ging oft mit Irene ins Theater und wählte instinktiv moderne Gesellschaftsstücke mit modernen Eheproblemen, die glücklicherweise von den Eheproblemen im wirklichen Leben so verschieden waren. Er fand, daß sie ebenfalls immer in der gleichen Weise endeten, selbst wenn ein Liebhaber mit im Spiele war. Solange er dem Stück zuschaute, sympathisierte Soames mit dem Liebhaber; aber noch ehe er auf der Heimfahrt in der Droschke mit Irene zu Haus anlangte, sah er ein, daß es keinen Sinn hatte, und war froh, daß das Stück geendet hatte, wie er es gesehen. Es war damals gerade eine neue Art von Ehemännern in Mode gekommen, der starke, ziemlich rohe, aber außerordentlich gesunde Mann, der am Ende des Stückes so merkwürdigen Erfolg hatte. Für diesen empfand Soames durchaus keine Sympathie, und wäre er nicht um seine eigene Stellung besorgt gewesen, so hätte er seinem Abscheu gegen den Burschen Ausdruck gegeben. Aber er war sich so wohl bewußt, wie wesentlich die Notwendigkeit für ihn war, ein glücklicher und selbst ein ‚starker' Ehemann zu sein, daß er niemals von seinem Widerwillen sprach, der vielleicht infolge von wunderlichen Naturprozessen aus einem geheimen Fond von Brutalität in ihm selbst entstanden war.

Allein die Schweigsamkeit Irenens an diesem Abend war außergewöhnlich. Er hatte noch nie einen solchen Ausdruck in ihrem Gesicht gesehen. Und da Ungewohntes immer beunruhigt, war Soames beunruhigt. Er aß seinen Nachtisch und trieb das Mädchen an, als es die Krumen mit der silbernen Tischbürste abfegte. Als es das Zimmer verlassen hatte, füllte er sein Glas mit Wein und sagte: „War heute nachmittag irgend jemand hier?" „June." „Was wollte denn die?" Es war ein Axiom bei den Forsytes, daß man nirgendwohin ging, ohne etwas zu wollen. „Wollte sich wohl über ihren Bräutigam aussprechen?" Irene erwiderte nichts. „Es sieht mir so aus", fuhr Soames fort, „als wäre sie verliebter in ihn als er in sie. Sie läuft ihm überall nach." Irenens Blicke gaben ihm ein unbehagliches Gefühl. „Es kommt dir nicht zu, so etwas zu sagen!" rief sie aus. „Warum nicht? Jeder kann es sehen." „Keiner kann das. Und wenn man es könnte, ist es unerhört, es zu sagen." Soames verlor seine Fassung. „Du bist mir eine nette Frau!" sagte er. Aber im geheimen wunderte er sich über ihre hitzige Antwort, das sah ihr gar nicht ähnlich. „Du bist ganz übertrieben mit June. Eines kann

ich dir sagen, jetzt, wo sie den Bukanier am Bändel hat, macht sie sich keinen Pfifferling aus dir, du wirst schon noch dahinterkommen. Aber du wirst sie künftig nicht mehr so häufig sehen, wir ziehen aufs Land."

Es war ihm lieb, seine Eröffnung unter dem Deckmantel dieser gereizten Auseinandersetzung machen zu können. Er hatte einen Ausruf des Entsetzens erwartet, und das Schweigen, mit dem diese Mitteilung entgegengenommen wurde, beunruhigte ihn. „Es scheint dich nicht zu interessieren", sah er sich genötigt hinzuzufügen. „Ich wußte es bereits." Er sah sie scharf an. „Wer sagte es dir?" „June." „Woher wußte sie es?" Irene antwortete nicht. Enttäuscht und verstimmt sagte er: „Es ist eine gute Sache für Bosinney; er wird sein Glück dabei machen. Sie hat dir wohl alles darüber erzählt?" „Ja." Es entstand abermals eine Pause, dann sagte Soames: „Du tust es wohl nicht gern?" Irene gab keine Antwort. „Ja, ich weiß nicht, was du willst. Du scheinst hier nie zufrieden." „Kommen meine Wünsche dabei irgendwie in Betracht?"

Sie nahm die Vase mit den Rosen und verließ das Zimmer. Soames blieb sitzen. Hatte er dazu den Kontrakt unterzeichnet? Sollte er dafür an zehntausend Pfund ausgeben? Bosinneys Ausspruch: ‚Frauen sind des Teufels' fiel ihm wieder ein. Aber bald beruhigte er sich. Es hätte schlimmer kommen können. Sie hätte aufbrausen können. Er hatte etwas mehr erwartet als dies. Ein glücklicher Zufall immerhin, daß June das Eis für ihn gebrochen hatte. Sie hatte es wohl aus Bosinney herausgelockt; das hätte er sich doch denken können. Er zündete sich eine Zigarette an. Schließlich hatte Irene doch keine Szene gemacht! Sie würde nachgeben – das war das Beste an ihr; sie war sehr kalt, aber nicht trotzig. Er paffte einen Marienkäfer auf dem blanken Tisch an und versank in Nachdenken über sein Haus. Es hatte keinen Zweck, sich zu ärgern; er wollte sofort zu ihr und alles wiedergutmachen. Sie saß wahrscheinlich im Dunkel draußen unter dem japanischen Sonnenschirm und strickte. Die Nacht war warm und schön ...

Wirklich war June am Nachmittag mit leuchtenden Augen gekommen und hatte gesagt: „Soames ist ein guter Kerl! Eine famose Sache für Phil – genau was er braucht!" Da Irenens Gesicht verständnislos und verblüfft blieb, fuhr sie fort: „Euer neues Heim in Robin Hill nämlich. Wie? Weißt du nichts davon?" Irene wußte nichts. „Oh, dann hätte ich es dir wohl nicht sagen dürfen!" Und mit einem ungeduldigen Blick auf die Freundin hatte sie ausgerufen:

„Du siehst aus, als liege dir nichts daran. Siehst du denn nicht, daß es gerade das ist, was ich immer gewünscht habe – genau die Gelegenheit, die er braucht. Jetzt wirst du sehen, was er kann"; und dann gab sie die ganze Geschichte zum besten. Seit ihrer eigenen Verlobung schien sie kein großes Interesse an der Lage der Freundin zu nehmen; die Stunden, die sie bei Irene zubrachte, waren ihren eigenen vertraulichen Mitteilungen gewidmet. Und zuweilen war es ihr trotz ihres liebevollen Mitgefühls unmöglich, einen Anflug verächtlichen Mitleids mit der Frau zu unterdrücken, die einen solchen Fehler im Leben begangen hatte – solch einen unbesonnenen lächerlichen Fehler. „Er soll auch die Inneneinrichtung machen – er hat völlig freie Hand. Es ist prächtig –" Sie lachte fröhlich auf, ihre kleine Gestalt bebte vor Vergnügen; sie hob die Hand und schlug nach einem Musselinvorhang. „Weißt du, ich bat sogar Onkel James –" Aber in einer plötzlichen Unlust, von dem Vorfall zu sprechen, hielt sie inne und ging, da sie ihre Freundin so einsilbig fand, dann plötzlich fort. Auf der Straße blickte sie noch einmal zurück, Irene stand noch in der Haustür. Ihren Abschiedsgruß erwidernd, winkte sie mit der Hand, wandte sich langsam um und schloß die Tür ...

Soames ging ins Wohnzimmer und spähte durchs Fenster nach Irene. Draußen im Schatten des japanischen Sonnenschirmes saß sie ganz still, die Spitze auf ihren weißen Schultern bewegte sich, wenn der Busen sich leise hob und senkte. Aber die schweigsame Gestalt, die so regungslos dort im Dunkeln saß, schien eine Wärme, eine heimliche Glut zu durchzittern, als wäre ihr ganzes Wesen aufgewühlt und ein Wandel in ihrem tiefsten Innern eingetreten. Er stahl sich unbemerkt ins Speisezimmer zurück.

SECHSTES KAPITEL

JAMES AUF EIGENE FAUST

Es währte nicht lange, bis Soames' Entschluß zu bauen in der Familie herumgekommen war und eine Unruhe verursachte, wie jede Entscheidung, die mit Vermögensangelegenheiten in Beziehung stand, sie unter den Forsytes hervorgerufen hätte. Es war nicht seine Schuld, denn er war entschlossen, niemand etwas davon wissen zu lassen. June hatte es in der Überfülle ihres Herzens Mrs. Small er-

zählt und ihr erlaubt, es nur Tante Ann zu sagen – sie dachte, es würde die gute alte Seele erfreuen, denn Tante Ann mußte seit vielen Tagen das Zimmer hüten. Mrs. Small erzählte es sogleich Tante Ann, die, in ihren Kissen liegend, lächelnd mit ihrer deutlichen, alten zittrigen Stimme sagte: „Wie schön für die liebe June; aber ich hoffe, sie werden sorgsam sein – es ist doch ziemlich gewagt!"

Als sie wieder allein war, überflog ein Schatten gleich einer Wolke, die einen Regentag ankündigt, ihr Gesicht. Wie sie die vielen Tage dort so lag, war sie unaufhörlich bemüht, ihre ganze Willenskraft immer aufs neue anzuspannen; auch ihrem Gesicht war es anzumerken, und um die Mundwinkel zuckte es beständig. Ihr Mädchen – ‚ein gutes Mädchen – aber langsam!' –, das seit fast zwanzig Jahren in ihren Diensten stand, vollzog jeden Morgen mit peinlichster Genauigkeit die Schlußzeremonie ihrer gewohnten Toilette. Aus der Tiefe einer sauberen weißen Putzschachtel nahm sie die flachgedrückten grauen Locken, das Abzeichen persönlicher Würde, legte sie vorsichtig in die Hände ihrer Herrin und kehrte ihr den Rücken zu. Und jeden Tag mußten die Tanten Juley und Hester kommen und berichten, wie es Timothy ging; was für Nachrichten von Nicholas gekommen; ob es June geglückt, den alten Jolyon zu einer Kürzung der Verlobungszeit zu bestimmen, da Mr. Bosinney doch nun das Haus für Soames baute; ob des jungen Rogers Frau wirklich – erwartete; wie Archie die Operation überstanden und was Swithin mit dem leeren Hause angefangen hatte, dessen Mieter sein ganzes Geld verloren und sich so schlecht benommen hatte. Vor allen Dingen aber über Soames. Verlangte Irene noch – noch immer getrennte Zimmer? Und jeden Morgen sagte sie zu ihrem Mädchen: „Ich komme heute mittag hinunter, so gegen zwei Uhr. Du wirst mich stützen müssen nach all diesen Tagen im Bett."

Nachdem Mrs. Small Tante Ann alles erzählt hatte, sprach sie in strengstem Vertrauen zu Nicholas' Frau von dem Haus, und diese wieder ließ es sich von Winifred Dartie bestätigen, in der Voraussetzung natürlich, daß sie als Soames' Schwester alles wissen müsse. Durch sie war es dann auf direktem Wege James zu Ohren gekommen. Er hatte sich nicht wenig darüber aufgeregt. „Mir", sagte er, „erzählt keiner was." Und anstatt direkt zu Soames zu gehen, vor dessen Einsilbigkeit er sich fürchtete, nahm er seinen Schirm und ging zu Timothy.

Er fand Mrs. Septimus Small und Hester (man hatte es ihr gesagt, denn sie war so zuverlässig und fand es so ermüdend zu sprechen) bereit, sogar begierig, sich über die Neuigkeit zu unterhalten. Es wäre sehr gütig von dem lieben Soames, fanden sie, Mr. Bosinney zu beschäftigen, aber ziemlich riskant. Wie hatte George ihn doch genannt? ‚Den Bukanier!' Wie drollig! Aber George war immer so drollig! Immerhin würde alles in der Familie bleiben – sie mußten Mr. Bosinney doch wohl als zur Familie gehörig betrachten, so sonderbar es ihnen auch vorkam.

James warf hier ein: „Niemand weiß etwas von ihm. Ich verstehe nicht, was Soames mit diesem jungen Mann will. Es sollte mich nicht wundern, wenn Irene da die Hand mit im Spiel hätte. Ich werde darüber mit –" „Soames", fiel Tante Juley hier ein, „sagte zu Mr. Bosinney, er wünsche nicht, daß darüber gesprochen werde. Er sähe es gewiß nicht gern, wenn man mit ihm darüber spräche, und wenn Timothy es wüßte, würde er sich sehr ärgern, ich –" James hielt die Hand hinters Ohr. „Wie?" sagte er. „Ich werde sehr schwerhörig. Ich glaube, ich verstehe nicht recht, was gesagt wird. Emily hat eine schlimme Zehe. Vor Ende des Monats werden wir nicht nach Wales reisen können. Es ist immer was los!" Und da er erfahren hatte, was er wollte, nahm er seinen Hut und ging.

Es war ein schöner Nachmittag, und er ging quer durch den Hydepark zu Soames, wo er zu Tisch bleiben wollte, denn Emilys Fuß fesselte sie ans Bett, und Rachel und Cicely waren zum Besuch auf dem Lande. Er schlug einen Querweg über eine Wiese mit kurzem, dürrem Gras ein, wo hier und dort zerstreut schwarze Schafe weideten, Pärchen lagerten und sonderbare Gesellen auf dem Bauch lagen wie Leichen auf einem Feld, über das die Wogen einer Schlacht geflutet sind. Er ging schnell, mit gesenktem Kopf und blickte weder nach rechts noch links. Der Anblick dieses Parks, der Mittelpunkt seines eigenen Schlachtfeldes, auf dem er sein Leben lang gekämpft hatte, regte ihn weder zum Nachdenken noch zu Betrachtungen an. Diese dort im Sturm und Drang des Kampfes hingestreckten Leiber, diese Liebespaare, die dicht aneinandergeschmiegt der Einförmigkeit ihrer Tretmühle eine Stunde eitlen Elysiums abgerungen, ließen seine Phantasie unberührt; diese Art von Vorstellung war ihm fremd geworden; seine Nase war wie die eines Schafes auf die Weide gerichtet, die es abgraste.

Einer seiner Mieter hatte kürzlich angefangen, mit seiner Miete

im Rückstand zu bleiben, und es war eine ernste Frage für ihn gewesen, ob er ihn nicht lieber gleich hinaussetzen sollte und so Gefahr laufen, die Wohnung vor Weihnachten nicht wieder zu vermieten. Swithin war gerade übel mitgespielt worden, aber es war ihm recht geschehen – er hatte zu lange gezaudert. Darüber sann er nach, als er da gleichmäßigen Schrittes weiterging und seinen Schirm vorsichtig, dicht unter der Krücke am Stock trug, um mit der Zwinge den Boden nicht zu berühren und die Seide in der Mitte nicht abzunutzen. Und wie er gebeugt mit seinen hohen mageren Schultern weiterschritt, wobei die langen Beine sich mit mechanischer Genauigkeit vorwärts bewegten, glich dieser Gang durch den Park, wo die Sonne mit hellem Licht auf so viel Müßiggang, auf so viele menschliche Zeugen des unbarmherzigen Kampfes um Hab und Gut herabschien, der draußen tobte, dem Flug eines Zugvogels über das Meer.

Er fühlte eine Berührung am Arm, als er aus dem Park trat. Es war Soames, der auf dem Wege vom Büro plötzlich neben ihm auftauchte. „Mutter liegt zu Bett", sagte James, „ich wollte eben zu euch, aber ich störe wohl."

Die äußeren Beziehungen zwischen Soames und seinem Vater zeichneten sich durch einen echt Forsyteschen Mangel an Herzlichkeit aus, aber die beiden hingen trotzdem aneinander. Vielleicht betrachteten sie sich gegenseitig als Kapitalsanlage; jedenfalls war jeder um das Wohl des andern besorgt und freute sich des Zusammenseins mit ihm. Nie hatten sie zwei Worte über intimere Lebensfragen gewechselt oder in der Gegenwart des andern die Existenz eines tieferen Gefühls verraten. Etwas, das sich in Worten nicht ausdrücken läßt, verknüpfte sie miteinander, etwas, das verborgen tief in Familien und Nationen wurzelt – denn Blut ist dicker als Wasser, wie man sagt –, und keiner von ihnen hatte kaltes Blut. Wirklich war James' Liebe zu seinen Kindern jetzt die Haupttriebkraft seines Lebens. Um diesen, die Teile von ihm selbst waren, sein erspartes Geld hinterlassen zu können, hatte er gespart; und mit fünfundsiebzig Jahren, was war ihm denn noch geblieben, sich daran zu freuen, als – das Sparen. Das Sparen für seine Kinder bildete den Inhalt seines Lebens.

Dann war James Forsyte trotz all seiner Hypochondrie der gesündeste Mensch (wenn der Selbsterhaltungstrieb wirklich das erste Symptom von Gesundheit ist, obwohl Timothy darin entschieden zu weit ging) in ganz London, dem er so viel verdankte, an dem er als dem Mittelpunkt seiner Tätigkeit mit einer stillen Liebe hing.

Er besaß die wunderbare instinktive Gesundheit des Mittelstandes. Mehr als bei Jolyon mit seiner festen Willenskraft und seinen Anwandlungen von Zärtlichkeit und Philosophie, mehr als bei Swithin, dem Märtyrer seiner Verschrobenheit, und Nicholas, der unter seinen Fähigkeiten litt, mehr als bei Roger, dem Opfer seiner Unternehmungslust, trat bei ihm die Neigung für Kompromisse zutage. Von allen Brüdern war er an Geist und Persönlichkeit am wenigsten bemerkenswert und aus diesem Grunde wahrscheinlich zu ewigem Leben ausersehen.

James hatte mehr Liebe für ‚die Familie' und deren Bedeutung als einer der andern. Von jeher hatte in seinem Wesen dem Leben gegenüber etwas Ursprüngliches und Gemütliches gelegen; er liebte den häuslichen Herd, liebte es, zu plaudern und zu brummen. Alle seine Ansichten waren wie ein Rahm, den er von der Familiengesinnung abschöpfte, und durch diese Familie wieder von der Gesinnung Tausender von andern Familien gleicher Beschaffenheit. Jahr für Jahr und Woche für Woche besuchte er Timothy, saß mit übergeschlagenen Beinen und dem langen weißen Bart um den glattrasierten Mund im Wohnzimmer seines Bruders, sah die Familienkanne brodeln und den Rahm an die Oberfläche steigen und ging dann erfrischt und gestärkt, mit einem unbeschreiblichen Gefühl des Behagens wieder fort. Unter der demantharten Decke seines Selbsterhaltungstriebes war viel echte Weichheit in James. Ein Besuch bei Timothy war wie eine Stunde auf dem Schoß einer Mutter; und sein tiefes Verlangen nach Schutz unter den Fittichen der Familie wirkte darum auch auf seine Empfindungen den eigenen Kindern gegenüber zurück. Wie ein Alp bedrückte es ihn, sie mit ihrem Vermögen, ihrer Gesundheit oder ihrem Ruf dem Treiben der Welt ausgesetzt zu sehen. Als der Sohn seines alten Freundes John Street sich als Freiwilliger melden wollte, schüttelte er bedenklich den Kopf und wunderte sich, daß John Street seine Einwilligung dazu gab. Und als der junge Street dann, durch einen Wurfspeer der Wilden getroffen, fiel, nahm er es sich so zu Herzen, daß er überall eigens zu dem Zweck Besuche machte, seine Empörung auszusprechen und zu sagen, daß er gewußt hätte, wie es hatte kommen müssen.

Als sein Schwiegersohn Dartie damals infolge seiner Ölspekulationen jene verhängnisvolle geschäftliche Krisis durchzumachen hatte, war James vor Ärger krank geworden; ihm war, als würde aller Wohlstand zu Grabe geläutet, und es kostete ihn drei Monate

und eine Reise nach Baden-Baden, um sich zu erholen; in dem Gedanken, daß ohne sein Geld Darties Namen vielleicht auf die Konkursliste gekommen wäre; lag etwas Furchtbares.

Da er sich einer so gesunden Konstitution erfreute, daß er, wenn er Ohrenschmerzen hatte, schon zu sterben wähnte, betrachtete er gelegentliche Unpäßlichkeiten seiner Frau und Kinder als persönliche Kränkung, als besondere Eingriffe der Vorsehung, um seinen Seelenfrieden zu stören. Aber bei Leuten außerhalb seiner unmittelbaren Familie glaubte er überhaupt nicht an Krankheit und schob die Schuld in jedem Fall auf ein vernachlässigtes Leberleiden. ‚Was erwarten sie denn', pflegte er zu sagen, ‚mir geht's ebenso, wenn ich nicht vorsichtig bin!'

Als er an diesem Abend zu Soames ging, fand er, daß das Leben ihm hart mitspielte. Emily lag mit ihrem kranken Fuß zu Bett, und Rachel kutschierte auf dem Lande umher; um ihn kümmerte sich keiner. Ann war krank – sie würde den Sommer wohl kaum überstehen –, dreimal war er nun bei ihr gewesen, ohne daß sie ihn hatte empfangen können! Und diese Idee von Soames, ein Haus zu bauen, da mußte man doch aufpassen. Dann aber diese Sorge um Irene, was sollte daraus noch werden – es konnte alles mögliche daraus entstehen!

Er betrat das Haus am Montpellier Square Nummer 62 mit der festesten Absicht, sich unglücklich zu fühlen. Es war schon halb acht, und Irene saß, zum Essen angekleidet, im Wohnzimmer. Sie trug ihr goldfarbenes Kleid – denn nachdem sie bei einer Soiree und einem Ball damit geprunkt hatte, mußte es im Hause aufgetragen werden – und hatte den Busen mit einer Kaskade von Spitzen geschmückt, an denen James' Blicke sofort haftenblieben. „Wo kaufst du deine Sachen?" fragte er lebhaft. „Rachel und Cicely sehen nie auch nur halb so gut aus. Aber diese Spitze mit dem Rosenmuster da – die ist nicht echt!" Irene trat dicht an ihn heran, um zu beweisen, daß er sich irre. Und wider Willen empfand James den Einfluß ihres Wesens, des leisen verführerischen Duftes, der von ihr ausströmte. Kein Forsyte, der einige Selbstachtung besitzt, ergibt sich mit einem Schlage, darum sagte er nur: Kann sein – sie mußte wohl ein schönes Stück Geld für ihre Toilette ausgeben.

Der Gong ertönte, Irene schob ihren weißen Arm in den seinen und führte ihn ins Speisezimmer. Sie wies ihm Soames' gewöhnlichen Platz an der Seite zu ihrer Linken an. Das Licht fiel nur schwach dahin, so daß das allmähliche Verlöschen des Tages ihn

nicht belästigen konnte; dann fing sie an, mit ihm über sich selbst zu sprechen. Mit James ging alsbald eine Veränderung vor, wie mit einer Frucht, die in der Sonne reift. Er fühlte sich wie geliebkost gelobt und getätschelt, und alles das, ohne eine einzige Zärtlichkeit oder ein Wort des Lobes erfahren zu haben. Er hatte ein Gefühl, daß alles, was er aß, ihm zuträglich war; zu Haus hatte er nie diese Empfindung; er erinnerte sich nicht, daß ihm jemals ein Glas Champagner so gut geschmeckt hatte, und als er sich nach der Marke und dem Preis erkundigte, überraschte es ihn, zu hören, daß es derselbe war, von dem er einen großen Vorrat besaß, jedoch zu Haus nie trinken konnte. Er beschloß sogleich seinem Weinhändler zu melden, daß er betrogen war.

Von seinem Teller aufblickend, bemerkte er: „Ihr habt hier eine Menge hübscher Sachen. Was zahltet ihr zum Beispiel für diesen Zuckerstreuer? Wird wohl schweres Geld gekostet haben!" Besonders gut gefiel ihm ein Bild an der gegenüberliegenden Wand, das er selbst ihnen geschenkt hatte. „Ich hatte keine Ahnung, daß es so gut ist!" sagte er.

Sie erhoben sich, um ins Wohnzimmer zu gehen, und James folgte Irene auf dem Fuße. „Das nenne ich ein ausgezeichnetes kleines Dinner", murmelte er leise und beugte sich auf ihre Schulter herab, „nichts Schweres — und nicht zu sehr französiert. Aber zu Haus bekomme ich es nicht so. Ich zahle meiner Köchin sechzig Pfund das Jahr, aber sie kann mir kein Dinner bereiten wie dieses!"

Er hatte bis jetzt noch nichts von dem Bau des Hauses erwähnt und tat es auch nicht, als Soames sich unter dem Vorwand von Geschäften nach oben in das Zimmer begab, wo er seine Bilder aufbewahrte. James blieb mit seiner Schwiegertochter allein. Die Glut des Weines und eines ausgezeichneten Likörs wirkte noch in ihm nach. Er hatte ein herzliches Gefühl für sie. Sie war wirklich ein reizendes kleines Geschöpf, hörte einem zu und schien auch zu verstehen, was man sagte; und während der Unterhaltung betrachtete er beständig ihre Figur, von den bronzefarbenen Schuhen bis zu dem welligen Gold ihres Haares. Sie saß leicht zurückgelehnt in einem Empiresessel, an dessen oberen Rand die Schultern sich stützten — die biegsame Gestalt wiegte sich bei jeder Bewegung frei in den Hüften, als überließe sie sich den Armen eines Geliebten. Ihre Lippen lächelten, und die Augen waren halb geschlossen. Vielleicht war es die Erkenntnis einer Gefahr in dem Zauber ihrer Erscheinung oder auch eine Verdauungsbeschwerde, die James plötz-

lich zum Schweigen brachte. Er erinnerte sich nicht, jemals mit Irene allein gewesen zu sein. Und als er sie anblickte, überkam ihn ein sonderbares Gefühl, als begegne ihm etwas Seltsames und Fremdes. Woran dachte sie wohl – während sie so zurückgelehnt dasaß?

Als er wieder zu sprechen anfing, klang seine Stimme schärfer, als sei er aus einem angenehmen Traum erwacht. „Was tust du eigentlich den ganzen Tag hindurch?" sagte er. „Du kommst niemals zu uns herüber!" Sie brachte einige sehr lahme Entschuldigungen vor, und James sah sie nicht an. Er wollte nicht glauben, daß sie ihnen wirklich aus dem Wege ging – es wäre doch zu arg. „Vermutlich hast du keine Zeit", sagte er, „du bist ja immer mit June unterwegs, stehst ihr wohl bei, nimmst sie und ihren Bräutigam unter deinen Schutz und anderes mehr. Sie soll jetzt nie zu Haus sein; dein Onkel Jolyon liebt es, glaube ich, gar nicht, so viel allein gelassen zu werden. Sie soll immer um diesen jungen Bosinney sein; er kommt wohl jeden Tag hierher. Wie denkst denn du eigentlich über ihn? Glaubst du, daß er weiß, was er will? Mir scheint, er ist ein armseliger Tropf. Hier hat wohl sie das Regiment in Händen!"

Die Farbe in Irenens Gesicht vertiefte sich, und James beobachtete sie argwöhnisch. „Vielleicht verstehst du Mr. Bosinney nicht ganz", sagte sie. „Ich ihn nicht verstehen!" fiel James hastig ein, „warum nicht? – Man sieht doch, daß er einer von diesen Kunstfexen ist. Er soll tüchtig sein – aber alle halten sich für tüchtig. Doch du kennst ihn ja besser als ich", fügte er hinzu und warf wieder einen argwöhnischen Blick auf sie. „Er zeichnet den Plan zu einem Hause für Soames", sagte sie freundlich, offenbar bemüht, ihn zu besänftigen. „Dabei fällt mir ein, was ich sagen wollte", fuhr James fort, „ich begreife nicht, was Soames mit diesem jungen Menschen will; warum geht er nicht zu einem Baumeister ersten Ranges?" „Vielleicht ist Mr. Bosinney ersten Ranges!"

James stand auf und machte gesenkten Hauptes einen Gang durchs Zimmer. „Dacht' ich's doch", sagte er, „ihr jungen Leute haltet alle zusammen; ihr wollt alles immer am besten wissen!" Mit seiner hohen schmächtigen Gestalt stellte er sich vor sie hin, drohte mit dem Finger, den er dicht vor ihren Busen hielt, wie um eine Anklage gegen ihre Schönheit zu erheben, und sagte: „Soviel ich weiß, sind diese Künstler, oder wie sie sich nennen mögen, ganz unzuverlässige Leute; und dir möchte ich raten, gib dich nicht zuviel mit ihm ab!"

Irene lächelte, und in der Linie ihrer Lippen lag etwas seltsam Herausforderndes. Sie schien ihre Ehrfurcht abgelegt zu haben. Ihr Busen hob und senkte sich wie in geheimem Zorn; sie zog ihre Hände, die auf der Armlehne ihres Sessels geruht hatten, zurück, bis die Fingerspitzen sich berührten, und ihre dunklen Augen warfen einen unergründlichen Blick auf James. Dieser musterte mißmutig den Fußboden. „Ich will dir etwas sagen", begann er wieder, „es ist schade, daß du kein Kind hast, an das du denken und mit dem du dich beschäftigen kannst!"

Ein sinnender Ausdruck kam in Irenens Gesicht, und selbst James merkte die Starrheit, die sich ihrer ganzen Gestalt unter dem weichen Gewand von Seide und Spitze bemächtigte. Ihn erschreckte die Wirkung, die er hervorgebracht, und wie die meisten Männer, denen es an Mut fehlt, suchte er durch Schelten darüber hinwegzukommen. „Du scheinst nicht gern auszugehen. Warum fährst du nicht mit uns nach Hurlington? Und geh zuweilen doch ins Theater. In deinem Alter müßte alles dies dir Freude machen. Du bist doch eine junge Frau."

Der sinnende Ausdruck ihres Gesichts verfinsterte sich; James war unbehaglich zumute. „Nun ja", sagte er, „ich weiß ja nichts; mir sagt keiner was. Soames sollte sich selbst darum kümmern. Ich kann es nicht für ihn. Wenn er sich nicht selbst darum kümmert, muß er auf mich nicht rechnen — alles ist —" Er nagte an der Spitze seines Zeigefingers und warf verstohlen einen Blick auf seine Schwiegertochter. Doch er begegnete einem so dunkeln tiefen Blick ihrer Augen, die fest auf die seinen gerichtet waren, daß er verstummte und in gelinden Schweiß geriet.

„Ja, ich muß fort", sagte er nach einer kurzen Pause, und in leisem Erstaunen, als hätte er eine Aufforderung zu weiterem Bleiben erwartet, stand er eine Minute später auf. Er reichte Irene die Hand und ließ sich von ihr bis an die Haustür begleiten. Er wollte keine Droschke, wollte gehen, Irene sollte Soames für ihn gute Nacht wünschen, und wenn sie eine kleine Aufheiterung brauche, wäre er gern einmal bereit, nach Richmond mit ihr zu fahren.

Er ging nach Haus, und als er oben ankam, weckte er Emily aus dem ersten Schlaf, den sie seit vierundzwanzig Stunden gefunden hatte, um ihr zu sagen, daß die Dinge seiner Ansicht nach bei Soames eine schlimme Wendung nähmen. Nachdem er eine halbe Stunde über dies Thema geredet hatte, drehte er sich endlich mit

den Worten, er werde die ganze Nacht kein Auge zutun, auf die Seite und fing augenblicklich an zu schnarchen.

In dem Haus am Montpellier Square stand Soames, der aus dem Bilderzimmer gekommen war, ungesehen oben auf der Treppe und beobachtete Irene, während sie die mit der letzten Post eingetroffenen Briefe sortierte. Sie ging ins Wohnzimmer zurück, kam aber eine Minute später wieder heraus und blieb lauschend stehen. Darauf kam sie mit einem Kätzchen im Arm ganz leise die Treppe herauf. Er konnte sehen, wie sie ihr Gesicht über das Tierchen neigte, das an ihrem Halse schnurrte. Warum konnte sie ihn nicht so anschauen?

Plötzlich erblickte sie ihn, und ihr Gesicht veränderte sich. „Sind Briefe für mich da?" fragte er. „Drei." Er trat zur Seite, und ohne ein Wort ging sie weiter ins Schlafzimmer.

SIEBENTES KAPITEL

DES ALTEN JOLYON LÄSSLICHE SÜNDE

An demselben Nachmittag kam der alte Jolyon in der Absicht, nach Hause zu gehen, von Lords Kricketplatz. Aber auf halbem Wege wurde er anderen Sinnes, rief eine Droschke heran und nannte dem Kutscher eine Adresse in der Wistaria Avenue. Er hatte einen Entschluß gefaßt.

June war die ganze Woche hindurch kaum zu Hause gewesen, sie hatte ihm seit lange nicht mehr Gesellschaft geleistet, eigentlich seit ihrer Verlobung mit Bosinney. Er bat sie nie um ihre Gesellschaft. Es war nicht seine Art, jemand um etwas zu bitten! Sie hatte jetzt nur den einen Gedanken: Bosinney und seine Angelegenheiten, und ließ ihn mit einer Handvoll Dienstleute in dem großen Hause allein, wo er vom Morgen bis zum Abend keine Seele hatte, mit der er ein Wort hätte reden können. Sein Klub war der Reinigung wegen geschlossen; die Sitzungen im Aufsichtsrat hatten aufgehört; es gab also nichts, das ihn in die City führte. June hatte ihm zugeredet, zu verreisen; sie selbst wollte nicht fort, weil Bosinney in London blieb. Aber wo sollte er allein hin? Er konnte nicht allein ins Ausland reisen; die See war nichts für seine Leber, und Hotels waren ihm verhaßt. Roger ging in eine Wasserheilanstalt — in seinem Alter wollte er damit nicht mehr anfangen, diese neu-

modischen Orte waren doch alle Humbug! Mit solchen Sätzen machte er seiner seelischen Niedergeschlagenheit Luft, aber die Linien in seinem Gesicht vertieften sich, und seine Augen blickten von Tag zu Tag melancholischer, eine Melancholie, die so seltsam auf einem Gesicht berührt, das man immer lebhaft und heiter zu sehen gewohnt ist.

Und daher machte er heute in dem goldenen Licht, das in verstreuten Flecken auf den runden grünen Kugelakazien vor den kleinen Häuschen lag, im Sommersonnenschein, der festlich über den kleinen Gärtchen glänzte, diese Fahrt durch den St.-John's-Wood. Er schaute sich mit Interesse um, denn dies war die Gegend, die kein Forsyte ohne offene Mißbilligung und geheime Neugierde betrat. Sein Wagen hielt vor dem kleinen Haus von jener gelblichen Farbe, die auf einen seit lange nicht erneuten Anstrich schließen ließ. Es hatte eine Gartenpforte und einen ländlichen Eingang. Mit außerordentlicher Gelassenheit stieg er aus; der massive Kopf mit dem hängenden Schnurrbart und dem flügelartig wehenden weißen Haar war hochaufgerichtet unter einem übermäßig großen steifen Hut; sein Blick fest, ein wenig finster. Dahin hatte er sich also treiben lassen!

„Ist Mr. Jolyon Forsyte zu Haus?" „Jawohl, Herr – wen darf ich melden?" Der alte Jolyon konnte sich nicht erwehren, dem kleinen Dienstmädchen zuzublinzeln, als er seinen Namen nannte. Es war eine so komische kleine Kröte. Er folgte ihr durch den dunklen Flur in ein kleines Wohnzimmer, dessen Möbel mit Kattun bezogen waren, und das kleine Dienstmädchen bot ihm einen Sitz an. „Es sind alle im Garten; wenn der Herr freundlichst Platz nehmen wollten, will ich sie rufen."

Der alte Jolyon setzte sich in den mit Kattun bezogenen Sessel und sah sich um. Das ganze Haus kam ihm, wie er es ausgedrückt haben würde, dürftig vor; es hatte alles einen gewissen – er wußte nicht recht, wie er es nennen sollte – einen Anstrich von Schäbigkeit oder vielmehr von großer Einschränkung. Soviel er sehen konnte, war kein einziges Möbelstück auch nur fünf Pfund wert. Die vor ziemlich langer Zeit getünchten Wände waren mit Aquarellskizzen geschmückt; quer über der Decke klaffte ein langer Riß. Diese kleinen Häuser waren sämtlich alt, Häuser zweiten Ranges. Hoffentlich betrug die Miete weniger als hundert Pfund das Jahr; der Gedanke, daß ein Forsyte – sein eigener Sohn – in einem solchen Hause wohnte, kränkte ihn mehr, als er sagen konnte.

Das kleine Dienstmädchen kam zurück. Ob er die Güte haben wollte, in den Garten zu kommen? Der alte Jolyon trat durch die Glastür hinaus. Als er die Stufen hinabstieg, fiel ihm auf, daß sie eines neuen Anstrichs bedurften. Der junge Jolyon, seine Frau, die beiden Kinder und sein Hund Balthasar saßen alle unter einem Birnbaum. Dieser Gang ihnen entgegen war die mutigste Tat im Leben des alten Jolyon; aber kein Muskel seines Gesichts zuckte, keine unruhige Gebärde verriet ihn. Er richtete seine tiefliegenden Augen fest auf den Feind. In diesen zwei Minuten lieferte er einen vollkommenen Beweis für die unbewußte Geradheit, Sicherheit und innere Lebenskraft, die ihn wie viele andere seines Standes zum Kern der Nation machten. In der unostentativen Leitung ihrer eigenen Geschäfte, worüber sie alles andere vernachlässigten, waren sie das Urbild des ausgeprägten, den Briten in der natürlichen Isolierung ihres Landes angeborenen Individualismus.

Balthasar, der Hund, beschnupperte den Saum seiner Beinkleider; dieser zutrauliche und zynische Mischling — der Sprößling einer Liaison zwischen einem russischen Pudel und einem Foxterrier — hatte eine Nase für das Ungewöhnliche. Als die seltsame Begrüßung vorüber war, setzte der alte Jolyon sich in einen Korbstuhl, und seine beiden Enkel, jedes an einem Knie, schauten ihn schweigend an, denn sie hatten noch nie einen so alten Mann gesehen. Als wären sie sich der ungleichen Umstände ihrer Geburt bewußt, sahen sie sich gar nicht ähnlich. Jolly, das Kind der Sünde, pausbäckig, das flachsblonde Haar aus der Stirn gebürstet, mit einem Grübchen im Kinn, hatte die spröde Liebenswürdigkeit und die Augen eines Forsyte; die kleine dunkle Holly, das Kind der Ehe, war ein ernstes Seelchen mit den grauen nachdenklichen Augen der Mutter.

Nachdem Balthasar, der Hund, um die drei kleinen Blumenbeete herumgegangen war, um seine Verachtung im allgemeinen kundzugeben, hatte er sich ebenfalls vor dem alten Jolyon niedergelassen, wedelte mit dem dicht über dem Rücken von Natur buschigen Schwanz und starrte ihn an, ohne zu blinzeln.

Sogar in diesem Garten überschlich den alten Jolyon das Gefühl, daß alles schäbig war. Der Korbstuhl knarrte unter seinem Gewicht, die Gartenbeete sahen ‚ruppig' aus, und drüben unter den rußgeschwärzten Mauern hatten die Katzen sich einen Weg gebahnt.

Während er und seine Enkelkinder sich gegenseitig eigentümlich prüfend, voll Neugierde und doch mit Vertrauen anschauten, wie sehr junge und sehr alte Menschen es zu tun pflegen, beobachtete der

junge Jolyon seine Frau. Die Röte in ihrem zarten ovalen Gesicht mit den geraden Brauen und den großen grauen Augen hatte sich vertieft. Ihr Haar, in schönen kühnen Linien aus der Stirn gekämmt, begann zu ergrauen wie das seine, und dieses Grau erhöhte den peinlich rührenden Eindruck ihres plötzlichen Errötens. Der Ausdruck ihres Gesichts verriet, was er früher niemals bemerkt, was sie immer vor ihm verborgen hatte, geheimen Groll, Sehnsucht und Furcht. Ihre Augen unter den zuckenden Brauen starrten kummervoll. Sie schwieg.

Jolly allein hielt die Unterhaltung aufrecht. Er besaß viele Schätze und wünschte sehnlichst, daß sein unbekannter Freund mit dem ungeheuren Schnurrbart und den ganz von blauen Adern bedeckten Händen, der mit übergeschlagenen Beinen dasaß wie sein eigener Vater (eine Gewohnheit, die er sich anzueignen suchte), sie kennenlernen sollte; aber als echter Forsyte, wenn auch noch nicht neun Jahre alt, erwähnte er nichts von dem, was ihm augenblicklich am meisten am Herzen lag – von einer Armee Soldaten in einem Schaufenster, die ihm sein Vater zu kaufen versprochen hatte. Wahrscheinlich schien es ihm zu köstlich, hieß die Vorsehung versuchen, schon davon zu sprechen.

Und die Sonnenstrahlen spielten durch die Blätter auf die kleine schweigsame Gesellschaft von drei Generationen unter dem Birnbaum, der seit lange keine Früchte mehr getragen hatte.

Das gefurchte Gesicht des alten Jolyon war fleckig rot geworden, wie die Gesichter alter Leute in der Sonne werden. Er ergriff eine von Jollys Händen, und der Knabe kletterte auf sein Knie, worauf Klein Holly, von diesem Anblick magnetisiert, ebenfalls hinaufkroch; und dazu ertönte das rhythmische Scharren des Hundes Balthasar.

Plötzlich erhob sich die junge Mrs. Jolyon und eilte ins Haus. Eine Minute darauf stotterte ihr Mann eine Entschuldigung und folgte ihr. Der alte Jolyon blieb mit seinen Enkeln allein. Und die Natur mit ihrer wunderbaren Ironie brachte eine ihrer seltsamsten Umwandlungen in ihm hervor, indem sie die Gesetze ihres Kreislaufes bis in sein innerstes Herz hinein verfolgte. Seine Zärtlichkeit für kleine Kinder, seine Leidenschaft für die Anfänge des Lebens, die ihn einst dazu bewegt hatten, seinen Sohn zu verlassen und June anzuhangen, trieben ihn jetzt dazu, June zu verlassen und diesen kleinen Wesen anzuhangen. Die Jugend brannte noch immer wie eine Flamme in seiner Brust, und an der Jugend hielt er fest, an den kleinen runden Gliedern, die so sorglos waren und der Sorgfalt so

bedürftig, an den kleinen runden, so grundlos feierlichen oder strahlenden Gesichtchen, an den hohen Stimmchen und dem hellen kichernden Lachen, den unaufhörlich zerrenden Händchen und dem Gefühl der kleinen Körper an seinen Beinen, an allem, was jung war, jung und abermals jung. Und seine Augen wurden sanft, sanft seine Stimme, die dünnen, geäderten Hände, und sanft das Herz in ihm. Und für die kleinen Wesen ward er alsbald eine Quelle des Vergnügens, eine Zuflucht, wo sie sicher waren, wo sie plaudern und lachen und spielen konnten, bis die höchste Fröhlichkeit dreier Herzen von seinem Platz im Korbstuhl wie Sonnenschein erstrahlte.

Anders aber stand es mit dem jungen Jolyon, der seiner Frau in ihr Zimmer nachgefolgt war. Er fand sie auf einem Stuhl vor ihrem Toilettenspiegel sitzend, das Gesicht in den Händen geborgen. Ihre Schultern zuckten vor Schluchzen. Diese Leidenschaftlichkeit ihres Schmerzes war ihm unbegreiflich. Er hatte diese Stimmungen schon hundertmal erlebt; wie er sie ertragen hatte, wußte er selbst nicht, denn er konnte sich nie denken, daß es wirklich nur Stimmungen waren und daß die letzte Stunde seines Ehebundes noch nicht geschlagen hatte. In der Nacht würde sie sicherlich die Arme um seinen Hals schlingen und sagen: ‚Ach, Jo, was mußt du durch mich leiden!' Wie sie es schon hundertmal getan.

Er streckte die Hand aus und ließ das Rasierzeug unbemerkt in seine Tasche gleiten. ‚Ich kann hier nicht länger bleiben', dachte er, ‚ich muß wieder hinunter!' Er verließ das Zimmer ohne ein Wort und ging zurück auf den Rasenplatz.

Sein Vater hielt Klein Holly auf den Knien, und Jolly, ganz rot im Gesicht, versuchte zu zeigen, daß er auf dem Kopfe stehen könne. Dem Teetisch so nahe, wie es möglich war, hielt Balthasar, der Hund, die Augen fest auf den Kuchen gerichtet. Der junge Jolyon hatte ein boshaftes Verlangen, ihrem Vergnügen ein Ende zu machen. Was mußte sein Vater heute auch hierherkommen und seine Frau aus der Fassung bringen? Es erschreckte sie nach all diesen Jahren! Er hätte es wissen können, hätte sie darauf vorbereiten sollen. Aber wann hätte ein Forsyte sich je vorgestellt, daß sein Verhalten jemand außer Fassung bringen konnte! Und in Gedanken tat er seinem Vater unrecht.

Er sprach streng zu den Kindern und befahl ihnen, zum Tee hinaufzugehen. Sehr erstaunt, denn sie hatten ihren Vater noch niemals so streng gesehen, gingen sie Hand in Hand davon, und Klein Holly blickte über ihre Schulter noch einmal zurück.

Der junge Jolyon schenkte den Tee ein. „Meine Frau ist heute nicht ganz auf dem Posten", sagte er, wußte jedoch sehr wohl, daß sein Vater die Ursache ihres plötzlichen Sichzurückziehens durchschaut hatte, und haßte den alten Mann beinah dafür, daß er so ruhig sitzenblieb. „Du hast hier ein hübsches kleines Haus", sagte der alte Jolyon mit einem schlauen Blick, „du hast es wohl gemietet?" Jo nickte. „Die Nachbarschaft gefällt mir nicht", sagte sein Vater, „eine heruntergekommene Gesellschaft." „Ja", erwiderte der junge Jolyon, „wir sind eine heruntergekommene Gesellschaft." Die Stille wurde jetzt nur durch das Scharren des Hundes unterbrochen. „Ich hätte vielleicht nicht herkommen sollen, Jo", sagte der alte Jolyon einfach, „aber ich bin jetzt so einsam!" Bei diesen Worten stand Jo auf und legte die Hand auf die Schultern seines Vaters.

Im Nebenhause spielte jemand unaufhörlich ‚La Donna è mobile' auf einem verstimmten Klavier; der kleine Garten lag jetzt im Schatten, die Sonne erreichte nur noch den Rand der Mauer, wo eine Katze lag und sich wärmte, die gelben Augen träge auf den Hund Balthasar gerichtet. Man hörte von fern das schläfrige Gesumm des Straßenverkehrs; der mit Schlingpflanzen überwachsene Gartenzaun versperrte die Aussicht auf alles, bis auf den Himmel, das Haus und den Birnbaum, dessen oberste Zweige die Sonne noch vergoldete.

Eine Weile saßen sie da, ohne viel zu sprechen. Dann erhob sich der alte Jolyon, um zu gehen, und kein Wort von Wiederkommen wurde gesagt. Er ging sehr traurig fort. Was für ein elender, armseliger Ort. Und er dachte an das große leere Haus in Stanhope Gate, eine Wohnung, wie sie einem Forsyte zukam, mit seinem großen Billardzimmer und dem Wohnzimmer, das von einer Woche zur andern niemand betrat. Die Frau, deren Gesicht er ganz gern mochte, war viel zu zart besaitet; sie machte Jo sicher das Leben schwer! Und diese süßen Kinder! Ach, welch furchtbare Torheit! Er ging zwischen Reihen kleiner Häuser, hinter all denen er (wahrscheinlich ganz unberechtigt, aber die Vorurteile eines Forsyte sind geheiligt) irgendeine dunkle Geschichte vermutete. Die Gesellschaft, nein, Klatschbasen und Schwätzerinnen hatten sich über *sein* Fleisch und Blut zu Gericht gesetzt! Ein Haufen alter Weiber! Er stieß seinen Schirm auf den Boden, als wollte er ihn jener ganzen erbärmlichen Gesellschaft ins Herz bohren, die es gewagt hatte, seinen Sohn und seines Sohnes Sohn, in dem er wieder hätte aufleben können, in die Acht zu erklären! Er stieß heftig mit dem Schirm auf; und

doch hatte er selbst sich vor fünfzehn Jahren dem Urteil der Gesellschaft angeschlossen – war ihm erst heute untreu geworden! Mit all der alten Bitterkeit dachte er an June, ihre tote Mutter und die ganze Vergangenheit. Eine unselige Geschichte!

Er brauchte lange Zeit, bis er nach Stanhope Gate kam, denn obwohl er äußerst müde war, ging er aus angeborenem Eigensinn den ganzen Weg zu Fuß. Nachdem er sich unten in der Toilette die Hände gewaschen hatte, begab er sich ins Speisezimmer, den einzigen Raum, den er benutzte, wenn June fort war – es war ihm dann weniger einsam. Das Abendblatt war noch nicht gekommen, die ‚Times' hatte er gelesen, er hatte also nichts zu tun. Das Zimmer lag abseits vom Straßenverkehr und war sehr ruhig. Er mochte keine Hunde, aber selbst ein Hund wäre jetzt eine Gesellschaft gewesen. Sein Blick wanderte an den Wänden entlang und blieb auf einem Bilde mit dem Titel ‚Holländische Fischerboote bei Sonnenuntergang' haften; es war das Meisterstück seiner Sammlung. Aber es machte ihm keine Freude. Er schloß die Augen. Er fühlte sich einsam! Er durfte sich nicht beklagen, das wußte er, aber er konnte nicht anders: er war ein erbärmlicher Wicht – war es immer gewesen – er hatte keinen Mut! Das ging ihm durch den Kopf.

Der Butler kam, um den Tisch zu decken, und da er glaubte, daß sein Herr schlief, befleißigte er sich der äußersten Vorsicht in seinen Bewegungen. Der Mann trug außer einem Backenbart auch einen Schnurrbart, der vielen Familienmitgliedern, besonders denen, die wie Soames eine höhere Schule besucht hatten und in solchen Dingen auf das Vorschriftsmäßige sahen, Anlaß zu ernsten Bedenken gegeben hatte. War er denn wirklich ein Butler? Mutwillige Geister nannten ihn ‚Onkel Jolyons Nonkonformist', und George, der anerkannte Witzbold, hatte ihm den Namen ‚Der Scheinheilige' gegeben. Er bewegte sich mit unnachahmlicher Gewandtheit leise zwischen dem großen polierten Büfett und dem großen polierten Tisch hin und her. Der alte Jolyon, der sich schlafend stellte, beobachtete ihn. Der Mensch war ein Schleicher – es war ihm immer so vorgekommen –, der keinen andern Gedanken hatte, als schnell mit seiner Arbeit fertig zu werden und dann zu seinen Wetten oder seinem Schatz oder der Himmel weiß was hinaus zu kommen. Ein Faulenzer! Auch noch fett dazu! Und er machte sich nicht das geringste aus seinem Herrn! Aber dann kam wieder einer jener philosophischen Augenblicke, die den alten Jolyon von andern Forsytes unterschieden: Warum sollte der Mann sich schließlich etwas aus

ihm machen? Dafür wurde er nicht bezahlt, also weshalb es denn erwarten? Man konnte in dieser Welt nicht auf Anhänglichkeit rechnen, wenn man nicht dafür zahlte. In einer andern war es vielleicht nicht so — vielleicht, wer weiß? Und wieder schloß er die Augen.

Unentwegt und vorsichtig fuhr der Diener in seiner Arbeit fort, während er aus verschiedenen Fächern des Büfetts die Sachen nahm. Sein Rücken schien stets seinem Herrn zugewandt; auf diese Weise nahm er seinen Verrichtungen in dessen Gegenwart das Ungeziemende. Ab und zu hauchte er verstohlen auf das Silber und rieb es mit einem Stück gelben Leders ab. Es sah aus, als wären seine Gedanken ausschließlich auf den Inhalt der Weinkaraffen gerichtet, die er vorsichtig und ziemlich hoch herbeitrug, wobei er seinen Bart schützend über sie niederhängen ließ. Als er fertig war, blieb er eine Minute lang stehen und beobachtete seinen Herrn mit verächtlichem Blick in den grünlichen Augen: Der war doch eigentlich nur ein sonderbarer alter Kauz, mit dem nicht viel mehr anzufangen war! Leise wie ein Kater ging er quer durchs Zimmer, um zu klingeln. Ihm war angesagt: ‚Das Dinner um sieben Uhr.' Wenn sein Herr nun auch schlief, das wollte er ihm bald vertreiben; zum Schlafen war die Nacht doch da! Er hatte an sich selbst zu denken, denn um halb neun mußte er in seinem Klub sein!

Auf das Klingeln erschien ein Knabe in Livree mit einer silbernen Suppenterrine. Der Butler nahm sie ihm ab und setzte sie auf den Tisch, dann stellte er sich an die offene Tür, als wären Gäste hereinzulassen, und sagte mit feierlicher Stimme: „Es ist angerichtet!" Langsam erhob der alte Jolyon sich von seinem Sessel und setzte sich an den Tisch, seine Mahlzeit einzunehmen.

ACHTES KAPITEL

BAUPLÄNE

Bekanntlich haben alle Forsytes ihre Schale, wie das äußerst nützliche kleine Tierchen, aus dem Türkisches Konfekt bereitet wird. Mit andern Worten, man sieht sie nie oder würde sie, wenn man sie sieht, ohne ihr Gehäuse nicht erkennen, das sich aus ihren äußern Lebensumständen, ihrem Vermögen, ihren Bekannten und ihren Frauen zusammensetzt, von denen sie auf ihrem Wege durch eine

Welt begleitet werden, die aus Tausenden von andern Forsytes mit ihrem Gehäuse besteht. Ohne ein solches Gehäuse ist ein Forsyte undenktbar – er wäre wie ein Roman ohne spannenden Konflikt, was als Abweichung von der Regel betrachtet wird.

In den Augen der Forsytes besaß Bosinney kein solches Gehäuse, er war einer jener bedauernswerten Menschen, die von Umständen, Vermögen, Bekannten und Frauen umgeben durchs Leben gehen, die nicht zu ihnen gehören. Seine Wohnung in Sloane Street, im obersten Stockwerk, wo außen auf einem Schild sein Name: ‚Philip Baynes Bosinney, Architekt', stand, war nicht die eines Forsyte. Er hatte kein Empfangszimmer neben seinem Büro, sondern es war eine große Nische abgetrennt, um die Bedürfnisse des Lebens – ein Ruhebett, einen Lehnstuhl, seine Pfeifen, Likörschränkchen, einige Romane und die Hausschuhe – zu verbergen. Der Arbeitsraum des Zimmers hatte die übliche Ausstattung: einen offenen Schrank mit Fächern, einen runden Eichentisch, einen Klapp-Waschtisch, ein paar harte Stühle und ein sehr großes Stehpult, das mit Zeichnungen und Entwürfen bedeckt war. June war unter dem Schutz seiner Tante zweimal zum Tee hiergewesen. Hinten sollte er irgendwo ein Schlafzimmer haben.

Sein Einkommen bestand, soviel die Familie Sicheres darüber erfahren konnte, aus je zwanzig Pfund im Jahr, die ihm zwei Anstellungen als Sachverständiger einbrachten, aus einem gelegentlichen Extrahonorar und ferner – was wertvoller war – aus einer jährlichen Leibrente von hundertfünfzig Pfund, die ihm im Testament seines Vaters ausgesetzt war. Was dabei in bezug auf diesen Vater ruchbar geworden, klang nicht gerade beruhigend. Er war anscheinend Landarzt in Lincolnshire gewesen, eine auffallende Erscheinung, mit Byronschen Neigungen – in seiner Gegend eine allbekannte Persönlichkeit. Bosinneys angeheirateter Onkel Baynes, in Firma Baynes und Bildeboy, in seiner Art ein Forsyte, wenn auch nicht dem Namen nach, wußte nur wenig von seinem Schwager zu berichten. „Ein sonderbarer Mensch!" erzählte er wohl, „von seinen drei ältesten Söhnen sagte er immer: ‚Sie sind gute Jungen, aber so dumm', dabei bewährten sich alle ausgezeichnet als Beamte in den indischen Kolonien! Philip war der einzige, den er liebte. Ich hörte ihn die sonderbarsten Reden führen; einmal sagte er zu mir: ‚Lieber Freund, laß deine arme Frau nie wissen, was du vorhast!' Aber ich, ich folgte seinem Rat natürlich nicht! Ein exzentrischer Mensch! Er pflegte zu Phil zu sagen: ‚Einerlei, ob du als Gentleman lebst oder

nicht, mein Junge, jedenfalls aber sieh zu, daß du als solcher stirbst!', und sich selbst ließ er im Gesellschaftsanzug mit seidener Krawatte und einer Diamantnadel einbalsamieren. Oh, er war wirklich ein Original, das kann ich Ihnen sagen!"

Von Bosinney selbst sprach Baynes mit Wärme und einem gewissen Mitleid: „Er hat etwas von der Byron-Natur seines Vaters. Bedenken Sie, welche Aussichten er aufgab, als er mein Büro verließ; ging da mit einem Ranzen einfach auf sechs Monate weg, und wozu? — um die Architektur des Auslands zu studieren — des Auslandes! Ich bitte Sie! Was hatte er davon? Nun sitzt er da — ein so tüchtiger junger Kerl — und verdient nicht hundert Pfund im Jahr. Diese Verlobung jetzt ist wirklich das Beste, was ihm passieren konnte — das wird ihn zur Vernunft bringen; er gehört zu denen, die am Tage schlafen und nachts aufsitzen, nur weil sie keine Methode haben; aber sonst kein Makel an ihm — nicht der leiseste Makel. Der alte Forsyte ist ein reicher Mann!"

Mr. Baynes war sehr liebenswürdig gegen June, die in dieser Zeit sein Haus in Lowndes Square häufig besuchte. „Dieses Haus von Mr. Soames — übrigens ein ausgezeichneter Geschäftsmann — ist gerade das richtige für Philip", pflegte er zu ihr zu sagen. „Sie dürfen nicht erwarten, jetzt viel von ihm zu sehen, mein liebes Fräulein. Ein guter Grund — ein guter Grund! Der junge Mann muß seinen Weg machen. Als ich in seinem Alter war, arbeitete ich Tag und Nacht. Meine liebe Frau pflegte zu sagen: ‚Bobby, arbeite nicht so viel, denke an deine Gesundheit'; aber ich schonte mich nie!"

June hatte sich darüber beklagt, daß ihr Bräutigam gar keine Zeit fände, nach Stanhope Gate zu kommen. Als er zum erstenmal wiederkam, waren sie kaum eine Viertelstunde zusammen gewesen, als durch einen jener Zufälle, die charakteristisch für sie waren, Mrs. Small erschien. Bosinney stand auf und verbarg sich, wie vorher verabredet war, in dem kleinen Arbeitszimmer, um ihr Fortgehen abzuwarten.

„Liebes Kind", sagte Tante Juley, „wie mager er ist!" Ich habe das öfter bei Verlobten beobachtet; aber du darfst es nicht so fortgehen lassen. Gib ihm doch Barlows Fleischextrakt; es hat deinem Onkel Swithin außerordentlich gut getan!" Junes kleine Gestalt stand aufrecht vor dem Kamin, ihr zartes Gesichtchen zuckte verdrießlich, denn sie betrachtete den ungelegenen Besuch der Tante als persönliche Beleidigung. Sie erwiderte verächtlich: „Es kommt daher, daß er etwas tut; wer etwas tut, das der Mühe wert ist, wird

niemals dick!" Tante Juley war gekränkt. Sie selbst war immer mager gewesen, aber das einzige Vergnügen dabei lag für sie in der Sehnsucht, stärker zu werden. „Ich finde", sagte sie grämlich, „du dürftest ihn nicht ‚Bukanier' nennen lassen; jetzt, wo er das Haus für Soames bauen soll, könnten die Leute es sonderbar finden. Ich hoffe, er wird sich Mühe geben, es ist so wichtig für ihn; Soames hat einen so guten Geschmack!" „Geschmack!" rief June aufbrausend, „ich gebe nicht so viel für seinen Geschmack oder den irgendeines andern aus der Familie!" Mrs. Small blickte sie überrascht an. „Dein Onkel Swithin", sagte sie, „hatte immer einen sehr guten Geschmack! Und Soames' kleines Haus ist reizend; das ist doch wohl auch deine Ansicht!" „Pah!" sagte June, „das ist alles Irenens Verdienst!"

Tante Juley versuchte nun etwas Angenehmes zu sagen: „Und wird es der lieben Irene gefallen, auf dem Lande zu leben?" June starrte sie gespannt, mit einem Blick an, als käme ihr plötzlich eine Erkenntnis; er wurde aber von einem noch gespannteren Starren abgelöst, das diese Erkenntnis wieder zum Wanken zu bringen schien. Sie erwiderte schnippisch: „Natürlich wird es ihr gefallen; warum auch nicht?" Mrs. Small wurde verlegen. „Ich weiß nicht", sagte sie; „ich dachte, sie würde sich nicht gern von ihren Freunden trennen. Dein Onkel James sagt, sie sei zu gleichgültig gegen alles. Wir – das heißt, Timothy meint, sie sollte mehr ausgehen. Dir wird sie gewiß sehr fehlen!" June verschränkte die Hände hinten im Nacken. „Ich wollte", rief sie, „Onkel Timothy redete nicht über Dinge, die ihn nichts angehen!" Tante Juley erhob sich zur vollen Höhe ihrer langen Gestalt. „Er spricht niemals über Dinge, die ihn nichts angehen", sagte sie. June bereute gleich ihre Worte; sie lief zu ihrer Tante hin und küßte sie. „Verzeih mir, Tantchen, es tut mir leid, aber ich wünschte, sie ließen Irene in Frieden." Und Juley, der nichts einfiel, das sie über die Sache noch hätte sagen können, schwieg und rüstete sich zum Aufbruch, indem sie ihren schwarzseidenen Umhang über die Brust zuhakte und ihren grünen Pompadour nahm. „Und wie geht es deinem Großvater?" fragte sie im Flur, „er ist jetzt wohl sehr einsam, wo deine ganze Zeit von Mr. Bosinney in Anspruch genommen ist?" Sie bückte sich, küßte ihre Nichte inbrünstig und ging mit kleinen trippelnden Schritten davon.

Junes Augen füllten sich mit Tränen; sie lief in das kleine Arbeitszimmer, wo Bosinney am Tisch saß und Vögel auf die Rückseite eines Kuverts zeichnete, sank an seiner Seite nieder und

schluchzte: „Ach Phil, es ist alles so gräßlich!“ Ihr Herz war so warm wie die Farbe ihres Haares.

Am folgenden Sonntagmorgen, während Soames sich rasierte, wurde ihm gemeldet, daß Mr. Bosinney unten sei und ihn zu sprechen wünsche. Er öffnete die Tür zum Zimmer seiner Frau und sagte: „Bosinney ist unten. Geh doch hinunter zu ihm, bis ich fertig bin. Ich komme in einem Augenblick. Er ist wahrscheinlich wegen der Pläne hier.“ Irene sah ihn an, ohne etwas zu erwidern, beendete ihre Toilette und ging hinunter.

Er konnte nicht dahinterkommen, wie sie über dies Haus dachte. Sie hatte nichts dagegen gesagt und schien, soweit es Bosinney betraf, sogar sehr freundlich dafür gestimmt. Vom Fenster seines Ankleidezimmers aus konnte er die beiden unten in dem kleinen Hof miteinander plaudern sehen. Er beeilte sich mit dem Rasieren und schnitt sich zweimal dabei ins Kinn. Er hörte sie lachen und dachte im stillen: ‚Sie werden jedenfalls ganz gut miteinander fertig!‘

Wie er erwartet hatte, war Bosinney gekommen, um ihn zur Besichtigung der Pläne abzuholen. Er nahm seinen Hut und ging mit hinüber. Die Pläne lagen ausgebreitet auf dem Eichentisch in Bosinneys Büro, und Soames stand blaß, gelassen und forschend lange über sie gebeugt, ohne zu sprechen. Schließlich sagte er unsicher: „Das ist ja ein sehr merkwürdiges Haus!“

Die Zeichnung stellte ein rechtwinkliges, zweistöckiges Haus dar, das einen viereckigen Lichthof umschloß. Dieser war in der Höhe des oberen Stockwerks von einer Galerie umgeben und von einem Glasdach überdeckt, das acht vom Boden emporsteigende Säulen trugen. Für die Augen eines Forsyte war es allerdings ein merkwürdiges Haus.

„Es ist eine Menge Raum verschwendet“, fuhr Soames fort. Bosinney fing an, auf und ab zu gehen, und Soames gefiel der Ausdruck in seinem Gesicht nicht. „Der Hauptzweck dieses Hauses“, sagte der Architekt, „ist, Ihnen Raum zum Atmen zu schaffen — wie es sich für einen Gentleman gehört!“ Soames spreizte Zeigefinger und Daumen, wie um den Umfang der Vornehmheit zu messen, die er erlangen würde, und erwiderte: „Jawohl; ich verstehe!“

Ein eigentümlicher Ausdruck, der seinen ganzen Enthusiasmus verriet, kam in Bosinneys Gesicht. „Ich habe versucht, Ihnen hier den Plan eines Hauses von einer gewissen Eigenart zu zeichnen. Wenn es Ihnen nicht gefällt, sagen Sie es lieber gleich. Allerdings ist es ja — wenn jemand Eigenart von seinem Hause verlangt — das

letzte, worauf es ankommt, ob man irgendwo noch einen Toilettenraum hineinzwängen kann!" Er zeigte mit dem Finger plötzlich auf den linken Teil des mittleren Rechtecks: „Hier haben Sie Raum, sich zu bewegen. Das ist für Ihre Bilder, durch Vorhänge vom Hof getrennt; wenn man sie zurückzieht, entsteht ein Raum von einundfünfzig zu dreiundzwanzig Fuß. Dieser zweiseitige Ofen in der Mitte hier geht mit einer Seite auf den Hof und mit der andern auf den Bildersaal; diese Wand besteht ganz aus Fenstern, durch sie fällt das Licht von Südosten, und Nordlicht kommt vom Hof her. Die übrigen Bilder können Sie oben rund um die Galerie aufhängen oder in den andern Zimmern. In der Architektur", fuhr er fort und schien Soames nicht zu sehen, obwohl sein Blick auf ihn gerichtet war, was diesem ein unbehagliches Gefühl bereitete, „wie im Leben gibt es keine Eigenart ohne Regelmäßigkeit. Man wird Ihnen sagen, daß das altmodisch ist. Jedenfalls scheint es sonderbar, daß es uns niemals in den Sinn kommt, das Hauptprinzip des Lebens in unsern Bauten zu verkörpern; wir überladen unsere Häuser mit Verzierungen, Krimskrams, Erkern und allerlei, was das Auge abzieht. Das Auge soll im Gegenteil Ruhe finden; man muß mit wenigen starken Linien eine Wirkung erzielen. Wovon alles abhängt, das ist Regelmäßigkeit – ohne die gibt es keine Eigenart!"

Mit unbewußtem Spott heftete Soames seinen Blick auf Bosinneys Krawatte, die durchaus nicht schnurgerade herabhing; er war auch unrasiert, und sein Anzug zeichnete sich nicht eben durch Ordnung aus. Die Architektur schien seine ganze Regelmäßigkeit erschöpft zu haben.

„Wird es nicht wie eine Kaserne aussehen?" Er erhielt nicht sogleich eine Antwort. „Ich verstehe schon", sagte Bosinney, „Sie wollen eins von Littlemasters Häusern – eins jener hübschen, bequemen, wo die Dienstboten in Dachstuben wohnen und die Haustür tiefer liegt, so daß man gleich zu steigen hat. Gehen Sie doch zu Littlemaster, er ist ein vortrefflicher Mensch, ich kenne ihn seit lange!"

Soames erschrak. Die Pläne hatten wirklich Eindruck auf ihn gemacht, und er hatte seine Befriedigung nur ganz instinktiv verheimlicht. Es wurde ihm schwer, seine Anerkennung auszusprechen. Er verachtete Leute, die freigebig mit ihrem Lobe waren. Nun befand er sich in der peinlichen Lage, ein Kompliment aussprechen zu müssen, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, etwas Vorteilhaftes zu verlieren. Bosinney war ganz der Mann dazu, die Pläne zu zer-

reißen und sich zu weigern, weiter für ihn zu arbeiten; er war ein großes Kind! Dieses Wesen eines großen Kindes, dem gegenüber er sich so überlegen fühlte, übte auf Soames eine merkwürdige, beinahe magnetische Wirkung aus, denn er hatte niemals etwas Ähnliches in sich gefühlt. „Ja", stotterte er endlich, „es ist – es ist jedenfalls originell!" Er empfand ein geheimes Mißtrauen, ja sogar eine solche Abneigung gegen das Wort ‚originell', daß er das Gefühl hatte, sich mit dieser Bemerkung eigentlich nichts zu vergeben. Bosinney schien erfreut. So etwas mußte einen Menschen wie ihn natürlich freuen! Und Soames ermutigte dieser Erfolg. „Es ist – ein großes Haus", sagte er. „Raum, Licht und Luft", hörte er Bosinney murmeln, „in Littlemasters Häusern kann man nicht wie ein Gentleman leben – er baut für Fabrikanten."

Soames machte eine abbittende Bewegung; er war mit einem Gentleman auf eine Stufe gestellt worden; um keinen Preis hätte er sich jetzt noch zu den Fabrikanten rechnen lassen mögen. Doch sein angeborenes Mißtrauen gegen allgemeine Prinzipien erwachte aufs neue. Was zum Teufel hatte es für einen Zweck, über Regelmäßigkeit und Eigenart zu reden? Er hatte den Eindruck, als würde das Haus kalt sein. „Irene verträgt keine Kälte!" sagte er. „So!" sagte Bosinney sarkastisch. „Ihre Frau? Sie liebt die Kälte nicht? Das lassen Sie meine Sorge sein; sie wird nicht frieren. Sehen Sie hier!" Er wies auf vier Zeichen in regelmäßigen Abständen an den Wänden des Hofes. „Ich habe hier Wasserheizung in Aluminiumkörpern vorgesehen; man bekommt sie in sehr hübschen Formen." Mißtrauisch betrachtete Soames diese Zeichen. „Das ist alles sehr gut und schön", sagte er, „aber was wird es kosten?"

Der Architekt zog einen Bogen Papier aus der Tasche. „Das Haus müßte eigentlich ganz in Stein gebaut werden, da ich aber annahm, daß es Ihnen zu teuer sein würde, habe ich mich für eine Verblendung entschlossen. Es sollte ein kupfernes Dach haben, aber ich habe statt dessen grünen Schiefer genommen. Im ganzen, einschließlich der Metallarbeiten, wird es Sie achttausendfünfhundert Pfund kosten." „Achttausendfünfhundert?" sagte Soames. „Aber ich habe Ihnen doch achttausend als äußerste Grenze genannt!" „Unmöglich für einen Penny weniger", erwiderte Bosinney kühl, „Sie müssen sich dazu entschließen oder es ganz aufgeben!"

Dies war vielleicht die einzige Art, in der man Soames einen solchen Vorschlag machen konnte. Er war in die Enge getrieben. Eine innere Stimme riet ihm, die ganze Sache fallenzulassen. Aber

die Zeichnung war gut, das wußte er – und es lag eine gewisse Würde über allem, nichts fehlte; selbst die Räume für die Dienstboten waren ausgezeichnet. Sein Kredit würde steigen, wenn er in einem Hause wohnte, das ein so eigenartiges Aussehen hatte und doch so vorzüglich eingerichtet war. Er vertiefte sich wieder in die Pläne, während Bosinney in sein Schlafzimmer ging, um sich zu rasieren und anzukleiden. Schweigend gingen die beiden zurück zum Montpellier Square, wobei Soames ihn mit einem Seitenblick beobachtete. ‚Der Bukanier ist eigentlich ein hübscher Mensch', dachte er, ‚wenn er anständig angezogen ist.' Irene stand über ihre Blumen gebeugt, als die beiden Herren eintraten. Sie sprach davon, June herüberholen zu lassen. „Nein, nein", sagte Soames, „wir haben noch Geschäftliches zu besprechen."

Beim Lunch war er fast herzlich und nötigte Bosinney fortwährend zum Essen. Er freute sich, ihn so guter Laune zu sehen, und ließ ihn den Nachmittag über mit Irene allein, während er, seiner sonntäglichen Gewohnheit nach, seinen Bildern verstohlen einen Besuch abstattete. Zur Teezeit ging er ins Wohnzimmer hinunter und fand sie in einer Unterhaltung, die, wie er es ausdrückte, vom Hundertsten ins Tausendste ging. Er stand unbemerkt in der Tür und beglückwünschte sich dazu, daß alles ins richtige Geleis gekommen war. Ein Glück, daß sie und Bosinney gut miteinander standen; sie schien anzufangen, sich mit der Idee des neuen Hauses zu befreunden.

Bei ruhiger Überlegung unter seinen Bildern hatte er beschlossen, die fünfhundert Pfund noch nachzuschießen, wenn es notwendig war, aber er hoffte, daß der Nachmittag Bosinneys Kostenanschlag vielleicht herabgemindert hatte. Es war ihm sicher ein leichtes, die Sache zu ändern; es mußte doch mehr als einen Weg geben, die Kosten zu verringern, ohne die Wirkung zu beeinträchtigen. Er wartete darum eine geeignete Zeit ab, bis Irene dem Architekten die erste Tasse Tee reichte. Ein Sonnenstrahl, der durch die Spitzen des Fenstervorhangs fiel, wärmte ihre Wange, leuchtete im Gold ihres Haares und in ihren sanften Augen. Derselbe Strahl vielleicht erhöhte auch Bosinneys Farbe und gab seinem Gesicht diesen fast bestürzten Ausdruck.

Soames war Sonnenschein verhaßt, darum stand er sofort auf und zog die Vorhänge zu. Darauf nahm er seine Tasse Tee aus den Händen seiner Frau und sagte in kühlerem Ton, als er beabsichtigt hatte: „Gibt es keine Möglichkeit, es doch für achttausend zu machen? Sie könnten gewiß eine Menge Kleinigkeiten ändern!"

Bosinney trank seine Tasse Tee in einem Zuge aus und antwortete: „Nicht eine!“ Soames sah, daß seine Frage einen ungreifbaren Punkt seiner persönlichen Eitelkeit getroffen hatte. „Gut“, erwiderte er in verdrießlicher Nachgiebigkeit, „es muß wohl alles nach Ihrem Willen gehen.“

Wenige Minuten später erhob Bosinney sich, um zu gehen, und Soames stand ebenfalls auf, um ihn hinauszubegleiten. Der Architekt schien in unglaublich guter Laune zu sein. Nachdem er ihn mit raschen Schritten hatte fortgehen sehen, kehrte Soames verstimmt ins Wohnzimmer zurück, wo Irene die Noten wegräumte, und fragte in einem Anfall unwiderstehlicher Neugierde: „Na, wie findest du denn den Bukanier?“

Er sah auf den Teppich, während er auf ihre Antwort wartete, und die ließ eine ganze Weile auf sich warten. „Ich weiß nicht“, sagte sie schließlich. „Findest du, daß er gut aussieht?“ Irene lächelte. Und Soames hatte die Empfindung, daß sie sich über ihn lustig mache. „Ja“, erwiderte sie, „sehr!“

NEUNTES KAPITEL

TANTE ANNS TOD

Gegen Ende September kam ein Morgen, an dem Tante Ann unfähig war, die Abzeichen ihrer persönlichen Würde aus den Händen ihres Mädchens entgegenzunehmen. Nach einem Blick auf das alte Gesicht verkündete der Arzt, den man eiligst herbeigerufen hatte, daß Miß Forsyte hinübergeschlummert sei.

Tante Juley und Hester waren von Schreck überwältigt. An ein solches Ende hatten sie nie gedacht. Wahrscheinlich hatten sie sich überhaupt niemals vorgestellt, daß einmal ein Ende kommen mußte. Im geheimen fanden sie es unbegreiflich von Ann, sie so ohne ein Wort, ja selbst ohne jeden Kampf verlassen zu haben. Es sah ihr gar nicht ähnlich. Was sie so tief ergriff, war vielleicht der Gedanke, daß eine Forsyte das Leben so hatte fahrenlassen können. Wenn einer, warum nicht alle.

Es währte eine volle Stunde, ehe sie sich entschließen konnten, es Timothy zu sagen. Wenn man es ihm doch nur verheimlichen könnte! Oder es ihm allmählich beibringen! Lange standen sie flüsternd vor seiner Tür. Und als es überstanden war, flüsterten sie wieder mit-

einander. Sie fürchteten, daß er es mit der Zeit immer mehr empfinden würde. Indessen hatte er es besser aufgenommen, als sie erwarten konnten. Allerdings mußte er das Bett hüten! Leise weinend verabschiedeten sie sich. Tante Juley blieb, von dem Schlage niedergeworfen, in ihrem Zimmer. Ihr von Tränen entstelltes Gesicht war durch kleine Wülste vorquellenden Fleisches, das vor Erregung geschwollen war, in Felder eingeteilt. Ein Leben ohne Ann, mit der sie, nur durch das Interregnum ihrer kurzen Ehe, die ihr jetzt so unwirklich vorkam, dreiundsiebzig Jahre zusammen gelebt hatte, schien ihr undenkbar. In bestimmten Zwischenräumen ging sie an ihre Kommode und nahm unter den Lavendelsäckchen ein frisches Taschentuch heraus. Ihr warmes Herz konnte den Gedanken nicht ertragen, daß Ann so kalt dalag.

Tante Hester, die schweigsame, geduldige, dies Stauwasser der Familienenergie, saß bei zugezogenen Vorhängen im Wohnzimmer. Auch sie hatte zuerst geweint, aber still, ohne sichtbare Wirkung. Ihr Hauptprinzip, die Energie aufzusparen, verließ sie auch im Kummer nicht. Schmächtig und reglos saß sie da, den Blick unverwandt auf den Kaminrost gerichtet, die Hände müßig im Schoße ihres schwarzen Seidenkleides. Bald würde man sie wahrscheinlich aufstören und verlangen, daß sie etwas tue. Als ob das irgendeinen Zweck hätte! Es würde Ann nicht wieder zum Leben zurückrufen. Wozu quälte man sie?

Zum Tee um fünf Uhr kamen drei von den Brüdern, Jolyon, James und Swithin. Nicholas war in Yarmouth, und Roger hatte einen schweren Gichtanfall. Mrs. Hayman, die vorher schon allein dagewesen und, nachdem sie Ann gesehen, wieder fortgegangen war, hatte Timothy sagen lassen, doch wurde es ihm nicht bestellt, man hätte es sie früher wissen lassen sollen. Eigentlich beherrschte sie alle ein Gefühl, daß man sie früher hätte benachrichtigen sollen, als ob sie dadurch etwas versäumt hätten. James sagte schließlich: „Ich habe es lange kommen sehen; sagte ich euch nicht, sie werde den Sommer nicht überleben?" Tante Hester antwortete nicht darauf; es war fast Oktober, aber wozu darüber streiten; manche Leute sind nie zufrieden.

Sie schickte hinauf, um der Schwester sagen zu lassen, daß die Brüder da wären. Mrs. Small kam sofort herunter. Sie hatte ihr Gesicht gebadet, das noch immer geschwollen war, und obwohl sie streng auf Swithins Beinkleider blickte, denn sie waren von hellem Blau – er war direkt aus dem Klub gekommen, wo die Nachricht ihn

erreicht hatte –, sah sie heiterer aus als sonst, denn ihr Instinkt, das Verkehrte zu tun, verleugnete sich auch jetzt nicht.

Alsdann gingen alle fünf hinaus, um die Leiche zu sehen. Unter das reine weiße Laken war eine Steppdecke gebreitet, denn jetzt bedurfte Tante Ann der Wärme mehr denn je; die Kissen waren entfernt, und Kopf und Rücken ruhten flach in unbeugsamer Steifheit, wie man sie ihr Leben lang gekannt. Ein Häubchen, an beiden Seiten bis zu den Ohren herabgezogen, umrahmte ihre Stirn, und zwischen ihm und dem weißen Laken wandte sich ihr Gesicht, fast ebenso weiß wie dieses, mit geschlossenen Augen den Gesichtern ihrer Brüder und Schwestern zu. In seinem unaussprechlichen Frieden war das Gesicht kräftiger denn je, fast nur Knochen unter dem kaum runzeligen Pergament der Haut – das eckige Kinn, Kiefer, Backenknochen, die Stirn mit den eingefallenen Schläfen, die gemeißelte Nase – diese Festung eines unbesiegbaren Geistes, die sich dem Tod ergeben hatte, schien diesen Geist zurückgewinnen zu wollen.

Swithin warf nur einen Blick auf das Antlitz und verließ das Zimmer wieder; bei dem Anblick, sagte er hernach, wäre ihm sehr sonderbar zumute gewesen. Er ging hinunter, wobei das ganze Haus schütterte, nahm seinen Hut und stieg in seinen Wagen, ohne dem Kutscher irgendeine Richtung anzugeben. Dieser fuhr ihn nach Haus, und dort saß er den ganzen Abend in seinem Stuhl, ohne sich zu regen. Bei Tisch nahm er nichts als ein Rebhuhn und eine kleine Flasche Champagner ...

Der alte Jolyon stand mit gefalteten Händen am Fußende des Bettes. Er allein von allen im Zimmer erinnerte sich noch des Todes seiner Mutter, und obwohl er Ann anblickte, weilten seine Gedanken doch bei ihr. Ann war alt geworden, aber schließlich war der Tod zu ihr gekommen – der Tod kam zu allen! Nichts an seinem Gesicht bewegte sich, sein Blick schien von weit her zu kommen.

Neben ihm stand Tante Hester. Sie weinte jetzt nicht mehr, die Tränen waren versiegt – ihre Natur wehrte sich gegen einen weiteren Kraftaufwand; mit ineinandergeschlungenen Händen blickte sie nicht auf Ann, sondern von einer Seite zur andern, als suche sie auf irgendeine Art der Anstrengung zu entrinnen, sich das Geschehene als wirklich vorzustellen.

Von allen Geschwistern schien James am tiefsten bewegt. Tränen rollten die gleichlaufenden Furchen seines hageren Gesichtes herab; wem sollte er nun sein Leid klagen, er wußte es nicht. Juley war

nicht zu gebrauchen und Hester noch weniger geeignet! Er empfand Anns Tod mehr, als er je gedacht hatte; darüber würde er wochenlang nicht hinwegkommen!

Tante Hester stahl sich hinaus, und Tante Juley fing an, hin und her zu gehen und ‚das Notwendige zu besorgen', wobei sie zweimal gegen etwas anstieß. Aus seiner Träumerei geweckt, einer Träumerei über längst vergangene Zeiten, warf der alte Jolyon ihr einen strengen Blick zu und ging fort. James blieb allein an dem Bett zurück; verstohlen um sich blickend, um zu sehen, ob er nicht beobachtet werde, beugte er sich mit seiner langen Gestalt herab und drückte einen Kuß auf die Stirn der Toten; dann verließ auch er hastig das Zimmer. Im Flur traf er das Mädchen und begann sie über die Beerdigung auszufragen, doch als er merkte, daß sie nichts wußte, beklagte er sich bitterlich, daß, wenn niemand sich darum kümmere, sicher alles verkehrt sein werde. Sie sollten lieber Soames holen lassen — der wisse in solchen Sachen Bescheid; ihr Herr wäre wahrscheinlich sehr mitgenommen und würde selber Hilfe brauchen; und die Damen, die verstanden das nicht — hatten kein Geschick dafür! Kein Wunder, wenn sie auch noch krank würden. Lieber sollte sie gleich nach dem Doktor schicken, es sei am besten, beizeiten etwas zu tun. Seiner Ansicht nach war Schwester Ann nicht in der besten Obhut gewesen; hätte sie Blank gehabt, so wäre sie jetzt noch am Leben. Wenn sie irgendeinen Rat brauchte, sollte sie nur ja nach Park Lane schicken. Sein Wagen stehe zum Begräbnis natürlich zur Verfügung. Ob er wohl ein Glas Wein und einen Zwieback haben könne — er hatte nicht gefrühstückt!

Die Tage vor dem Begräbnis vergingen ruhig. Man wußte natürlich längst, daß Tante Ann ihr kleines Vermögen Timothy vermacht hatte. Es gab also nicht den geringsten Grund zur Aufregung. Soames war alleiniger Testamentsvollstrecker, traf alle Anordnungen und schickte an alle männlichen Mitglieder der Familie wie üblich folgende Einladung:

‚An . . .

Sie werden gebeten, der Beisetzung von Miß Ann Forsyte auf dem Friedhof von Highgate am 1. Oktober mittags 12 Uhr beizuwohnen. Abfahrt der Wagen 10.45 von Haus Nest, Bayswater Road. Blumenspenden auf Wunsch verbeten. U. A. w. g.'

Der Morgen kam kalt, mit einem hohen, grauen Londoner Himmel, und um halb elf fuhr der erste Wagen, es war der von James,

vor. Darin saßen James und sein Schwiegersohn Dartie, ein untersetzter Mann mit breiter Brust, eng in einen schwarzen Gehrock eingeknöpft. Sein bleiches, ziemlich fettes Gesicht war mit einem dunkeln, schön gekräuselten Schnurrbart und jenem unvermeidlichen Ansatz eines Backenbartes geziert, der, allen Rasierversuchen trotzend, der Beweis für eine tief wurzelnde Eigenart des sich Rasierenden zu sein scheint und hauptsächlich bei Männern zu bemerken ist, die spekulieren.

In seiner Eigenschaft als Testamentsvollstrecker empfing Soames die Gäste, denn Timothy hütete noch das Bett: er wollte nach dem Begräbnis aufstehen, und Tante Juley und Hester sollten erst herunterkommen, wenn alles vorüber war und das Frühstück für jeden, der Lust hatte zurückzukommen, bereitstand. Der nächste war Roger, der infolge seiner Gicht noch hinkte, von dreien seiner Söhne – Roger, Eustace und Thomas – begleitet. George, sein vierter Sohn, erschien fast unmittelbar darauf in einer Droschke und fragte Soames im Vorübergehen, wie das Leichenbitteramt ihm behage. Sie konnten einander nicht leiden.

Dann kamen zwei Haymans – Giles und Jesse –, sie sprachen kein Wort und waren sehr sorgfältig gekleidet, mit neuen Bügelfalten in ihren schwarzen Beinkleidern. Darauf der alte Jolyon allein. Nach ihm Nicholas mit seinem frischen Gesicht und sorgfältig verhüllter Lebhaftigkeit bei jeder Bewegung seines Kopfes und Körpers. Ihn begleiteten, bescheiden und schüchtern, drei seiner Söhne. Swithin Forsyte und Bosinney langten im selben Augenblick an, und jeder wollte mit einer Verbeugung dem andern den Vortritt lassen, aber als die Tür geöffnet wurde, versuchten sie gleichzeitig einzutreten. In der Halle fingen sie von neuem mit ihren Entschuldigungen an, und Swithin, der seine im Eifer etwas in Unordnung geratene Halsbinde zurechtrückte, stieg sehr langsam die Treppe hinauf. Hierauf kamen noch zwei Haymans, drei verheiratete Söhne Nicholas' zusammen mit Tweetyman, Spender und Warry, den Männern der verheirateten Töchter der Forsytes und Haymans. Nun war die Versammlung vollzählig, im ganzen fünfundzwanzig Personen; außer Timothy und dem jungen Jolyon fehlte kein männliches Mitglied der Familie.

Als sie in den rotgrünen Salon eintraten, dessen Ausstattung einen so lebhaften Rahmen für ihre ungewohnte Kleidung bildete, suchte jeder in dem Wunsche, das feierliche Schwarz seiner Beinkleider zu verbergen, nach einem Platz. Sie sahen in diesem Schwarz

und in der Farbe ihrer Handschuhe etwas Unpassendes – eine Art von Übertreibung ihrer Gefühle; und viele warfen entrüstete Blicke voll geheimen Neides auf Bosinney, der keine Handschuhe hatte und graue Beinkleider trug. Es entstand ein unterdrücktes Gesumme allgemeiner Unterhaltung, aber keiner sprach von der Verstorbenen, sondern jeder erkundigte sich nach dem andern, wie um auf diese Weise indirekt auf dies Ereignis hinzuweisen, in dessen Anlaß sie gekommen waren.

Doch plötzlich sagte James: „Nun ist es wohl Zeit, aufzubrechen." Sie gingen hinunter und stiegen, zwei und zwei, genau in der vorher festgesetzten Reihenfolge, in die Wagen.

Der Leichenwagen fuhr im Schritt; die Equipagen folgten langsam hinterher. In der ersten saß der alte Jolyon mit Nicholas, in der zweiten die Zwillingsbrüder, Swithin und James; in der dritten Roger mit dem jungen Roger; Soames, der junge Nicholas, George und Bosinney folgten in der vierten. In jedem der übrigen Wagen, acht an der Zahl, fuhren je drei oder vier von der Familie; hinter ihnen kam das Coupé des Doktors, dann in gebührendem Abstand die Droschken mit den Angestellten und der Dienerschaft der Familie, und ganz zum Schluß ein Wagen, in dem niemand saß, der aber die Gesamtzahl bis auf dreizehn brachte.

Solange der Zug auf dem Fahrweg der Bayswater Road blieb, ging es im Schritt, als er jedoch in die unbedeutenderen Nebenstraßen einbog, kam er bald in Trab, den er mit Unterbrechungen in den vornehmeren Straßen beibehielt, bis er das Ziel erreichte. In dem ersten Wagen sprachen der alte Jolyon und Nicholas von ihren Testamenten. Im zweiten waren die Zwillinge nach einem einzigen Versuch, sich zu unterhalten, in tiefes Schweigen versunken; beide waren ziemlich taub, und die Anstrengung, sich verständlich zu machen, war zu groß. Nur einmal unterbrach James das Schweigen: „Ich muß mich doch einmal irgendwo nach einer Grabstätte umsehen. Was für Anordnungen hast du getroffen, Swithin?" Und Swithin starrte ihn entsetzt an und erwiderte: „Sprich mir nicht von solchen Sachen!"

Im dritten Wagen wurde, während man hin und wieder hinaussah, um festzustellen, wie weit man gekommen war, eine unzusammenhängende Unterhaltung geführt. George bemerkte: „Na, es war hohe Zeit, daß die arme alte Dame sich davonmachte." Er glaubte nicht daran, daß Leute über siebzig noch leben konnten. Der junge Nicholas erwiderte mild, daß diese Regel auf die Forsytes nicht gut

anzuwenden wäre. George sagte, daß er selbst mit sechzig Jahren Selbstmord begehen würde. Der junge Nicholas lächelte und strich sich sein Bärtchen, er meinte, daß sein Vater von dieser Theorie nichts halten würde, denn er habe seit seinem sechzigsten Jahre noch eine Menge Geld verdient. Dann sei aber siebzig die äußerste Grenze, sagte George, und es wäre Zeit für sie, zu gehen und ihr Geld den Kindern zu überlassen. Nun mischte sich Soames hinein, der bis jetzt geschwiegen hatte; er konnte die Bemerkung über das ‚Leichenbitteramt' nicht vergessen und sagte mit kaum merkbarem Heben seiner Augenlider, daß Leute, die niemals Geld verdienten, gut reden hätten. Er selbst beabsichtige so lange zu leben wie möglich. Das war ein Hieb gegen George, der tatsächlich immer in Verlegenheiten war. Bosinney murmelte zerstreut ein „Hört, hört!", George gähnte, und die Unterhaltung brach ab.

Bei der Ankunft ward der Sarg in die Kapelle getragen, und die Trauernden gingen zwei zu zwei in einer Reihe hinterher. In dem großen London mit seiner überwältigenden Mannigfaltigkeit des Lebens, seinen unzähligen Berufen, Vergnügungen und Pflichten, seiner furchtbaren Grausamkeit, seinem furchtbaren Trieb zur Individualität gewährte diese Leibwache von Männern, die alle durch Verwandtschaftsbande mit der Toten verknüpft waren, einen seltsamen, ergreifenden Anblick.

Die Familie hatte sich versammelt, um über all das zu triumphieren, um ihr zähes Zusammenhalten zu zeigen, um jenes Gesetz des Reichtums zu verherrlichen, das dem Wachstum ihres Baumes zugrunde lag, demzufolge Stamm und Zweige gediehen, der Saft sie alle durchströmte und er zur bestimmten Zeit den vollen Wuchs erreichte. Der Geist der Greisin, die hier im letzten Schlafe ruhte, hatte zu dieser Kundgebung gerufen. Es war ihr letzter Mahnruf an diese Einigkeit, die ihre Stärke gewesen war – ihr letzter Triumph, daß sie gestorben, solange der Baum noch in Gesundheit stand. Es war ihr erspart geblieben, mit anzusehen, wie die einzelnen Zweige aus ihrem Gleichgewicht gerieten. Sie konnte nicht in die Herzen derer blicken, die nach ihr kamen. Demselben Gesetz, dem sie unterworfen war, da aus dem schlanken, hochaufgeschossenen Mädchen ein kräftig Weib geworden, aus dem kräftigen Weibe eine schwache, hagere, fast hexenhafte Greisin, deren Eigenart immer schärfer und schärfer hervortrat, da alles Weiche sich in der Berührung mit der Welt verlor – demselben Gesetz war die Familie unterworfen, die sie wie eine Mutter bewacht hatte. Sie hatte sie jung und im Heran-

wachsen gesehen, hatte sie kräftig und vollerblüht gesehen, und ehe ihre alten Augen Zeit oder Kraft gehabt, noch mehr zu sehen, war sie gestorben. Gern hätte sie versucht, und wer weiß, ob es ihr nicht geglückt wäre, sie – ein wenig länger noch – mit ihren alten Fingern, ihren zitternden Küssen jung und stark zu erhalten; aber ach! nicht einmal Tante Ann vermochte gegen die Natur zu kämpfen.

‚Hochmut kommt vor dem Fall!' Und darum, ein Beweis für diese größte Ironie des Schicksals, hatte die Familie Forsyte sich, bevor sie fiel, zu einem letzten stolzen Gepränge versammelt. Ihre Gesichter, links und rechts in einzelnen Reihen, die Hüter ihrer Gedanken, waren fast alle ausdruckslos zu Boden gerichtet; nur hier und dort blickte einer mit einer Falte zwischen den Brauen empor und schien an den Wänden der Kapelle etwas zu sehen, das ihn überwältigte, oder etwas zu hören, das ihn erschreckte. Und das leise Gemurmel der Stimmen beim Gottesdienst, durch die immer derselbe Ton, derselbe ungreifbare Familienklang zu hören war, hallte unheimlich, wie von einer einzigen Person in rascher Wiederholung hingestammelt.

Als die Trauerfeier in der Kapelle vorüber war, reihten die Leidtragenden sich wieder aneinander, um die Leiche an das Grab zu geleiten. Die Gruft stand offen, und ringsherum warteten schwarzgekleidete Männer. Von dieser hochgelegenen, heiligen Stätte, wo Tausende des besseren Mittelstandes in ihrem letzten Schlafe ruhten, glitten die Augen der Forsytes über die Schar der andern Gräber hin. Dort – bis in die weite Ferne ausgedehnt, lag London, sonnenlos, und trauerte um den Verlust dieser Tochter, trauerte mit der Familie, die ihr so teuer war, um den Verlust derjenigen, die ihr Mutter und Hüterin gewesen. Hunderttausende von Türmen und von Häusern, hinter dem weiten grauen Gespinst des Reichtums kaum erkennbar, lagen dort kniend wie Andächtige am Grabe dieser ältesten aller Forsytes.

Ein paar Worte, ein Krümchen Erde, dann senkte man den Sarg hinab, und Tante Ann war zur letzten Ruhe eingegangen.

Rund um die Gruft standen, die weißen Häupter gesenkt, als Wächter dieses Heimgangs, die fünf Brüder; sie wollten sehen, daß Ann gut aufgehoben war. Ihr kleines Vermögen mußte zurückbleiben, aber sonst sollte es ihr an nichts fehlen. Dann traten sie einzeln zur Seite, setzten den Hut auf und kehrten zurück, um die neue Inschrift an der Marmortafel der Familiengruft zu betrachten:

ZUM HEILIGEN GEDÄCHTNIS VON
ANN FORSYTE
TOCHTER VON JOLYON UND ANN FORSYTE
GESTORBEN AM 27. SEPTEMBER 1886
IM ALTER VON 87 JAHREN
UND VIER TAGEN

Bald vielleicht war für einen andern eine Inschrift nötig. Es war sonderbar und unerträglich, denn sie hatten nie daran gedacht, daß ein Forsyte sterben könnte. Und sie alle sehnten sich fort aus der peinlichen Stimmung dieser Feier, die sie an Dinge mahnte, an die zu denken sie nicht ertragen konnten – rasch fort, um an ihre Geschäfte zu gehen und zu vergessen. Es war auch kalt; der Wind, einer langsam zersetzenden Macht gleich, blies die Anhöhe herauf über die Gräber hin und traf sie mit seinem eisigen Hauch; sie verteilten sich in Gruppen und eilten, so schnell wie möglich in die wartenden Wagen zu kommen.

Swithin wollte zum Lunch zu Timothy zurückfahren und erbot sich, jemand in seinem Coupé mitzunehmen. Es galt als zweifelhaftes Vergnügen, mit Swithin in seinem zweisitzigen Wagen zu fahren, denn er war nicht groß; niemand folgte der Einladung, und so fuhr er allein davon. James und Roger brachen unmittelbar darauf ebenfalls auf; auch sie wollten zum Lunch dort sein. Die anderen verloren sich allmählich, und der alte Jolyon nahm drei seiner Neffen mit in seinen Wagen, denn er hatte ein Verlangen nach diesen jugendlichen Gesichtern.

Soames, der im Kirchhofsbüro noch einiges anzuordnen hatte, ging mit Bosinney zusammen fort. Er hatte vielerlei mit ihm zu besprechen, und nachdem das Geschäftliche erledigt war, schlenderten sie nach Hampstead, frühstückten zusammen und redeten lange eingehend über praktische Details des Hausbaues. Dann nahmen sie die Straßenbahn und trennten sich am Marble Arch, von wo aus Bosinney nach Stanhope Gate ging, um June zu besuchen.

Soames war in ausgezeichneter Stimmung, als er zu Haus anlangte, und erzählte Irene bei Tisch, daß er sich mit Bosinney, der wirklich ein vernünftiger Mensch zu sein scheine, sehr gut unterhalten habe. Sie hätten auch einen tüchtigen Spaziergang gemacht, und das habe ihm sehr gut getan, denn es fehle ihm seit lange an Bewegung; es sei überhaupt ein recht angenehmer Tag gewesen. Er wäre gern mit ihr ins Theater gegangen, das konnten sie aber mit Rücksicht auf die arme Tante Ann nicht und müßten darum

versuchen, es sich zu Hause gemütlich zu machen. „Der ‚Bukanier' hat mehr als einmal nach dir gefragt", sagte er plötzlich; und in einem unerklärlichen Verlangen, sein Besitzrecht geltend zu machen, erhob er sich von seinem Stuhl und drückte einen Kuß auf die Schulter seiner Frau.

ZWEITER TEIL

ERSTES KAPITEL

DER BAU DES HAUSES

Es war ein milder Winter gewesen. Das Geschäft ging flau, und die Zeit zum Bauen war günstig, wie Soames vorausgesehen hatte, ehe er sich dazu entschloß. Das Haus in Robin Hill war daher gegen Ende April im Rohbau vollendet. Jetzt, wo für sein Geld etwas zu sehen war, fuhr er ein-, zwei-, ja sogar dreimal in der Woche hinaus und stelzte, stets darauf bedacht, seine Sachen nicht zu beschmutzen, stundenlang in dem Schutt herum, ging schweigend durch das unfertige Mauerwerk der Türöffnungen oder im Kreise um die Säulen im Mittelhofe. Und er konnte dann minutenlang davor stehenbleiben, um die wahre Qualität ihres Materials zu prüfen.

Für den 30. April hatte er mit Bosinney verabredet, die Rechnungen durchzugehen, und fünf Minuten vor der festgesetzten Zeit betrat er das Zelt, das der Architekt dicht an der alten Eiche für sich hatte aufschlagen lassen. Die Rechnungen lagen auf einem Klapptisch schon bereit, und mit einem Kopfnicken setzte sich Soames, um sie zu studieren. Erst nach einer Weile blickte er auf. „Ich werde nicht klug daraus", sagte er schließlich; „sie betragen beinahe siebenhundert mehr, als abgemacht war!" Nach einem Blick auf Bosinneys Gesicht fuhr er schnell fort: „Wenn Sie diesen Baumenschen gegenüber nur einen festen Standpunkt einnehmen, lassen sie schon nach. Sie betrügen einen überall, wenn man nicht aufpaßt. Rechnen Sie von allem zehn Prozent ab. Es soll mir nicht darauf ankommen, wenn es die Grenze um hundert Pfund etwa übersteigt!"

Bosinney schüttelte den Kopf. „Es ist alles auf Heller und Pfennig berechnet!" Soames stieß den Tisch mit einer zornigen Bewegung fort, so daß die Blätter zu Boden flatterten. „Dann muß ich aber sagen", stieß er erregt hervor, „Sie haben da was Schönes angerichtet!" „Ich habe Ihnen hundertmal gesagt", erwiderte Bosinney scharf, „daß Extraausgaben kommen würden, und habe Sie wieder und wieder darauf aufmerksam gemacht!" „Das weiß ich", knurrte Soames, „gegen eine Zehnpfundnote hier und da hätte ich auch

nichts einzuwenden. Wie konnte ich aber wissen, daß Sie unter ‚Extraausgaben' gleich siebenhundert Pfund verstehen?"

Die Charaktereigenschaften der beiden Männer trugen mit zu dieser nicht unerheblichen Meinungsverschiedenheit bei. Einerseits reizte es den Architekten, bei der Hingabe an seine Idee und seine Schöpfung, an die er glaubte, wenn er aufgehalten und zu Notbehelfen gezwungen wurde; andrerseits wollte Soames in seiner nicht minder wahren und aufrichtigen Hingabe an dieses höchste, nur durch Geld erreichbare Ziel nicht glauben, daß Dinge, die dreizehn Schilling wert waren, nicht auch für zwölf zu haben seien.

„Ich wollte, ich hätte es nie übernommen, Ihr Haus zu bauen", sagte Bosinney plötzlich. „Sie kommen hier heraus und quälen mich zu Tode. Sie wollen für Ihr Geld doppelt soviel wie jeder andere, und jetzt, wo Sie ein Haus haben, wie es so groß in der ganzen Gegend kein ähnliches gibt, wollen Sie nicht zahlen. Wenn Sie die ganze Geschichte wieder los sein wollen, werde ich schon für den Betrag aufkommen, der den Kostenanschlag übersteigt, aber der T—eufel hole mich, wenn ich noch eine Hand für Sie rühre!"

Soames gewann seine Fassung wieder. Da er wußte, daß Bosinney kein Kapital besaß, betrachtete er diesen Vorschlag als tolle Unbesonnenheit. Er sah auch, daß ihm dies Haus, an dem sein Herz hing, auf unbestimmte Zeit hinaus vorenthalten bleiben würde, und gerade in dem entscheidenden Augenblick, wo alles auf die persönliche Sorgfalt des Architekten ankam. Außerdem mußte auch auf Irene Rücksicht genommen werden! Sie war in der letzten Zeit sehr sonderbar. Er glaubte wirklich, daß sie den Gedanken an das Haus überhaupt nur erträglich fand, weil sie für Bosinney eingenommen war. Er durfte es doch zu keinem offenen Bruch kommen lassen.

„Sie brauchen sich nicht so zu ereifern", sagte er. „Wenn ich mich in die Sache finden will, brauchen Sie sich doch nicht zu beklagen. Ich meine nur, wenn Sie mir sagen, eine Sache kostet soundsoviel — so möchte ich — möchte ich eben wissen, woran ich bin." „Sehen Sie!" sagte Bosinney, und Soames war ärgerlich und erstaunt zugleich über das Verschmitzte in seinem Blick. „Sie erhalten meine Dienste für einen schändlich billigen Preis. Für die Arbeit und die Zeit, die ich auf dieses Haus verwendet habe, hätten Sie bei Littlemaster oder einem andern dieser Tölpel viermal soviel zahlen müssen. Sie aber wollen einen Baumeister ersten Ranges zu einem Preise vierten Ranges, und das gerade haben Sie wirklich erreicht!"

Soames sah, daß er es tatsächlich ernst meinte, und so ärgerlich er

auch war, stiegen die Folgen eines Zwistes nur zu lebhaft vor ihm auf. Er sah das Haus unvollendet, seine Frau rebellisch und sich selbst dem allgemeinen Gespött ausgesetzt. „Wir wollen die Sachen durchgehen", sagte er mürrisch, „und sehen, wie das Geld draufgegangen ist." „Sehr gern", pflichtete Bosinney bei. „Aber wir müssen uns beeilen, wenn Sie nichts dagegen haben. Ich möchte rechtzeitig zurück sein, um mit June ins Theater zu gehen." Soames warf ihm verstohlen einen Blick zu und sagte: „Sie treffen wohl bei uns mit ihr zusammen?" Er war jetzt immer dort zu finden!

In der Nacht vorher war ein Regen niedergegangen – ein Frühlingsregen, und die Erde duftete nach Feuchtigkeit und wilden Gräsern. Der warme leise Wind bewegte die Blätter und die goldenen Knospen der alten Eiche hin und her, und im Sonnenschein sangen die Amseln sich die Seele aus dem Leib. Es war ein Frühlingstag, der jeden mit einem unaussprechlichen Verlangen, einer schmerzlichen Weichheit, einem Sehnen erfüllt, daß man wie gebannt dasteht, die Blätter oder Gräser anschaut und die Arme ausbreiten möchte, um zu umarmen – man weiß nicht was. Von der Erde stieg eine sanfte Wärme auf und stahl sich durch das frostige Gewand, in das der Winter sie gehüllt. Es war ihr zärtlich Locken, sich in ihre Arme zu stürzen, sich hinzustrecken und die Lippen an ihre Brust zu pressen.

An einem solchen Tage hatte Soames einst Irenens Jawort erhalten, das er so oft von ihr begehrt. Auf einem umgestürzten Baumstamme hatte er gesessen und zum zwanzigsten Male gelobt, daß sie so frei sein sollte, als habe sie ihn nie geheiratet, wenn ihre Ehe unglücklich werden sollte!

„Schwörst du es?" hatte sie gesagt. Vor ein paar Tagen hatte sie ihn an diesen Schwur erinnert. „Unsinn!" hatte er erwidert. „So etwas kann ich nicht geschworen haben!" Jetzt fiel es ihm durch einen fatalen Zufall wieder ein. Was für törichte Dinge schwören Männer doch um der Frauen willen! Um sie zu gewinnen, hätte er es jederzeit geschworen! Er würde es jetzt noch schwören, wenn er sie dadurch rühren könnte – aber niemand konnte sie rühren, sie hatte ein kaltes Herz!

Und Erinnerungen drangen mit dem frischen süßen Duft des Frühlingswindes auf ihn ein – Erinnerungen an sein Liebeswerben. Im Frühling des Jahres 1881 hatte er seinen alten Schulkameraden und Klienten George Liversedge aus Branksome besucht, der in der Absicht, seine Kiefernwälder in der Nähe von Bournemouth aus-

zunutzen, Soames damit betraut hatte, die zu diesem Zwecke nötige Gesellschaft zu gründen. Mit ihrem feinen Gefühl für das Schickliche hatte Mrs. Liversedge ihm zu Ehren einen musikalischen Tee gegeben. Erst spät während dieser Darbietungen, die Soames, der nicht musikalisch war, unsagbar langweilig fand, fiel ihm das Gesicht eines jungen Mädchens in Trauer auf, das allein dastand. Die Linien ihrer hohen, noch ziemlich zarten Gestalt zeichneten sich durch den weichen anschmiegenden Stoff ihres schwarzen Kleides, die Hände in schwarzen Handschuhen hielt sie verschränkt, die Lippen waren leicht geöffnet, und die großen dunklen Augen schweiften von Gesicht zu Gesicht. Ihr tief im Nacken aufgestecktes Haar schimmerte über dem schwarzen Kragen wie Gewinde leuchtenden Metalls. Und als Soames dastand und sie anschaute, durchzuckte ihn ein Gefühl, wie fast jeder Mann es einmal spürt – eine seltsame Befriedigung der Sinne, eine seltsame Gewißheit, die Romanschreiber und alte Damen Liebe auf den ersten Blick nennen. Verstohlen beobachtete er sie, suchte sogleich die Wirtin auf und wartete ungeduldig das Aufhören der Musik ab.

„Wer ist das junge Mädchen mit blondem Haar und dunkeln Augen?" fragte er. „Die – ach, das ist Irene Heron. Ihr Vater, Professor Heron, starb im vorigen Jahr. Sie lebt mit ihrer Stiefmutter zusammen. Ein reizendes, ein hübsches Mädchen, aber ohne Geld!" „Bitte stellen Sie mich ihr vor", sagte Soames.

Er wußte nur sehr wenig zu sagen und wurde durch sie nicht ermuntert. Aber er verließ sie mit dem festen Entschluß, sie wiederzusehen. Ein Zufall half ihm seinen Vorsatz ausführen, als er sie mit ihrer Stiefmutter auf dem Steg traf, wo sie jeden Vormittag von zwölf bis eins spazierenzugehen pflegte. Soames machte erfreut die Bekanntschaft dieser Dame, und es währte nicht lange, bis er in ihr den erwünschten Bundesgenossen erkannte. Seine scharfe Witterung für die geschäftliche Seite des Familienlebens verriet ihm bald, daß Irene ihre Stiefmutter mehr als die fünfzig Pfund kostete, die sie ihr zubrachte, und ebenso, daß Mrs. Heron, die noch in der Blüte des Lebens stand, sich wieder zu verheiraten wünschte und die fremdartig heranreifende Schönheit der Stieftochter ihr dabei im Wege stand. Und Soames machte in seiner stillen Hartnäckigkeit nun seine Pläne.

Er verließ Bournemouth, ohne sich erklärt zu haben, kam aber in einem Monat wieder und sprach diesmal nicht mit dem Mädchen, sondern mit der Stiefmutter. Er sei fest entschlossen, sagte er, und

wolle warten. Und er mußte lange warten, sah Irene erblühen, sah die Linien ihrer jungen Gestalt weicher werden, den Glanz ihrer Augen sich vertiefen und ihr Antlitz in wärmerem Ton erglühen; und bei jedem Besuch hielt er um sie an, und jedesmal, wenn der Besuch zu Ende war, nahm er wunden Herzens ihre abschlägige Antwort mit nach London, blieb aber standhaft und stumm wie das Grab. Er versuchte die geheime Quelle ihres Widerstandes aufzuspüren, doch nur einmal sah er einen Schimmer davon. Es war auf einem jener Bälle, die einem Seebadpublikum die einzige Gelegenheit zur Äußerung leidenschaftlicher Gefühle bieten. Er saß mit ihr in einer Fensternische, die Sinne prickelnd nach der Berührung im letzten Walzer. Sie hatte ihn über den leise bewegten Fächer hinweg angesehen, und er hatte den Kopf verloren, hatte ihr Handgelenk ergriffen und seine Lippen auf den bloßen Arm gedrückt. Und sie hatte geschaudert – bis auf den heutigen Tag hatte er diesen Schauder nicht vergessen – noch den Blick leidenschaftlichen Widerwillens, den sie ihm zugeworfen.

Ein Jahr darauf hatte sie nachgegeben. Was sie dazu veranlaßt, dahinter konnte er nie kommen; und von Mrs. Heron, einer Frau von einigem diplomatischen Talent, erfuhr er nichts. Nachdem sie verheiratet waren, hatte er einmal gefragt, warum sie ihn so oft abgewiesen. Ein seltsames Schweigen war ihre Antwort. Vom ersten Tage, da er sie gesehen, war sie ihm ein Rätsel, war ihm immer noch ein Rätsel ...

Bosinney erwartete ihn an der Tür, und sein kräftiges, charakteristisches Gesicht hatte einen seltsam sehnsüchtigen und doch glücklichen Ausdruck, als sähe auch er eine Verheißung von Seligkeit an dem Frühlingshimmel und wittere in der Frühlingsluft ein kommendes Glück. Soames sah ihn an, wie er wartend dastand. Was ging mit dem Menschen vor, daß er so glücklich aussah? Worauf wartete er mit diesem Lächeln auf den Lippen und in den Augen? Aber Soames konnte nicht sehn, worauf Bosinney wartete, als er da den blütenwürzigen Wind einatmend stand. Und die Gegenwart des Mannes, den er eigentlich verachtete, machte ihn von neuem unsicher. Er eilte in das Haus hinein.

„Die einzige Farbe für diese Fliesen da", hörte er Bosinney sagen, „ist Rot mit einer Spur von Grau darin, um eine durchsichtige Wirkung zu erreichen. Ich wüßte gern Irenens Ansicht darüber. Ich bestelle purpurrote Ledervorhänge für den Torweg zum Hof; und wenn wir die Tapeten im Empfangszimmer elfenbeinfarben über-

streichen, gibt es einen mysteriösen Eindruck. Sie müssen bei der ganzen Ausschmückung immer im Auge zu behalten suchen, was ich – Charme nenne." „Sie meinen, daß meine Frau Charme hat!" sagte Soames. Bosinney wich der Frage aus. „In die Mitte des Hofes müßte eine Gruppe von Schwertlilien." Soames lächelte überlegen. „Ich werde gelegentlich bei Beech vorsprechen", sagte er, „und sehen, was sich dafür eignet!"

Sie hatten sich sonst wenig mehr zu sagen, aber auf dem Wege zum Bahnhof fragte Soames: „Sie halten Irene wohl für sehr künstlerisch veranlagt?" „Ja!" Diese kurzabgebrochene Antwort war eine so deutliche Abweisung, als hätte er gesagt: ‚Wenn du über sie reden willst, suche dir einen andern dazu aus!' Und der dumpfe, verdrießliche Ärger, den Soames den ganzen Nachmittag über empfunden hatte, brannte nun um so heller in ihm.

Keiner von ihnen sprach, bis sie dicht am Bahnhof waren, dann fragte Soames: „Wann glauben Sie fertig zu werden?" „Gegen Ende Juni, wenn Sie mir wirklich auch die Inneneinrichtung übertragen wollen." Soames nickte. „Aber Sie sind sich doch ganz klar darüber", sagte er, „daß das Haus mich ein Beträchtliches mehr kostet, als ich dachte. Ich will Ihnen offen sagen, daß ich das ganze schon fallenlassen wollte, aber es ist nicht meine Art, etwas aufzugeben, das ich mir einmal in den Kopf gesetzt habe!" Bosinney erwiderte nichts, und Soames warf ihm von der Seite einen Blick verbissenen Grolles zu – denn trotz seines überlegen wählerischen Wesens und seiner hochmütigen, stutzerhaften Einsilbigkeit hatte er mit seinen zusammengepreßten Lippen und dem breiten Kinn doch Ähnlichkeit mit einer Bulldogge ...

Als June an diesem Abend in Montpellier Square Nr. 62 eintraf, hörte sie vom Mädchen, daß Mr. Bosinney im Wohnzimmer sei und die gnädige Frau sich ankleidete, aber in einer Minute unten sein würde. Sie wollte ihr melden, daß Mrs. June gekommen war. June hielt sie zurück. „Schon gut", sagte sie, „ich gehe hinein. Die gnädige Frau braucht sich nicht zu beeilen." Sie legte ihren Mantel ab, und mit verständnisvollem Blick öffnete das Mädchen nicht einmal die Tür für sie, sondern lief rasch hinunter.

June verweilte einen Augenblick, um sich in dem kleinen altmodisch silbernen Spiegel zu betrachten, der über der Eichentruhe hing – eine schmächtige, stolze, junge Gestalt mit einem kleinen resoluten Gesicht, in weißem Kleide mit sichelförmigem Ausschnitt am Halse, der fast zu zart erschien für ihre Krone geflochtenen rot-

goldenen Haares. Leise öffnete sie die Tür, um ihn zu überraschen. Das Zimmer war erfüllt von dem starken süßen Duft blühender Azaleen. Sie atmete den Duft tief ein und hörte Bosinneys Stimme, nicht im Zimmer, sondern dicht daneben, sagen: „Ach, da war noch so vielerlei, das ich mit Ihnen besprechen wollte, aber jetzt haben wir nicht mehr Zeit dazu!" Irenens Stimme antwortete: „Warum nicht bei Tisch?" „Wie kann man reden –"

Junes erster Gedanke war, fortzugehen, aber anstatt dessen schritt sie hinüber an die große Glastür, die auf den kleinen Hof hinausführte. Von dorther kam der Duft der Azaleen, und dort, den Rücken ihr zugewandt, die Gesichter in die goldroten Blüten vergraben, standen ihr Bräutigam und Irene. Schweigend, aber ohne Scheu, mit glühenden Wangen und zornigen Augen, beobachtete das Mädchen sie. „Kommen Sie Sonntag allein – wir können dann zusammen das Haus ansehen –" June sah Irene durch die Wand von Blumen zu ihm aufblicken. Es war nicht der Blick einer Koketten – aber weit schlimmer für das lauschende Mädchen – der Blick einer Frau, die fürchtet, daß er zuviel verraten könnte. „Ich versprach, eine Spazierfahrt zu machen mit Onkel –" „Dem Dicken! Lassen Sie sich von ihm hinbringen; es sind nur zehn Meilen – gerade gut für seine Pferde." „Der arme alte Onkel Swithin!" Eine Welle des Azaleenduftes wehte June ins Gesicht; ihr wurde übel und schwindelig. „Tun Sie es doch, bitte, tun Sie's!" „Aber wozu?" „Ich muß Sie dort sehen – ich dachte, Sie wollten mir helfen –" „Das wollte ich auch!"

Die Antwort schien June sanft, mit einem Zittern aus den Blüten zu kommen. Und sie trat in die Öffnung der Glastür. „Wie schwül ist es hier!" sagte sie, „ich kann diesen Duft nicht vertragen!" Ihre zornig blitzenden Augen streiften die beiden Gesichter. „Spracht ihr über das Haus? Ich habe es auch noch nicht gesehen – wollen wir Sonntag zusammen hinaus?" Alle Farbe war aus Irenens Antlitz gewichen. „Ich mache an dem Tage eine Spazierfahrt mit Onkel Swithin", antwortete sie. „Onkel Swithin! Was tut das? Den kannst du ruhig sitzenlassen!" „Es ist nicht meine Art, jemand sitzenzulassen!"

Man vernahm Schritte, und June sah Soames dicht hinter sich stehen. „Nun, wenn ihr alle bereit seid", sagte Irene, mit seltsamem Lächeln von einem zum andern blickend, „das Essen ist's auch!"

ZWEITES KAPITEL

JUNES FEST

Schweigend setzten sie sich zu Tisch, die beiden Damen einander gegenüber, ebenso die Herren. Unter Schweigen wurde die Suppe gegessen – sie war ausgezeichnet, wenn auch ein wenig zu dick – und der Fisch aufgetragen. Unter Schweigen wurde er herumgereicht.

Bosinney wagte es, anzufangen: „Es ist der erste Frühlingstag." Irene wiederholte sanft: „Ja – der erste Frühlingstag." „Frühling!" sagte June: „Es rührt sich kein Lüftchen!" Niemand antwortete.

Der Fisch, eine schöne frische Seezunge, wurde abgetragen, und das Mädchen brachte eine Flasche Champagner, deren Hals mit einer weißen Serviette umwickelt war. Soames sagte: „Er wird euch zu trocken sein."

Koteletts wurden herumgereicht, jedes mit einer rosa Papiermanschette verziert. June dankte, und ein Schweigen trat ein. „Du solltest lieber ein Kotelett nehmen, June, es gibt nichts weiter", sagte Soames. Aber June lehnte wieder ab, und sie wurden abgetragen. Dann fragte Irene: „Phil, haben Sie meine Amsel gehört?" Bosinney antwortete: „Und wie – sie singt jetzt ihr Brunstlied. Als ich herkam, hörte ich sie schon auf dem Platz." „Es ist ein so reizendes Tierchen."

„Salat, bitte?" Junge Hühner wurden abgetragen. Aber Soames sagte: „Der Spargel ist sehr dünn. Ein Glas Sherry zu dem Süßen, Bosinney? June, du trinkst ja gar nichts!" June erwiderte: „Du weißt doch, ich trinke nie. Wein ist ein schauderhaftes Zeug!"

Eine Apfelcharlotte wurde auf silberner Schüssel gebracht. Und lächelnd sagte Irene: „Die Azaleen sind in diesem Jahr so wundervoll!" Bosinney murmelte darauf: „Wundervoll! Ihr Duft ist herrlich!" „Wie kannst du den Geruch mögen?" sagte June; „den Zucker, bitte!" Der Zucker wurde ihr gereicht, und Soames bemerkte: „Diese Charlotte ist gut!"

Die Apfeltorte wurde abgetragen. Es folgte ein langes Schweigen. Irene winkte das Mädchen heran und sagte: „Nehmen Sie die Azalee hinaus, Miß June verträgt den Duft nicht." „Nein, lassen Sie sie stehen", sagte June.

Oliven aus Frankreich wurden mit russischem Kaviar auf kleinen Tellern gereicht. Und Soames sagte: „Warum bekommen wir keinen Spanischen dazu?" Aber niemand antwortete.

Die Oliven wurden abgetragen. June hob ihr Glas und sagte: „Etwas Wasser, bitte." Das Wasser wurde ihr gereicht. Es kam eine silberne Platte mit deutschen Pflaumen. Eine längere Pause entstand. Alle aßen sie in vollkommenster Harmonie. Bosinney zählte die Kerne: „Dies Jahr – nächstes Jahr – einst –" Irene vollendete leise: „Niemals. Es war ein so herrlicher Sonnenuntergang. Der Himmel ist immer noch ganz rosig – zu schön!" Er erwiderte: „Unter dem Dunkel." Ihre Blicke begegneten sich, und June rief verächtlich: „Ein Londoner Sonnenuntergang!"

Ägyptische Zigaretten in einem silbernen Kästchen wurden herumgereicht. Soames nahm eine und fragte: „Um welche Zeit beginnt das Theater?" Niemand antwortete, und es kam der Kaffee in Emailletäßchen.

Irene lächelte still und sagte: „Wenn es doch –" „Wenn doch was?" fragte June. „Wenn es doch immer Frühling wäre!"

Es wurde Kognak gereicht, er war hell und alt. Soames sagte: „Bosinney, nehmen Sie doch etwas Kognak." Bosinney nahm ein Glas; alle erhoben sich.

„Wollt ihr eine Droschke?" fragte Soames. June antwortete: „Nein. Meinen Mantel, bitte." Das Mädchen holte ihn herein. Vom Fenster her murmelte Irene: „Was für ein köstlicher Abend. Da sind schon die ersten Sterne!" Soames fügte hinzu: „Viel Vergnügen, hoffentlich." Von der Tür her antwortete June: „Danke. Komm, Phil." Bosinney rief: „Ich komme." Soames lächelte boshaft und sagte: „Ich wünsche Ihnen Glück!" Und an der Tür stand Irene und sah sie fortgehen. „Gute Nacht!" rief Bosinney. Sie antwortete sanft: „Gute Nacht!" ...

June bat ihren Bräutigam, sie mit auf das Dach eines Omnibus zu nehmen, da sie Luft haben wollte, und dort saß sie schweigend, das Gesicht dem Winde zugekehrt. Der Kutscher drehte sich ein- oder zweimal in der Absicht um, eine Bemerkung zu wagen, besann sich aber eines Besseren. Das war ja ein munteres Pärchen! Auch ihm lag der Frühling im Blut, er fühlte das Bedürfnis, sich Luft zu machen, und schnalzte mit der Zunge, knallte mit der Peitsche und trieb die Pferde an, und selbst diese armen Tiere spürten den Frühling und stapften eine kurze halbe Stunde vergnügt auf dem Pflaster dahin.

Die ganze Stadt war lebendig; die Zweige bogen sich im Schmuck ihres jungen Laubes aufwärts, wie in Erwartung einer Gabe, die der Wind ihnen bringen sollte. Die eben angezündeten Laternen

gewannen die Herrschaft, und unter ihrem blendenden Glanz schienen die Gesichter der Menge bleich, indes droben in der Höhe die großen weißen Wolken eilig und still über den purpurnen Himmel glitten.

Herren im Gesellschaftsanzug hatten ihre Überzieher zurückgeschlagen und stiegen fröhlich die Stufen zu ihren Klubs hinauf; Arbeiter standen müßig umher, und Frauen – jene vielen Frauen, die um diese Zeit noch einsam sind und einsam nach dem Osten treiben – schlenderten langsam und erwartungsvoll einher und träumten von gutem Wein und einem guten Abendessen oder in einem seltenen Augenblick wohl gar von Küssen echter Liebe. Jede einzelne dieser zahllosen Gestalten, die unter den Laternen und dem bewegten Himmel ihres Weges dahinzogen, empfand etwas von dem unruhigen Wonnegefühl, das der gärende Frühling erweckt. Und jeder einzelne hatte, wie jene Klubherren mit ihren offenen Mänteln, etwas von seiner Kaste, seinem Glauben und seinen Gewohnheiten abgelegt, und in der Art, wie sie die Hüte trugen, wie sie gingen, lachten oder schwiegen, offenbarten sie die allgemeine Zusammengehörigkeit im Reich der Leidenschaft.

Schweigend betraten Bosinney und June das Theater und stiegen zu ihren Plätzen im zweiten Rang hinauf. Das Stück hatte eben begonnen, und das halbdunkle Haus mit den Menschenreihen, die alle nach einer Richtung blickten, glich einem großen Garten, in dem die Blumen alle sich der Sonne zuwandten. June war noch nie im zweiten Rang gewesen. Seit ihrem fünfzehnten Jahre hatte sie mit dem Großvater immer im Parkett gesessen, und nicht auf gewöhnlichen Plätzen, sondern auf den besten im ganzen Haus, ungefähr in der Mitte der dritten Reihe, die der alte Jolyon auf dem Wege von der City lange vor dem Tage der Aufführung bestellt hatte. Die Billetts steckten zusammen mit seinen alten Glacéhandschuhen in der Rocktasche, und June erhielt sie dann zur Aufbewahrung bis zum bestimmten Abend. Auf diesen Plätzen pflegten sie – die aufrechte greise Gestalt mit dem würdevollen weißen Haupt und daneben die kleine, energisch und eifrig, mit dem rotgoldenen Haar – alle erdenklichen Stücke anzusehen. Und auf dem Heimweg sagte der alte Jolyon dann wohl von dem Hauptdarsteller: „Ach, das ist ja ein wahrer Stock! Du hättest nur den kleinen Bobson sehen sollen!"

Diesem Abend hatte sie mit lebhafter Freude entgegengesehen, denn sie waren heimlich hier, ohne Begleitung, und niemand in Stanhope Gate, wo man sie bei Soames vermutete, ahnte etwas da-

von. Sie hatte für diese List, die sie um ihres Bräutigams willen ersonnen, einen kleinen Lohn erwartet; sie hatte erwartet, damit die dichte eisige Wolke zu durchbrechen und ihr Verhältnis zueinander – das seit kurzem so beunruhigend und quälend geworden war – wieder einfach und sonnig zu gestalten, wie es vor dem Winter gewesen. Sie war mit der Absicht gekommen, ein entscheidendes Wort zu sagen, aber nun blickte sie mit einer Falte zwischen den Brauen auf die Bühne, ohne etwas zu sehen, und preßte die Hände im Schoß zusammen. Ein Schwarm eifersüchtiger argwöhnischer Gedanken quälte und quälte sie.

Wenn Bosinney ihre Unruhe bemerkte, gab er es nicht zu erkennen. Der Vorhang fiel. Der erste Akt war zu Ende. „Es ist furchtbar heiß hier!" sagte June, „laß uns lieber hinausgehen!" Sie war sehr blaß, und sie wußte – denn mit ihren angespannten Nerven sah sie alles –, daß er unruhig und befangen war.

An der Rückseite des Theaters war ein offener Balkon über der Straße; dorthin begab sie sich und stand ohne ein Wort in der Erwartung da, daß er anfangen werde. Schließlich konnte sie es nicht länger ertragen. „Ich möchte dir etwas sagen, Phil", sagte sie. „Ja?" Der abwehrende Ton in seiner Stimme trieb ihr das Blut in die Wangen und die Worte auf die Lippen: „Du gibst mir gar keine Gelegenheit, lieb zu dir zu sein, schon seit einer Ewigkeit nicht mehr!" Bosinney starrte auf die Straße hinunter. Er gab keine Antwort. Leidenschaftlich rief June: „Du weißt, daß ich alles für dich täte – daß ich dir alles sein möchte –"

Ein Summen von der Straße stieg empor, und mit durchdringend schrillem Ton kündigte die Glocke das Aufgehen des Vorhangs an. June rührte sich nicht. Ein verzweifelter Kampf tobte in ihr. Sollte sie alles auf eine Probe ankommen lassen? Sollte sie offen Rechenschaft über jenen Einfluß, jene Anziehungskraft fordern, die ihn von ihr forttrieben? Es lag in ihrer Natur, zu fordern, und so sagte sie: „Nimm mich am Sonntag mit, Phil, und zeige mir das Haus!" Mit einem bebenden, zuckenden Lächeln und dem – so schweren – Versuch, nicht zu verraten, daß sie ihn beobachtete, blickte sie ihn forschend an. Sie sah ein unschlüssiges Zögern in seinem Gesicht, sah, wie eine verlegene Falte sich zwischen den Brauen bildete und das Blut ihm ins Antlitz schoß. Er erwiderte: „Nicht Sonntag, Liebling, an einem andern Tag!" „Warum nicht Sonntag? Ich wäre doch Sonntag nicht im Wege!" Er nahm sich offenbar zusammen und sagte: „Ich habe eine Verabredung." „Du willst mit –" Seine Augen

wurden zornig; er zuckte die Achseln und erwiderte: „Eine Verabredung, die mich verhindert, dir das Haus zu zeigen!“ June biß sich auf die Lippen, bis sie bluteten, und kehrte ohne ein Wort weiter auf ihren Platz zurück, aber sie konnte den Tränen des Zornes nicht wehren, die ihr über die Wangen rollten. Glücklicherweise war das Haus einer Verwandlung wegen verdunkelt, und niemand konnte ihren Kummer sehen.

Allein in dieser Welt der Forsytes sollte keiner sich vor Beobachtung sicher wähnen. Drei Reihen hinter ihnen saßen Euphemia, Nicholas' zweite Tochter, und ihre verheiratete Schwester Mrs. Tweetyman und paßten auf. Sie erzählten bei Timothy, wie sie June und ihren Bräutigam im Theater gesehen. „Im Parkett?“ „Nein, nicht da —“ „Ach, im ersten Rang natürlich. Das war jetzt wohl Mode bei den jungen Leuten?“ Nicht gerade da. Im — Doch einerlei, diese Verlobung würde jedenfalls nicht lange dauern. Sie hatten nie jemand in einer solchen Donnerwetterlaune gesehen wie diese kleine June! Mit Tränen der Wonne in den Augen erzählten sie, wie sie einem Herrn den Hut heruntergestoßen hatte, als sie mitten im Akt auf ihren Platz zurückkam, und was für ein Gesicht der Mann dabei gemacht. Euphemia war bekannt wegen ihres leisen Lachens, das wider alles Erwarten in hohe Quietschtöne überging; und als Mrs. Small mit emporgehobenen Händen sagte: „Du lieber Himmel, einen H—ut heruntergestoßen?“, stieß sie eine solche Menge dieser Töne aus, daß sie mit Riechsalzen beruhigt werden mußte. Beim Fortgehen sagte sie zu ihrer Schwester: „Einen H—ut heruntergestoßen! Ach! ich lache mich noch tot!“

Für ‚die kleine June‘ war dieser Abend, der ‚ein Fest‘ für sie hatte sein sollen, der elendeste, den sie je erlebt. Sie versuchte, weiß Gott, ihren Stolz, ihren Argwohn und ihre Eifersucht zu verbergen! An der Haustür trennte sie sich von Bosinney, ohne zusammenzubrechen; das Gefühl, ihren Bräutigam wiedererobern zu müssen, war stark genug, sie aufrecht zu halten, bis seine verhallenden Schritte ihr den ganzen Umfang ihres Elends zum Bewußtsein brachten.

Der geräuschlose ‚Scheinheilige‘ ließ sie ein. Sie wäre gern noch oben in ihr eignes Zimmer geschlüpft, aber der alte Jolyon, der sie kommen gehört, stand in der Tür des Eßzimmers. „Komm herein und trinke deine Milch“, sagte er. „Sie ist für dich warm gestellt. Du kommst sehr spät. Wo warst du denn?“ June stand am Kamin, einen Fuß auf dem Gitter und den Arm auf das Sims gestützt, wie ihr Großvater getan, als er neulich aus der Oper nach Haus ge-

kommen war. Sie war zu nahe am Zusammenbrechen, um zu überlegen, was sie ihm sagen sollte. „Wir waren bei Soames zu Tisch." „Aha, bei dem reichen Mann! War seine Frau da – und Bosinney?" „Ja." Der alte Jolyon heftete seine Augen mit dem durchdringenden Blick auf sie, vor dem so schwer etwas zu verbergen war; aber sie sah ihn nicht an, und als sie ihm das Gesicht zukehrte, gab er sogleich sein Forschen auf. Er hatte genug gesehen, nur zu viel. Er bückte sich, um ihr die Tasse Milch vom Kamin zu reichen, und brummte, indem er sich abwandte: „Du solltest nicht so spät nach Haus kommen, es taugt dir nicht." Er war jetzt nicht zu sehen hinter seiner Zeitung, die er mit zornigem Knistern umblätterte; aber als June zu ihm kam und ihn küßte, sagte er: „Gute Nacht, mein Liebling!" in einem so unvermutet zitternden Ton, daß sie nur noch eben das Zimmer verlassen konnte, ehe sie in einen Weinkrampf verfiel, der noch bis tief in die Nacht hinein andauerte.

Als die Tür sich geschlossen hatte, legte der alte Jolyon die Zeitung fort und starrte lange besorgt vor sich hin. ‚Der Lump!' dachte er. ‚Ich habe immer gewußt, daß sie ihre Not mit ihm haben würde!' Es stürmten unruhige Zweifel und argwöhnische Vermutungen auf ihn ein, die um so quälender waren, als er sich machtlos fühlte, den Gang der Ereignisse aufzuhalten oder zu bewachen. Wollte der Bursche sie etwa hintergehen? Er hatte Lust, zu ihm zu gehen und ihn danach zu fragen. Aber wie konnte er? Er wußte wenig oder gar nichts, war aber bei seinem untrüglichen Scharfsinn sicher, daß irgend etwas vorging. Er befürchtete, daß Bosinney zu oft in Soames' Haus am Montpellier Square kam. ‚Dieser Mensch', dachte er, ‚ist vielleicht kein Taugenichts; er sieht nicht schlecht aus, aber er ist ein seltsamer Kauz. Ich werde nicht recht klug aus ihm, werde es sicher nie! Er soll arbeiten wie ein Nigger, aber es kommt nichts Gutes dabei heraus. Er ist unpraktisch und hat keine Methode. Wenn er hier ist, sitzt er stumpfsinnig da und hält Maulaffen feil. Wenn ich ihn frage, was für Wein er will, sagt er: ‚Danke, es ist mir ganz einerlei.' Biete ich ihm eine Zigarre an, so raucht er sie, als wäre sie ein deutsches Zweipfennigkraut. Ich sehe nie, daß er June anschaut, wie er sie anschauen sollte, und doch ist er nicht hinter ihrem Gelde her. Wenn sie ihm nur einen Wink gäbe, machte er die ganze Sache morgen rückgängig. Aber das tut sie nicht – niemals! Sie hält fest an ihm! Sie ist unbeugsam wie das Schicksal – sie gibt ihn niemals auf!' Mit einem tiefen Seufzer nahm

er die Zeitung wieder vor: vielleicht fand er in ihren Spalten Trost.

Und oben in ihrem Zimmer saß June am offenen Fenster, wo der Frühlingswind vom Park herüberwehte, ihr die heißen Wangen zu kühlen, und das Herz verbrannte.

DRITTES KAPITEL

SPAZIERFAHRT MIT SWITHIN

Zwei Zeilen eines gewissen Liedes in einem berühmten alten Schulliederbuch lauten:

„Wie die Knöpfe am blauen Rock blitzten fein, trallala!
Und er jubelt' und sang wie ein Vögelein! ..."

Swithin jubelte und sang zwar nicht gerade wie ein Vögelein, aber er fühlte sich beinahe versucht, eine Melodie zu summen, als er aus dem Hause trat und seine Pferde betrachtete, die angeschirrt davor standen.

Der Nachmittag war so lind wie ein Junitag, und um den Vergleich mit dem alten Liede zu vervollständigen, hatte er einen blauen Schoßrock angezogen und auf seinen Überzieher verzichtet, nachdem er Adolf dreimal hinuntergeschickt hatte, um sich zu versichern, daß auch nicht der geringste Hauch eines Ostwindes zu spüren war. Seine ansehnliche Gestalt war so fest in den Rock eingeknöpft, daß die Knöpfe, wenn sie auch nicht blitzten, es doch füglich hätten tun können. Majestätisch stand er auf dem Pflaster und zog sich ein paar hundslederne Handschuhe an; mit seinem breiten, glockenförmigen steifen Hut, seinem Umfang und seiner behäbigen Gestalt sah er für einen Forsyte fast zu vorweltlich aus. Sein dichtes weißes Haar, das Adolf mit einer Spur von Pomade bedacht hatte, strömte einen leisen Wohlgeruch von Oppoponax und Zigarren aus – Zigarren der berühmten Marke Swithins, für die er hundertvierzig Schilling das Hundert zahlte und von denen der alte Jolyon unfreundlich gesagt hatte, er würde sie nicht geschenkt nehmen, dazu gehöre ein Pferdemagen! ...

„Adolf! Das neue Plaid!" Der Bursche würde nie lernen, schneidig auszusehen; und Mrs. Soames hatte sicher einen Blick dafür! „Das Verdeck herunter! Ich mache – eine – Spazierfahrt – mit

– einer Dame!“ Eine hübsche Frau läßt gern ihre Kleider sehen; und – er wollte eben mit einer Dame spazierenfahren! Es war, als käme die gute alte Zeit wieder. Welche Ewigkeit, seitdem er mit einer Frau gefahren war! Das letzte Mal war es Juley gewesen, wenn er sich recht erinnerte; die arme alte Seele war die ganze Zeit so furchtsam gewesen wie ein Hase und hatte seine Geduld so auf die Probe gestellt, daß er gesagt hatte, als er sie in der Bayswater Road absetzte: „Na, der T–eufel soll mich holen, wenn ich noch einmal mit dir fahre!“ Und er hatte es auch nie wieder getan, niemals!

Er trat zu den Pferden und prüfte ihr Gebiß; nicht daß er irgend etwas von Gebissen verstand – er zahlte seinem Kutscher nicht sechzig Pfund das Jahr, um ihm die Arbeit abzunehmen, das war nie sein Grundsatz gewesen. Sein Ruf als Pferdekenner beruhte hauptsächlich auf der Tatsache, daß er einst bei einem Derby einigen Betrügern in die Hände gefallen war. Aber jemand, der ihn im Klub mit seinen Grauschimmeln vorfahren gesehen hatte – er fuhr immer mit Grauschimmeln, das war stilvoller fürs Geld, dachten manche –, hatte ihn ‚Vierspänner-Forsyte‘ genannt. Nachdem ihm dieser Name durch den verstorbenen Teilhaber des alten Jolyon, Nicholas Treffry, diesen großen Fahrer, zu Ohren gekommen war, der notorisch mehr Wagenunfälle gehabt hatte als irgendein anderer im ganzen Lande, hielt Swithin es für richtig, sich danach zu benehmen. Der Name gefiel ihm, nicht etwa, weil er je vierspännig gefahren war oder die Absicht hatte, es je zu tun, sondern weil es so vornehm klang. ‚Vierspänner-Forsyte!‘ Nicht übel! Zu früh geboren, hatte Swithin seinen Beruf verfehlt. Wäre er zwanzig Jahre später nach London gekommen, so hätte ihn natürlich nichts davon abgehalten, Börsenmakler zu werden, aber zu der Zeit, wo er sich hatte entscheiden müssen, bildete dieser Beruf noch nicht den Glanzpunkt des besseren Mittelstandes. Er war buchstäblich in den Beruf eines Auktionators hineingezwungen worden.

Als er endlich auf dem Bock saß und die Zügel ihm übergeben waren, warf er, über die blassen alten Wangen hinweg in die helle Sonne blinzelnd, langsam einen Blick um sich. Adolf war schon hinten aufgestiegen; der Groom mit der Kokarde am Hut stand bei den Pferden, bereit, sie loszulassen; alles wartete auf das Zeichen, und Swithin gab es nun. Die Equipage jagte davon, und ehe man bis drei zählen konnte, fuhr sie mit Gerassel schwungvoll an Soames' Tür vor.

Irene kam sofort heraus und stieg ein – er beschrieb es später bei

Timothy – „so leicht wie – hm – wie die Taglioni, ohne Umstände, ohne lange zu überlegen"; und vor allem, darauf legte Swithin besonderen Nachdruck und starrte Mrs. Septimus Small auf eine Weise an, die sie ganz aus der Fassung brachte, „keine alberne Ängstlichkeit!" Tante Hester schilderte er Irenens Hut. „Nicht einen eurer großen, schlappen Dinger, die hin und her fliegen und den Staub auffangen, wie unsere Damen sie heutzutage so lieben, sondern einen netten kleinen –", er bezeichnete einen Kreis mit der Hand, „mit weißem Schleier – erlesener Geschmack!" „Woraus war er gemacht?" fragte Tante Hester, die bei jeder Toilettenfrage in eine gelinde, aber andauernde Aufregung geriet. „Woraus gemacht?" wiederholte Swithin, „ja, wie soll ich das wissen?" Er versank in ein so tiefes Schweigen, daß Tante Hester zu fürchten begann, er habe das Bewußtsein verloren. Aber sie versuchte nicht, ihn selbst daraus zu erwecken, denn das war nicht ihre Art. ‚Wenn doch jemand käme', dachte sie. ‚Sein Aussehen gefällt mir nicht!' Doch plötzlich erwachte Swithin wieder zum Leben. „Woraus gemacht?" schnaufte er langsam hervor, „woraus sollte er gemacht sein?"

Sie waren noch nicht vier Meilen weit gekommen, als Swithin den Eindruck gewann, daß Irene gern mit ihm fuhr. Ihr Gesicht sah so sanft aus hinter dem weißen Schleier, die dunklen Augen leuchteten im Frühlingslicht, und sobald er zu ihr sprach, blickte sie zu ihm auf und lächelte.

Am Sonnabendmorgen hatte Soames sie an ihrem Schreibtisch gefunden, wo sie eben ein Billett mit einer Absage an Swithin schrieb. Er fragte, warum sie ihn abweisen wolle. Ihre Verwandten könne sie abweisen, sooft sie wolle, aber er wünsche nicht, daß sie seine Verwandten abweise! Sie hatte ihn starr angesehen, das Billett zerrissen und gesagt: „Gut!" Dann hatte sie begonnen, ein anderes zu schreiben. Er warf wie zufällig einen Blick darauf und sah, daß es an Bosinney gerichtet war. „Was hast du denn an den zu schreiben?" fragte er. Irene sah ihn wieder mit dem starren Blick an und erwiderte ruhig: „Etwas, worum er mich gebeten hat!" „Hm! Besorgungen!" sagte Soames. „Du wirst deine Last haben, wenn du damit erst anfängst!" Weiter sagte er nichts.

Swithin machte große Augen bei der Erwähnung von Robin Hill. Es war ein weiter Weg für seine Pferde, und er speiste stets um halb acht, bevor der große Andrang im Klub begann; der neue Chef gab sich mehr Mühe mit einem frühen Dinner – der faule Halunke! Allein er hätte gern einen Blick auf das Haus geworfen.

Ein Haus war für jeden Forsyte von Bedeutung, und besonders für einen, der Auktionator gewesen war. Schließlich meinte er, die Entfernung habe nichts zu sagen. Als jüngerer Mann habe er jahrelang in Richmond gewohnt, dort Wagen und Pferde gehalten und sei jeden Tag hin und zurück ins Geschäft gefahren. ‚Vierspänner-Forsyte' hatten sie ihn genannt! Sein Wagen und seine Pferde wären von einem Ende Londons bis zum andern bekannt gewesen. Der Herzog von Z. wollte sie haben, er hätte ihm den doppelten Preis dafür gegeben, aber er hatte sie behalten. Hat man etwas Gutes, so soll man es schätzen, nicht wahr? Ein Ausdruck ungeheuer feierlichen Stolzes kam in sein breites, glattrasiertes, altes Gesicht, er wandte den Kopf in seinem Stehkragen hin und her wie ein aufgeblasener Truthahn.

Sie war wirklich eine reizende Frau! Er gab Tante Juley, die über seine Ausdrucksweise die Hände überm Kopf zusammenschlug, später eine eingehende Beschreibung ihres Kleides. Saß ihr wie eine Haut – stramm wie auf einer Trommel. So ließe er sich's gefallen, alles wie aus einem Guß, nicht wie eure stöckrigen Vogelscheuchen! Er starrte Mrs. Septimus Small an, die wie James lang und dünn geraten war. „Sie hat Stil", fuhr er fort, „eines Königs würdig! Und dabei macht sie nicht erst viel Wesens davon!" „Sie scheint an dir jedenfalls eine Eroberung gemacht zu haben", kam es gedehnt aus Tante Hesters Ecke. Swithin hatte ein außerordentlich gutes Gehör, wenn jemand ihn angriff. „Was soll das heißen?" sagte er. „Ich weiß sehr wohl, ob eine Frau schön ist, wenn ich sie sehe, und ich kann nur sagen, daß ich keinen jungen Mann kenne, der für sie paßt; aber du vielleicht – du – kennst vielleicht einen!" „Oh!" murmelte Tante Hester, „frage Juley!"

Lange jedoch, bevor sie Robin Hill erreichten, hatte der ungewohnte Aufenthalt in der frischen Luft ihn furchtbar schläfrig gemacht; er fuhr mit geschlossenen Augen, und nur die zeitlebens streng beobachtete Haltung bewahrte seine große, schwere Gestalt davor, seitwärts zu fallen.

Bosinney, der sie erwartete, kam ihnen entgegen, und alle drei betraten zusammen das Haus. Swithin ging voran, auf einen dicken goldbeschlagenen Rohrstock gestützt, den Adolf ihm in die Hand gegeben hatte, denn seine Knie spürten die Wirkung des langen Verharrens in derselben Lage. Er hatte seinen Pelzmantel übergeworfen, um sich in dem unfertigen Hause gegen die Zugluft zu schützen.

Die Treppe – sagte er – wäre schön! ein fürstlicher Stil! Da gehörten auch Bildwerke hin! Zwischen den Säulen des Torwegs zum inneren Hof blieb er stehen und streckte fragend seinen Stock aus. Was bedeutet denn dies – dies Vestibül oder wie man es sonst nannte? Aber als er das Oberlicht sah, kam ihm eine Erleuchtung. „Aha, das Billardzimmer!" Als ihm gesagt wurde, daß es ein mit Fliesen belegter, in der Mitte mit Pflanzen geschmückter Hof werden sollte, wandte er sich zu Irene: „Dies für Pflanzen verschwenden? Folge meinem Rat und stelle hier ein Billard auf!" Irene lächelte. Sie hatte ihren Schleier in die Höhe geschlagen und ihn wie eine Nonnenhaube quer über die Stirn gebunden; das Lächeln ihrer dunklen Augen dünkte Swithin reizender denn je. Er nickte. Sie würde seinem Rat schon folgen, das sah er wohl.

Er hatte wenig über Wohn- und Speisezimmer zu sagen, die er als ‚geräumig' beschrieb, geriet aber, soweit seine Würde es ihm gestattete, in Entzücken über den Weinkeller, zu dem er die Steinstufen hinunterstieg, während Bosinney mit einer Laterne voranging. „Hier werdet ihr für sechs-, siebenhundert Dutzend Platz haben", sagte er, „ein sehr netter kleiner Keller!"

Als Bosinney aber den Wunsch äußerte, ihnen das Haus unten vom Wäldchen aus zu zeigen, machte Swithin halt. „Von hier ist der Blick sehr schön", bemerkte er, „haben Sie nicht etwas wie einen Stuhl?" Es wurde ein Stuhl aus Bosinneys Zelt geholt. „Ihr geht hinunter", sagte er freundlich, „ihr beide! Ich bleibe hier und sehe mir die Aussicht an." Er setzte sich neben die Eiche in die Sonne, breit und aufrecht; eine Hand ruhte ausgestreckt auf dem Knopf des Stockes, die andere fest aufs Knie gestützt. Seinen Pelzmantel hatte er geöffnet, der niedrige Hut beschattete das blasse Viereck seines Gesichts wie ein Dach, und sein Blick starrte leer in die Landschaft.

Er nickte ihnen zu, als sie durch die Felder hinuntergingen. Es tat ihm wirklich wohl, für einen Augenblick ruhigen Nachdenkens allein gelassen zu werden. Die Luft war mild, die Hitze in der Sonne nicht zu groß und der Ausblick schön, merkwürd–. Sein Kopf sank ein wenig auf die Seite, er riß ihn wieder in die Höhe und dachte: Sonderbar! Er – ah! da winkten sie von unten herauf! Er hob die Hand und bewegte sie ein paarmal. Die waren unternehmend – der Blick war merkwürd–. Sein Kopf sank nach links, sofort riß er ihn wieder in die Höhe; er sank nach rechts, und so blieb er. Er war eingeschlafen.

Und im Schlafe, eine Schildwache auf dem Gipfel der Anhöhe, schien er diese – merkwürdige – Gegend zu beherrschen wie ein Götzenbild, das ein Künstler der Ur-Forsytes in heidnischer Zeit eigens dafür errichtet hatte, um an die Herrschaft des Geistes über den Stoff zu mahnen! Und all die unzähligen Generationen seiner ländlichen Vorfahren, die gewohnt waren, am Sonntag gemächlich ihr kleines Anwesen zu überschauen, deren starre graue Augen den heimlich in ihnen wurzelnden Trieb der Gewalttätigkeit, den Trieb nach Besitz vor der Welt verbargen – all diese unzähligen Generationen schienen mit ihm auf dem Gipfel der Anhöhe zu sitzen.

Aber der eifrige Forsytesche Geist des Schlummernden wanderte weit in Gott weiß welche Wildnisse der Phantasie. Er folgte den beiden jungen Leuten, um zu sehen, was sie dort in dem Wäldchen unten trieben – in diesem Wäldchen, wo der Frühling im Duft der Säfte und der aufbrechenden Knospen, im Sang der zahllosen Vögel und einem Teppich von Glockenblumen und lieblichen Kräutern schwelgte und die Sonne sich wie Gold in den Wipfeln der Bäume fing; zu sehen, was sie taten, als sie dicht nebeneinander auf dem viel zu schmalen Pfad dahinschritten, so dicht nebeneinander, daß sie sich fortwährend berührten; Irenens dunkle Augen zu sehen, die wie Diebe das Herz des Frühlings stahlen. Und ungesehen, ein wahrer Ehrenwächter, war sein Geist bei ihnen, den kleinen pelzigen Leichnam eines Maulwurfs mit zu betrachten, der noch keine Stunde tot war, das bräunlichsilberne Fell noch unberührt von Regen oder Tau. Er sah Irenens gesenkten Kopf und den sanften Blick ihrer mitleidigen Augen, sah den Kopf des jungen Mannes, der sie so fest und seltsam starr anblickte. Dann folgte er ihnen weiter über die Lichtung, wo ein Holzfäller an der Arbeit gewesen, wo die blauen Glockenblumen niedergetreten und ein Baumstamm schwankend von seinem morschen Stumpf herabgestürzt war. Er kletterte mit ihnen darüber hinweg und ging weiter mit bis zum Saum des Wäldchens, wo sich ein unentdecktes Land erstreckte und von fern der Ruf: Kuckuck – Kuckuck! erklang. Schweigend stand er dort mit ihnen, und ihr Schweigen bedrückte ihn! Sonderbar, sehr sonderbar!

Dann wie schuldbewußt zurück durch den Wald – zurück zu dem Holzschlag, immer noch schweigend inmitten des Vogelsangs, der nimmer verstummte, und des frischen Duftes des – was war es doch für ein Kraut – zurück bis zu dem Baumstamm, der quer über dem Weg lag. Und ungesehen, unruhig flatterte sein Forsytescher Geist

über ihnen und suchte sich durch Geräusche bemerkbar zu machen, denn er sah die hübsche Gestalt schwankend auf dem Baumstamm balancieren und zu dem jungen Mann hinablächeln, der mit so seltsam leuchtenden Augen zu ihr aufblickte. Er sah sie ausgleiten, a–ah! fallen, o–oh! und an seine Brust sinken, sah den weichen warmen Körper umfaßt, den Kopf vor seinen Lippen zurückgebogen, seinen Kuß, ihr Zurückweichen, vernahm seinen Ruf: „Du mußt es wissen – ich liebe dich!" Mußt es wissen – in der Tat – eine schöne – Liebe! Ha!

Swithin erwachte. Die Freude an der schönen Natur war vorbei. Er hatte einen Geschmack im Munde. Wo war er? Verdammt! Er hatte geschlafen. Er hatte etwas von einer neuen Suppe geträumt, mit einem Geschmack von Minze darin. Die jungen Leute – wo waren sie denn? In seinem linken Bein kribbelte es wie von lauter Nadeln. „Adolf!" Der Halunke war nicht da, er schlief wahrscheinlich irgendwo.

Groß, breit und schwer stand er da in seinem Pelz, spähte eifrig über die Felder und sah sie eben kommen. Irene ging voran; der junge Mann – was für einen Spitznamen hatte er doch – ‚Der Bukanier' – ging ja ganz niedergeschmettert hinter ihr her; der hat gewiß etwas zu hören bekommen. Geschah ihm recht, warum nahm er sie so weit mit, um das Haus anzusehen! Der richtige Platz, ein Haus zu betrachten, ist der Rasenplatz davor.

Sie sahen ihn. Er streckte den Arm aus und winkte krampfhaft, um sie zu ermuntern. Aber sie waren stehengeblieben. Wozu standen sie dort denn still; schwätzten und schwätzten? Nun gingen sie wieder weiter. Sie hatte ihm einen Rüffel gegeben, daran zweifelte er nicht im geringsten, und es war auch kein Wunder, denn ein solches Haus – ein großes garstiges Ding, keines der Art, an die er gewöhnt war.

Er blickte aufmerksam auf ihre Gesichter mit den blassen, unbeweglich starren Zügen. Dieser junge Mann sah sehr sonderbar aus! „Daraus werden Sie nie was machen!" sagte er scharf und wies auf das Gebäude; „zu neumodisch!" Bosinney starrte ihn an, als habe er ihn nicht gehört; und Swithin schilderte ihn später Tante Hester als ‚einen ganz extravaganten Burschen – hat eine sonderbare Art, einen anzusehen – der ungeschliffene Tölpel!' Was die Veranlassung zu dieser plötzlichen Probe von Psychologie war, gab er nicht an. Wahrscheinlich Bosinneys vorstehende Stirn, Backenknochen und Kinn oder etwas Hungriges in seinem Gesicht, das mit Swithins

Begriff einer stillen Sattheit, die den vollendeten Gentleman charakterisieren soll, nicht übereinstimmte.

Die Erwähnung einer Tasse Tee heiterte ihn auf. Er verachtete Tee – denn sein Bruder Jolyon hatte seine Geschäfte in Tee gemacht und eine Menge Geld dabei verdient –, aber er war so durstig und hatte einen solchen Geschmack im Munde, daß er bereit war, zu trinken, was es auch sein mochte. Er wollte Irene gern von diesem Geschmack im Munde berichten – sie war so teilnehmend –, aber das wäre nicht vornehm; er rollte die Zunge zusammen und schnalzte damit leise an seinen Gaumen.

In einer entfernten Ecke des Zeltes neigte Adolf seinen katzenartigen Schnauzbart über einen Kessel. Dann ließ er ihn stehen, um eine halbe Flasche Champagner aufzuziehen. Swithin lächelte, und Bosinney zunickend, sagte er: „Na, Sie sind ja der reine Monte Christo!" Dieser berühmte Roman – einer von dem halben Dutzend, die er gelesen – hatte einst einen außerordentlichen Eindruck auf ihn gemacht. Er nahm das Glas vom Tisch und hielt es von sich ab, um die Farbe zu prüfen. So durstig er war, wollte er doch nicht irgendein schlechtes Gebräu trinken! Dann setzte er es an die Lippen und nippte daran. „Ein ganz guter Wein", sagte er schließlich und hielt ihn sich vor die Nase, „mit meinem Heidsieck aber nicht zu vergleichen!"

In diesem Augenblick war ihm der Gedanke gekommen, daß der junge Architekt sich in Mrs. Soames verliebt haben könnte, wie er sich später bei Timothy äußerte. Und von diesem Moment an quollen seine hellen runden Augen im Eifer über diese Entdeckung noch mehr hervor als sonst.

„Der Mensch", sagte er zu Mrs. Septimus, „folgt ihr mit den Augen wie ein Hund – der ungeschliffene Tölpel! Mich wundert das nicht – sie ist eine ganz entzückende Frau, die Diskretion selbst, möchte ich sagen!" Eine vage Erinnerung an den Duft, der Irene umwehte, den Duft einer halberschlossenen Blume mit glühendem Kelch, hatte ihn zu diesem Bilde angeregt. „Aber ich war meiner Sache erst sicher", sagte er, „als ich ihn ihr Taschentuch aufheben sah." Mrs. Smalls Augen brannten vor Erregung. „Und gab er es ihr zurück?" fragte sie. „Ob er es zurückgab?" erwiderte Swithin. „Ich sah ihn sich den Mund damit wischen, als er glaubte, ich schaute nicht hin!" Mrs. Small rang nach Atem – sie war zu erregt, um zu sprechen. „Aber Irene ermutigte ihn nicht", fuhr Swithin fort. Er stockte und starrte ein oder zwei Minuten in der Weise vor sich

hin, die Tante Hester so erschreckte – denn er erinnerte sich plötzlich, daß sie Bosinney vor der Rückfahrt im Wagen zum zweitenmal die Hand gereicht und sie ihm sogar überlassen hatte ... Um sie ganz für sich zu haben, hatte er seine Pferde lebhaft mit der Peitsche angetrieben. Aber sie hatte zurückgeschaut und auf seine erste Frage gar nicht geantwortet. Auch ihr Gesicht hatte er nicht sehen können – sie hielt es beständig tief gesenkt.

Es gibt irgendwo ein Bild von einem Manne – Swithin hatte es nie gesehen –, der auf einem Felsen sitzt, und neben ihm, in das stille grüne Wasser tauchend, eine Seenymphe auf dem Rücken, mit der Hand auf der nackten Brust. Ein verhaltenes Lächeln liegt auf ihrem Gesicht – ein Lächeln hoffnungsloser Erregung und geheimer Lust. So mochte Irene wohl gelächelt haben, als sie dort neben Swithin saß. Nun er, vom Champagner angeregt, sie ganz für sich hatte, schüttete er ihr sein Herz mit allem Ungemach aus. Er sprach von seinem geheimen Groll gegen den neuen Küchenchef im Klub; seinem Ärger über das Haus in Wigmore Street, wo der Halunke von Mieter Bankrott gemacht hatte, weil er für einen Schwager eingesprungen war – als ob man sich nicht selbst der Nächste sei; von seiner Schwerhörigkeit und dem Schmerz, den er zuweilen in der rechten Seite hatte. Sie hörte ihm zu, ihre Augen schwammen in Tränen. Er dachte, sie nähme tiefen Anteil an seinem Leiden, und hatte großes Mitleid mit sich selbst. Und doch fühlte er sich in seinem Pelz mit den Knopflochriegeln über der Brust, den Hut schief auf der Seite und mit der schönen Frau im Wagen vornehmer als je.

Jedoch ein Krämer, der mit seinem Mädel eine Sonntagsfahrt machte, schien von dem gleichen Gefühl beseelt zu sein. Der Kerl ließ seinen Esel neben dem Wagen dahergaloppieren und saß aufrecht wie eine Wachsfigur in seinem offenen Gefährt. Sein Kinn lag ebenso würdevoll auf dem roten Halstuch wie Swithins auf seiner bauschigen Krawatte; und das Mädchen äffte mit einer schmierigen Boa, deren Enden sie nach hinten flattern ließ, die Modedame nach. Ihr Schatz fuchtelte mit einem Stock herum, an dessen Ende ein Stück zerfaserte Schnur herabhing; ahmte mit seltener Treue jede schwungvolle Bewegung von Swithins Peitsche nach und drehte den Kopf mit einem Blick zu seiner Dame hin, der eine unheimliche Ähnlichkeit mit Swithins ureigenem Starren hatte.

Wenn Swithin auch von der Gegenwart dieses rohen Patrons eine Weile nichts merkte, hatte er doch plötzlich das Gefühl, als würde

er zum besten gehalten. Er streifte mit seiner Peitsche die Flanke der Stute, die beiden Wagen blieben jedoch durch einen fatalen Zufall weiter nebeneinander. Swithins gelbes gedunsenes Gesicht ward rot; er hob die Peitsche zu einem Hieb auf den Krämer, blieb aber durch ein besonderes Eingreifen der Vorsehung davor bewahrt, seine Würde so weit zu vergessen. Durch einen Torweg kam eine Equipage angefahren und zwang Wagen und Eselskarren dicht aneinander; die Räder knirschten, das leichtere Gefährt hakte sich fest und wurde umgerissen. Swithin sah nicht danach hin. Um keinen Preis hätte er angehalten, um dem Flegel zu helfen. Geschah ihm recht, wenn er den Hals brach!

Aber er hätte es auch nicht gekonnt, wenn er gewollt hätte. Die Grauen waren scheu geworden. Der Wagen wurde von einer Seite auf die andere geschleudert, und die Leute blickten erschrocken auf, als sie vorübersausten. Swithins kräftige Arme waren lang ausgestreckt und zerrten an den Zügeln. Seine Backen blähten sich auf, die Lippen waren zusammengepreßt, sein gedunsenes Gesicht vor Zorn dunkelrot.

Irenens Hand lag auf dem Wagenrand, und bei jedem Schleudern umfaßte sie ihn fest. Swithin hörte sie fragen: „Wird's ein Unglück geben, Onkel Swithin?" Er stieß keuchend hervor: „Es ist gar nichts; 's geht nur ein bißchen forsch!" „Ich habe noch nie einen Unglücksfall erlebt!" „Nur still sitzen!" Er warf einen Blick auf sie. Sie lächelte, war vollkommen ruhig. „Sitze ganz still", wiederholte er. „Keine Furcht, ich bringe dich sicher nach Haus!" Und mitten in aller furchtbaren Anstrengung war er überrascht, sie mit einer Stimme, die nicht ihrer eigenen glich, antworten zu hören: „Mir wär's einerlei, wenn ich nie nach Hause käme!" Da der Wagen gerade einen furchtbaren Stoß bekam, blieb Swithins Ausruf ihm im Halse stecken. Gezwungen, jetzt bergauf zu gehen, mäßigten die Pferde ihren Lauf, kamen in Trab und blieben schließlich von selber stehen.

„Als ich" – beschrieb Swithin es bei Timothy – „als ich die Pferde anhielt, war sie so ruhig wie ich selbst. Du lieber Himmel! sie tat wahrhaftig, als wär's ihr einerlei, ob sie den Hals bräche oder nicht! Wie sagte sie doch: ‚Es wär mir einerlei, wenn ich nie nach Hause käme!' " Und auf die Krücke seines Rohrstocks gestützt, keuchte er zu Mrs. Smalls Entsetzen hervor: „Und ich wundere mich gar nicht darüber, wo sie einen solchen Zierbengel zum Manne hat wie diesen Soames!"

Es kam ihm nicht in den Sinn, darüber nachzudenken, was Bosinney angefangen hatte, nachdem sie ihn verlassen; ob er herumgelaufen war wie ein Hund, mit dem Swithin ihn verglichen hatte; ob er in das Wäldchen hinuntergewandert war, wo noch der Frühling schwelgte und von fern der Kuckuck rief; dort unten ging und ihr Taschentuch an die Lippen preßte, dessen leiser Duft sich mit dem Geruch von Thymian und Minze mischte. Ob er mit einem Weh im Herzen dort unten ging, so wild und heiß, daß er unter den Bäumen hätte aufschreien mögen. Oder was der junge Mann wohl sonst getan haben mochte. Bis er bei Timothy anlangte, hatte Swithin ihn wirklich ganz und gar vergessen.

VIERTES KAPITEL

JAMES SIEHT SELBER NACH

Wer die Forsytebörse nicht kennt, würde vielleicht all den Aufruhr nicht voraussehen, den Irenens Besuch des Hauses erregte. Nachdem Swithin bei Timothy die ganze Geschichte der denkwürdigen Fahrt erzählt hatte, wurde sie mit einem winzigen Anflug von Neugierde, einer ganz kleinen Spur von Bosheit und in dem wirklichen Wunsch, Gutes zu tun, June hinterbracht. „Und wie abscheulich, so etwas zu sagen, mein Kind!“ schloß Tante Juley, „das über ihr Nachhausekommen. Was meinte sie nur damit?“

Es war eine merkwürdige Erzählung für das Mädchen. Sie hörte sie mit peinlichem Erröten an, und plötzlich ging sie mit kurzem Händedruck davon. „Beinahe ungezogen!“ sagte Mrs. Small zu Hester, als June fortgegangen war.

Aus der Art, wie sie diese Nachrichten empfing, ließ sie ihre Schlüsse erkennen. Es hatte sie sehr erregt. Darum war etwas nicht in Ordnung. Sonderbar! Sie und Irene waren so gute Freunde gewesen! Es stimmte nur zu gut mit allem Flüstern und den Andeutungen überein, die seit einiger Zeit in Umlauf waren. Die Erinnerung an Euphemias Erzählung über den Besuch des Theaters — Mr. Bosinney, der immer bei Soames war! Oh, allerdings! Ja, freilich war er viel dort — wegen des Hauses! Nichts wurde offen herausgesagt! Es war nur auf die lebhafteste, die dringendste Aufforderung hin notwendig, auf der Forsytebörse etwas offen herauszusagen. Diese Maschine war zu gut geölt, ein Wink, der un-

bedeutendste Ausdruck von Bedauern oder Zweifel genügte, die – so teilnehmende – Familienseele in Aufruhr zu bringen. Keiner wünschte jemand dadurch ein Leid zuzufügen – durchaus nicht. Es geschah in bester Absicht, mit dem Gefühl, daß jedes Glied der Familie einen Anteil an der Familienseele hatte.

Und eigentlich liegt solcher Klatscherei große Güte zugrunde. Sie äußert sich häufig in Beileidsbesuchen, wie ein gesellschaftlicher Brauch sie vorschreibt, eine wahre Wohltat für den Leidenden und ein Trost für den Gesunden, den es immer angenehm berührt, wenn jemand unter etwas leidet, unter dem er selbst nicht zu leiden hat. Wirklich nur der Wunsch, die Dinge eifrig zu erörtern, ein Wunsch, der zum Beispiel die öffentliche Presse beseelt, führte James jetzt mit Mrs. Septimus Small zusammen, Mrs. Septimus mit dem jungen Nicholas, den jungen Nicholas mit wer weiß wem und so weiter. Die große Klasse, zu der sie aufgestiegen waren und der sie jetzt angehörten, forderte eine gewisse Offenheit und noch mehr eine gewisse Verschwiegenheit von ihnen. Beides war eine Gewähr für ihre Dazugehörigkeit.

Manche von den jüngeren Forsytes fühlten natürlich und erklärten offen, daß sie eine Einmischung in ihre Angelegenheiten nicht wünschten. Aber so mächtig war der unsichtbare magnetische Strom der Familienklatscherei, daß sie sich um keinen Preis dagegen wehren konnten, alles über jeden zu erfahren. Sie betrachteten es also als hoffnungslos.

Einer von ihnen (der junge Roger) hatte einen heroischen Versuch gemacht, die heranwachsende Generation dadurch zu befreien, daß er Timothy einen ‚alten Kater' nannte. Es war aber auf ihn selbst zurückgeprallt; denn als die Worte in der zartesten Weise Tante Juley zu Ohren kamen, hatte sie diese entrüstet Mrs. Roger wiederholt, von wo sie wieder zu dem jungen Roger zurückkehrten.

Und schließlich litten nur die Übeltäter darunter, wie zum Beispiel George, als er sein ganzes Geld beim Billardspiel verlor; oder der junge Roger selbst, als er so furchtbar nahe daran war, das Mädchen zu heiraten, mit dem er, so flüsterte man, schon durch die Gesetze der Natur verbunden war; und auch Irene, von der man eher dachte als sagte, daß sie in Gefahr sei.

Alles dies war nicht nur angenehm, sondern heilsam. Und es vertrieb so manche Stunde bei Timothy in der Bayswater Road, viele Stunden, die sonst öde und trübselig für die drei gewesen wären, die dort lebten. Und Timothys Heim war nur eines der Hunderte

solcher Häuser in dem großen London – der Häuser neutraler Personen der gesicherten Klassen, die selbst keine Kämpfe zu bestehen haben und darum in den Kämpfen anderer ihre Daseinsberechtigung finden müssen. Ohne die Süßigkeit des Familienklatsches wäre es dort wirklich einsam gewesen. Gerüchte und Erzählungen, Berichte und Vermutungen – waren sie nicht Kinder des Hauses, ihnen ebenso lieb und teuer wie plappernde Mäulchen, die Bruder und Schwestern auf ihrem Lebenswege hatten entbehren müssen? Darüber zu reden gab ihnen fast ebensoviel wie der Besitz all der Kinder und Enkel, nach denen ihre weichen Herzen sich gesehnt. Denn wenn es auch zweifelhaft ist, ob Timothys Herz sich sehnte, kann nicht bestritten werden, daß die Ankunft jedes neuen Forsyte-Kindes ihn völlig überwältigte. Es war nutzlos für den jungen Roger, ‚alter Kater' zu sagen, nutzlos für Euphemia, die Hände emporzuheben, zu rufen: ‚Oh! diese drei!' und dann in ihr leises Lachen auszubrechen, das mit einem Quietschen endete. Nutzlos und nicht allzu freundlich.

Die Situation, die in diesem Stadium besonders Forsyteschen Augen seltsam, um nicht zu sagen ‚unmöglich' erschien, war angesichts gewisser Tatsachen eigentlich gar nicht so seltsam. Einige Dinge hatte man ganz außer acht gelassen. Vor allem hatte man in dem Sicherheitsgefühl, das manche harmlose Ehen geben, völlig vergessen, daß Liebe keine Treibhausblume ist, sondern eine wilde Pflanze, die einer feuchten Nacht, einer Stunde Sonnenschein entstammt; einem wilden Samen entsprossen, den ein wilder Sturm über den Weg geweht. Eine wilde Pflanze, die wir, sobald sie zufällig innerhalb der Hecke unseres Gartens blüht, Blume nennen, und die, blüht sie draußen, Unkraut für uns ist; aber Blume oder Unkraut, Duft und Farbe bleiben immer wild! Und ferner – denn Tatsachen und Gestalten ihres eigenen Lebens widersprachen dieser Vorstellung – merkten die Forsytes im allgemeinen nicht, daß, wo diese wilde Pflanze wächst, Männer und Frauen nur wie Motten sind, die um die bleiche, flammengleiche Blüte flattern.

Es war lange her seit des jungen Jolyon Eskapade – man befürchtete, es könnte die alte Ansicht wiedererstehen, daß Leute ihrer Stellung nicht die Hecke übersteigen, um eine solche Blume zu pflücken; daß man zu einer bestimmten Zeit auf Liebe wie auf Masern rechnen könne und – im Hafen der Ehe – bequem für immer darüber hinwegkomme, wie bei den Masern durch eine lindernde Mixtur von Butter und Honig.

Von allen, denen die sonderbaren Gerüchte über Irene und Bosinney zu Ohren gekommen, war James am meisten betroffen. Er hatte längst vergessen, wie er, hager und blaß, mit kastanienfarbenem Backenbart, in seinen Freiertagen Emily umschwärmt hatte. Hatte längst das kleine Haus in der Nähe von Mayfair vergessen, wo er die erste Zeit seiner Ehe verlebt, oder hatte vielmehr längst diese erste Zeit vergessen, nicht das kleine Haus, ein Forsyte vergißt niemals ein Haus – das er später mit einem klaren Profit von vierhundert Pfund verkauft hatte.

Längst hatte er jene Tage mit ihren Hoffnungen, Ängsten und Zweifeln über die Klugheit der Verbindung vergessen (denn Emily war zwar hübsch, besaß jedoch nichts, und er selbst verdiente damals knapp tausend Pfund im Jahr), jene seltsame unwiderstehliche Anziehungskraft, die ihn vorwärtsgetrieben, bis er glaubte sterben zu müssen, wenn er das Mädchen mit dem blonden, so sauber zurückgestrichenen Haar, mit den schönen Armen, die das enganliegende Leibchen freiließ, und der schönen Gestalt nicht heiraten konnte, die ein Käfig von wahrhaft verblüffendem Umfang züchtig schützte. James war durchs Feuer gegangen, aber er war auch durch den Strom der Jahre gekommen, der das Feuer löscht. Er hatte die traurigste aller Erfahrungen gemacht – hatte vergessen, was es heißt zu lieben. Vergessen! So lange schon vergessen, daß er vergessen, daß er vergessen hatte.

Und nun war dies Gerücht zu ihm gelangt, das Gerücht über die Frau seines Sohnes; sehr unbestimmt, ein Schatten unter den handgreiflich sichtbaren, äußeren Dingen, unwirklich, unfaßbar wie ein Geist, aber wie ein Geist mit unsagbarem Schrecken im Gefolge. Er versuchte klar darüber zu werden, aber es nützte nicht mehr als der Versuch, sich mit einer jener Tragödien vertraut zu machen, von denen er täglich in seiner Abendzeitung las. Er konnte es einfach nicht. Es konnte nichts daran sein. Es war alles Unsinn. Sie stand mit Soames nicht, wie sie sollte, aber sie war ein liebes kleines Ding – ein liebes kleines Ding!

Wie die nicht unbeträchtliche Mehrzahl der Menschen genoß James einen netten kleinen Skandal und sagte wohl in selbstverständlichem Tone, indem er sich die Lippen leckte: „Ja, ja – sie und der junge Dyson; sie sollen in Monte Carlo leben!“ Aber die Bedeutung einer Sache dieser Art – ihr Entstehen, Sein und Werden – war ihm nie zum Bewußtsein gekommen. Auch nicht, was ihr zugrunde lag, aus welchen Qualen und Wonnen sie entstanden, welch

lauerndes, überwältigendes Verhängnis über den nackten, zuweilen schmutzigen, aber gewöhnlich pikanten Tatsachen geschwebt, die sich seinem staunenden Blicke darboten. Es war durchaus nicht seine Art, solche Dinge zu tadeln, daraus Schlüsse zu ziehen oder sie zu verallgemeinern; er hörte nur ziemlich lüstern zu, wiederholte, was ihm erzählt wurde, und fand ein solches Vergnügen daran wie am Genuß eines Sherry oder Bittern vor der Mahlzeit.

Jetzt jedoch, wo so etwas – oder vielmehr das Gerücht, ein Hauch davon – ihm persönlich nahe gekommen war, fühlte er sich wie in einem Nebel, der ihm einen schlechten muffigen Geschmack im Munde verursachte und ihm das Atmen erschwerte.

Ein Skandal! Die Möglichkeit eines Skandals! Sich dieses Wort beständig zu wiederholen, war die einzige Art, es sich vorzustellen und begreiflich zu machen. Er hatte die Empfindungen vergessen, die zum Verständnis des Verlaufs, des Schicksals und der Bedeutung dieser Dinge notwendig waren; er konnte einfach die Möglichkeit nicht mehr begreifen, daß Leute um der Leidenschaft willen irgendwelche Gefahr laufen konnten. Es wäre ihm lächerlich vorgekommen, anzunehmen, daß einer unter all seinen Bekannten, die tagtäglich in die City fahren, dort ihren mannigfachen Geschäften nachgingen, in ihren müßigen Stunden Aktien kauften und Häuser, dinierten und spielten, wie es hieß, sich um etwas so Unklaren, Wesenlosen willen, wie die Leidenschaft es war, in irgendeine Gefahr begeben könnte. Leidenschaft! Er hatte wohl davon gehört, und Regeln wie ‚Ein junger Mann und eine junge Frau dürften einander nie anvertraut werden' saßen fest in seinem Gedächtnis wie die Breitengrade auf einer Landkarte (denn alle Forsytes haben, wenn es sich um felsenfeste Tatsachen handelt, ein feines Gefühl für Realismus), aber sonst – ja, er konnte eben auf alles dies nur das eine Stichwort ‚Skandal' anwenden.

Aber es war kein wahres Wort daran – es konnte nicht sein. Er fürchtete nichts; sie war wirklich ein liebes kleines Ding. Doch hatte man so etwas einmal im Kopf, wurde man es nicht wieder los. Und James war von nervösem Temperament – einer jener Menschen, die von den Dingen nicht loskommen, denen Unentschiedenheit und Vermutungen die größten Qualen bereiten. Aus Furcht, sich etwas entschlüpfen zu lassen, das er sich sonst hätte sichern können, war es ihm eine physische Unmöglichkeit, einen Entschluß zu fassen, bis er die absolute Gewißheit erhielt, durch diese Unentschlossenheit einen Verlust zu erleiden.

Im Leben jedoch gab es viele Gelegenheiten, wo er die Notwendigkeit, einen Entschluß zu fassen, nicht einmal in Betracht zog, und dies war eine davon. Was konnte er tun? Mit Soames darüber reden? Das würde die Sache nur verschlimmern. Und schließlich war doch nichts daran, dessen war er gewiß. Das Haus allein war an allem schuld. Er hatte der Idee von Anfang an nicht getraut. Wozu brauchte Soames aufs Land zu ziehen? Und wenn er schon eine Masse Geld dafür ausgeben mußte, sich ein eigenes Haus bauen zu lassen, warum nahm er dann nicht einen Mann ersten Ranges anstatt dieses jungen Bosinney, von dem niemand etwas wußte? Er hatte ihnen gesagt, wie es kommen würde. Und er hatte gehört, daß das Haus Soames einen hübschen Batzen mehr kostete, als er darauf zu verwenden gedacht. Diese Tatsache brachte James, mehr als irgend etwas anderes, die wirkliche Gefahr der Lage zum Bewußtsein. Es war immer dieselbe Geschichte mit diesen ‚Kunstfexen': ein vernünftiger Mann würde sich gar nicht erst mit ihnen einlassen. Auch Irene hatte er gewarnt. Und was war nun daraus entstanden!

Und plötzlich fiel es James ein, selbst hinzugehen und nachzusehen. Mitten in dem Nebel von Unbehagen, der sein Gemüt umhüllte, gewährte ihm der Gedanke, daß er hingehen konnte und das Haus sehen, eine unaussprechliche Befriedigung. Vielleicht verschaffte ihm einfach der Entschluß, etwas zu unternehmen — wahrscheinlicher jedoch die Möglichkeit, das Haus zu sehen —, eine Erleichterung. Er hatte das Gefühl, durch das Betrachten eines Gebäudes aus Mörtel und Ziegel, aus Holz und Stein, das von dem verdächtigen Mann selbst gebaut war, zu dem Kern des Gerüchtes über Irene vorzudringen.

Ohne daher irgend jemand ein Wort zu sagen, nahm er eine Droschke zum Bahnhof und stieg in den Zug nach Robin Hill. Dort war er, da es, wie in der ganzen Gegend, keine Wagen gab, gezwungen, zu Fuß zu gehen. Langsam stieg er die Anhöhe hinan, seine eckigen Knie und die hohen Schultern bogen sich kläglich, die Augen hefteten sich auf die Füße, aber trotz alledem sah er gut aus in seinem hohen Hut und dem Schoßrock, dem höchste Sorgfalt fleckenlosen Glanz verliehen hatte. Dafür sorgte Emily; das heißt, sie sorgte natürlich nicht selbst dafür — denn gutsituierte Leute sorgen nicht selbst für solche Dinge —, aber sie sorgte dafür, daß der Diener dafür sorgte.

Er mußte dreimal nach dem Wege fragen; jedesmal wiederholte

er die ihm bezeichneten Richtungen, ließ sie sich ebenfalls wiederholen und wiederholte sie dann selbst noch einmal, denn er war von Natur gesprächig, und man konnte in einer neuen Gegend nicht vorsichtig genug sein. Er versicherte unaufhörlich, daß er nach einem neuen Hause suche; und erst als ihm durch die Bäume das Dach gezeigt wurde, war er wirklich überzeugt, nicht völlig falsch geführt worden zu sein.

Ein schwerer Himmel schien das graue Weiß einer getünchten Zimmerdecke über die Welt zu breiten. In der Luft war weder Wohlgeruch noch Frische. An solch einem Tage taten selbst britische Arbeiter nicht mehr, als sie mußten, und erfüllten ihre Pflichten ohne jenes müßige Geplauder, das die Pein der Arbeit sonst vertreibt. In den weiten Räumen des unfertigen Hauses sah man Gestalten in Hemdärmeln gemächlich arbeiten, und es ertönten Geräusche – krampfhaftes Klopfen, Kratzen auf Metall, Sägen von Holz und das Rasseln der Schiebkarren die Bretter entlang. Dann und wann winselte der mit einem Strick an einen eichenen Balken festgebundene Hund des Aufsehers leise mit einem Ton wie ein summender Kessel. Die eben eingesetzten Fensterscheiben, jede in der Mitte mit einem weißen Fleck beschmiert, stierten wie die Augen eines blinden Hundes auf James herab. Und freudlos und stetig ging es weiter im Chor der Bauleute unter dem grauweißen Himmel. Aber die Drosseln, die in der frisch umgegrabenen Erde nach Würmern suchten, waren verstummt.

James suchte sich einen Weg zwischen den Kieshaufen – die Auffahrt war eben angelegt –, bis er dem Portal gegenüberstand. Hier machte er halt und blickte empor. Von dieser Stelle aus war nur wenig zu sehen, und dies Wenige übersah er sofort; aber doch blieb er mehrere Minuten in dieser Stellung stehen, und wer weiß, woran er dachte. Seine porzellanblauen Augen unter den weißen Brauen, die in kleinen Hörnern vorstanden, bewegten sich nicht. Die lange Oberlippe seines breiten Mundes zwischen dem schönen weißen Backenbart zuckte ein- oder zweimal. An diesem besorgten, entrückten Ausdruck war leicht zu erkennen, woher der gedrückte Zug kam, den Soames' Gesicht zuweilen hatte. Vielleicht sagte James zu sich selbst: ‚Ich weiß nicht – das Leben ist ein schwieriges Stück Arbeit!'

Und so überraschte ihn Bosinney. James' Augen wandten sich von irgendeinem Punkt droben am Himmel, nach dem sie ausgeschaut, zu Bosinneys Gesicht, das einen Zug von humoristischer Verachtung

hatte. „Guten Tag, Mr. Forsyte! Kamen Sie her, um selbst einmal nachzuschauen?" Gerade dazu war James allerdings gekommen, und deshalb berührte die Frage ihn peinlich. Jedoch reichte er ihm die Hand und erwiderte den Gruß, ohne Bosinney anzusehen. Dieser machte ihm mit einem ironischen Lächeln Platz. James witterte etwas Verdächtiges in seiner Höflichkeit. „Ich möchte gern erst außen herumgehen", sagte er, „und sehen, wie weit Sie gekommen sind!"

Eine mit Fliesen belegte, etwas abfallende Terrasse aus abgerundeten Steinen führte um die südöstliche und südwestliche Seite des Hauses und endigte mit einem abgeschrägten Rand in der Erde, die eben mit Gras belegt werden sollte; diese Terrasse entlang ging James voran. „Was hat dies wohl gekostet?" erkundigte er sich, als er sah, daß die Terrasse weiter um die Ecke ging. „Was glauben Sie?" fragte Bosinney dagegen. „Wie kann ich das wissen?" erwiderte James etwas aufgebracht, „zwei- bis dreihundert wahrscheinlich!" „Genau soviel!" James blickte ihn scharf an, aber Bosinney schien es nicht zu bemerken, er hatte ihn wohl mißverstanden. Als sie beim Garteneingang anlangten, blieb er stehen, um die Aussicht zu betrachten. „Die müßte fort", sagte er und wies auf die Eiche. „Finden Sie? Sie meinen, mit der Eiche haben Sie nicht genug Aussicht für Ihr Geld?" Wieder blickte James ihn argwöhnisch an – dieser junge Mann hatte eine sonderbare Art, sich auszudrücken. „Nun", sagte er verblüfft in erregtem Tone, „ich weiß nicht, was der Baum hier soll!" „Er soll morgen herunter", sagte Bosinney. James erschrak. „Oh", sagte er, „sagen Sie nicht etwa, daß ich ihn herunterhaben wollte! Ich habe nichts damit zu tun!" „Nein?" James fuhr verwirrt fort: „Ja, was habe ich denn damit zu tun? Das geht mich gar nichts an. Tun Sie es auf Ihre eigene Verantwortung!" „Gestatten Sie mir, Ihren Namen zu erwähnen?" James erschrak mehr und mehr. „Ich weiß nicht, wozu Sie meinen Namen erwähnen wollen", stammelte er, „Sie sollten den Baum lieber stehenlassen. Es ist doch nicht Ihr Baum!" Er zog ein seidenes Taschentuch heraus und wischte sich über die Stirn. Sie gingen ins Haus. Wie auf Swithin, machte der innere Hof auch Eindruck auf James.

„Dafür müssen Sie ein Heidengeld ausgegeben haben", sagte er, nachdem er eine Weile die Säulen und die Galerie angestarrt hatte. „Was hat es denn gekostet, diese Säulen aufzustellen?" „Ich kann es Ihnen aus dem Stegreif nicht sagen", erwiderte Bosinney nachdenklich, „aber ich weiß, es war ein Heidengeld!" „Das kann ich mir denken", sagte James. „Ich würde –" Er fing einen Blick des Archi-

tekten auf und brach ab. Und wenn er von jetzt an die Kosten irgendeiner Sache zu wissen wünschte, unterdrückte er seine Neugierde.

Bosinney schien zu wollen, daß er alles sehe, und wenn James es in seinem ‚Spürsinn' nicht allzu deutlich gemerkt hätte, wäre er gewiß noch ein zweites Mal rund um das Haus gegangen. Auch schien er so erpicht darauf, gefragt zu werden, daß James fühlte, er müsse auf der Hut sein. Die Anstrengung begann ihn jetzt zu ermüden, denn war er auch zäh genug für einen Mann von so hohem Wuchs, so zählte er doch schon fünfundsiebzig Jahre. Er war mutlos geworden, denn er war der Sache um nichts näher gerückt, hatte durch seine Besichtigung nichts von dem erfahren, was er vage gehofft. Nur seine Abneigung und sein Mißtrauen gegen diesen jungen Mann, der ihn mit seiner Höflichkeit ermüdete, hatten sich gesteigert, und er merkte in seinem Wesen jetzt deutlich den Hohn. Der Mensch war schlauer, als er gedacht, und sah besser aus, als er gehofft. Es lag etwas Sorgloses in seiner Art, das James, für den ein Wagnis das Unerträglichste im Leben war, wenig zu schätzen wußte. Auch ein sonderbares Lächeln hatte er, das kam, wenn man es am wenigsten erwartete; und sehr merkwürdige Augen. Er erinnerte James, wie er nachher sagte, an eine hungrige Katze. Das war das Bezeichnendste, was ihm einfiel, als er Emily die sonderbare Mischung von Erbitterung, Sammetweichheit und Spott in Bosinneys Wesen zu beschreiben suchte.

Endlich, nachdem er alles gesehen, was zu sehen war, trat er aus derselben Tür ins Freie, durch die er hineingegangen war. Und in dem Gefühl, jetzt nur noch Zeit, Kraft und Geld für nichts zu verschwenden, nahm er all seinen Mut zusammen wie ein echter Forsyte, blickte Bosinney scharf an und sagte: „Sie sehen meine Schwiegertochter doch jetzt recht oft, was sagt sie denn zu dem Hause? Aber sie hat es wohl noch gar nicht gesehen?" Er sagte dies, obwohl er alles über Irenens Besuch wußte – natürlich hatte es mit diesem Besuch nichts auf sich, abgesehen von der merkwürdigen Äußerung, daß es ihr ‚einerlei wäre, wenn sie nicht nach Haus käme' – und dem Gerücht, wie June die Nachricht aufgenommen hatte!

Durch diese Art zu fragen hatte er Bosinney Gelegenheit geben wollen zu reden. Bosinney ließ lange auf die Antwort warten, hielt seinen Blick aber mit ungemütlicher Festigkeit auf James gerichtet. „Sie hat das Haus gesehen, aber ich kann Ihnen nicht sagen, wie sie darüber denkt." Obwohl verwirrt und verblüfft, war James jetzt

anstandshalber verpflichtet, die Sache weiterzuverfolgen. „Oh!“ sagte er, „sie hat es gesehen? Soames brachte sie wohl her?“ Bosinney erwiderte lächelnd: „Oh, nein!“ „Wie, kam sie allein hierher?“ „Oh, nein!“ „Wer – brachte sie denn her?“ „Ich weiß wirklich nicht, ob ich Ihnen das sagen darf.“ James, der wußte, daß Swithin es gewesen, war diese Antwort unbegreiflich. „Aber!“ stammelte er, „Sie wissen doch, daß –“, doch er stockte, da er plötzlich die Gefahr merkte. „Meinetwegen!“ sagte er, „wenn Sie es mir nicht sagen, nehme ich an, daß Sie es nicht sagen wollen! Niemand sagt mir was!“ Zu seinem Erstaunen fragte ihn Bosinney: „Übrigens, könnten Sie mir wohl sagen, ob noch jemand von Ihnen herkommen will? Ich wäre gern zur Stelle!“ „Noch jemand?“ sagte James bestürzt, „wer sollte denn noch kommen? Ich weiß es von keinem. Adieu!“

Zu Boden blickend, streckte er die Hand aus und berührte flüchtig die Bosinneys; dann faßte er seinen Schirm gerade über dem Seidenbezug und ging die Terrasse entlang davon. Ehe er um die Ecke bog, warf er einen Blick zurück und sah, daß Bosinney ‚die Mauer entlangschleichend wie eine große Katze‘ – so kam es ihm vor – langsam folgte. Er beachtete es nicht, als der junge Mann den Hut lüftete. Jenseits der Auffahrt und außer Sicht verlangsamte er seine Schritte noch mehr. Sehr matt, gebückter als beim Kommen, hager, hungrig und verzagt legte er den Weg zur Bahnstation zurück.

Der ‚Bukanier‘, der ihn so bedrückt nach Haus gehen sah, bedauerte vielleicht sein Benehmen gegen den alten Mann.

FÜNFTES KAPITEL

SOAMES UND BOSINNEY KORRESPONDIEREN

James sagte seinem Sohne nichts von diesem Besuch des Hauses, doch als er eines Morgens in einer Angelegenheit zu Timothy ging, die ein Entwässerungssystem betraf, zu dem sein Bruder durch die Sanitätskommission gezwungen worden war, erwähnte er ihn dort. Das Haus sei nicht schlecht, sagte er. Es ließe sich schon etwas daraus machen. Der Mensch wäre tüchtig auf seine Art, aber was es Soames noch kosten würde, bevor es fertig war, könne niemand wissen!

Euphemia Forsyte, die zufällig im Zimmer war – sie war gekommen, um Pastor Scoles' neuestes Buch ‚Leidenschaft und Ablenkung‘ zu leihen, das so beliebt war –, mischte sich hinein. „Ich sah

Irene gestern im Kaufhaus. Sie und Mr. Bosinney hatten dort ein nettes Plauderstündchen."

Sie erwähnte damit einfach eine Szene, die wirklich einen tiefen, nachhaltigen Eindruck auf sie gemacht hatte. Sie wollte für ihre Mutter, die draußen im Wagen wartete, schnell einen Rest prunefarbener Seide in der Seidenabteilung des Kirchen- und Handelsvereins aussuchen – jener Institution mit ihrem bewundernswerten System, nach dem nur verbürgte Personen zugelassen werden, die vor der Ablieferung bar zahlen, eine Einrichtung, wie sie für die Forsytes nicht empfehlenswerter gedacht werden konnte. Als sie durch die Lebensmittelabteilung kam, zog die Rückansicht einer sehr schönen Gestalt ihren Blick in peinlicher Weise auf sich. Sie war so wunderbar in ihren Verhältnissen, so ebenmäßig und so gut gekleidet, daß es Euphemia in ihrem instinktiven Anstandsgefühl sogleich verwirrte. Mehr intuitiv als aus Erfahrung wußte sie, daß solche Figuren selten im Verein mit Tugend zu finden sind. Ihr Argwohn bestätigte sich glücklicherweise. Ein junger Mann, der aus der Drogerie kam, riß den Hut herunter und sprach die Dame mit der unbekannten Rückansicht an. Jetzt erst sah sie, wen sie vor sich hatte. Die Dame war ohne Zweifel Mrs. Soames, der junge Mann Mr. Bosinney. Schnell verbarg sie sich beim Einkauf einer Schachtel tunesischer Datteln, denn sie fand es unleidlich, jemand zu dieser geschäftigen Zeit am Morgen unbeholfen mit Paketen in den Händen zu begegnen, und so wurde sie ganz unwillkürlich die interessierte Beobachterin ihrer kurzen Zusammenkunft.

Mrs. Soames' Wangen, die gewöhnlich etwas bleich waren, hatten eine wundervolle Farbe; und Mr. Bosinneys Wesen war seltsam, wenn auch anziehend (sie fand sein Aussehen sehr vornehm und Georges Namen für ihn ‚der Bukanier' – der etwas Romantisches hatte – ganz reizend). Er schien sie anzuflehen. Sie sprachen wirklich so eifrig – oder vielmehr er sprach eifrig, denn Mrs. Soames sagte nicht viel –, daß sie rücksichtslos eine Stockung des Verkehrs veranlaßten. Ein netter alter General, der in das Zigarrenlager wollte, war genötigt, einen Umweg zu machen, und als er zufällig aufblickte und Mrs. Soames' Gesicht sah, nahm er tatsächlich den Hut ab, der alte Narr! Das sah einem Manne ähnlich!

Aber besonders ärgerlich war Euphemia über Mrs. Soames' Augen. Sie blickte Mr. Bosinney nicht ein einziges Mal an, bis er ging, allein dann sah sie ihm nach. Und oh, dieser Blick! Diesem Blick hatte

Euphemia viele besorgte Gedanken gewidmet. Es ist nicht zuviel zu sagen, daß er sie mit seiner dunkeln, sehnsüchtigen Weichheit verletzt hatte, es sah wahrhaftig aus, als wollte die Frau ihn damit zurückziehen und etwas zurücknehmen, was sie gesagt hatte.

Ja, eigentlich hatte sie mit ihrer prunefarbenen Seide in der Hand ja gar nicht Zeit gehabt, sich in die Sache zu vertiefen; aber sie war sehr ‚intriguée' – sehr! Sie hatte Mrs. Soames dann eben noch zugenickt, um ihr zu zeigen, daß sie sie gesehen; und hernach, als sie mit ihrer intimsten Freundin Francie (Rogers Tochter) darüber sprach, sagte sie im Vertrauen: „Sie sah ja aus wie eben ertappt!" ...

James war durchaus abgeneigt, so auf den ersten Anstoß hin an Neuigkeiten zu glauben, die seinen eigenen quälenden Argwohn bestätigten, und unterbrach sie gleich. „Ach", sagte er, „sie haben sicherlich Tapeten ausgesucht." Euphemia lächelte. „In der Lebensmittelabteilung?" fragte sie sanft; dann nahm sie ‚Leidenschaft und Ablenkung' vom Tisch und fügte hinzu, ehe sie ging: „Also du leihst es mir, Tantchen? Adieu!"

James ging fast unmittelbar darauf; es war spät geworden. Als er das Büro von Forsyte, Bustard und Forsyte betrat, fand er Soames in seinem Drehstuhl sitzen und damit beschäftigt, eine Verteidigung auszuarbeiten. Er begrüßte den Vater mit einem kurzen Guten Morgen, zog dann ein Briefkuvert aus der Tasche und sagte: „Es interessiert dich vielleicht, dies durchzulesen." James las folgendes:

‚Sloane Street. 309 d.
15. Mai.

Lieber Forsyte!

Da der Bau Ihres Hauses nun vollendet ist, sind meine Dienste als Architekt zu Ende. Wenn ich mit der Innendekoration fortfahren soll, die ich auf Ihren Wunsch übernahm, bitte ich Sie, zu berücksichtigen, daß ich freie Hand haben muß. Sie sind nie hier, ohne etwas vorzuschlagen, was meinen Plänen widerspricht. Ich habe hier drei Briefe von Ihnen, von denen jeder einen Artikel empfiehlt, den anzuwenden ich mir nicht träumen lassen würde. Gestern nachmittag war auch Ihr Vater hier, der weitere wertvolle Vorschläge machte.

Bitte entschließen Sie sich daher zu einer Entscheidung, ob ich weiter für Sie arbeiten oder mich zurückziehen soll, wobei letzteres zu tun ich übrigens vorziehen würde.

Aber Sie verstehen, daß, wenn ich die Dekoration übernehme, ich

allein darüber bestimme, ohne jede Einmischung irgendeiner Art. Wenn ich die Sache unternehme, will ich es gründlich tun, aber ich muß freie Hand haben.

Ihr ergebener

Philip Bosinney.'

Was die eigentliche und unmittelbare Veranlassung zu diesem Brief war, ist natürlich nicht gut zu sagen, aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß Bosinney durch eine plötzliche Auflehnung gegen seine Stellung zu Soames dazu bewogen wurde – jene unabänderliche Stellung der Kunst dem Reichtum gegenüber, die der eine Satz:

Thomas T. Blutarm,
Erfinder,
Bert M. Fettmann,
Besitzer,

der mit einem der besten im Tacitus zu vergleichen ist, so wunderbar kennzeichnet.

„Was wirst du ihm darauf antworten?" fragte James. Soames wandte nicht einmal den Kopf. „Ich habe noch keinen Entschluß gefaßt", sagte er und fuhr in seiner Arbeit fort. Einer seiner Klienten, der einige Bauten auf einem Grundstück hatte aufführen lassen, das ihm nicht gehörte, war plötzlich und höchst dringend aufgefordert worden, sie wieder zu entfernen. Nachdem Soames sich jedoch sorgfältig in die Tatsachen vertieft hatte, fand er einen Ausweg und bewies, daß sein Klient eine sogenannte Besitzurkunde besaß und er, obwohl das Grundstück ihm allerdings nicht gehörte, doch berechtigt war, es zu behalten. Jetzt wollte er eben Schritte tun, um das Nötige zu veranlassen.

Er war seiner guten Ratschläge wegen bekannt; die Leute sagten von ihm: ‚Gehen Sie zu dem jungen Forsyte – der ist ein schlauer Kerl!', und er schätzte seinen Ruf sehr hoch. Seine angeborene Einsilbigkeit war ihm von großem Nutzen; nichts konnte geeigneter sein, bei Leuten, besonders bei reichen Leuten (Soames hatte keine andern Klienten), den Eindruck von Sicherheit zu erwecken. Und sicher war er. Überkommenes, Gewohnheit, Erziehung, ererbte Fähigkeiten, angeborene Vorsicht, alles vereinigte sich, eine solide berufsmäßige Ehrlichkeit hervorzubringen, die schon dadurch aller Versuchung trotzte, daß sie jedes Risiko instinktiv vermied. Wie konnte er fallen, wenn er im Innersten Umstände verabscheute, die einen

Fall möglich machen – man fällt nicht, wenn man schon am Boden liegt!

Und jene zahllosen Forsytes, die bei ihren unzähligen Unterhandlungen über Besitztum aller Art (von Frauen bis zu Wasserrechten) Verwendung für die Dienste eines zuverlässigen Mannes hatten, fanden es sowohl beruhigend wie vorteilhaft, sich Soames anzuvertrauen. Die leise Überlegenheit seines Wesens im Verein mit dem scheinbaren Heranziehen von Präzedenzien sprach ebenfalls zu seinen Gunsten – ein Mann ist nicht anmaßend, es sei denn, daß er etwas weiß! Er stand wirklich an der Spitze des Geschäfts, denn wenn James auch noch fast täglich hinkam, um selbst nachzusehen, tat er doch beinahe gar nichts, sondern saß mit übergeschlagenen Beinen in seinem Stuhl, brachte bereits entschiedene Dinge in Verwirrung und ging dann wieder fort. Und der andere Partner, Bustard, war ein armer Tropf, der eine Menge Arbeit verrichtete, aber nie um seine Meinung befragt wurde.

Soames fuhr also unentwegt in seiner Arbeit fort. Allein es wäre müßig zu sagen, daß ihm wohl zumute war. Er litt unter dem Gefühl einer drohenden Gefahr, das ihn seit geraumer Zeit beunruhigte. Er versuchte, ihm eine physische Ursache zu geben – den Zustand seiner Leber –, aber er wußte, daß es das nicht war. Er sah auf die Uhr. In einer Viertelstunde mußte er in der Generalversammlung der New Colliery Company sein – eine von Onkel Jolyons Angelegenheiten. Er sollte diesen dort treffen und konnte mit ihm über Bosinney sprechen – doch er war noch nicht entschlossen, was er sagen sollte – jedenfalls wollte er den Brief nicht beantworten, bis er Onkel Jolyon gesehen hatte. Er stand auf und verwahrte mit peinlicher Sorgfalt den Entwurf zu seiner Verteidigung. Dann ging er in ein kleines dunkles Gelaß, drehte das Licht auf, wusch sich die Hände mit einem Stück brauner Windsorseife und trocknete sie sich an einem Handtuch ab. Hierauf bürstete er sein Haar, wobei er große Aufmerksamkeit auf den Scheitel verwandte, drehte das Licht wieder aus, nahm seinen Hut und ging hinaus, indem er sagte, daß er um halb drei wieder zurück sein werde.

Es war nicht weit bis zu dem Büro der New Colliery Company in Ironmonger Lane, wo deren Generalversammlung immer stattfand, während andere, ehrgeizigere Gesellschaften das Cannon Street Hotel dazu wählten. Der alte Jolyon hatte sich von vornherein der Presse feindlich gegenübergestellt. Was gingen seine Angelegenheiten das Publikum an, sagte er.

Soames traf pünktlich mit dem Schlage ein und nahm am Tische Platz, wo alle Direktoren in einer Reihe, jeder hinter seinem eigenen Tintenfaß, ihren Aktionären gegenübersaßen. In der Mitte dieser Reihe lehnte sich der alte Jolyon in seinem schwarzen, eng zugeknöpften Gehrock und mit dem weißen Schnurrbart hochmütig zurück und kreuzte die Fingerspitzen auf einer Abschrift der Berichte und Rechnungen des Aufsichtsrats.

Zu seiner Rechten saß, fast ein wenig überlebensgroß, der Sekretär der Gesellschaft Hemmings, ‚der mit dem breiten Gesäß', mit einer fast zu traurigen Traurigkeit in den hübschen Augen. Sein stahlgrauer Bart, trauervoll, wie alles übrige an ihm, erweckte ein Gefühl, als wäre die Krawatte dahinter schwarz. Die Veranlassung war allerdings eine recht schmerzliche; erst vor sechs Wochen war jenes Telegramm von Scorrier, dem in einer privaten Mission in den Minen weilenden Sachverständigen, mit der Mitteilung eingetroffen, daß Pippin, ihr Oberinspektor, Selbstmord begangen hatte, nachdem er sich, nach einem befremdlichen zweijährigen Stillschweigen, gezwungen sah, einen Brief an den Aufsichtsrat zu schreiben. Dieser Brief lag jetzt auf dem Tisch und sollte den Aktionären vorgelesen werden, die natürlich mit allen Vorkommnissen bekannt gemacht wurden. Hemmings hatte oft, wenn er mit den seitwärts zurückgeschlagenen Rockschößen am Kamin stand, zu Soames gesagt: „Was unsere Aktionäre nicht über unsere Angelegenheiten wissen, verlohnt sich nicht gewußt zu werden. Das können Sie mir glauben, Mr. Soames."

Von einer Gelegenheit her, wo Onkel Jolyon dabeigewesen, erinnerte Soames sich eines kleinen unangenehmen Vorfalls. Sein Onkel hatte scharf aufgeblickt und gesagt: „Reden Sie keinen Unsinn, Hemmings! Sie meinen, was sie wissen, verlohnt sich nicht gewußt zu werden!" Dem alten Jolyon war aller Humbug verhaßt. Hemmings hatte mit wütendem Blick und einem Lächeln wie das eines abgerichteten Pudels in einem Ausbruch gekünstelter Höflichkeit erwidert: „Wahrhaftig, das ist gut, Mr. Forsyte – das ist sehr gut! Ihr Onkel muß immer seinen Spaß haben!"

Als er Soames das nächste Mal sah, benutzte er die Gelegenheit, ihm zu sagen: „Der Vorsitzende fängt an, sehr alt zu werden – ich kann ihm nichts mehr klarmachen; und er ist so eigensinnig – aber was kann man erwarten, mit einem Kinn wie das seine!" Soames hatte genickt. Jedermann wußte, was Onkel Jolyons Kinn zu bedeuten hatte. Heute sah er trotz seines Generalversammlungsblickes

gequält aus. Er (Soames) wollte wirklich über Bosinney mit ihm reden.

Dem alten Jolyon zur Linken saß der kleine Mr. Booker, und auch er hatte seinen Generalversammlungsblick, als suche er einen besonders gutmütigen Aktionär. Neben ihm der taube Direktor mit einem Stirnrunzeln; und neben dem tauben Direktor der alte Mr. Bleedham, sehr mild und mit einer Miene, als sei er sich seines Wertes wohl bewußt, wenn er auch wußte, daß das Paket in braunem Papier, das er stets mit in den Versammlungssaal brachte, hinter seinem Hut versteckt lag (einem jener altmodischen Sorte flachrandiger, steifer Hüte, die so gut zu sehr breiten Krawatten, glattrasierten Lippen, frischen Wangen und einem kleinen saubern, weißen Backenbart passen).

Soames wohnte der Generalversammlung stets bei; man hielt es für richtiger, falls irgend etwas ‚vorkommen' sollte! Er blickte in seiner verschlossenen, hochmütigen Art auf die Wände des Raumes, wo Pläne der Mine und des Hafens zusammen mit der großen Photographie eines zu einer Grube führenden Schachtes hingen, die sich als besonders uneinträglich erwiesen hatte. Und diese Photographie – ein Bild des Lieblings- und Schmerzenskindes der Direktoren – behielt als Beispiel für die ewige Ironie, die allen kaufmännischen Unternehmungen zugrunde liegt, ihren Platz an der Wand.

Jetzt erhob der alten Jolyon sich, um den Bericht und die Rechnung vorzulegen. Er verbarg die beständig tief in der Brust eines jeden Direktors wurzelnde Feindseligkeit gegen seine Aktionäre unter einer jupitergleichen Gelassenheit und sah ihnen ruhig ins Gesicht. Soames tat das gleiche. Er kannte die meisten von Ansehen. Da war der alte Scrubsole, ein biederer Mann, der, wie Hemmings zu sagen pflegte, immer kam, ‚um sich unangenehm zu machen', ein streitsüchtig aussehender, alter Geselle mit rotem Gesicht, einem Fischkopf und einem ungeheuren flachen Hut, den er auf den Knien hielt. Dann der Pastor, Mr. Boms, der jedesmal eine Dankadresse für den Vorsitzenden in Vorschlag brachte, in der er unabänderlich die Hoffnung aussprach, daß der Aufsichtsrat nicht vergessen möchte, für Erbauung der Angestellten zu sorgen. Er hatte die angenehme Gewohnheit, einen der Direktoren hernach beim Knopfloch zu fassen und zu fragen, ob er glaube, daß das nächste Jahr ein gutes oder schlechtes sein werde, und dann je nach der Antwort innerhalb der nächsten vierzehn Tage drei Aktien zu kaufen oder zu verkaufen.

Ferner war da der Major O'Bally, der immer reden mußte, wenn

auch nur, um die Wiederwahl des Revisors zu befürworten, und mitunter ernste Bestürzung darüber hervorrief, daß er Toaste – oder vielmehr Anträge – aus den Händen von Personen nahm, denen man kleine Papierschnitzel anvertraut hatte, auf denen die besagten Anträge verzeichnet waren. Das war die ganze Gesellschaft außer den vier oder fünf ernsthaften, stillen Aktionären, mit denen Soames sympathisieren konnte, denn es waren Geschäftsleute, die gern selbst ihre Angelegenheiten im Auge behielten, ohne viel Wesens davon zu machen – gute, biedere Männer, die täglich in die City kamen und abends zu ihren guten biederen Frauen zurückkehrten.

Gute, biedere Frauen! Es war etwas in diesem Gedanken, das Soames' namenlose Unruhe aufs neue erweckte. Was sollte er seinem Onkel sagen? Welche Antwort auf diesen Brief geben?

‚... Wenn einer der Aktionäre eine Frage zu stellen hat, bin ich gern bereit, sie zu beantworten.' Ein leiser Ruck. Der alte Jolyon hatte den Bericht und die Rechnungen fallen lassen und drehte seine goldene Brille zwischen Zeigefinger und Daumen hin und her. Der Schatten eines Lächelns erschien auf Soames' Gesicht. Sie sollten sich mit ihren Fragen lieber beeilen! Er kannte die Methode seines Onkels (die ideale), sofort zu sagen: ‚Ich beantrage dann, den Bericht anzunehmen und die Beträge zu bewilligen!' Sie nur ja nicht zu Atem kommen lassen – Aktionäre gingen notorisch verschwenderisch mit der Zeit um!

Ein großer weißbärtiger Mann mit hagerem, verdrießlichem Gesicht erhob sich: „Ich darf mir wohl eine Frage über diesen Posten von 5000 Pfund erlauben, Herr Vorsitzender. ‚Für die Witwe und Familie' (er blickte sich mürrisch im Kreise um) ‚unseres verstorbenen Oberinspektors', der so – hm – so unbedacht – ich sage – unbedacht – zu einer Zeit Selbstmord beging, wo seine Dienste von größtem Wert für die Gesellschaft waren. Sie haben erklärt, daß der Vertrag, den er mit eigener Hand so unglückselig abgekürzt hat, für einen Zeitraum von fünf Jahren lautete, von denen nur eines abgelaufen ist – ich –" Der alte Jolyon machte eine ungeduldige Gebärde. „Ich erlaube mir, zu fragen, Herr Vorsitzender – ob dieser Betrag, der von der Versammlung gezahlt oder dessen Zahlung von ihr beantragt wurde, für Dienste des – hm – des Verstorbenen – bestimmt ist, die er der Gesellschaft geleistet haben würde, wenn er nicht Selbstmord begangen hätte."

„Es geschah in Anerkennung der geleisteten Dienste, die, wie wir alle wissen – Sie ebensowohl wie jeder von uns –, von wesentlichem

Werte waren." „Dann, Herr Vorsitzender, kann ich nur sagen, daß die Summe, da es sich um frühere Dienste handelt, zu groß ist." Der Aktionär setzte sich. Der alte Jolyon wartete eine Sekunde und sagte dann: „Ich beantrage nun, daß der Bericht und –" Der Aktionär erhob sich abermals. „Darf ich fragen, ob die Herren des Aufsichtsrates sich vergegenwärtigt haben, daß es nicht ihr Geld ist, daß – ich zögere nicht zu sagen, daß, wenn es ihr Geld wäre –"

Ein anderer Aktionär mit einem runden hartnäckigen Gesicht, den Soames als den Schwager des verstorbenen Oberinspektors erkannte, stand auf und sagte warm: „Meiner Meinung nach genügt die Summe nicht!"

Jetzt sprang Pastor Boms auf. „Wenn ich eine Äußerung wagen darf", begann er, „möchte ich sagen, die Tatsache, daß der – hm – der Verstorbene Selbstmord begangen hat, müßte bei unserem verehrten Vorsitzenden schwer – sehr schwer ins Gewicht fallen. Ich zweifle nicht, daß dies der Fall gewesen ist, denn – ich spreche für mich und ich denke im Namen jedes einzelnen der Anwesenden (hört, hört!) – er erfreut sich in hohem Maße unseres Vertrauens. Wir alle, so hoffe ich, haben den Wunsch, mildtätig zu sein. Aber ich bin sicher (er blickte streng zu dem Schwager des Verstorbenen hin), er wird irgendwie durch eine schriftliche Erklärung oder vielleicht besser durch eine Verminderung des Betrags unserer ernsten Mißbilligung darüber Rechnung tragen, daß ein so vielversprechendes und wertvolles Leben ruchlos einer Sphäre entrückt wurde, in der sowohl seine eigenen Interessen wie – wenn ich so sagen darf – unsere Interessen so gebieterisch sein Fortbestehen verlangten. Wir sollten – nein, wir dürfen – eine so ernste Pflichtvergessenheit nicht unterstützen."

Der geistliche Herr nahm seinen Platz wieder ein, und der Schwager des Verstorbenen erhob sich noch einmal: „Ich halte daran fest, was ich gesagt habe; die Summe genügt nicht!" Der erste Aktionär fiel ein: „Ich bestreite die Rechtsgültigkeit der Zahlung. Meiner Ansicht nach ist diese Zahlung nicht rechtsgültig. Der Anwalt der Gesellschaft ist anwesend, ich darf ihm wohl die Frage vorlegen."

Aller Augen richteten sich auf Soames. Es war etwas vorgefallen! Kalt und mit fest geschlossenen Lippen erhob er sich; seine Nerven zitterten in ihm, seine Aufmerksamkeit riß sich endlich von jener Wolke los, die sein Gemüt bedrückte. „Der Punkt", sagte er mit leiser dünner Stimme, „ist keineswegs klar. Da keine Aussicht auf künftige Entschädigung besteht, ist es zweifelhaft, ob die Zahlung

streng rechtsgültig ist. Auf Wunsch kann die Ansicht des Gerichts darüber eingeholt werden."

Der Schwager des Verstorbenen runzelte die Stirn und sagte in nachdrücklichem Ton: „Wir zweifeln nicht daran, daß die Ansicht des Gerichts eingeholt werden kann. Darf ich um den Namen des Herrn bitten, der uns diese überraschende Mitteilung gemacht hat? Mr. Soames Forsyte? Soso!" Er blickte in spitziger Weise von Soames zum alten Jolyon hin. Röte überflog Soames' blasse Wangen, aber er blieb unbeirrt in seiner Überlegenheit. Der alte Jolyon heftete seine Augen auf den Sprecher. „Wenn", sagte er, „der Schwager des Verstorbenen nichts mehr zu bemerken hat, beantrage ich, den Bericht und die Be—"

In diesem Augenblick jedoch stand einer der fünf stillen, biederen Aktionäre auf, die Soames' Sympathie erweckt hatten. Er sagte: „Ich lehne den ganzen Antrag ab. Man erwartet von uns Mitleid mit Weib und Kindern dieses Mannes, die, wie Sie sagen, von ihm abhängig waren. Mag sein, daß sie es waren; mich geht es nichts an, ob es so war oder nicht. Ich protestiere im Prinzip gegen die ganze Sache. Es ist hohe Zeit, dieser sentimentalen Humanitätsduselei Einhalt zu tun. Das Land geht dabei zugrunde. Ich protestiere dagegen, daß mein Geld an diese Leute gezahlt wird, die nichts getan haben, es zu erwerben. Ich protestiere gegen das Ganze; das ist nicht Geschäft. Ich schlage deshalb vor, Bericht und Rechnungen zurückzugeben und die ganze Bewilligung zu streichen."

Der alte Jolyon war stehengeblieben, während der kräftige, ruhige Mann sprach. Die Rede erweckte ein Echo in allen Herzen, denn sie unterstützte die von allen kräftigen Männern so befürwortete Bewegung gegen die Freigebigkeit, die damals unter den gesünderen Mitgliedern der Gesellschaft begonnen hatte. Die Worte, ‚Das ist kein Geschäft' hatten selbst auf den Aufsichtsrat Eindruck gemacht; jeder empfand insgeheim, daß es wirklich so war. Aber sie kannten auch das herrische Temperament und die Hartnäckigkeit des Vorsitzenden. Er mußte innerlich ebenfalls fühlen, daß es kein Geschäft war, aber er hatte für seinen eigenen Vorschlag einzutreten. Würde er darauf zurückkommen? Es war eigentlich nicht anzunehmen.

Alle warteten in Spannung. Der alte Jolyon hob die Hand auf; die goldene Brille zwischen Zeigefinger und Daumen zitterte leicht mit einem leisen Anflug von Drohung. Er wandte sich zu dem kräftigen, ruhigen Aktionär. „Sie kennen ja die Leistungen des Verstorbenen bei Gelegenheit der Minenexplosion, wünschen Sie wirk-

lich trotzdem, daß ich den Abänderungsantrag stelle?" „Jawohl." Der alte Jolyon tat es. „Stimmt irgend jemand dafür?" fragte er und sah sich um. Und nun empfand Soames, der seinen Onkel ansah, die Macht des Willens in dem alten Mann. Niemand rührte sich. Der alte Jolyon blickte dem kräftigen, ruhigen Aktionär fest in die Augen und sagte: „Ich beantrage nun, ‚den Bericht anzunehmen und die Beträge für das Jahr 1887 zu bewilligen'. Sie stimmen dafür? Alle, die dafür sind, unterzeichnen in gewohnter Weise. Dagegen — nicht. Angenommen. Die nächste Sache, meine Herren —" Soames lächelte. Allerdings, Onkel Jolyon hatte eine Art und Weise!

Aber jetzt wandte seine Aufmerksamkeit sich wieder Bosinney zu. Sonderbar, daß der Gedanke an diesen Menschen ihn selbst in den Geschäftsstunden heimsuchte. Irenens Besuch des Hauses — aber das hatte ja nichts auf sich, nur hätte sie es ihm erzählen können; doch sie erzählte ihm freilich nie etwas. Von Tag zu Tag wurde sie stiller und empfindlicher. Er wünschte zu Gott, daß das Haus fertig wäre und sie darin, fort von London. Die Stadt war nichts für sie, ihre Nerven waren nicht kräftig genug. Und der Unsinn mit den getrennten Zimmern war wieder aufgetaucht!

Die Versammlung begann sich aufzulösen. Unter der Photographie des verlorenen Schachtes wurde Hemmings von Pastor Boms beim Knopfloch festgehalten. Der kleine Mr. Booker verzog seine borstigen Brauen zu einem grimmigen Lächeln und rief dem alten Scrubsole ein paar Abschiedsworte zu. Die beiden haßten einander wie Gift. Es handelte sich zwischen ihnen um einen Teer-Auftrag, den der kleine Mr. Booker sich über des alten Scrubsole Kopf hinweg von der Gesellschaft für seinen Neffen gesichert hatte. Soames hatte das von Hemmings erfahren, der den Klatsch liebte, besonders über seine Direktoren, den alten Jolyon, vor dem er sich fürchtete, allerdings ausgenommen.

Soames wartete eine Gelegenheit ab. Als der letzte Aktionär durch die Tür verschwand, näherte er sich seinem Oheim, der eben seinen Hut aufsetzte. „Kann ich eine Minute mit dir reden, Onkel Jolyon?" Es ist ungewiß, was Soames von dieser Unterredung erwartete. Abgesehen von jener etwas geheimnisvollen Scheu, die der alte Jolyon seiner philosophischen Ader oder — wie Hemmings zweifellos gesagt haben würde — seines Kinnes wegen allen Forsytes im allgemeinen einflößte, bestand und hatte zwischen dem jüngeren und dem älteren Manne immer eine geheime Feindseligkeit bestanden.

Sie lauerte in der trockenen Art, einander zu grüßen, in ihren unverblümten Anspielungen aufeinander und war vielleicht durch des alten Jolyon Wahrnehmung der stummen Hartnäckigkeit (er nannte es schon eher ‚Eigensinn') des jungen Mannes oder den geheimen Zweifel entstanden, auf seine Weise mit ihm fertig werden zu können.

Diese beiden Forsytes, in mancher Hinsicht wahre Antipoden, besaßen jeder auf seine Art – in größerem Maße als die übrige Familie – jene notwendige, eingehende, kluge ‚Geschäftseinsicht', die der Gradmesser ihrer großen Klasse ist. Jeder von ihnen hatte das Zeug, mit ein wenig Glück und Gelegenheit eine große Karriere zu machen; jeder hätte einen guten Finanzier, einen großen Unternehmer oder Staatsmann abgegeben, wenn auch der alte Jolyon in gewissen Stimmungen – unter dem Einfluß einer Zigarre oder der Natur – seine eigene hohe Stellung vielleicht nicht gerade verachtet, sicher aber in Zweifel gezogen hätte, während dies Soames, der keine Zigarren rauchte, niemals in den Sinn gekommen wäre. Außerdem lastete dem alten Jolyon immer der geheime Schmerz auf der Seele, daß der Sohn von James – von James, den er immer als eine Null betrachtet hatte – auf den Pfaden des Erfolges wandelte, während sein eigener Sohn –!

Und nun hatte er – denn er stand nicht weniger im Bereich des Familienklatsches als jeder andere Forsyte – von dem unseligen, unbestimmten, aber darum nicht weniger beunruhigenden Gerücht über Bosinney gehört und fühlte sich in seinem Stolz aufs empfindlichste verletzt. Charakteristischerweise richtete seine Entrüstung sich nicht gegen Irene, sondern gegen Soames. Der Gedanke, daß seines Neffen Frau Junes Bräutigam an sich locken sollte, war unerträglich demütigend für ihn. (Warum paßte der Mensch auch nicht besser auf sie auf! Doch welche Ungerechtigkeit! Als ob Soames besser hätte aufpassen können!) Und da er die Gefahr sah, wies er es nicht, wie James, in lauter Seelenangst von sich, sondern erkannte mit der Unbefangenheit eines weiteren Blickes, daß es nichts Unwahrscheinliches war, denn Irene hatte etwas sehr Anziehendes.

Er hatte eine Vorahnung von dem Inhalt der Mitteilungen, die Soames ihm machen wollte, als sie zusammen den Versammlungssaal verließen und in den Lärm und die Hast der Straße hinauskamen. Sie gingen eine ganze Weile nebeneinanderher, ohne zu sprechen, Soames mit seinen schleichenden kleinen Schritten und der alte Jolyon aufrecht dahinschreitend, wobei er seinen Schirm nach-

lässig als Spazierstock benutzte. Sie kamen bald in eine verhältnismäßig stille Gegend, denn der Weg des alten Jolyon zu einer zweiten Sitzung führte ihn in die Richtung der Moorgate Street.

Nun begann Soames, ohne aufzublicken: „Ich erhielt diesen Brief von Bosinney. Lies bitte, was er sagt; ich wollte es dich gern wissen lassen. Ich habe auf dies Haus eine Menge mehr verwendet, als ich beabsichtigte, und ich möchte Klarheit in der ganzen Sache." Die Augen des alten Jolyon überflogen unwillig den Brief. „Was er sagt, ist klar genug", sagte er. „Er spricht von ‚freier Hand'", erwiderte Soames. Der alte Jolyon blickte ihn an. Die lang unterdrückte Gereiztheit und Feindseligkeit gegen diesen Menschen, dessen Angelegenheiten anfingen, auf seine eigenen einzuwirken, kam nun zum Ausbruch. „Wenn du ihm nicht traust, warum beschäftigst du ihn denn?" Soames warf ihm verstohlen seitwärts einen Blick zu. „Es ist viel zu spät, davon zu reden", sagte er, „es handelt sich hier darum, daß, wenn ich ihm freie Hand lasse, er mich an nichts heranläßt. Ich dachte, wenn du mit ihm reden wolltest, hätte es mehr Gewicht!" „Nein", sagte der alte Jolyon kurz, „ich will damit nichts zu tun haben!" Die Worte beider, des Oheims und des Neffen, erweckten den Eindruck, daß Unausgesprochenes von größerer Bedeutung dahinter lag. Und der Blick, den sie wechselten, war wie eine Offenbarung dieses Bewußtseins. „Gut", sagte Soames, „ich wollte es dir nur um Junes willen sagen; ich wollte dich nur wissen lassen, daß ich keinerlei Unfug dulden werde!" „Was geht das mich an?" unterbrach der alte Jolyon ihn. „Ach! ich weiß nicht", sagte Soames, der, von seinem scharfen Blick betroffen, unfähig war, noch mehr zu sagen. „Sage nicht, daß ich dir's nicht erzählt habe", fügte er mürrisch und wieder gefaßt hinzu. „Mir erzählt!" wiederholte der alte Jolyon, „ich verstehe nicht, was du willst. Du kommst und belästigst mich mit diesen Dingen. Ich will von deinen Angelegenheiten nichts wissen; du mußt allein damit fertig werden!" „Jawohl!" sagte Soames fest, „das werde ich!" „Guten Morgen denn", sagte der alte Jolyon, und sie trennten sich.

Soames kehrte wieder um und ging in ein bekanntes Restaurant, wo er sich geräucherten Lachs und ein Glas Chablis geben ließ. Er aß selten mitten am Tage etwas und tat es gewöhnlich stehend, denn er fand diese Stellung zuträglich für seine Leber, die ganz gesund war, der er aber gern alle Schuld an seinen Verstimmungen zuschrieb. Als er fertig war, ging er langsam in sein Büro zurück;

er hielt den Kopf gesenkt und achtete nicht des Gewimmels der Tausende, die seiner ebenfalls nicht achteten.

Die Abendpost brachte folgende Antwort an Bosinney:

‚Forsyte, Bustard und Forsyte
Notare.
2001, Branch Lane, Poultry, E. C.
17. Mai 1887.

Lieber Bosinney!

Ich erhielt Ihren Brief, dessen Inhalt mich nicht wenig überraschte. Ich stand unter dem Eindruck, daß Sie ‚freie Hand' haben und immer gehabt haben, denn ich erinnere mich nicht, daß irgendwelche Anregungen, die ich zu meinem Leidwesen gemacht, Ihren Beifall gefunden hätten. Indem ich Ihnen nun auf Ihr Verlangen ‚freie Hand' lasse, bitte ich Sie, klar zu verstehen, daß die gesamten Kosten des Hauses, das mir vollständig eingerichtet übergeben werden muß, inklusive Ihres Honorars (wie wir übereinkamen) zwölftausend Pfund – 12 000 Pfund – nicht überschreiten dürfen. Dies gibt Ihnen einen genügenden Spielraum und ist viel mehr, als ich, wie Sie wissen, ursprünglich anzulegen dachte.

Ihr ergebener

Soames Forsyte.'

Am folgenden Tag erhielt er ein Billett von Bosinney:

‚Philip Baynes Bosinney
Architekt.
309 d. Sloane Street S. W.
18. Mai.

Lieber Forsyte!

Wenn Sie glauben, daß ich mich in einer so delikaten Sache, wie eine Inneneinrichtung es ist, an eine genaue Summe binden kann, sind Sie, fürchte ich, im Irrtum. Ich sehe wohl, daß Sie der ganzen Angelegenheit und meiner selbst müde sind, und darum ist es für mich wohl besser zu verzichten.

Hochachtungsvoll

Ihr
Philip Baynes Bosinney.'

Soames sann lange und angestrengt über seine Antwort nach und verfaßte spätabends im Eßzimmer, als Irene zu Bett gegangen war, das Folgende:

‚Montpellier Square 62. S. W.
19. Mai 1887.

Lieber Bosinney!

Ich denke, in unser beider Interesse wäre es wenig wünschenswert, die Sache auf dieser Stufe stehenzulassen. Ich wollte nicht sagen, daß es, wenn Sie die in meinem Brief genannte Summe um zehn oder zwanzig, ja selbst fünfzig Pfund überstiegen, zu irgendwelchen Schwierigkeiten zwischen uns kommen würde. In Anbetracht dessen möchte ich Sie bitten, Ihre Antwort nochmals zu erwägen. Sie haben ‚freie Hand' unter den Bedingungen dieser Korrespondenz, und ich hoffe, Sie werden einen Weg finden, die Einrichtung zu vollenden, wobei es, wie ich wohl weiß, schwer ist, absolut genau zu sein.

Ihr ergebener

Soames Forsyte.'

Bosinneys Antwort, die im Laufe des nächsten Tages eintraf, lautete:

‚20. Mai.

Lieber Forsyte!

Einverstanden.

Ph. Bosinney.'

SECHSTES KAPITEL

DER ALTE JOLYON IM ZOO

Der alte Jolyon erledigte seine zweite Sitzung – eine gewöhnliche Versammlung – in aller Kürze. Er war so diktatorisch, daß die Mitdirektoren sich gegen seine zunehmende Herrschsucht auflehnten, die länger zu dulden sie nicht gesonnen waren, wie sie sagten. Er benutzte die Untergrundbahn bis zur Portland Road Station, wo er eine Droschke nahm und in den Zoo fuhr. Er hatte dort eine jener in letzter Zeit häufiger werdenden Zusammenkünfte,

zu denen seine wachsende Sorge um June und ‚die Wandlung in ihr', wie er es ausdrückte, ihn trieb.

Sie zog sich zurück und magerte ab; wenn er zu ihr sprach, erhielt er keine Antwort oder wurde angefahren, oder sie sah aus, als wolle sie in Tränen ausbrechen. Sie hatte sich so verändert, wie es bei ihr möglich war, und alles durch diesen Bosinney. Und mit ihm über irgend etwas zu sprechen, daran dachte sie nicht!

Oft pflegte er, die Zeitung ungelesen vor sich, eine ausgegangene Zigarre zwischen den Lippen, lange sinnend dazusitzen. Sie war ihm immer eine solche Gefährtin gewesen, von ihrem dritten Jahre ab! Und er liebte sie so sehr! Mächte, stärker als Familie, Stand und Brauch, machten seine Obhut überflüssig, und drohende Ereignisse, über die er keine Gewalt besaß, warfen ihre Schatten über ihn. Wie einer, der gewohnt ist, seinen Willen durchzusetzen, war er gereizt, er wußte nicht durch was.

Entrüstet über die Langsamkeit seiner Droschke, erreichte er den Eingang des Zoologischen Gartens; aber in seiner sonnigen Natur, mit der er das Gute jedes Augenblicks genoß, vergaß er seinen Unmut, als er dem Stelldichein entgegenging. Von der Steinterrasse über dem Bärenzwinger eilten sein Sohn und seine beiden Enkel herab, als sie den alten Mann kommen sahen, und geleiteten ihn zu dem Löwenhaus. Sie führten ihn von beiden Seiten, jeder hielt ihn an einer Hand, und Jolly, entartet wie sein Vater, trug seines Großvaters Schirm in solcher Weise, daß er den Leuten mit der Krücke zwischen die Beine kam.

Es war wie ein Schauspiel, seinen Vater mit den Kindern zu sehen, aber ein Schauspiel, das man mit Lachen unter Tränen sieht. Man kann zu jeder Zeit des Tages einen alten Mann mit zwei kleinen Kindern sehen; aber beim Anblick seines Vaters mit Jolly und Holly hatte der junge Jolyon das Gefühl, als bekäme er Dinge zu schauen, die auf dem Grunde unseres Herzens ruhen. Die völlige Hingabe dieser aufrechten Greisengestalt an die kleinen Wesen an jeder Hand war von zu rührender Zärtlichkeit, und da seine Natur zu Reflexwirkungen neigte, begann der junge Jolyon leise zu fluchen. Für einen Forsyte, der nichts bedeutet, wenn er seine Gefühle nicht zu unterdrücken versteht, bewegte der Anblick ihn auf eine ungeziemende Weise.

Sie langten beim Löwenhaus an. Im Botanischen Garten hatte ein Morgenfest stattgefunden. und eine große Anzahl von Forsytes — das heißt, von gutgekleideten Leuten, die einen eigenen Wagen

hielten – waren von dort in den Zoo gekommen, um so, wenn möglich, mehr für ihr Geld zu haben, bevor sie nach Haus zurückkehrten. ‚Laßt uns in den Zoo gehen', hatten sie wohl zueinander gesagt, ‚dort werden wir uns gut unterhalten!' Es war Schillingtag, und da würden nicht all die schrecklich gewöhnlichen Leute dort sein.

Vor der langen Linie der Käfige standen sie reihenweise und beobachteten die braungelben, raubgierigen Tiere hinter den Gittern, die ihr einziges Vergnügen der vierundzwanzig Stunden erwarteten. Je hungriger ein Tier, desto größer die Spannung. Aber ob es so war, weil die Zuschauer es um seinen Appetit beneideten, oder humaner, weil sie ihn so schnell befriedigt sahen, dahinter konnte der junge Jolyon nicht kommen. Es drangen Bemerkungen an sein Ohr wie diese: ‚Ein scheußliches Vieh, dieser Tiger!' ‚Oh, wie entzückend ist er! Sieh nur sein kleines Mäulchen!' ‚Ja, er ist ganz nett! Geh nicht zu nah, Mutter!' Und häufig beklopfte einer oder der andere leise seine Taschen hinten und schaute sich um, als erwarte er, daß der junge Jolyon oder sonst eine harmlos blickende Person sie ihres Inhalts berauben könnte.

Ein wohlgenährter Mann in einer weißen Weste sagte langsam durch die Zähne: „'s ist nur Gefräßigkeit, sie können nicht hungrig sein. Sie haben ja gar keine Bewegung." Bei diesen Worten schnappte ein Tiger nach einem Stück blutiger Leber, und der fette Mann lachte. Seine Frau, in einem Pariser Modellkleid, mit goldenem Zwicker, sagte vorwurfsvoll: „Wie kannst du lachen, Harry? Ein so schauderhafter Anblick!"

Der junge Jolyon runzelte die Stirn. Die Verhältnisse seines Lebens hatten, wenn er sie auch nicht mehr so sehr vom persönlichen Standpunkt aus betrachtete, zeitweilig einen gewissen Hochmut in ihm erweckt; und die Klasse, der er angehört hatte – die Equipagenklasse –, reizte ihn ganz besonders zum Spott.

Einen Löwen oder Tiger eingesperrt zu halten, war sicher eine furchtbare Barbarei. Aber kein Kulturmensch würde das zugeben. Der Gedanke, daß es barbarisch war, wilde Tiere eingesperrt zu halten, war seinem Vater zum Beispiel wahrscheinlich nie gekommen; er gehörte zu der alten Schule, die es sowohl für menschlich wie erzieherisch hielt, Paviane und Panther einzusperren, und ohne Zweifel der Ansicht war, diese Kreaturen im Laufe der Zeit dazu bewegen zu können, nicht unvernünftig vor Jammer und Herzeleid über ihr Käfiggitter zu sterben und die Gesellschaft dadurch zu der Ausgabe für Anschaffung von neuen zu veranlassen!

In seinen Augen wie in den Augen aller Forsytes überwog das Vergnügen, die schönen Geschöpfe in Gefangenschaft zu sehen, bei weitem das Unrecht, Tiere gefangenzuhalten, die Gott so unbedachtsam in einen Zustand der Freiheit gesetzt hat! Es geschah zum Besten der Tiere, sie sofort den zahllosen Gefahren der Bewegung im Freien zu entziehen und sie instand zu setzen, ihre Fähigkeiten in der gesicherten Abgeschlossenheit gesonderter Gelasse zu üben. Es war wirklich die Frage, wozu anders wilde Tiere gemacht waren, als in Käfige eingesperrt zu werden! Da der junge Jolyon aber von Natur zu Unparteilichkeit neigte, überlegte er, daß es unrecht sein müsse, als Barbarei zu brandmarken, was nur Mangel an Phantasie war; denn keiner, der diesen Anschauungen huldigte, hatte sich je in einer ähnlichen Lage befunden wie die Tiere, die sie einsperrten, und es war darum nicht von ihm zu erwarten, daß er sich in deren Gefühle hineinzuversetzen vermochte.

Erst als sie im Begriff waren, den Garten zu verlassen – Jolly und Holly in einem Zustand seligen Entzückens –, fand der alte Jolyon Gelegenheit, mit seinem Sohne von der Sache zu sprechen, die ihm vor allem am Herzen lag. „Ich werde nicht klug daraus", sagte er; „wenn sie es weiter so treibt wie bisher, weiß ich nicht, was daraus werden soll. Ich wollte, daß sie zum Arzt geht, aber sie will es nicht. Mir gleicht sie nicht im geringsten. Sie ist ganz und gar wie deine Mutter. Halsstarrig wie ein Maulesel! Wenn sie etwas nicht tun will, tut sie's nicht, da ist nichts zu machen!" Der junge Jolyon lächelte, sein Blick war auf seines Vaters Kinn gefallen. ‚Ihr beide seid ein Paar!' dachte er, aber er sagte nichts. „Und dann", fuhr der alte Jolyon fort, „dieser Bosinney. Ich hätte Lust, dem Burschen den Kopf zurechtzusetzen, aber das geht nicht, obwohl – doch ich sehe nicht ein, warum du es nicht könntest", fügte er hinzu. – „Was hat er getan? Besser, es käme zu einem Ende, wenn sie nicht miteinander fertig werden können!"

Der alte Jolyon blickte seinen Sohn an. Jetzt, wo es wirklich dazu gekommen war, von den Beziehungen zwischen den Geschlechtern zu reden, fing er an, mißtrauisch zu werden. Jo hatte sicher sehr freie Ansichten darüber. „Ja, ich weiß nicht, was du denkst", sagte er, „wahrscheinlich sympathisierst du mit ihm – es würde mich nicht überraschen; aber ich finde, er benimmt sich unerhört schlecht, und wenn er mir in den Weg kommt, werde ich's ihm auch sagen." Er ließ den Gegenstand fallen. Es war unmöglich, mit diesem Sohn über die wahre Natur und Bedeutung von Bosinneys Vergehen zu

reden. Hatte sein Sohn vor fünfzehn Jahren nicht dasselbe (und Schlimmeres, wenn möglich) getan? Es war kein Ende der Folgen jener Torheit abzusehen!

Der junge Jolyon schwieg ebenfalls; er hatte die Gedanken seines Vaters schnell durchschaut, denn nachdem er entthront, den Hochsitz natürlich einfacher Betrachtung der Dinge verlassen hatte, war er sowohl empfindsam wie scharfsichtig geworden. Die Haltung, die er vor fünfzehn Jahren sexuellen Dingen gegenüber eingenommen hatte, war zu verschieden von der seines Vaters. Die Kluft war nicht zu überbrücken.

Er sagte kühl: „Er hat sich wohl in eine andere Frau verliebt?" Der alte Jolyon warf ihm einen unsichern Blick zu. „Ich weiß es nicht", erwiderte er, „man sagt es!" „Dann ist es wahrscheinlich auch wahr", bemerkte der junge Jolyon wider Erwarten, „und sie haben dir wohl auch gesagt, wer sie ist?" „Ja", sagte der alte Jolyon, —„Soames' Frau!"

Jo pfiff nicht. Seine eigenen Lebensumstände hatten ihm die Fähigkeit genommen, bei einem solchen Anlaß zu pfeifen; er blickte seinen Vater nur an, und der Schatten eines Lächelns huschte über sein Gesicht. Wenn sein Vater es sah, achtete er dessen nicht. „Sie und June waren Busenfreundinnen!" murmelte er. „Arme kleine June!" sagte der junge Jolyon weich. Er dachte seiner Tochter als dreijährigen Kindes.

Plötzlich blieb der alte Jolyon stehen und sagte: „Ich glaube kein Wort davon, es ist alles Altweibergeschwätz. Rufe mir eine Droschke, Jo, ich bin todmüde!" Sie stellten sich an eine Ecke, um eine leere Droschke abzuwarten, während Wagen auf Wagen mit Forsytes jeder Gattung vom Zoo vorüberfuhr. Geschirre, Livreen, das glänzende Fell der Pferde glitzerten und leuchteten im Maiensonnenschein, und das Rollen der Räder jeder Equipage, ob Landauer, Kalesche, Viktoria oder Coupé, schien stolz zu verkünden:

„I and my horses and my men you know,
Indeed the whole turn-out have cost a pot,
But we were worth it every penny. Look
At Master and at Missis now, the dawgs!
Ease with security-ah! that's the ticket!"

Und für einen Forsyte ist das bekanntlich die rechte Begleitung zum Spazierenfahren.

Unter diesen Wagen kam einer, von zwei Falben gezogen, in schnellerer Fahrt als die andern vorbei. Er sprang auf seinen elastischen Federn, und die vier Personen in seinem Innern schienen zu schaukeln wie in einer Wiege. Dieses Gefährt zog die Aufmerksamkeit des jungen Jolyon auf sich, und plötzlich erkannte er auf dem Rücksitz Onkel James, der trotz seines weißer gewordenen Bartes nicht zu verkennen war. Ihm gegenüber saßen mit Sonnenschirmen, die den Rücken vor der Sonne schützten, Rachel Forsyte und ihre jüngere, aber verheiratete Schwester, Winifred Dartie, in tadellosen Toiletten und bewegten die Köpfe wie zwei Vögel, die sie im Zoo gesehen hatten. Neben James, nachlässig zurückgelehnt, Dartie in einem nagelneuen, eng zugeknöpften Gehrock und an jedem Handgelenk einen breiten Streifen der sorgfältig vorgezogenen Manschetten. Ein ganz besonderer, wenn auch gedämpfter Glanz, eine Spur mehr vom besten Firnis oder bester Politur gaben diesem Gefährt seinen Charakter und schienen es vor allen andern auszuzeichnen, als wäre es durch einen gewissen Schwung – wie er das wahre ‚Kunstwerk' von einem gewöhnlichen ‚Bilde' unterscheidet – der typische Triumphwagen, der eigentliche Thron des Forsytetums.

Der alte Jolyon bemerkte ihr Vorüberfahren nicht; er tröstete Holly, die müde war, aber im Wagen waren sie auf die kleine Gruppe aufmerksam geworden; die Damen reckten plötzlich ihre Köpfe, mit krampfhaften Bewegungen wurden die Schirme vorgehalten, nur James' Gesicht mit langsam sich öffnendem Munde ragte unbefangen hervor wie der Kopf eines großen Vogels. Dann wurden die schildartigen Schirmrunden kleiner und kleiner und verschwanden ganz.

Der junge Jolyon hatte gesehen, daß er erkannt wurde, sogar von Winifred, die nicht mehr denn fünfzehn gewesen, da er das Recht eingebüßt, als ein Forsyte betrachtet zu werden. Sie hatte sich nicht sehr verändert! Er erinnerte sich genau des Aussehns ihrer Equipage zu jener Zeit: Pferde, Leute, Wagen, alle waren ohne Zweifel heute andere, aber sie hatten ganz das gleiche Gepräge wie vor fünfzehn Jahren; die gleiche zierliche Aufmachung, der gleiche, klug berechnete Dünkel – Behagen und Sicherheit! Genau der Schwung, genau das Halten der Sonnenschirme, der Geist des Ganzen genau wie damals. Und von den stolzen Schilden der Schirme geschützt, kam Wagen auf Wagen im Sonnenschein vorüber.

„Eben fuhr Onkel James mit seinen Damen vorbei", sagte der junge Jolyon. Sein Vater blickte finster drein. „Hat dein Onkel

uns gesehen? Ja? Hm! Was hat er denn in dieser Gegend zu suchen?"

Eine leere Droschke näherte sich in diesem Augenblick, und der alte Jolyon hielt sie an. „Wir sehen uns bald wieder, mein Junge!" sagte er. „Kehre dich nicht daran, was ich über den jungen Bosinney gesagt habe – ich glaube kein Wort davon!" Er küßte die Kinder, die ihn zurückzuhalten suchten, stieg ein und fuhr davon. Der junge Jolyon, der Holly auf den Arm genommen hatte, blieb regungslos an der Ecke stehen und sah der Droschke nach.

SIEBENTES KAPITEL

EIN NACHMITTAG BEI TIMOTHY

Wenn der alte Jolyon beim Einsteigen in seine Droschke gesagt hätte: Ich will kein Wort davon glauben, hätte es seine Empfindungen wahrer ausgedrückt. Das Gefühl, von James und seinen Damen in Gesellschaft seines Sohnes gesehen worden zu sein, hatte in ihm nicht nur einen Unmut erweckt, der ihn immer überkam, wenn jemand seinen Willen durchkreuzte, sondern auch jene geheime, zwischen Brüdern so natürliche Feindseligkeit, deren Wurzeln – oft kleine Kinderstubeneifersüchteleien – im Verlauf des Lebens zuweilen zäher werden, tiefer eindringen und ganz im verborgenen eine Pflanze tragen, die mitunter die bittersten Früchte zeitigt.

Bisher hatte es unter den sechs Brüdern keine andere unfreundliche Empfindung gegeben als jene durch den geheimen und natürlichen Argwohn veranlaßte, daß die andern reicher sein könnten als sie selbst. Es war ein Gefühl, das sich durch die Nähe des Todes – dem Ende aller Handicaps – und infolge der Verschwiegenheit ihres Geschäftsführers bis zur höchsten Neugierde steigerte, wenn dieser zu Nicholas wohlweislich von James' Einkommen sprach, zu James von dem des alten Jolyon, zum alten Jolyon von Rogers, zu Rogers von Swithins, während er Swithin gegenüber die höchst erregende Bemerkung zu machen pflegte, daß Nicholas ein reicher Mann sein müsse. Timothy allein bildete eine Ausnahme, da er seine goldsichern Staatspapiere besaß.

Allein jetzt war, wenigstens zwischen zweien von ihnen, ein ganz anderes Gefühl der Kränkung entstanden. Von dem Moment ab, wo James die Impertinenz gehabt hatte, die Nase in seine An-

gelegenheiten zu stecken – wie er es ausdrückte –, wollte der alte Jolyon dieser Geschichte über Bosinney keinen Glauben mehr schenken. Seine Enkelin durch ein Mitglied der ‚Familie dieses Menschen' gedemütigt! Er war überzeugt, daß Bosinney verleumdet wurde. Seine Pflichtvergessenheit mußte einen andern Grund haben. June war wohl auf ihn losgefahren, oder sonst etwas; sie war so empfindlich jetzt!

Jedoch wollte er Timothy ein wenig sein Herz ausschütten und sehen, ob er ihm weitere Winke geben würde! Und er wollte kein Gras darüber wachsen lassen, sondern gleich zu ihm gehen und wohl auf der Hut sein, damit er in dieser Sache den Weg nicht nochmals zu machen brauchte.

Er sah James' Wagen die Straße vor Timothys Haus versperren. Also waren sie vor ihm hingelangt und schnatterten wohl darüber, daß sie ihn gesehen hatten! Und weiterhin standen Swithins Grauschimmel Nase an Nase mit James' Falben, wie im Konklave über die Familie, während die Kutscher über sie im Konklave saßen.

Der alte Jolyon legte seinen Hut in der engen Halle auf einen Stuhl, wo der Bosinneys vor langer Zeit damals für eine Katze gehalten worden war, strich sich mit seiner mageren Hand grimmig über das Gesicht mit dem hängenden weißen Schnurrbart, wie um jede Spur eines Ausdrucks zu verwischen, und begab sich nach oben. Er fand das Vorderzimmer gefüllt. Es war zu jeder Zeit voll genug – ohne Gäste – ohne daß jemand darin war –, denn Timothy und seine Schwester fanden ein Zimmer, der Tradition ihrer Generation gemäß, nicht wirklich ‚hübsch', wenn es nicht ‚ordentlich' möbliert war. Es enthielt darum elf Stühle, ein Sofa, drei Tische, zwei Schränke, unzählige Nippsachen und einen Flügel. Und jetzt, wo Mrs. Small, Tante Hester, Swithin, James, Rachel, Winifred, Euphemia, die gekommen war, um ‚Leidenschaft und Ablenkung' zurückzugeben, das sie beim Lunch gelesen, und ihre intimste Freundin Frances, Rogers Tochter (die musikalische unter den Forsytes, die Lieder komponierte), sich in dem Zimmer aufhielten, war nur ein Stuhl unbenutzt geblieben, außer den beiden natürlich, auf die sich nie jemand setzte – und der einzige Platz, wo man stehen konnte, war von der Katze eingenommen, auf die der alte Jolyon auch unverzüglich trat.

In diesen Tagen war es durchaus nichts Ungewöhnliches für Timothy, soviel Besuch zu haben. Jeder einzelne der ganzen Familie hatte immer wahre Verehrung für Tante Ann gehegt, und nun, wo

sie nicht mehr war, kamen sie noch häufiger und blieben länger. Swithin war zuerst gekommen; er saß träge in einem roten Armsessel mit vergoldeter Rückenlehne und sah aus, als wolle er die andern alle überdauern. Mit seiner schweren Gestalt und seinem Umfang, dem dichten weißen Haar und dem unbeweglichen rasierten Gesicht entsprach er vollkommen Bosinneys Bezeichnung ‚der Dicke' und wirkte in dem reichmöblierten Zimmer urwüchsiger denn je. Seine Unterhaltung drehte sich wie gewöhnlich in letzter Zeit um Irene, und er hatte nicht versäumt, Tante Juley und Hester seine Meinung hinsichtlich der Gerüchte zu sagen, die im Umlauf sein sollten. Ja – sie brauche wohl ein wenig Flirt, hatte er gesagt, eine schöne Frau müsse sich ausleben können; aber mehr als das glaube er nicht. Es war nichts erwiesen, sie sei viel zu vernünftig, wüßte zu gut, was sie ihrer Stellung und der Familie schuldig war. Kein Sk–, er wollte ‚Skandal' sagen, aber der Gedanke war so abgeschmackt, daß er abwehrend die Hand bewegte, wie um zu sagen: ‚Aber lassen wir das!'

Angenommen, daß Swithin die Situation vom Standpunkt des Junggesellen aus betrachtete – aber wozu war diese Familie, in der so viele durch eigene Kraft eine gewisse Stellung erreicht hatten, nicht berechtigt? Wenn er in dunklen pessimistischen Augenblicken auch die Worte ‚Pächter' und ‚sehr kleine Verhältnisse' in Verbindung mit seinen Vorfahren gehört hatte, glaubte er daran? Nein! er hegte die geheime Ansicht und schlug sich dabei pathetisch auf die Brust, daß irgendeiner unter seinen Vorvordern etwas Vornehmes gewesen sein müsse. „Es muß so sein", hatte er einst zum jungen Jolyon gesagt, ehe dieser auf schlechte Bahnen geraten war. „Sieh uns an – wir sind vorwärtsgekommen! Es muß doch gutes Blut in uns stecken!"

Er war dem jungen Jolyon sehr zugetan! Der Junge war in Cambridge in guter Gesellschaft gewesen, hatte die Söhne des alten Halunken Sir Charles Fiste gekannt – von denen einer auch ein schöner Lump geworden war. Und er hatte einen gewissen Stil – es war jammerschade, daß er mit diesem fremden Mädel durchgegangen war – mit einer Erzieherin noch dazu! Wenn er schon so auf und davon mußte, warum nicht mit einer, die ihnen Ehre gemacht hätte! Und was war er nun? – Beamter bei Lloyd; er sollte sogar Bilder malen – Bilder! Verflucht! er hätte als Sir Jolyon Forsyte, Baronet, enden können, mit einem Sitz im Parlament und einem Gut auf dem Lande!

Einem Impulse folgend, der früher oder später ein Glied jeder

angesehenen Familie dazu treibt, war Swithin auch auf das Heroldsamt gegangen, wo er die Versicherung erhielt, daß er ohne Zweifel der nämlichen Familie angehöre wie die wohlbekannten Forsites mit einem „i", deren Wappen, ‚drei Schilde rechts in rotschraffiertem dunklem Felde', er, wie sie hofften, nun annehmen würde. Swithin tat es jedoch nicht, aber als er sich vergewissert hatte, daß ihr Abzeichen ein ‚Fasan' war und das Motto ‚Für Forsite', hatte er den Fasan auf seinem Wappen und den Knöpfen seines Kutschers und das Abzeichen mit Motto auf seinem Briefpapier anbringen lassen. Das Wappen ließ er fort, teils weil er fürchtete, daß es auffallen könnte, den Wagen damit zu schmücken, da er es nicht bezahlt hatte, und alles Auffallende war ihm verhaßt, und teils weil er, wie jeder praktische Mann im Lande, eine geheime Abneigung und Verachtung für Dinge hegte, die er nicht verstand. — Er fand, wie andere wohl auch, ‚drei Schilde auf rotschraffiertem dunklem Felde' waren ein harter Bissen. Allein er vergaß nie, daß sie ihm gesagt hatten, er wäre berechtigt, das Wappen zu benutzen, wenn er dafür zahlte, und es befestigte seine Überzeugung, ein Gentleman zu sein. Unvermerkt hatten sich auch die übrigen Familienmitglieder den ‚Fasan' angeeignet, und einige, denen es ernster war, nahmen auch das Motto an; der alte Jolyon allein weigerte sich, es zu führen, und nannte es Humbug, der, soviel er sehen könne, gar keinen Sinn hätte.

Innerhalb der älteren Generation war es vielleicht bekannt, welch großem geschichtlichem Ereignis sie ihr Abzeichen eigentlich verdankten; und wenn sie dringend danach gefragt wurden, gestanden sie lieber schleunigst, daß Swithin es irgendwo aufgestöbert hätte, als daß sie eine Lüge sagten, denn sie logen nicht gern und waren der Meinung, daß nur Franzosen und Russen es täten. Bei der jüngeren Generation blieb die Sache in Schweigen gehüllt. Sie wollten die Gefühle der Älteren nicht verletzen und sich selbst nicht lächerlich fühlen; sie benutzten einfach das Abzeichen ...

Nein, sagte Swithin, er hatte Gelegenheit gehabt, selbst zu sehen, und konnte nur sagen, daß nichts in ihrem Wesen gegen diesen jungen Bukanier oder Bosinney, oder wie sein Name war, sich von ihrem Wesen gegen ihn selbst unterschied, er würde tatsächlich eher sagen ... Aber hier brach die Ankunft von Frances und Euphemia die Unterhaltung leider ab, denn diese Dinge konnten vor jungen Leuten doch nicht besprochen werden. Und obwohl es Swithin einigermaßen erregte, gerade unterbrochen zu werden, wo

er im Begriff war, etwas Wichtiges zu sagen, gewann er seine Liebenswürdigkeit doch bald wieder. Er hatte Frances – Francie, wie sie in der Familie genannt wurde – sehr gern. Sie war so munter und sollte sich ein hübsches kleines Sümmchen Taschengeld durch ihre Lieder erworben haben; er fand es sehr tüchtig von ihr. Er tat sich viel darauf zugute, Frauen gegenüber eine sehr freidenkende Haltung einzunehmen, denn er sah nicht ein, warum sie nicht Bilder malen oder Lieder, ja selbst Bücher schreiben sollten, namentlich wenn es ihnen einen nützlichen Groschen einbrachte; warum auch nicht – es hielt sie von dummen Streichen ab; ein ander Ding, wenn sie Männer wären!

‚Klein Francie', wie sie gewöhnlich mit gutmütiger Herablassung genannt wurde, war eine bedeutende Persönlichkeit, wenn auch nur als stehende Illustration für das Verhältnis der Forsytes zur Kunst. Sie war eigentlich nicht ‚klein', sondern ziemlich groß; ihr Haar für eine Forsyte ziemlich dunkel, gab mit den grauen Augen ihrem Aussehen etwas ‚Keltisches', wie man es nannte. Sie machte Lieder mit Titeln, wie ‚Heimliche Seufzer' oder ‚Küß mich, Mutter, eh ich sterbe', mit einem Refrain wie bei einer Hymne:

„Küß mich, Mutter, eh ich sterbe;
Küß mich – küß mich, Mutter, oh!
Küß, oh, küß mich, e–eh ich –
Küß mich, Mutter, eh ich st–e–erbe!"

Sie dichtete den Text dazu selbst und auch andere Gedichte. In froheren Augenblicken schrieb sie Walzer, von denen einer, die ‚Kensington-Weise', in Kensington fast volkstümlich war und einen einschmeichelnden Rhythmus hatte:

Er war sehr originell. Dann waren da noch ihre ‚Lieder für die Kleinen', zugleich erzieherisch und witzig, vor allem ‚Großmütterchens Goldfisch', und ein beinahe prophetisch von der künftigen Stimmung des Landes erfülltes Liedchen mit dem Titel ‚Haut ihm nur ein blaues Auge'. Jeder Verleger war bereit, sie anzunehmen, und Zeitschriften wie ‚Hohe Ziele' und ‚Frauenhort' waren entzückt von ‚jedem neuen von Miß Francie Forsytes geistvollen, glänzenden, rührenden Liedchen. Wir waren zum Lachen und zu Tränen bewegt.

Möge Miß Forsyte so fortfahren.' In dem sichern Instinkt ihrer Rasse war es Francie ein leichtes, die richtigen Leute kennenzulernen – Leute, die über sie schrieben und sprachen, auch Leute aus der Gesellschaft –, sie hatte eine Liste solcher im Kopf, bei denen sie ihre Vorzüge zur Geltung bringen konnte, und ließ die Stufenfolge steigender Preise, die für sie die Zukunft bedeuteten, nicht aus dem Auge. Auf diese Weise gelang es ihr, sich allgemeine Achtung zu erwerben.

Einmal, zu einer Zeit, als ihre Gefühle durch eine Neigung aufgepeitscht waren – denn Rogers ganze Lebensführung mit seinen eifrigen Häuserspekulationen hatte bei seiner ältesten Tochter einen Hang zur Leidenschaft hervorgerufen –, wandte sie sich einer größeren ernsteren Aufgabe zu und wählte die Form einer Sonate für die Violine. Dies war die einzige ihrer Produktionen, die die Forsytes beunruhigte. Sie fühlten sofort, daß sie sich nicht verkaufen würde. Roger, der sich freute, eine talentvolle Tochter zu haben, und oft auf das Taschengeld anspielte, das sie sich selbst erworben hatte, war durch diese Violinsonate ganz aufgebracht. „Solch ein Schund!" sagte er davon. Francie hatte den jungen Flageoletti, Euphemias Geiger, aufgefordert, sie bei ihr zu Haus, in Prince's Gardens, zu spielen. Was die Sache an sich betraf, so hatte Roger recht. Es war Schund, aber – sehr ärgerlich – eine Art von Schund, der sich nicht verkaufte. Wie jeder Forsyte weiß, ist Schund, der sich verkauft, durchaus kein Schund – keineswegs.

Und doch, trotz des gesunden Menschenverstandes, der den Wert der Kunst nach dem bestimmt, was sie einträgt, konnten die Forsytes, Tante Hester zum Beispiel, die sehr musikalisch war, nicht umhin, zu bedauern, daß Francies Musik ebenso wie ihre Gedichte nicht ‚klassisch' waren. Aber wie Tante Hester sagte, gab es heutzutage gar keine Dichtkunst mehr, alle Gedichte wären ‚kleine unbedeutende Dinger'. Niemand konnte mehr ein Gedicht schreiben wie das ‚Verlorene Paradies' oder ‚Childe Harold', bei denen man wirklich das Gefühl hatte, etwas gelesen zu haben. Immerhin aber war es nett für Francie, etwas zu haben, womit sie sich beschäftigen konnte. Während andere Mädchen mit Einkäufen Geld ausgaben, erwarb sie es! Und sowohl Tante Juley wie Tante Hester waren immer bereit zu hören, wie Francie es wieder angefangen hatte, ihre Preise zu steigern.

Sie hörten jetzt zusammen mit Swithin zu, der sich den Anschein gab, es nicht zu tun, denn diese jungen Leute sprachen so schnell und

verschluckten so viel, daß er nie verstehen konnte, was sie sagten! „Und ich kann nicht begreifen", sagte Mrs. Septimus, „wie du es machst. Ich hätte das nie gewagt!" Francie lächelte leise. „Ich habe viel lieber mit einem Manne zu tun als mit einer Frau. Frauen sind so kritisch!" „Mein Kind", rief Mrs. Small, „wir sind es sicher nicht." Euphemia brach in ihr leises Lachen aus, das mit Quietschen endete, und sagte, als würgte sie jemand: „Ich sterbe noch vor Lachen, Tantchen."

Swithin sah keine Veranlassung zum Lachen; er verabscheute Leute, die lachten, wenn er selbst keinen Scherz merkte. Übrigens verabscheute er Euphemia überhaupt und erwähnte sie nur als ‚Nicks Tochter, wie heißt sie doch, die Blasse?' Er wäre beinahe ihr Pate geworden — ganz sicher, wenn er nicht energisch gegen diesen ausländischen Namen aufgetreten wäre. Er haßte es, Pate zu stehen. Jetzt sagte Swithin voll Würde zu Francie: „Schönes Wetter — hm — für diese Jahreszeit." Aber Euphemia, die wohl wußte, daß er sich geweigert hatte, ihr Pate zu werden, wandte sich zu Tante Hester und fing an, ihr zu erzählen, wie sie Irene, Soames' Frau, im Kaufhaus gesehen. „Und Soames war mit ihr?" fragte Tante Hester, denn Mrs. Small hatte noch keine Gelegenheit gefunden, ihr den Vorfall zu erzählen. „Soames mit ihr? Natürlich nicht!" „Aber war sie ganz allein in der Stadt?" „O nein! Mr. Bosinney war mit ihr. Sie war wundervoll angezogen." Aber als Swithin den Namen Irenens hörte, blickte er Euphemia streng an, die allerdings nie gut in einem Kleide aussah, was sie auch tragen mochte, und sagte: „Wie eine vornehme Dame sicher. Es ist ein Vergnügen, sie zu sehen."

In diesem Augenblick wurden James und seine Töchter gemeldet. Dartie, der sich nach einem Trunk sehnte, hatte eine Verabredung beim Zahnarzt vorgeschützt, sich, nachdem er am Marble Arch abgesetzt worden, eine Droschke genommen und saß jetzt bereits in der Fenstertür seines Klubs in Piccadilly. Seine Frau, erzählte er seinen Freunden, hatte einige Besuche mit ihm machen wollen. Das wäre aber nicht sein Fall — ganz und gar nicht! Er rief nach dem Kellner und schickte ihn hinaus, um nachzusehen, wer das 4.30-Rennen gewonnen hatte. Er sei hundemüde, sagte er, und das war Tatsache, denn er war mit seiner Frau den ganzen Nachmittag von einer ‚Schau' zur andern herumgefahren. Schließlich hätte er sich aus dem Staube gemacht. Ein Mann müsse doch auch sein eigenes Leben leben.

In diesem Augenblick sah er durch die Glastür — er liebte diesen Platz, wo er jeden Vorübergehenden sehen konnte — und erblickte

unglücklicherweise oder vielleicht glücklicherweise Soames, der, mit der offenbaren Absicht hereinzukommen, von der Parkseite her langsam die Straße kreuzte, denn er gehörte auch zu dem ‚Iseeum'. Dartie sprang auf, ergriff sein Glas, stammelte etwas über ‚das Rennen' und zog sich schnell ins Spielzimmer zurück, wohin Soames niemals kam. Hier lebte er in vollkommener Einsamkeit bei trübem Licht sein eigenes Leben bis halb acht, zu welcher Zeit Soames, wie er wußte, den Klub sicher verlassen haben mußte.

Es war nicht ratsam, so wiederholte er sich jedesmal, wenn der Drang, an den Unterhaltungen in der Fenstertür teilzunehmen, zu stark in ihm wurde – es war absolut nicht ratsam, mit so geringen Einkünften, wie er sie hatte und wo der ‚Alte' (James) seit der Geschichte mit den Petroleumaktien, an der er gar keine Schuld hatte, noch immer so muffig war, einen Streit mit Winifred zu riskieren. Wenn Soames ihn im Klub sah, würde sie sicher erfahren, daß er gar nicht beim Zahnarzt gewesen war. Er kannte keine einzige Familie, in der alles immer so ‚herumkam'. Mit einem mürrischen Blick in dem olivenfarbenen Gesicht, die Beine in den karierten Hosen gekreuzt, mit Lackschuhen, die in der Dämmerung blinkten, saß er ungemütlich zwischen den grünen Spieltischen, kaute an seinem Zeigefinger und überlegte, wo zum Teufel er das Geld hernehmen sollte, wenn Erotic den Lancaster-Cup nicht gewann.

Seine Gedanken wandten sich mißmutig den Forsytes zu. Was das für eine Gesellschaft war! Nichts war aus ihnen herauszubekommen, wenigstens machte es die größten Schwierigkeiten. Sie waren so verd–t genau in Geldangelegenheiten; nicht ein Sportsmann in der ganzen Sippe, wenn nicht George gewesen wäre. Dieser Soames zum Beispiel bekäme einen Ohnmachtsanfall, wenn man einen Zehner von ihm borgen wollte, oder wenn nicht das, so sähe er einen mit dem verwünschten überlegenen Lächeln an, als wäre man eine verlorene Seele, weil man Geld brauchte. Und seine Frau (Dartie wässerte unwillkürlich der Mund), mit der er versucht hatte, auf gutem Fuß zu stehen, wie man es mit einer hübschen Schwägerin natürlich gern wollte, ob diese – (er gebrauchte wirklich ein grobes Wort) – wohl einen Blick für ihn hatte – sie sah ihn ja an, als wäre er Auswurf – und doch konnte sie es weit genug treiben, darauf wollte er eine Wette eingehen. Er kannte die Frauen; sie waren nicht umsonst mit so sanften Augen und solchen Figuren geschaffen, dahinter würde dieser Soames wohl bald genug kommen, wenn

irgend etwas daran war, was er über den guten ‚Bukanier' gehört hatte.

Dartie erhob sich von seinem Stuhl, machte einen Gang durchs Zimmer und hielt vor dem Spiegel über dem Kaminsims an, wo er lange in Betrachtung seines Gesichts versunken stehenblieb. Mit dem gewichsten dunklen Schnurrbart und dem kleinen vornehmen Ansatz von Backenbart hatte es das für manche Gesichter eigentümliche Aussehen, als wäre es in Leinöl getaucht; und beunruhigt fühlte er das Entstehen eines Pickels an der Seite der leicht gebogenen fettigen Nase.

Inzwischen hatte der alte Jolyon den übriggebliebenen Stuhl in Timothys behaglichem Wohnzimmer entdeckt. Seine Ankunft hatte die Unterhaltung offenbar unterbrochen, und es war ein verlegenes Schweigen eingetreten. In ihrer wohlbekannten Gutherzigkeit beeilte sich Tante Juley, die Gemütlichkeit wiederherzustellen. „Ja, Jolyon", begann sie, „wir sprachen eben davon, daß du lange Zeit nicht hiergewesen bist; aber es darf uns nicht überraschen. Du bist natürlich sehr beschäftigt? James sagte gerade, wie viel es jetzt zu tun gibt —" „Sagte er das?" erwiderte der alte Jolyon und blickte James fest an. „Es gäbe nicht halb soviel zu tun, wenn jeder sich nur um seine eigenen Angelegenheiten kümmerte."

James, der nachdenklich in einem kleinen Sessel saß, von dem seine Knie in die Höhe ragten, schob unruhig die Füße vor und trat dabei mit dem einen auf die Katze, die unbesonnen vor dem alten Jolyon neben ihm Zuflucht gesucht hatte. „Ihr habt ja hier eine Katze", sagte er gekränkt und zog den Fuß ungeduldig zurück, als er ihn auf dem weichen pelzigen Körper fühlte. „Mehrere", sagte der alte Jolyon und blickte von einem zum andern, „ich trat eben auf eine." Es schwiegen alle. Dann fragte Mrs. Small, indem sie die Finger ineinanderflocht und mit feierlicher Ruhe um sich blickte: „Und wie geht's der lieben June?" Ein leiser Humor blitzte in den ernsten Augen des alten Jolyon auf. Eine merkwürdige alte Frau, diese Juley! Sie ist einzig darin, immer das Verkehrte zu sagen! „Schlecht!" sagte er; „London bekommt ihr nicht — zu viele Leute, viel zuviel Geschwätz und Geklatsche überall." Er legte Nachdruck auf die Worte und sah wieder James gerade ins Gesicht.

Niemand sprach. Sie hatten alle ein Gefühl, daß es zu gefährlich sei, nach irgendeiner Richtung hin einen Schritt zu unternehmen oder eine Bemerkung zu wagen. Etwas von der Vorahnung des drohenden Verhängnisses, wie sie den Zuschauer einer griechischen Tragödie

überkommt, hatte sich diesem reichmöblierten Zimmer mit den weißhaarigen alten Männern in Schoßröcken und vornehm gekleideten Frauen mitgeteilt, die alle von demselben Blut waren, unter all denen eine ungreifbare Ähnlichkeit bestand. Nicht daß sie sich dessen bewußt gewesen wären, denn die Anwesenheit so verhängnisvoller böser Geister kann nur empfunden werden.

Jetzt erhob Swithin sich. Er wollte hier nicht sitzen mit dem Gefühl – er ließ sich von keinem einschüchtern! Noch würdevoller als sonst manövrierte er durchs Zimmer und schüttelte jedem einzeln die Hand. „Bestelle Timothy von mir", sagte er, „daß er sich zu sehr verweichlicht!" Dann wandte er sich zu Francie, die er ‚fesch' fand, und fügte hinzu: „Du mußt an einem dieser Tage eine Spazierfahrt mit mir machen." Aber das beschwor die Vision jener andern denkwürdigen Fahrt herauf, über die so viel gesprochen worden war, und er stand einen Augenblick ganz still, mit glasigen Augen, wie in Erwartung, auch die Bedeutung dessen zu erhaschen, was er selbst darüber gesagt; doch plötzlich überlegte er, daß ihm all das ganz einerlei sei, und sagte zum alten Jolyon: „Na, adieu, Jolyon! Du solltest nicht ohne Überzieher herumgehen, du wirst dir noch Ischias oder sonst was holen!" Dann gab er der Katze mit der Spitze seiner Lackstiefel einen leisen Stoß, und seine ungeheure Gestalt entfernte sich.

Als er gegangen war, blickte einer verstohlen den andern an, um zu sehen, wie er das Wort ‚Spazierfahrt' aufgenommen hatte, dieses Wort, das als einzige sozusagen offizielle Nachricht in bezug auf das vage dunkle Gerücht, das die Zungen der Familie in Bewegung setzte, jetzt berüchtigt war und eine überwältigende Bedeutung bekommen hatte. Einem Impuls gehorchend, sagte Euphemia mit kurzem Lachen: „Ich bin froh, daß Onkel Swithin mich nicht zu Spazierfahrten auffordert." Um wieder einzulenken und über kleine Verlegenheiten hinwegzuhelfen, die dieser Gegenstand vielleicht herbeiführen könnte, erwiderte Mrs. Small: „Er nimmt jeden gern mit, meine Liebe, der gut angezogen ist und mit dem er ein wenig Ehre einlegen kann. Ich werde nie die Fahrt vergessen, zu der er mich mitnahm. Das war ein Erlebnis!" Und über ihr pausbäckig rundes Gesicht breitete sich für einen Augenblick eine seltene Zufriedenheit, doch gleich ließ sie wieder den Kopf hängen, und Tränen traten ihr in die Augen. Sie gedachte einer langen Spazierfahrt, die sie einst mit Septimus Small unternommen.

James, der in seinem kleinen Sessel wieder in unruhiges Grübeln versunken war, erwachte plötzlich daraus: „Ein komischer Kerl,

dieser Swithin", sagte er, aber es kam ihm nicht ganz aus dem Herzen.

Das Schweigen des alten Jolyon und sein strenger Blick hielt sie alle in einer Art von Lähmung. Die Wirkung seiner Worte hatte ihn selbst betroffen gemacht, sie schien die Bedeutung des Gerüchts, das er hatte unterdrücken wollen, noch zu verstärken; aber er war immer noch ärgerlich. Er war noch nicht fertig mit ihnen —. Nein, nein — sie sollten noch etwas zu hören bekommen! Seine Nichten wollte er nicht schelten, er hatte ja keinen Streit mit ihnen — ein junges, präsentables weibliches Wesen war der Huld des alten Jolyon immer sicher —, aber dieser James und in geringerem Maße vielleicht all die andern verdienten, was ihnen zugedacht war. Auch er fragte nach Timothy. Wie in dem Gefühl, daß ihrem jüngeren Bruder eine Gefahr drohe, bot Tante Juley ihm plötzlich Tee an: „Er ist ganz kalt und schlecht geworden", sagte sie, „da er hinten im Wohnzimmer so lange steht und auf dich wartet, aber das Mädchen wird gleich frischen für dich machen."

Der alte Jolyon stand auf: „Danke", sagte er und blickte streng zu James hin, „aber ich habe keine Zeit für Tee und — Skandal und all das übrige! Es ist Zeit für mich, nach Haus zu kommen. Adieu Julia, adieu Hester, adieu Winifred." Ohne weitere Abschiedsförmlichkeiten ging er hinaus.

Als er wieder in seiner Droschke saß, verdampfte sein Ärger schnell, denn so ging es immer, wenn er zornig war — hatte er sich erst Luft gemacht, so war es vorbei. Traurigkeit überkam ihn jetzt. Er hatte ihnen zwar den Mund gestopft, doch um welchen Preis! Um den Preis der Gewißheit, daß dieses Gerücht, dem er keinen Glauben hatte schenken wollen, wirklich ein wahres war. June war verlassen, und wegen der Frau von jenes Mannes Sohn! Er fühlte, daß sie recht hatten, und zwang sich, zu tun, als wäre es nicht so; aber der Schmerz, der sich hinter diesem Vorsatz verbarg, begann langsam und sicher in blinden Groll gegen James und seinen Sohn umzuschlagen.

Die in dem kleinen Wohnzimmer zurückgebliebenen sechs Damen und der eine Mann kamen in so ungezwungene Unterhaltung, wie es nach solch einer Begebenheit nur möglich war, denn obgleich jeder einzelne von ihnen überzeugt war, niemals zu klatschen, wußte doch jeder genau, daß die andern sechs es taten; darum waren alle ärgerlich und verlegen. Nur James schwieg, bis ins Innerste seiner Seele verstört.

Plötzlich sagte Francie: „Weißt du, ich finde, Onkel Jolyon hat

sich in diesem letzten Jahr sehr verändert. Meinst du nicht auch, Tante Hester?" Tante Hester machte eine kleine Bewegung der Abwehr: „Oh, frage Tante Julia!" sagte sie. „Ich weiß nichts darüber." Keiner von den andern scheute sich zuzustimmen, und James murmelte verdrießlich: „Er ist nicht halb das, was er war." „Ich habe es längst bemerkt", fuhr Francie fort, „er ist furchtbar gealtert." Tante Juley schüttelte den Kopf, ihr Gesicht war plötzlich wieder ungeheure Trübsal. „Der arme gute Jolyon", sagte sie, „es müßte jemand auf ihn achtgeben!"

Wieder herrschte Schweigen, und dann, wie in der Furcht, einzeln zurückgelassen zu werden, standen alle fünf Besucher gleichzeitig auf und verabschiedeten sich. Mrs. Small, Tante Hester und ihre Katze blieben wieder allein; das Schließen einer Tür in der Ferne kündigte Timothys Kommen an.

Als Tante Hester an diesem Abend in dem hinteren Schlafzimmer, das früher Tante Juleys gewesen, bevor Tante Juley das von Tante Ann bekommen hatte, eben eingeschlafen war, öffnete sich ihre Tür, und Mrs. Small in einer rosenroten Nachtmütze trat mit einer Kerze in der Hand herein. „Hester!" rief sie, „Hester!" Tante Hesters Betttücher raschelten leise. „Hester", wiederholte Tante Juley, um ganz sicher zu sein, daß sie sie geweckt habe. „Ich bin sehr besorgt um den armen alten Jolyon. Was", Tante Juley betonte das Wort, „meinst du, könnte man tun?" Tante Hesters Bettücher raschelten wieder, und man hörte ihre Stimme leise abwehrend: „Tun? Wie soll ich das wissen?" Tante Juley ging beruhigt wieder hinaus und versuchte in der Furcht, Tante Hester zu stören, die Tür mit ganz besonderer Vorsicht zu schließen. Sie entglitt jedoch ihren Fingern und fiel mit einem Krach zu.

Hinten in ihrem eigenen Schlafzimmer stellte sie sich ans Fenster und schaute durch eine Spalte der Musselinvorhänge, die fest zugezogen waren, damit niemand sie sehen könne, auf den Mond über den Bäumen des Parks. Und in ihrer rosenroten Nachtmütze über dem runden trübseligen Gesicht dachte sie mit nassen Augen an den ‚lieben Jolyon', der so alt und einsam war, wie sie ihm helfen könnte und wie er sie lieben lernen würde, sie lieben, wie keiner es getan, seit – seit der arme Septimus dahingegangen war.

ACHTES KAPITEL

BALL BEI ROGER

Rogers Haus in Prince's Gardens war glänzend erleuchtet. Eine große Menge Wachskerzen brannten in den Kristallkronleuchtern, und der Parkettfußboden des langen Doppelsaales spiegelte den hellen Glanz wider. Durch das Ausräumen der Möbel, die auf die oberen Treppenabsätze gestellt waren, und die Ausstattung des Raumes mit jenem seltsamen Zubehör der Zivilisation, den bekannten .Rout-Sesseln', hatte man den Eindruck wirklich geräumiger Größe erreicht.

In einer entfernten Ecke stand, von Palmen verdeckt, ein Pianino mit einem Exemplar der ‚Kensington-Weise' aufgeschlagen auf dem Pult. Roger hatte gegen eine Musikkapelle protestiert. Er konnte durchaus nicht einsehen, wozu sie eine Musikkapelle brauchen sollten; er wollte die Ausgabe nicht, und es war keine Rede mehr davon. Francie (ihre Mutter, die Roger längst zu chronischer Dispepsie verurteilt hatte, ging bei solchen Gelegenheiten zu Bett) mußte sich damit begnügen, zur Ergänzung des Pianinos einen jungen Hornbläser zu engagieren, und stellte die Palmen so, daß jeder, der den Dingen nicht auf den Grund schaute, glauben mußte, es seien dort mehrere Musiker verborgen. Sie hatte sich vorgenommen, ihnen zu sagen, daß sie laut spielen sollten — es war eine Menge Musik in einem Horn, wenn der Mann nur seine ganze Seele hineinlegte.

Wie die kultivierteren Amerikaner sagen, war sie ‚durch', wenigstens war sie durch das gewundene Labyrinth von Kunstgriffen gekommen, die notwendig waren, ein standesgemäßes Auftreten mit der gesunden Sparsamkeit eines Forsyte zu vereinen. Mager, aber prächtig in ihrem maisfarbenen Kleide mit viel Tüll um die Schultern ging sie hin und her, paßte ihre Handschuhe an und überschaute alles noch einmal. Mit dem Lohndiener (denn Roger hielt nur Dienstmädchen) sprach sie über den Wein. Hatte er auch verstanden, daß Mr. Forsyte ein Dutzend Flaschen Champagner von Whiteley herausgestellt zu haben wünschte? Aber wenn der zu Ende war (sie glaubte nicht, daß es dazu kommen würde, da die meisten der Damen sicher Wasser tranken), aber wenn er zu Ende ging, war da noch die Champagnerbowle, und er mußte sehen, sich damit einzurichten. Es war ihr verhaßt, solche Dinge mit dem Diener zu besprechen, es war so unter aller Würde; aber was war mit Vater zu machen? Roger aller-

dings kam sicherlich, nachdem er unaufhörlich Schwierigkeiten wegen des Balles gemacht hatte, mit seinem frischen Gesicht und der höckrigen Stirn herunter, als hätte er ihn in Vorschlag gebracht. Wahrscheinlich würde er lächelnd die hübscheste Dame zu Tisch führen und um zwei Uhr, wenn alles so recht in Schwung gekommen war, heimlich zu den Musikern gehen und ihnen sagen, daß sie ‚God save the Queen' spielen und nach Haus gehen sollten. Francie hoffte inständig, er möchte bald müde werden und sich fortstehlen, um zu Bett zu gehen.

Die drei oder vier intimen Freundinnen, die zu diesem Ball im Hause waren, hatten in einem kleinen verlassenen Zimmer oben mit ihr eilig servierten Tee und kaltes Huhn eingenommen. Die Herren wurden zum Essen in den Klub geschickt, da man das Gefühl hatte, sie satt machen zu müssen.

Pünktlich mit dem Schlage neun langte Mrs. Small allein an. Sie entschuldigte mit großer Beredsamkeit Timothys Abwesenheit, ohne Tante Hester auch nur zu erwähnen, die in der letzten Minute gesagt hatte, man solle sie nicht quälen. Francie empfing sie mit ausbündiger Freundlichkeit und wies ihr einen der ‚Rout-Sessel' an, wo sie sie einsam und trübselig in ihrem lavendelfarbenen Atlas sitzen ließ – sie trug zum ersten Male seit Tante Anns Tod wieder Farben.

Die intimen Freundinnen kamen jetzt aus ihren Zimmern, jede wie auf magisches Gebot in einem Kleide von anderer Farbe, aber alle mit der gleichen freigebigen Ausstattung von Tüll um Schultern und Busen, denn sie waren durch ein unglückliches Mißgeschick sehr mager für so junge Mädchen. Sie wurden alle zu Mrs. Small geführt. Keine sprach mehr als ein paar Worte mit ihr, sondern sie standen alle plaudernd dicht zusammen, zerknitterten ihre Tanzkarten und blickten verstohlen nach der Tür, um das erste Erscheinen eines Herrn zu sehen.

Dann kamen, immer pünktlich, wie es in Ladbroke Grove Sitte war, gruppenweise eine Anzahl Mitglieder der Familie Nicholas und dicht hinter ihnen, düster und mit einem starken Geruch von Rauch an sich, Eustace mit den Seinen.

Hierauf erschienen drei oder vier von Francies Verehrern, einer nach dem andern; sie hatte jedem das Versprechen abgenommen, früh zu kommen. Alle waren sie glatt rasiert und lustig, von jener eigentümlichen Art Lustigkeit junger Leute, wie sie kürzlich in Kensington eingedrungen war. Sie schienen von ihrer gegenseitigen Anwesenheit durchaus nicht unangenehm berührt und trugen dick-

bauschige Krawatten, weiße Westen und Zwickelstrümpfe. Alle hatten die Taschentücher in die Manschetten gesteckt. Sie bewegten sich lebhaft und mit einer geschäftsmäßigen Fröhlichkeit, als wären sie gekommen, große Taten zu vollbringen. Ihre Gesichter, die beim Tanzen keineswegs jenen traditionellen, feierlichen Ausdruck des tanzenden Engländers annahmen, waren harmlos, liebenswürdig und ansprechend. Sie hüpften und wirbelten ihre Tänzerin mit langen Schritten herum, ohne sich pedantisch nach dem Rhythmus der Musik zu richten. Auf andere Tänzer blickten sie mit einer gewissen Verachtung herab – sie, die leichte Brigade, die Helden von hundert Kensington-‚Kränzchen', von denen allein die rechten Manieren, das richtige Lächeln und Tanzen zu erwarten war.

Nun kam der Strom der übrigen Gäste; Begleiterinnen junger Damen, wie festgenagelt an der Wand dem Eingang gegenüber sitzend, und das beschwingte junge Element, das den Wirbel in dem größeren Raume schwellte. Herren waren nur spärlich, und die Mauerblümchen hatten ihren gewohnten rührenden Ausdruck, ein geduldig säuerliches Lächeln, das zu sagen schien: ‚O nein, täuschen Sie sich nicht in mir, ich weiß, daß Sie nicht zu mir kommen. Das kann ich kaum erwarten!' Und Francie redete wohl einem ihrer Verehrer oder einem der grüneren Jünglinge zu: „Mir zuliebe lassen Sie sich Miß Pink vorstellen, sie ist solch ein nettes Mädchen, wirklich!" Und dann führte sie ihn hin und sagte: „Miß Pink – Mr. Gathercole. K ö n n e n Sie ihm vielleicht noch einen Tanz gewähren?" Und Miß Pink lächelte ihr gezwungenes Lächeln, errötete ein wenig und erwiderte: „Oh! Ich glaube ja!", verdeckte ihre leere Karte und schrieb, ihn leidenschaftlich buchstabierend, den Namen Gathercole für die von ihm vorgeschlagene zweite Extratour darauf. Doch als der Jüngling gemurmelt hatte, daß es heiß sei, und weitergegangen war, fiel sie wieder in den Zustand hoffnungsloser Erwartung und ihr säuerlich geduldiges Lächeln zurück.

Mütter, die sich langsam das Gesicht fächelten, beobachteten ihre Töchter, und in ihren Augen war die ganze Geschichte des Glückes ihrer Töchter zu lesen. Was machte es aus, daß sie Stunde um Stunde hier todmüde, schweigend oder krampfhaft plaudernd sitzen mußten, wenn nur die Mädchen ihr Vergnügen hatten! Aber sie vernachlässigt und übersehen zu wissen! Wohl lächelten sie, doch ihre Augen stachen wie die eines verwundeten Schwanes; sie hätten den jungen Gathercole – diesen Laffen – am liebsten bei den Enden seiner stutzerhaften Schöße gepackt und zu ihren Töchtern hingeschleppt –!

Und alle Grausamkeit und Härte des Lebens, sein Pathos und seine ungleichen Chancen, Dünkel, Selbstvergessenheit und Geduld waren auf dem Schlachtfeld dieses Ballsaals vertreten.

Hier und dort suchten Liebende – aber nicht wie Francies Liebhaber, die von einer besonderen Gattung waren, sondern schlichte Liebende – einander zitternd, errötend, schweigend mit flüchtigem Blick, suchten eine Berührung in der Verwirrung des Tanzes, und wenn sie dann und wann zusammen tanzten, fiel der Glanz ihrer Augen manchem Zuschauer auf.

Nicht eine Sekunde vor zehn Uhr erschien James mit Emily, Rachel, Winifred (Dartie war zurückgelassen, weil er bei einer früheren Gelegenheit einmal zuviel Champagner bei Roger getrunken hatte) und der jüngsten, Cicely, deren Debut heute war; ihnen folgten in einer Droschke Irene und Soames, die im väterlichen Hause das Dinner genommen hatten. Alle diese Damen trugen Achselbänder und keinen Tüll und gaben durch eine kühnere Schaustellung von Fleisch gleich zu erkennen, daß sie von der vornehmeren Seite des Parks kamen.

Soames wich einer Berührung mit den Tanzenden aus und stellte sich an die Wand. Er wappnete sich mit einem matten Lächeln und stand beobachtend da. Walzer um Walzer begann und endete, Paar auf Paar fegte mit lächelnden Lippen, mit Lachen und Bruchstücken ihrer Unterhaltung vorüber, oder mit zusammengepreßten Lippen und die Augen suchend im Gedränge; zuweilen auch blickten sie einander mit stumm geöffneten Lippen an. Und diese Festesluft, der Duft von Blumen und Haar und Parfüms, wie Frauen sie lieben, mischte sich erstickend mit der Hitze der Sommernacht. Schweigend, ein wenig Verachtung in seinem Lächeln, schien Soames von alledem nichts zu merken. Aber dann und wann, wenn seine Augen fanden, was sie suchten, blieben sie fest an einem Punkte in dem wechselnden Gewimmel haften, und das Lächeln auf seinen Lippen erstarb.

Er tanzte mit niemand. Einige Männer tanzten mit ihren Frauen; sein Gefühl für den guten Ton hatte ihm seit seiner Verheiratung nie gestattet, mit Irene zu tanzen, und der Gott der Forsytes allein weiß, ob ihm das ein Trost war oder nicht. In dem irisfarbenen Kleide, das um ihre Füße flutete, kam sie im Tanze mit andern Männern an ihm vorüber. Sie tanzte gut; doch er war es müde, die Damen mit säuerlichem Lächeln sagen zu hören: ‚Wie wundervoll Ihre Frau tanzt, Mr. Forsyte – es ist ein wahres Vergnügen, ihr zuzuschauen!' War es müde, ihnen mit einem Blick von der Seite zu antworten: ‚Finden Sie?'

Ein junges Paar dicht neben ihm fächelte abwechselnd mit einem Fächer, und es entstand eine unangenehme Zugluft dadurch. Francie stand mit einem ihrer Liebhaber in der Nähe. Sie sprachen von Liebe.

Er hörte Rogers Stimme hinter sich, der einem Diener einen Auftrag für das Abendessen gab. Alles war zweiten Ranges! Er wünschte, daß er nicht gekommen wäre! Als er Irene gefragt, ob sie wolle, daß er mitgehe, hatte sie mit ihrem Lächeln, das einen rasend machen konnte, ‚O nein!' geantwortet. Warum war er gekommen? Die letzte Viertelstunde hatte er sie überhaupt nicht gesehen. Und jetzt kam George mit seinem durchtriebenen Gesicht; es war zu spät, ihm auszuweichen. „Hast du den ‚Bukanier' nicht gesehen?" sagte dieser anerkannte Spaßvogel. „Er ist auf dem Kriegspfad – Haar geschnitten und so weiter!" Soames verneinte, kreuzte den während einer Tanzpause halb leeren Saal, ging auf den Balkon hinaus und blickte auf die Straße hinunter.

Eine Equipage mit späten Gästen war vorgefahren, und an der Tür trieben sich einige jener geduldigen Zuschauer der Londoner Straßen herum, die bei jedem Ruf von Licht oder Musik herbeieilen. Die bleichen, emporgekehrten Gesichter dieser schwarzen, schmierigen Gestalten hatten eine dumm beobachtende Art, die Soames ärgerte: Warum erlaubte man ihnen, sich so herumzutreiben; warum jagte der Schutzmann sie nicht davon? Doch dieser nahm gar keine Notiz von ihnen; er stand wie festgepflanzt auf dem Streifen des feuerroten Teppichläufers, der über das Pflaster gebreitet war, und sein Gesicht unter dem Helm hatte denselben dumm beobachtenden Ausdruck wie die ihren.

Über die Straße hinweg durch die Gitter konnte Soames die vom Winde leicht bewegten Zweige der Bäume im Schein der Straßenlaternen schimmern sehen, und darüber wieder das Licht oben in den Häusern an der andern Seite, wie viele Augen, die in die schwarze Stille des Gartens blicken; über allem aber den Himmel, diesen wundervollen Londoner Himmel, überstäubt vom tausendfältig schimmernden Widerschein der zahllosen Laternen, ein Dom zwischen den Sternen, von dessen Kuppel Menschenleid und Menschenlust zurückstrahlen, ein ungeheurer Spiegel von Glanz und Elend, der sich Nacht für Nacht mit gutmütigem Spott meilenweit über Häuser und Gärten, Paläste und Unrat, Forsytes, Schutzleute und geduldige Zuschauer auf der Straße erstreckt.

Soames drehte sich um und starrte, durch die Nische gedeckt, in den erleuchteten Saal. Hier draußen war es kühler. Er sah die neuen

Ankömmlinge, June und ihren Großvater, eintreten. Warum kamen sie so spät? Sie standen an der Tür. Merkwürdig, daß Onkel Jolyon nachts um diese Zeit noch ausgehen konnte! Warum war June nicht zu Irene gekommen, wie sie zu tun pflegte? Und plötzlich fiel ihm ein, daß er June lange gar nicht gesehen hatte. Als er ihr Gesicht in müßiger Schadenfreude beobachtete, sah er, wie es sich veränderte, so blaß wurde, daß er glaubte, sie würde umsinken, und dann feuerrot aufflammte. Er wandte sich, um zu sehen, was sie erblickt hatte, und sah seine Frau an Bosinneys Arm aus dem Wintergarten am Ende des Saales kommen. Ihre Augen schauten wie als Antwort auf eine Frage, die er gestellt, zu ihm empor, und sein Blick ruhte unverwandt auf ihr.

Soames blickte wieder zu June hinüber. Ihre Hand ruhte auf des alten Jolyon Arm, sie schien um etwas zu bitten. Er sah einen erstaunten Ausdruck in seines Onkels Gesicht; sie kehrten um und entschwanden seinen Blicken durch die Tür. Die Musik begann wieder – ein Walzer –, und wie eine Statue in der Fensternische, das Gesicht unbewegt, ohne ein Lächeln auf den Lippen, stand Soames noch immer wartend da. Eben kamen, kaum eine Elle von dem dunkeln Balkon, seine Frau und Bosinney vorüber. Er fing den Duft der Gardenien auf, die sie trug, sah, wie ihr Busen sich hob und senkte, sah die Sehnsucht in ihrem Blick, ihre geöffneten Lippen und einen Ausdruck in ihrem Gesicht, den er nicht kannte. Sie tanzten nach dem langsam wiegenden Takt vorüber, und es kam ihm vor, als schmiegten sie sich aneinander, er sah sie die Augen dunkel und sanft zu Bosinney erheben und sie wieder senken.

Sehr bleich ging er wieder auf den Balkon hinaus, lehnte sich darüber und blickte auf den Platz hinunter. Die Gestalten waren noch immer da und blickten mit blöder Hartnäckigkeit zum Licht empor, auch das Gesicht des Schutzmannes war starrend emporgerichtet, aber er sah nichts von allem. Unten fuhr ein Wagen vor, zwei Gestalten stiegen ein und fuhren davon ...

An diesem Abend hatten June und der alte Jolyon sich zur gewohnten Zeit zu Tisch gesetzt. Das junge Mädchen trug wie gewöhnlich ein hohes Kleid, und der alte Jolyon hatte sich noch nicht umgekleidet. Sie hatte beim Frühstück von dem Ball bei Onkel Roger gesprochen, zu dem sie gehen wollte, und gesagt, sie habe, dumm genug, nicht daran gedacht, jemand zu bitten, sie mitzunehmen. Jetzt sei es zu spät dazu. Der alte Jolyon blickte mit seinen scharfen Augen auf. June pflegte Bälle stets mit Irene zu besuchen. Langsam

heftete er einen erstaunten Blick auf sie und fragte, warum sie nicht mit Irene ginge. Nein! Mit Irene wollte sie nicht gehen, sie würde es nur tun, wenn er selbst dies eine einzige Mal – nur für ganz kurze Zeit –

Als er sie so ungestüm und gequält sah, hatte der alte Jolyon schließlich brummend eingewilligt. Er begriff nicht, was sie auf einem solchen Balle wollte, der doch sicher nur eine armselige Geschichte wäre; sie sei viel zu angegriffen, sagte er. Sie brauche Seeluft, und nach der Generalversammlung der ‚Globular Gold Concessions' sei er bereit, sie hinzubringen. Sie wolle nicht verreisen? Oh, sie müsse sich aufraffen! Und mit einem mitleidigen Blick auf sie fuhr er mit seinem Frühstück fort.

June ging früh aus und wanderte in der Hitze ruhelos umher. Ihre leichte kleine Gestalt, die in letzter Zeit so matt gewesen, war lauter Feuer. Sie kaufte sich Blumen. Sie wollte – sie nahm sich vor, so gut auszusehen wie möglich. Er würde dort sein! Sie wußte ja, daß er eingeladen war. Sie wollte ihm zeigen, daß ihr alles einerlei war. Aber tief im Herzen faßte sie den Entschluß, ihn zurückzugewinnen. Sie kam erregt nach Hause und sprach lebhaft beim Lunch, und der alte Jolyon ließ sich dadurch täuschen.

Am Nachmittag verfiel sie in einen verzweifelten Weinkrampf. Sie erstickte das Geräusch in den Kissen ihres Bettes, aber als es vorüber war, sah sie im Spiegel ein geschwollenes Gesicht mit roten Augen und violetten Rändern darunter. Sie blieb bis zur Essenszeit in dem verdunkelten Zimmer. Während der ganzen schweigsamen Mahlzeit kämpfte sie mit sich. Sie sah so schattenhaft und erschöpft aus, daß der alte Jolyon dem ‚Scheinheiligen' gebot, den Wagen abzubestellen, er wollte sie nicht fortlassen. Sie sollte zu Bett gehen! Sie leistete keinen Widerstand, ging in ihr Zimmer hinauf und blieb im Dunkeln. Um zehn Uhr klingelte sie nach ihrem Mädchen. „Bringen Sie mir heißes Wasser und sagen Sie dem Herrn, daß ich mich vollkommen ausgeruht fühle. Sagen Sie ihm auch, wenn er zu müde wäre, könnte ich allein auf den Ball gehen." Das Mädchen sah sie von der Seite an, und June wandte sich gebieterisch um. „Gehen Sie", sagte sie, „und bringen Sie das Wasser gleich!"

Ihr Ballkleid lag noch auf dem Sofa, und in wilder Hast kleidete sie sich sorgfältig an, nahm die Blumen in die Hand und ging hinunter, das kleine Gesichtchen hocherhoben unter der Last ihres Haares. Im Vorbeigehen konnte sie den alten Jolyon in seinem Zimmer hören. Bestürzt und ärgerlich kleidete er sich an. Es war

nach zehn, vor elf konnten sie nicht dort sein; das Mädchen war toll. Aber er wagte nicht, ihr zu widersprechen – denn der Ausdruck ihres Gesichts bei Tisch verfolgte ihn. Mit großen Ebenholzbürsten glättete er sein Haar, bis es unter dem Licht wie Silber glänzte; dann kam er ebenfalls auf die dunkle Treppe hinaus. June erwartete ihn unten, und ohne ein Wort gingen sie an den Wagen.

Als sie nach der Fahrt, die eine Ewigkeit zu währen schien, den Saal betraten, verbarg sie all ihre quälende Unruhe und Erregung unter einer Maske von Entschlossenheit. Das Gefühl der Schande über ‚das Nachlaufen', wie es genannt werden könnte, wurde durch die Furcht gemildert, ihn vielleicht nicht hier zu finden, ihn trotz allem vielleicht doch nicht zu sehen, und ebenso durch den eigensinnigen Entschluß, ihn – sie wußte noch nicht wie – zurückzugewinnen. Der Anblick des Ballsaals mit seinem glänzenden Fußboden erweckte ein Gefühl der Lust und des Triumphs in ihr, denn sie liebte den Tanz und schwebte, wenn sie tanzte, so leicht wie ein behender, wirbeliger kleiner Geist dahin. Er würde sie sicherlich zum Tanzen auffordern, und wenn er mit ihr tanzte, würde alles sein wie ehemals. Sie schaute sich eifrig um.

Allein der Anblick Bosinneys mit diesem seltsamen Ausdruck äußerster Vertieftheit in seinem Gesicht, als er mit Irene aus dem Wintergarten kam, traf sie zu plötzlich. Sie hatten nichts gesehen – und niemand, nicht einmal ihr Großvater, sollte ihren Kummer sehen. Sie legte die Hand auf des alten Jolyon Arm und sagte leise: „Ich muß nach Haus, Großväterchen, mir ist nicht wohl."

Er eilte mit ihr fort und brummte für sich selbst, daß er gewußt, wie es kommen werde. Ihr sagte er nichts; erst als sie wieder im Wagen saßen, der durch einen glücklichen Zufall in der Nähe der Tür geblieben war, fragte er sie: „Was fehlt dir, Liebling?" Als er ihren ganzen zarten Körper von Schluchzen geschüttelt sah, war er furchtbar erschrocken. Sie müsse Blank morgen rufen lassen, darauf würde er bestehen. Er könne sie nicht so sehen . . .,

June unterdrückte ihr Schluchzen, drückte fieberhaft seine Hand und lehnte sich, das Gesicht in ihren Schal gehüllt, in ihre Ecke. Er konnte nur ihre Augen sehen, die unverwandt ins Dunkel starrten, aber er hörte nicht auf, ihre Hand mit seinen mageren Fingern zu streicheln.

NEUNTES KAPITEL

DER ABEND IN RICHMOND

Auch andere als Junes und Soames' Augen hatten ‚jene beiden' (wie Euphemia sie bereits zu nennen begann) aus dem Wintergarten kommen sehen, und andere Augen hatten auch den Ausdruck in Bosinneys Gesicht bemerkt.

Es gibt Momente, da die Natur eine Leidenschaft offenbart, die sich sonst unter der sorglosen Ruhe ihrer gewöhnlichen Stimmungen verbirgt – ein plötzlicher Frühling, der weiß auf Mandelblüten durch die purpurnen Wolken blitzt; ein schneeiger mondheller Gipfel mit einem einzigen Stern droben im sehnsüchtigen Blau; oder gegen die Flammen des Abendrots eine alte Eibe, die als finsterer Hüter eines feurigen Geheimnisses dasteht.

Es gibt auch Momente, wo in einer Bildergalerie ein Werk, das als ‚*** Tizian – besonders bemerkenswert' bezeichnet ist, den Widerstand eines Forsyte durchbricht, der vielleicht besser gefrühstückt hat als seine Mitmenschen, und ihn in einer Art von Ekstase gefangenhält. Hier sind Dinge, fühlt er, Dinge, die – die eben Dinge sind. Etwas Unüberlegtes, Unvernünftiges überkommt ihn; wenn er versucht, es mit der Gründlichkeit des praktischen Mannes zu erklären, entgleitet, entschlüpft es ihm, wie die Glut des Weines, den er getrunken, sich verliert und ihn verstimmt zurückläßt und daran mahnt, daß er eine Leber hat. Er fühlt, daß er leichtsinnig gewesen, daß er etwas verschwendet hat; seine Tugend hat ihn verlassen. Er wünscht nichts von dem zu sehen, was drei Sternchen dieses Katalogs verhießen. Gott bewahrte ihn davor, einen Augenblick zuzugeben, daß so etwas existiert! Gab er das einmal zu, wohin führte es dann? Man bezahlte einen Schilling für den Eintritt und einen zweiten für den Katalog.

Der Blick, den June gesehen und den andere Forsytes gesehen, war wie das plötzliche Aufblitzen einer Kerze durch das Loch eines imaginären Vorhangs, hinter dem sie sich bewegte – schattenhaft und lockend, wie das plötzliche Aufflammen eines vagen irrenden Scheines. Es gab den Zuschauern die Gewißheit, daß drohende Mächte an der Arbeit waren. Für einen Augenblick gewährte es ihnen Vergnügen und Interesse, dann aber hatten sie das Gefühl, es gar nicht bemerken zu dürfen. Es erklärte jedoch die Ursache von Junes

spätem Kommen und Verschwinden, ohne zu tanzen, ohne selbst ihren Bräutigam begrüßt zu haben. Sie sei krank, hieß es, und das war kein Wunder. Aber schuldbewußt blickten sie einander an. Sie wollten keinen Skandal verbreiten, wollten nicht boshaft sein. Wer wollte das wohl? Und es wurde Außenstehenden gegenüber kein Wort davon verraten, ein ungeschriebenes Gesetz unter ihnen hieß sie schweigen.

Dann kam die Nachricht, daß June mit dem Großvater an die See gegangen war. Er hatte sie nach Broadstairs gebracht, das jetzt in Mode kam, nachdem Yarmouth, trotz Nicholas, an Ansehen verloren hatte, und kein Forsyte ging ohne die Überzeugung an die See, für sein Geld eine Luft zu erhalten, die seine Galle in einer Woche krank machen mußte. Die verhängnisvolle Neigung des ersten Forsyte, Madeira zu trinken, hatte seine Nachkommen offenbar anfällig gemacht.

Also June ging an die See. Die Familie wartete Entwicklungen ab; sonst war nichts weiter zu tun. Aber wie weit – wie weit waren ‚jene beiden' gegangen? Wie weit würden sie noch gehen? Ging wirklich überhaupt etwas vor? Es konnte sicherlich nichts daraus werden, denn sie hatten beide kein Geld. Höchstens ein Flirt, der wie alle solche Beziehungen zu rechter Zeit ein Ende nahm.

Soames' Schwester, Winifred Dartie, die mit der Luft von Mayfair, wo sie wohnte, modernere Grundsätze in bezug auf eheliches Verhalten eingesogen hatte, als zum Beispiel in Ladbroke Grove üblich waren, lachte bei der Idee, daß etwas daran sein sollte. Das ‚kleine Ding' – Irene war größer als sie selbst, und es war ein wesentliches Zeugnis für den soliden Wert einer Forsyte, immer so ein ‚kleines Ding' zu sein –, das kleine Ding langweilte sich. Warum sollte sie sich nicht amüsieren? Soames war ziemlich langweilig, und was Mr. Bosinney anbetraf – nur dieser Hanswurst George hatte ihn den ‚Bukanier' nennen können –, sie blieb dabei, daß er sehr ‚schick' war. Dieser Ausspruch – daß Mr. Bosinney ‚schick' war – verursachte förmlich Aufsehen, doch er wirkte nicht überzeugend. Daß er ‚einigermaßen gut aussah', waren sie bereit zuzugeben, aber daß man einen Mann mit so ausgesprochen vorstehenden Backenknochen, den merkwürdigen Augen und weichen Filzhüten ‚schick' nennen konnte, war nur ein weiteres Beispiel für Winifreds extravagante Art, allem Neuen nachzulaufen.

Es war in jenem denkwürdigen Sommer, wo Leichtsinn an der

Tagesordnung war, wo selbst die Erde leichtsinnig war, wo die Kastanien mit Blüten übersät, die Blumen von Duft getränkt waren wie nie zuvor; wo Rosen in jedem Garten blühten und die Nächte kaum Raum genug für das Gewimmel der Sterne hatten; wo jeden Tag von früh bis spät die Sonne in voller Rüstung ihren ehernen Schild über dem Parke schwang und die Menschen so sonderbare Dinge taten, wie Lunch und Dinner im Freien einzunehmen. Unerhört war die Zahl der Droschken und Wagen, die über die Brücken des schimmernden Flusses strömten und den besseren Mittelstand zu Tausenden in die grüne Pracht von Bushey, Richmond, Kew und Hampton Court hinaustrugen. Beinahe jede Familie mit dem Anspruch, zur Equipagenklasse gerechnet zu werden, sah sich einmal in diesem Jahre die Roßkastanien in Bushey an oder unternahm eine Spazierfahrt unter den spanischen Kastanien im Richmondpark. Gemächlich, wenn auch in einer Wolke von Staub, die sie selber aufwirbelten, rollten sie dahin und starrten vornehm auf die ragenden Geweihe großer träger Hirsche in einem Wald von Farn, der Herbstliebhabern eine Decke versprach, wie man sie nie zuvor gesehen. Und dann und wann, wenn der zärtliche Duft der Kastanienblüten und Farne ganz nahe herüberwehte, sagte wohl einer zum andern: ‚Was für ein sonderbarer Geruch!'

Und die Lindenblüten waren in diesem Jahr von seltener Pracht, beinahe honigfarben. In den Ecken der Londoner Squares strömten sie einen Duft aus, wenn die Sonne unterging, der süßer war als der Honig, den die Bienen daraus gesogen – einen Duft, der ein namenloses Sehnen in den Herzen der Forsytes und ihresgleichen erweckte, wenn sie die Kühle nach dem Essen im Bereich jener Gärten genossen, zu denen sie allein die Schlüssel besaßen. Und diese Sehnsucht trieb sie, im sinkenden Licht des Tages inmitten der vage dämmernden Blumenbeete zu weilen, trieb sie, sich wieder und immer wieder umzuschauen, als warte ein Liebhaber auf sie – warte, das letzte Licht unter dem Schatten der Zweige verlöschen zu sehen.

Ein vages, durch den Duft der Linden erwecktes Mitgefühl, der schwesterliche Wunsch, sich selbst zu überzeugen, der Gedanke, die Wahrheit ihres Ausspruchs, daß ‚nichts daran sei', zu beweisen, oder einfach nur das Verlangen, nach Richmond zu fahren, dem man in diesem Sommer nicht widerstehen konnte, veranlaßte die Mutter der kleinen Darties (Publius, Imogen, Maud und Benedikt), den folgenden Brief an ihre Schwägerin zu schreiben:

‚30. Juni.

Liebe Irene!

Ich höre, daß Soames morgen über Nacht in Henley bleibt. Wäre es nicht lustig, wenn wir uns in einer kleinen Gesellschaft aufmachten und nach Richmond führen? Willst Du Mr. Bosinney bitten, so bringe ich den jungen Flippard mit. Emily (sie nannten ihre Mutter beim Vornamen – es war so ‚schick') will uns den Wagen leihen. Ich werde Dich und Deinen Herrn um sieben Uhr abholen.

Deine Dich liebende Schwester

Winifred Dartie.

Montague hält das Essen in ‚Zepter und Krone' für ganz schmackhaft.'

Montague war Darties zweiter und bekannterer Name – der erste war Moses – denn er war nichts, wenn nicht der Mann von Welt.

Die Vorsehung setzte ihrem Plan mehr Widerstand entgegen, als ein so wohlwollendes Unternehmen verdiente. Erstens antwortete der junge Flippard:

‚Liebe Mrs. Dartie!

Tut mir schrecklich leid. Zu fest versagt.

Ihr

Augustus Flippard.'

Es war zu spät, herumzuschicken, um dieses Mißgeschick zu beseitigen. Mit der Entschlossenheit und Taktik einer Mutter kam Winifred auf ihren Mann zurück. Sie hatte ganz das entschiedene, aber tolerante Temperament, das zu einem gut Teil Profil, blondem Haar und grünlichen Augen paßt. Sie kam selten oder nie in Verlegenheit; oder wenn es geschah, verstand sie immer es in einen Vorteil umzuwandeln.

Auch Dartie war in bester Laune. Erotic hatte den Lancashire-Cup nicht gewonnen. Dies berühmte Tier, obendrein noch Eigentum einer der Säulen des Rennplatzes, der heimlich viele Tausende gegen ihn gesetzt, war nicht einmal gestartet. Die achtundvierzig Stunden, die dieser Schlappe folgten, gehörten zu den dunkelsten in Darties Leben. Visionen von James suchten ihn Tag und Nacht heim.

Schwarze Gedanken über Soames mischten sich mit leisester Hoffnung. Am Freitagabend war er so angegriffen, daß er sich betrank. Doch am Samstagmorgen triumphierte der echte Börseninstinkt in ihm. Mit ein paar hundert Pfund, die er unmöglich hätte zurückzahlen können, ging er in die Stadt und setzte alles auf Concertina im Saltown-Borough-Handicap. Wie er zu Major Scrotton sagte, mit dem er im Iseeum frühstückte, hatte ‚der kleine Judenjunge Nathans ihm den Tip gegeben'. Ihm sei alles ganz einerlei. Er war in der Klemme. Kam Concertina nicht auf Sieg – nun ja, dann, zum Teufel, mußte der Alte eben zahlen! Eine Flasche Pol Roger für eigene Rechnung hatte ihm neue Verachtung für James eingeflößt. Concertina kam gerade mit einer Halslänge – mit knapper Not! Aber wie Dartie sagte: es ging nichts über Mut!

Er war der Expedition nach Richmond durchaus nicht abgeneigt, wollte sogar selbst alles ‚bestreiten'. Er hegte große Bewunderung für Irene und wünschte auf mehr gemütlichem Fuße mit ihr zu stehen.

Um halb sechs kam der Diener von Park Lane mit der Botschaft herüber, daß es Mrs. Forsyte sehr leid täte, aber eines der Pferde hustete. Unverzagt trotz dieses neuen Schlages schickte Winifred den kleinen (jetzt siebenjährigen) Publius sogleich mit der Erzieherin nach Montpellier Square. Sie müßten in Droschken hinfahren und sich um 7.45 in ‚Zepter und Krone' treffen.

Dartie war sehr zufrieden damit. Es sei angenehmer, als mit dem Rücken zu den Pferden zu sitzen! Er hatte nichts dagegen, mit Irene hinauszufahren. Sie sollten die andern in Montpellier Square wohl abholen und mit den Droschken tauschen? Bei dem Bescheid, daß sie sich in ‚Zepter und Krone' treffen und er mit seiner Frau fahren sollte, war er verdrießlich und fand es verd–t öde!

Um sieben Uhr brachen sie auf, und er wollte mit dem Kutscher um eine halbe Krone wetten, daß er es in dreiviertel Stunden nicht machen könne. Zweimal nur wechselten die Gatten unterwegs Bemerkungen. Dartie sagte: „Der gute Soames wird wenig begeistert sein, wenn er hört, daß seine Frau mit Mr. Bosinney in einer Droschke ausgefahren ist!" Winifred erwiderte: „Rede nicht solchen Unsinn, Monty!" „Unsinn!" wiederholte Dartie, „du kennst die Frauen nicht, meine Liebe!" Bei der zweiten Gelegenheit fragte er nur: „Wie sehe ich aus? Ein bißchen aufgedunsen wohl? Dieser Champagner, den George so liebt, moussiert sehr stark." Er hatte mit George Forsyte geluncht.

Bosinney und Irene waren schon vor ihnen angelangt. Sie standen in einer der großen Glastüren, die auf den Fluß hinausgingen. In diesem Sommer standen die Fenster den ganzen Tag hindurch offen und auch die ganze Nacht, und Tag und Nacht kam der Duft von Blumen und Bäumen, der heiße Geruch des dürren Grases und der kühle Hauch des schweren Taus herein.

Für das Auge des beobachtenden Dartie schienen seine beiden Gäste nicht gerade sehr aufgelegt, als sie dort, ohne ein Wort zu sprechen, dicht nebeneinander standen. Bosinney sah aus wie ein Hungernder – mit dem war nicht viel los! Er überließ sie jedoch Winifred und übernahm es, das Dinner zu bestellen.

Ein Forsyte verlangt gutes, wenn auch nicht leckeres Essen, aber ein Dartie wird alle Hilfsmittel von ‚Zepter und Krone' aufbieten. Wer von der Hand in den Mund lebt wie er, findet nichts zu gut für seinen Gaumen; und er ißt nur das Beste. Auch seine Getränke müssen sorgfältig gewählt sein; es gibt viele Getränke in diesem Lande, die für einen Dartie ‚nicht gut genug' sind, er muß die allerbesten haben. Da er nichts aus der eignen Tasche bezahlte, lag kein Grund für ihn vor, sich einzuschränken. Einschränkung ist das Kennzeichen eines Narren, nicht eines Dartie. Das Beste von allem! Es gibt keinen gesünderen Grundsatz, nach dem ein Mann sein Leben aufbauen kann, der einen Schwiegervater mit einem beträchtlichen Einkommen und einer besonderen Vorliebe für seine Enkel hat. Mit seinem nicht unkundigen Blick hatte Dartie diese Schwäche bei James bereits im ersten Jahr nach der Ankunft des kleinen Publius (ein Versehen) erkannt und sich seine Scharfsichtigkeit zunutze gemacht. Jetzt waren vier kleine Darties eine Art von dauernder Versicherung.

Der Hauptgang des Festmahls war fraglos die rote Seebarbe. Dieser köstliche, in einem Zustand fast vollkommener Konservierung aus weiter Ferne kommende Fisch wurde nach einem nur wenigen auf dieser Erde bekannten Rezept zuerst gebacken, dann entgrätet und in Eis mit Madeirapunsch anstatt der Soße serviert.

Wenn nichts anderes, so verdiente die Bezahlung der Rechnung seitens Darties doch Anerkennung.

Er war während der ganzen Mahlzeit sehr liebenswürdig gewesen und hatte nur selten den dreist bewundernden Blick von Irenens Antlitz und Figur gewandt. Wie er sich selbst eingestehen mußte, schien es keinerlei Wirkung auf sie auszuüben – sie blieb ganz kühl, so kühl wie ihre Schultern unter dem Schleier der creme-

farbenen Spitze. Er hoffte sie bei einem kleinen Spiel mit Bosinney zu ertappen; aber keine Spur davon, sie hielt die Grenze ausgezeichnet inne. Und dieser Baumeister, der Mensch war schwerfällig wie ein verwundeter Bär – Winifred konnte kaum ein Wort aus ihm herausbringen. Er aß nichts, trank aber wahllos; sein Gesicht ward immer weißer, und die Augen blickten seltsam. Es war alles sehr unterhaltend. Dartie selbst war in ausgezeichneter Stimmung und sprach frei mit einer gewissen Anzüglichkeit, denn er war nicht dumm. Er erzählte zwei oder drei ans Unpassende streifende Geschichten, ein Zugeständnis an die Gesellschaft, denn seine Geschichten pflegten sonst solche Dinge nicht nur zu streifen. Er brachte in neckischer Rede einen Toast auf Irenens Gesundheit aus, aber keiner stieß mit ihm an, und Winifred sagte: „Sei kein solcher Clown, Monty!"

Auf ihren Vorschlag gingen sie nach Tisch auf die öffentliche Terrasse hinaus, von der aus der Fluß zu übersehen war. „Ich möchte gern die Liebespärchen draußen sehen", sagte sie, „das macht solchen Spaß!" Eine Menge solcher ging nach der Hitze des Tages in der Kühle spazieren, und die Luft war erfüllt von Tönen heiserer, lauter oder so leiser Stimmen, als flüsterten sie Geheimnisse.

Es währte nicht lange, so hatte Winifred – sie war die einzige Forsyte unter ihnen – umsichtig eine Bank für sie gesichert. Sie setzten sich in einer Reihe nieder. Ein großer Baum breitete einen mächtigen Baldachin über ihre Köpfe, und langsam verdichtete sich der Nebel über dem Fluß. Dartie saß am Ende neben Irene, dann Bosinney, und als letzte Winifred. Es war kaum Platz für vier, und der Mann von Welt konnte Irenens Arm fühlen, der sich an den seinen drückte. Er wußte, daß sie ihn nicht zurückziehen konnte, ohne ungezogen zu scheinen, und das machte ihm Spaß; er ersann alle Augenblicke eine Bewegung, die sie ihm noch näher brächte, und dachte: ‚Dieser Narr von einem Bukanier soll sie nicht ganz für sich allein haben! Wir haben's sehr eng hier, allerdings!'

Weither von dem dunklen Fluß herauf kam der Klang einer Mandoline und von Stimmen, die die alte Weise sangen:

„A boat, a boat, unto the ferry
For we'll go over and be merry
And laugh, and quaff, and drink brown sherry!"

Und plötzlich erschien der Mond, kam jung und zart langsam hinter einem Baum hervor. Und als ginge von ihm ein Atem aus,

ward die Luft kühler, aber immer noch drang die Wärme der Linden durch diese Kühle. Über seine Zigarre hinweg schielte Dartie nach Bosinney hin, der mit gekreuzten Armen dasaß und gerade vor sich hin starrte; sein Gesicht hatte den Ausdruck eines Gefolterten. Dann warf Dartie schnell einen Blick auf das Gesicht zwischen ihnen. Es war von dem sich herabsenkenden Schatten so verhüllt, daß es sanft, geheimnisvoll, lockend wie ein dunkleres Stück der Dunkelheit erschien, die Gestalt und Leben angenommen hatte.

Ein Schweigen herrschte jetzt auf der geräuschvollen Terrasse, als hielten alle, die dort wandelten, ihre Geheimnisse für zu kostbar, um sie auszusprechen. Dartie dachte: ‚Oh! die Frauen!' Die Abendglut erlosch über dem Fluß, der Gesang verstummte; der junge Mond verbarg sich hinter einem Baum, und alles ward dunkel. Er preßte sich an Irene. Ihn erschreckte der Schauder nicht, der ihre Glieder überlief, als er sie berührte, auch der verstörte, zornige Blick ihrer Augen nicht. Er fühlte ihren Versuch, sich ihm zu entziehen, und lächelte. Allerdings hatte der Mann von Welt mehr getrunken, als ihm gut war. Mit den dicken, halbgeöffneten Lippen unter seinem wohlgepflegten Schnurrbart und den frechen Augen, die von der Seite auf sie blickten, hatte er den tückischen Ausdruck eines Satyrs.

Auf der Himmelsbahn zwischen den Gruppen der Baumwipfel drängte sich Stern an Stern; wie Sterbliche hienieden schienen sie zu schwärmen, sich zu bewegen und zu wispern. Dann brach der Lärm auf der Terrasse aufs neue los, und Dartie dachte: ‚Ah, was für ein armer, hungriger Narr ist dieser Bosinney!' und preßte sich wieder an Irene. Die Bewegung hätte besseren Erfolg verdient. Sie stand auf, und alle folgten ihrem Beispiel.

Der Mann von Welt war fester denn je entschlossen, zu sehen, aus was für Stoff sie gemacht war. Die Terrasse entlang hielt er sich dicht an ihrer Seite. Er war des guten Weines voll. Nun kam die lange Heimfahrt, die lange Fahrt, das warme Dunkel und die angenehme Enge des Wagens mit der Abgeschlossenheit von aller Welt. Der hungrige Laffe von Architekt konnte mit seiner Frau fahren – er wünschte ihm viel Vergnügen mit ihr! Und sich wohl bewußt, daß seine Stimme nicht ganz sicher klang, war er so vorsichtig, nicht zu sprechen; aber ein Lächeln hatte sich auf seinen dicken Lippen festgesetzt.

Sie wanderten nach der andern Seite zu, wo ihre Droschken sie erwarteten. Sein Plan hatte den Vorzug aller großen Pläne, eine fast brutale Einfachheit – er wollte nur an ihrer Seite bleiben, bis

sie einstieg, und schnell hinter ihr einsteigen. Aber als Irene an ihre Droschke kam, stieg sie nicht ein, sondern schlüpfte statt dessen nach vorn zu dem Pferde. Dartie war im Augenblick nicht genügend Herr seiner Beine, um ihr folgen zu können. Sie streichelte die Nase des Pferdes, und zu seinem Ärger war Bosinney zuerst neben ihr. Sie drehte sich um und sprach mit leiser Stimme schnell zu ihm; die Worte ‚der Mann dort' fing Dartie auf. Er blieb hartnäckig am Wagentritt stehen und wartete auf sie. Er kannte einen Kniff, der seiner zwei wert war!

Hier im Lampenlicht mit seiner wohlgestalteten (nicht mehr als mittelgroßen) Figur, in der weißen Weste, den hellen Überzieher über den Arm geworfen, eine rote Blume im Knopfloch und diesen Ausdruck von keckem, gutmütigem Übermut in dem dunklen Gesicht, kam er am besten zur Geltung — war er durch und durch der Mann von Welt.

Winifred war bereits in ihrer Droschke. Dartie überlegte, daß Bosinney ein armseliges Vergnügen darin haben werde, wenn er nicht aufpaßte! Plötzlich erhielt er einen Stoß, der ihn beinahe zu Boden warf. Bosinneys Stimme zischte ihm ins Ohr: „Ich fahre mit Irene zurück, verstehen Sie?" Er sah ein Gesicht, weiß vor Leidenschaft, und Augen, die ihn anfunkelten wie die einer wilden Katze. „He?" stammelte er. „Wie? Keine Spur! Sie fahren mit meiner Frau!" „Fort!" zischte Bosinney, „oder ich werfe Sie auf die Straße!" Dartie trat zurück; er sah deutlich, daß der Mensch es ernst meinte. Als Irene an der Stelle, die er frei gemacht, vorüberschlüpfte, streifte ihr Kleid seine Beine. Bosinney stieg hinter ihr ein. „Fahren Sie!" hörte er Bosinney rufen. Der Kutscher trieb das Pferd an, und es griff aus. Dartie stand einen Augenblick betäubt, dann stürzte er zu der Droschke, in der seine Frau saß, und kletterte hinein. „Fahren Sie zu!" schrie er dem Kutscher zu, „und verlieren Sie ja nicht den Burschen da vor uns aus den Augen!"

Als er neben seiner Frau saß, brach er in Verwünschungen aus. Schließlich beruhigte er sich mit äußerster Anstrengung und sagte: „Eine schöne Geschichte, daß du den Bukanier mit ihr nach Hause fahren läßt; warum in aller Welt konntest du ihn nicht festhalten? Er ist toll vor Liebe; jeder Narr kann das sehen!" Er übertäubte Winifreds Erwiderungen mit neuen Anrufen des Allmächtigen und hörte auf dem ganzen Wege nicht auf mit seinen Jeremiaden, in denen er sie, ihren Vater, ihren Bruder, Irene, Bosinney, den Namen Forsyte, seine eigenen Kinder schmähte und den Tag verwünschte,

an dem er geheiratet hatte. Als Frau von starkem Charakter ließ Winifred ihn gewähren, worauf er endlich in verdrossenes Schweigen versank. Er wandte den zornigen Blick nicht von der Rückseite der Droschke, die wie ein verlorenes Glück in der Dunkelheit vor ihm spukte.

Glücklicherweise konnte er Bosinneys leidenschaftliche Bitten nicht hören, Bitten, die das Benehmen des Mannes von Welt zum Überfließen gebracht hätten, gleich einer Flut. Er konnte Irenens Erschauern nicht sehen, als wäre sie eines ihrer Kleidungsstücke beraubt, noch ihre Augen, dunkel und traurig wie die Augen eines geschlagenen Kindes. Er konnte nicht hören, wie Bosinney unaufhörlich inständig bat und bat; konnte ihr plötzliches leises Weinen nicht hören, noch sehen, wie der arme, hungrig blickende Teufel verschüchtert und zitternd ihre Hand demütig berührte.

Am Montpellier Square fuhr ihr Kutscher, den Weisungen buchstäblich folgend, getreulich hinter der Droschke vor ihnen her. Darties sahen Bosinney herausspringen, dann Irene ihm folgen und mit gesenktem Kopf die Stufen hinaneilen. Sie hatte offenbar ihren Schlüssel in der Hand, denn sie verschwand sogleich. Es war unmöglich zu sagen, ob sie sich umgewandt, um mit Bosinney zu sprechen, oder nicht. Dieser ging an ihrer Droschke vorüber; beide Gatten konnten sein Gesicht im Licht einer Straßenlaterne deutlich sehen. Er kämpfte mit einer heftigen Bewegung. „Gute Nacht, Mr. Bosinney!“ rief Winifred. Bosinney stutzte, riß seinen Hut herunter und eilte davon. Er hatte ihre Existenz offenbar vergessen. „Da!“ sagte Dartie, „hast du das Gesicht der Bestie gesehen? Was habe ich gesagt? Schöne Geschichten!“ Er machte sich die Gelegenheit zunutze.

So sicher war es zu einer Krisis in der Droschke gekommen, daß Winifred nicht imstande war, ihre Theorie zu verteidigen. „Ich werde nicht darüber sprechen“, sagte sie. „Es hat doch keinen Zweck, viel Wesens davon zu machen!“ Mit dieser Anschauung stimmte Dartie ganz überein. Da er James als Privatrückhalt betrachtete, war er durchaus dagegen, daß er durch die Nöte anderer beunruhigt wurde. „Sehr richtig“, sagte er, „mag Soames selber aufpassen. Er hat ganz das Zeug dazu!“

Damit betraten Darties ihre Wohnung, deren Miete James bezahlte, und suchten die wohlverdiente Ruhe. Es war Mitternacht, und kein Forsyte blieb draußen in den Straßen, um Bosinneys Wanderungen auszuspähen, ihn zurückkehren zu sehen, am Gitter des Square-Gartens, fern vom Licht der Straßenlaternen im Schatten

der Bäume stehen zu sehen und das Haus anstarren, wo sie im Dunkeln verborgen war, die für einen einzigen Augenblick zu sehen er die Welt gegeben hätte – sie, die für ihn jetzt der Hauch der Linden, der Inbegriff von Licht und Dunkel, der Schlag seines eigenen Herzens selber war.

ZEHNTES KAPITEL

DIAGNOSE EINES FORSYTE

Es liegt in der Natur eines Forsyte, nicht zu wissen, daß er ein Forsyte ist; aber der junge Jolyon war sich wohl bewußt, einer zu sein. Er war sich bis nach dem entscheidenden Schritt, der ihn zu einem Ausgestoßenen gemacht, nicht klar darüber geworden; doch seitdem hatte das Bewußtsein davon ihn nicht wieder verlassen. Er fühlte es während seines ganzen Verhältnisses vor und im Laufe der Ehe mit seiner zweiten Frau, die, wohlgemerkt, keine Forsyte war. Er wußte, daß, wenn er nicht einen so offenen Blick für das gehabt, was er brauchte, und die Zähigkeit besessen hätte, daran festzuhalten, wenn er die Torheit, das zu verschwenden, wofür er einen so hohen Preis gezahlt, nicht erkannt hätte – mit anderen Worten, wenn er den ‚Sinn für Besitz' nicht gehabt hätte –, er sie bei all den finanziellen Sorgen, der Nichtachtung und üblen Nachreden dieser fünfzehn Jahre nie hätte bei sich behalten können (vielleicht nie den Wunsch gehabt hätte, sie bei sich zu behalten); daß er sie nie dazu bewegt haben würde, ihn nach dem Tode seiner ersten Frau zu heiraten; daß er dies alles nie hätte durchmachen und sich nie, zwar dürftig, aber lächelnd, wieder hätte emporhelfen können.

Er gehörte zu jenen Menschen, die mit kreuzweise untergeschlagenen Beinen gleich chinesischen Miniaturgötzen im Gehäuse ihres eigenen Herzens sitzen und ewig zweifelnd über sich selbst lächeln. Doch dieses beständige, so vertraute Lächeln widersprach nicht etwa seinen Handlungen, die wie sein Kinn und sein Temperament ein ganz sonderbares Gemisch von Sanftmut und Entschiedenheit waren. Er war sich auch voll bewußt, in seiner Arbeit ein Forsyte zu sein, in diesem Malen von Aquarellen, worauf er zu seinem eigenen Erstaunen soviel Energie verwandte, denn ihm war, als könne er ein so unpraktisches Tun nicht völlig ernst nehmen, und es beunruhigte ihn immer seltsam, daß er nicht mehr damit verdienen konnte.

Und dies Bewußtsein, was es bedeutete, ein Forsyte zu sein, veranlaßte ihn darum auch, den folgenden Brief des alten Jolyon mit einem gemischten Gefühl von Sympathie und Entrüstung zu begrüßen:

‚Sheldrake House.
Broadstairs.
1. Juli.

Mein lieber Jo!

(Papas Handschrift hatte sich in diesen dreißig Jahren, seit er sich ihrer erinnerte, nur sehr wenig verändert.)

Wir sind jetzt seit vierzehn Tagen hier und haben im ganzen gutes Wetter gehabt. Die Luft ist stärkend, aber meine Leber ist nicht in Ordnung, und ich werde froh sein, nach der Stadt zurückzukommen. Von June kann ich nicht viel sagen; mit ihrer Gesundheit und Stimmung geht es nicht sonderlich, und ich weiß nicht, was daraus werden soll. Sie sagt nichts, aber man merkt, daß diese Verlobung sie fortwährend beschäftigt, die eine Verlobung ist und doch wieder keine oder – weiß der liebe Himmel, was sie ist. Ich zweifle ernstlich, ob man sie unter den jetzigen Verhältnissen wieder nach London zurücklassen soll, aber sie ist so eigenwillig, daß es ihr jeden Augenblick einfallen könnte, hinzufahren. Eigentlich müßte jemand mit Bosinney sprechen und zu erfahren suchen, was er vorhat. Ich selbst fürchte mich davor, denn ich würde ihm sicherlich auf die Finger klopfen, aber ich dachte, daß Du, da Du ihn vom Klub her kennst, ein Wörtchen mit ihm reden könntest und Dich überzeugen, was der Bursche treibt. Du darfst June natürlich in keiner Weise bloßstellen. Es würde mich freuen, im Laufe einiger Tage von Dir zu hören, ob es Dir gelungen ist, eine Auskunft zu erhalten. Die Sachlage bekümmert mich sehr, und es quält mich in den Nächten. Mit Grüßen für Holly und Jolly

Dein treuer Vater

Jolyon Forsyte.‘

Der junge Jolyon grübelte so lange und ernst über diesem Briefe, daß seine Frau ihn nach der Ursache seines Nachdenkens fragte, aber er erwiderte: „Es ist nichts.“ Es war sein fester Grundsatz, June niemals zu erwähnen. Sie hätte sich beunruhigt fühlen können, und er wußte nicht, wie sie es aufnehmen würde. Er beeilte sich darum, alle Spuren seiner Versunkenheit zu verwischen, war aber darin

ebenso erfolgreich, wie sein Vater es gewesen wäre, denn er hatte des alten Jolyon ganze Durchsichtigkeit in bezug auf Angelegenheiten häuslicher Finesse geerbt. Und die junge Mrs. Jolyon ging bei ihren Beschäftigungen im Hause mit fest geschlossenen Lippen umher und warf verstohlen unergründliche Blicke auf ihn.

Am Nachmittag begab er sich mit dem Brief in der Tasche, doch ohne einen Entschluß gefaßt zu haben, in den Klub. Jemand auf ‚seine Absichten' hin zu prüfen, war ihm ganz besonders unangenehm, und seine eigentümliche Lage war nicht geeignet, das Unangenehme zu vermindern. Es sah seiner Familie und all den Leuten, die sie kannten und mit denen sie verkehrten, so ähnlich, ihre Rechte, wie sie es nannten, auf einen Mann geltend zu machen, ihn zu einem Entschluß zu zwingen; es sah ihnen so ähnlich, ihre Geschäftsgrundsätze auf ihre Privatangelegenheiten zu übertragen! Und wie die Phrase in dem Brief ‚Du darfst June natürlich in keiner Weise bloßstellen' – die ganze Sache preisgab. Und doch war der Brief mit dem persönlichen Kummer, der Teilnahme für June, dem ‚auf die Finger klopfen' so natürlich. Kein Wunder, daß sein Vater wissen wollte, was Bosinney beabsichtigte, kein Wunder, daß er zornig war. Es war schwer, es abzuschlagen! Aber warum mußte die Sache gerade ihm übergeben werden? Sicherlich war das ganz unpassend; aber solange ein Forsyte erlangte, was er begehrte, war er nicht sonderlich wählerisch in bezug auf die Mittel, vorausgesetzt, daß der äußere Schein gewahrt blieb. Wie sollte er davon loskommen oder es abschlagen? Beides schien unmöglich.

Er traf um drei Uhr im Klub ein, und die erste Person, die er erblickte, war Bosinney selbst, der in einer Ecke saß und aus dem Fenster starrte. Der junge Jolyon setzte sich nicht weit davon und begann unruhig über seine Lage nachzudenken. Er blickte heimlich zu Bosinney hinüber, der ahnungslos dort saß. Er kannte ihn nicht sehr gut und studierte ihn aufmerksam vielleicht zum ersten Mal. Ein Mann von ungewöhnlichem Aussehen, den meisten andern Klubmitgliedern unähnlich in Kleidung, Gesicht und Wesen – der junge Jolyon selbst hatte, so anders er auch von Gemüt und Sinnesart geworden, immer die diskrete Vornehmheit eines Forsyteschen Äußeren beibehalten. Ihm allein von allen Forsytes war Bosinneys Spitznamen unbekannt. Der Mann war ungewöhnlich, nicht exzentrisch, aber ungewöhnlich; er sah auch abgezehrt, hager, hohlwangig unter den breiten, starken Backenknochen aus, doch ohne jeden Anschein von Kränklichkeit, denn er war stark gebaut und

hatte lockiges Haar, das ein Zeugnis für die volle Lebenskraft einer guten Konstitution zu sein schien.

Etwas in seinem Gesicht und seiner Haltung rührte den jungen Jolyon. Er wußte, was Leiden war, und dieser Mann sah aus, als litte er. Er stand auf und berührte seinen Arm. Bosinney fuhr auf, verriet aber keine Spur von Verlegenheit, als er sah, wer es war. Der junge Jolyon setzte sich. „Ich habe Sie lange nicht gesehen", sagte er. „Wie weit sind Sie mit meines Vetters Haus?" „Es wird in einer Woche etwa fertig sein." „Ich gratuliere!" „Danke – ich weiß nicht, ob eine Gratulation hier angebracht ist." „Nicht?" fragte der junge Jolyon, „ich hätte gedacht, Sie wären froh, eine so lange Geschichte, wie das war, endlich los zu sein; aber Sie betrachten es wahrscheinlich wie ich, wenn ich mich von einem Bilde trenne – als eine Art Kind?" Er blickte Bosinney freundlich an.

„Ja", sagte dieser herzlicher, „man schafft es aus sich heraus, und dann ist alles vorbei. Ich wußte nicht, daß Sie malen." „Nur Aquarelle; ich kann nicht sagen, daß ich von meiner Arbeit etwas halte." „Sie halten nichts davon? Wie können Sie dann arbeiten? Arbeit hat keinen Zweck, wenn man nichts davon hält!" „Sie haben recht!" sagte der junge Jolyon, „genau, was ich immer sage. Übrigens, haben Sie bemerkt, daß man stets, wenn man sagt, ‚Sie haben recht', auch hinzufügt ‚genau, was ich immer sage'? Aber wenn Sie mich fragen, warum ich es tue, erwidere ich: Weil ich ein Forsyte bin." „Ein Forsyte! Ich hielt Sie nie dafür!" „Ein Forsyte", erwiderte der junge Jolyon, „ist kein seltenes Tier. Es gibt Hunderte unter den Mitgliedern dieses Klubs. Hunderte in den Straßen draußen; Sie begegnen ihnen, wo immer Sie gehen!" „Und woran erkennen Sie sie?" sagte Bosinney. „An ihrem Sinn für Besitz. Ein Forsyte schaut die Dinge vom praktischen Standpunkt an – man möchte sagen mit gesundem Menschenverstand –, und ein praktischer Standpunkt gründet sich im wesentlichen auf den Sinn für Besitz. Ein Forsyte, werden Sie bemerken, vermeidet es, sich jemals bloßzustellen." „Sie scherzen!" Der junge Jolyon zwinkerte mit den Augen. „O nein. Da ich selbst ein Forsyte bin, darf ich nicht mitreden. Aber ich bin eine Art Mischling von guter Herkunft; in Ihnen aber kann man sich nicht täuschen. Sie sind so verschieden von mir wie ich von meinem Onkel James, der das vollkommene Muster eines Forsyte ist. Sein Sinn für Besitz ist extrem, während Sie praktisch genommen gar keinen dafür haben. Wäre ich nicht dazwischen, so könnte man Sie für eine ganz andere Gattung halten. Ich bin das fehlende Glied.

Wir alle sind natürlich Sklaven des Besitzes, und ich gebe zu, daß es eine Frage des Standes ist, aber ein Mann, den ich einen ‚Forsyte' nenne, ist es entschieden mehr als weniger. Er weiß, was gut ist, weiß, was sicher ist, und sein Festhalten am Besitz – ganz gleich ob es sich um Frauen, Häuser, Geld oder Ruf handelt – ist seine Zunftmarke."

„Ah!" murmelte Bosinney. „Das Wort sollten Sie sich patentieren lassen." „Das täte ich gern", sagte der junge Jolyon, „um Vorlesungen darüber zu halten: Eigenschaften und Sinnesart eines Forsyte. Dieses Tierchen, das sich durch den Spott von seinesgleichen beunruhigt fühlt, läßt das Lachen fremder Kreaturen (Sie oder ich) in seinen Bewegungen unberührt. Mit seiner ererbten Anlage zur Kurzsichtigkeit erkennt es nur Personen und Umgebung von seinesgleichen, unter denen es ein Dasein im Konkurrenzkampf errungener Ruhe verbirgt."

„Sie sprechen von ihnen", sagte Bosinney, „als ob sie halb England wären." „Das sind sie", wiederholte der junge Jolyon, „halb England, und die bessere Hälfte, die gesicherte Hälfte sogar, die Drei-Prozent-Hälfte, die ausschlaggebende Hälfte. Es ist ihr Reichtum und ihre Sicherheit, die alles möglich machen; die ihre Kunst, die Literatur, Wissenschaft, selbst Religion möglich machen. Ohne Forsytes, die an nichts von diesen Dingen glauben, sie aber nutzbar machen, wo würden wir alle sein? Mein Lieber, die Forsytes sind die Vermittler, die Geschäftsleute, die Pfeiler der Gesellschaft, die Ecksteine der Konvention, alles was bewundernswert ist!" „Ich weiß nicht, ob ich Sie ganz verstehe", sagte Bosinney, „aber ich glaube, in meinem Beruf gibt es eine Menge Forsytes, wie Sie sie nennen." „Gewiß", erwiderte der junge Jolyon, „die große Mehrzahl der Architekten, Maler oder Schriftsteller hat keine Grundsätze, wie irgend andere Forsytes auch. Kunst, Literatur, Religion können nur dank der wenigen Sonderlinge, die wirklich an solche Dinge glauben, und der vielen Forsytes, die einen kaufmännischen Nutzen daraus ziehen, weiterbestehen. Schlecht gerechnet sind drei Viertel unserer Akademiker, sieben Achtel unserer Romanschreiber und ein großer Teil der Presse Forsytes. Von der Wissenschaft kann ich nicht reden; aber sie sind großartig in der Religion vertreten; im Unterhaus vielleicht zahlreicher als sonstwo; die Aristokratie spricht für sich selbst. Aber ich lache nicht darüber. Es ist gefährlich, gegen die Majorität – und was für eine Majorität – zu gehen!" Er blickte

Bosinney fest an. „Es ist gefährlich, sich von irgend etwas hinreißen zu lassen – sei es ein Haus, ein Bild oder – eine Frau!"

Sie blickten einander an. Und als hätte er getan, was kein Forsyte tat – als hätte er sich bloßgestellt, zog der junge Jolyon sich wieder in sein Gehäuse zurück. Bosinney brach das Schweigen. „Warum nehmen Sie Ihre eigenen Verwandten als Typus?" fragte er. „Meine Verwandten", erwiderte der junge Jolyon, „sind nicht sehr extrem, und sie haben ihre eigenen geheimen Eigentümlichkeiten wie jede andere Familie, aber sie besitzen in bemerkenswertem Maße jene beiden Eigenschaften, die wahre Prüfsteine für einen Forsyte sind – die Kraft, sich niemals einer Sache mit Leib und Seele hinzugeben, und ‚Sinn für Besitz'." Bosinney lächelte: „Wie steht es zum Beispiel mit dem Dicken?" „Meinen Sie Swithin?" fragte Jolyon. „Ah, Swithin hat noch sehr viel Ursprüngliches. Das Stadt- und Mittelstandleben hat ihn noch nicht ganz verdaut. All die Jahrhunderte von Landwirtschaft und roher Kraft sitzen fest in ihm und bleiben an ihm hängen, trotz all seiner Vornehmheit."

Bosinney schien nachdenklich geworden. „Ja, Ihre Beschreibung trifft Ihren Vetter Soames aufs Haar", sagte er plötzlich. „Er wird sich nie eine Kugel durch den Kopf jagen!" Der junge Jolyon warf einen durchdringenden Blick auf ihn. „Nein", sagte er, „das wird er nicht. Darum muß mit ihm gerechnet werden. Hüten Sie sich vor ihren Krallen! Es ist leicht zu lachen, aber mißverstehen Sie mich nicht. Man darf einen Forsyte nicht verachten, darf sie nicht geringschätzen!" „Und doch haben Sie es selbst getan!" Des jungen Jolyon Lächeln schwand, als er diesen Hieb entgegennahm. „Sie vergessen", sagte er mit sonderbarem Stolz, „daß ich auch hartnäckig sein kann – ich bin selbst ein Forsyte. Wir sind alle im Wirbel des Mahlstroms. Wer sich in Gefahr begibt – na, Sie wissen, was ich meine."

„Ich empfehle", er sprach jetzt sehr leise, als wäre es eine Drohung, „nicht jedem, meinen – Weg – zu – gehen. Es kommt darauf an –" Die Röte schoß Bosinney ins Gesicht, wich jedoch bald wieder und ließ es blaß-braun wie zuvor. Er stieß ein kurzes Lachen aus, das ein seltsam starres, grimmiges Lächeln auf seinen Lippen zurückließ; seine Augen höhnten den jungen Jolyon. „Danke", sagte er. „Es ist verteufelt freundlich von Ihnen. Aber Sie sind nicht der einzige, der hartnäckig sein kann." Er erhob sich. Den Kopf in die Hand gestützt, schaute der junge Jolyon ihm nach und seufzte.

In dem schläfrigen, fast leeren Raum waren das Knittern der Zeitungen und das Kratzen der Streichhölzer, die angezündet wur-

den, die einzigen Geräusche. Lange Zeit saß er regungslos da und durchlebte noch einmal jene Tage, wo auch er lange Stunden wartend dagesessen und auf die Uhr gesehen, um das Schwinden der Minuten zu beobachten – lange Stunden voll Qual und Ungewißheit, doch auch voll wilden süßen Wehs; und die langwährende wonnige Seelenpein jener Zeit erwachte mit der alten Heftigkeit in ihm. Der Anblick Bosinneys mit seinem hagern Gesicht und den ruhelosen Augen, die fortwährend auf die Uhr gerichtet waren, hatte ein mit seltsamem, unwiderstehlichem Neid vermischtes Mitleid in ihm erweckt. Er kannte die Zeichen so gut. Wohin würde es ihn führen – welchem Schicksal entgegen? Welcher Art war die Frau, die ihn mit dieser magnetischen Kraft an sich zog, der gegenüber keine Rücksicht auf Ehre, keine Prinzipien, kein Vorteil ihn zurückzuhalten vermochte, der nur durch die Flucht zu entgehen war? Flucht! Aber warum sollte Bosinney fliehen? Ein Mann floh, wenn er in Gefahr war, Haus und Herd zu zerstören, wenn Kinder da waren, wenn er fühlte, daß er Ideale zertrat, daß er etwas zerbrach. Aber hier, so hatte er gehört, lag alles zerbrochen vor ihm da.

Er selbst war nicht geflohen, noch würde er fliehen, wenn alles noch einmal geschähe. Und doch war er weiter gegangen als Bosinney, hatte sein eigenes unglückliches Heim zerstört, nicht das eines andern. Und der alte Spruch: ‚Eines Mannes Schicksal liegt in seinem eigenen Herzen' kam ihm in Erinnerung. In seinem eigenen Herzen! Um einen Pudding zu erproben, muß man ihn essen – Bosinney hatte seinen Pudding noch zu essen.

Seine Gedanken wandten sich der Frau zu, die er nicht kannte, deren Geschichte er in ihren Umrissen aber gehört hatte. Eine unglückliche Ehe! Keine schlechte Behandlung – nur jenes undefinierbare Unbehagen, jene furchtbare Frostigkeit, die alle Süße unter dem Himmel tötet. Und so fort von Tag zu Tag, von Nacht zu Nacht, von Woche zu Woche, von Jahr zu Jahr, bis der Tod es endet!

Aber der junge Jolyon, dessen Bitterkeit durch die Zeit gemildert war, sah diese Frage auch von Soames' Seite an. Wo sollte ein Mann wie sein Vetter, mit allen Vorurteilen und Ansichten seiner Klasse vollgepfropft, die Einsicht oder Erleuchtung hernehmen, sein Leben zu zerstören? Es war eine Frage der Phantasie, es galt, sich in die Zukunft hineinzuversetzen, sich über das unangenehme Geklatsche, das Spötteln und Geschwätz hinwegzusetzen, das solcher Scheidung folgte, über die vorübergehenden Qualen, die der Verzicht auf ihren Anblick verursachte, und über die strenge Mißbilligung der Ehren-

männer hinweg. Aber wenige Männer, besonders wenige von Soames' Klasse, hatten dafür Phantasie genug. So viele Sterbliche in dieser Welt, und so wenige, die überhaupt Phantasie besaßen! Und du lieber Himmel, welch ein Unterschied zwischen Theorie und Praxis; so mancher, vielleicht Soames selbst, hatte ritterliche Anschauungen in solchen Dingen, fand aber, wenn der Schuh ihn selbst drückte, einen besonderen Faktor, der ihn zu einer Ausnahme machte.

Aber dann mißtraute er auch seinem Urteil. Er hatte selbst die Erfahrung gemacht, hatte die Bitterkeit einer unglücklichen Ehe bis auf die Neige ausgekostet, wie konnte er da den weiten leidenschaftslosen Blick jener haben, die niemals auch nur den Schall des Schlachtgetümmels vernommen? Sein Urteil kam zu sehr aus erster Hand – wie das Urteil eines Soldaten, der lange im aktiven Dienst gestanden, über militärische Angelegenheiten gegenüber dem der Zivilisten, die nicht den Nachteil gehabt, die Dinge zu nah zu sehen. Die meisten Leute würden eine Ehe wie die Soames' und Irenens für ganz glücklich halten. Er besaß Geld, sie war schön; es war eben ein Kompromiß. Es war kein Grund vorhanden, weshalb sie nicht so weitertrotten sollten, selbst wenn sie einander haßten. Was schadete es, wenn jeder seinen eigenen Weg ging, solange der Anstand beobachtet, solange die Heiligkeit des Ehebundes, des gemeinsamen Heims gewahrt blieb! Beleidige nicht die Gefühle der Gesellschaft, beleidige nicht die Gefühle der Kirche! Nach diesem Satz wurde die Hälfte aller Ehen der oberen Klassen geführt. Das Vermeiden einer Beleidigung von Kirche und Gesellschaft ist das Opfer jeder Privatempfindung wert. Die Vorteile eines festen Heims sind sichtbar, fühlbar, sind wie Teile des Besitzes; es liegt keine Gefahr in dem status quo. Ein Heim aufzulösen, ist im besten Falle ein Experiment, und selbstsüchtig obendrein.

So war es um die Rechtfertigung bestellt, und der junge Jolyon seufzte. ‚Der Kern von allem', dachte er, ‚ist Besitz, aber es gibt sicher viele Leute, die die Sache nicht so betrachten. Für sie ist er ‚die Heiligkeit des Ehebundes'; aber die Heiligkeit des Ehebundes ist abhängig von der Heiligkeit der Familie, und die Heiligkeit der Familie ist abhängig von der Heiligkeit des Besitzes. Und doch stelle ich mir alle diese Leute als Nachfolger des einen vor, der nichts besaß. Es ist sonderbar!' Und wieder seufzte der junge Jolyon. ‚Werde ich auf meinem Heimweg jeden armen Teufel, den ich treffe, bitten, mein Abendessen mit mir zu teilen, das dann zu knapp für mich oder jedenfalls für meine Frau wäre, die ich zu meinem Glück

und Wohlbehagen brauche? Es mag schließlich sein, daß Soames wohl daran tut, auf seinem Recht zu bestehen und durch sein Tun den geheiligten Grundsatz des Besitzes aufrechtzuerhalten, der uns allen zugute kommt, ausgenommen denjenigen, die – unter dem Prozeß leiden.'

Er erhob sich von seinem Sessel, bahnte sich einen Weg durch das Gewirr von Sitzen, nahm seinen Hut und trat im Gedränge der Wagen in den heißen, dunstigen, von Staubgeruch erfüllten Straßen langsam seinen Heimweg an. Ehe er jedoch die Wistaria Avenue erreichte, nahm er den Brief des alten Jolyon aus der Tasche, zerriß ihn sorgfältig in winzige Stückchen und streute sie in den Staub der Straße. Er öffnete selbst mit seinem Schlüssel und rief den Namen seiner Frau. Aber sie war mit Jolly und Holly ausgegangen, und das Haus war leer; nur im Garten lag Balthasar, der Hund, im Schatten und schnappte nach Fliegen. Und der junge Jolyon setzte sich ebenfalls dort unter den Birnbaum, der keine Früchte trug.

ELFTES KAPITEL

BOSINNEY UND SOAMES

Am Tage nach dem Abend in Richmond kehrte Soames mit einem Morgenzug von Henley zurück. Da er sich in seiner Gemütsverfassung jedoch für keinerlei Land- oder Wassersport interessierte, war sein Besuch, zu dem ein Klient von einiger Bedeutung ihn eingeladen hatte, eher ein Geschäft als ein Vergnügen gewesen. Er begab sich direkt in die City, als er aber nur Unwichtiges vorfand, ging er, froh über die Gelegenheit, ruhig nach Haus zu können, um drei Uhr wieder fort. Irene erwartete ihn nicht. Zwar hatte er nicht den Wunsch, ihr Tun auszuspionieren, aber es war doch kein Unrecht, den Schauplatz so unvermutet zu übersehen.

Nachdem er den Anzug gewechselt, ging er ins Wohnzimmer. Sie saß müßig in einer Sofaecke, ihrem Lieblingsplatz, und er sah Ränder unter den Augen, als hätte sie nicht geschlafen. „Wie kommt es, daß du hier bist?" fragte er. „Erwartest du jemand?" „Ja – das heißt, nicht bestimmt." „Wen?" „Mr. Bosinney sagte, er würde vielleicht kommen." „Bosinney. Er sollte an der Arbeit sein." Hierauf gab sie keine Antwort. „Übrigens möchte ich dich bitten, mit mir ins Kaufhaus zu kommen", sagte Soames, „und dann könnten wir

in den Park." „Ich möchte nicht ausgehen; ich habe Kopfweh." Soames erwiderte: „Wenn ich dich um etwas bitte, hast du stets Kopfweh. Es wird dir guttun, draußen unter den Bäumen zu sitzen." Sie antwortete nicht.

Soames schwieg einige Minuten; schließlich sagte er: „Ich weiß nicht, was für eine Vorstellung du von den Pflichten einer Frau hast. Habe es nie gewußt." Er hatte nicht erwartet, daß sie antworten würde, aber sie tat es. „Ich habe versucht zu tun, was du wolltest; ich kann nicht dafür, daß ich nicht imstande war, es mit dem Herzen zu tun." „Wer kann denn dafür?" Er beobachtete sie unruhig. — „Bevor wir heirateten, versprachst du, mich gehen zu lassen, wenn unsere Ehe nicht glücklich würde. Ist sie glücklich?" Soames runzelte die Stirn. „Glücklich", stotterte er — „sie wäre glücklich, wenn du dich richtig benehmen wolltest!" „Ich habe es versucht", sagte Irene. „Willst du mich gehen lassen?"

Soames wandte sich ab. Heimlich erschrocken suchte er eine Zuflucht im Toben. „Dich gehen lassen? Du weißt nicht, was du redest. Dich gehen lassen? Wie kann ich dich gehen lassen? Wir sind verheiratet, oder vielleicht nicht? Also wovon sprichst du? Um Gottes willen, laß doch all solchen Unsinn! Setze deinen Hut auf und komm in den Park." „Also du willst mich nicht gehen lassen?" Er fühlte ihre Augen mit einem seltsam rührenden Blick auf sich gerichtet. „Dich gehen lassen!" sagte er; „und was in aller Welt würdest du anfangen, wenn ich es täte? Du hast doch kein Geld!" „Ich könnte es schon einrichten."

Er ging schnell im Zimmer auf und ab; dann stellte er sich vor sie hin. „Ich bitte dich ein für allemal", sagte er, „sprich nicht wieder von solchen Dingen. Geh und setze deinen Hut auf!" Sie rührte sich nicht. „Du willst wohl Bosinney nicht versäumen, wenn er kommt?" sagte Soames. Irene erhob sich langsam und verließ das Zimmer. Dann kam sie mit ihrem Hut herunter. Sie gingen aus.

Im Hydepark war die bunte Stunde des Spätnachmittags vorüber, wo Fremde und andere würdige Leute, die modern zu sein glauben, spazierenfahren; die wahre, die rechte Stunde war gekommen und fast wieder vorbei, bevor Soames und Irene sich unter die Achillesstatue setzten. Es war ziemlich lange her, seit er ihre Gesellschaft im Park genossen hatte. Das war ehemals eine der höchsten Freuden der ersten beiden Jahre seines Ehelebens, wo das Gefühl, vor ganz London der Eigentümer dieses anmutigen Wesens zu sein, sein größter, wenn auch geheimer Stolz gewesen. Wie man-

chen Nachmittag hatte er nicht äußerst elegant, mit hellen grauen Handschuhen neben ihr gesessen und mit leisem, verächtlichem Lächeln, dann und wann den Hut lüftend, Bekannten zugenickt! Seine hellgrauen Handschuhe trug er immer noch, und das spöttische Lächeln war auf seinen Lippen, aber wo das Gefühl in seinem Herzen?

Die Sitze leerten sich schnell, aber er hielt sie immer noch zurück, still und blaß, als wäre es eine heimlich ersonnene Strafe für sie. Ein- oder zweimal machte er eine Bemerkung, und sie senkte den Kopf oder antwortete mit müdem Lächeln: ‚Ja.'

Das Gitter entlang ging ein Herr so schnell, daß die Leute ihm nachstarrten, als er vorüberkam. „Sieh doch diesen Esel!" sagte Soames, „er muß verrückt sein, in der Hitze so zu rennen!" Er drehte sich um; Irene hatte eine rasche Bewegung gemacht. „Holla!" sagte er, „'s ist unser Freund, der Bukanier!" Und er blieb mit seinem höhnischen Lächeln still sitzen, denn er wußte, daß auch Irene lächelte. Wird sie ihn grüßen, dachte er. Aber sie regte sich nicht. Bosinney erreichte das Ende des Gitters und kam, die Fährte suchend wie ein Wachtelhund, zwischen den Stühlen hindurch wieder zurück. Als er sie sah, blieb er regungslos stehen und grüßte. Das Lächeln schwand nicht mehr von Soames' Gesicht; er nahm seinen Hut ebenfalls ab.

Bosinney kam heran, er sah erschöpft aus, wie nach einer starken physischen Anstrengung. Der Schweiß stand in Tropfen auf seiner Stirn, und Soames' Lächeln schien zu sagen: ‚Du hattest eine harte Zeit, mein Freund!...' „Was machen Sie im Park?" fragte er. „Wir glaubten, Sie verachten solche Frivolität!" Bosinney schien ihn nicht zu hören; er antwortete Irene: „Ich war eben bei Ihnen; ich hoffte, Sie zu Hause zu treffen."

Jemand tippte Soames auf die Schulter und sprach zu ihm; und im Austausch der flachen Redensarten über die Schulter hinweg überhörte er ihre Antwort und faßte einen Entschluß. „Wir gehen gleich nach Haus", sagte er zu Bosinney, „Sie sollten mit zurückkommen und mit uns essen." Durch seine Einladung klang eine sonderbare Prahlerei und ein noch sonderbareres Pathos: ‚Du kannst mich nicht täuschen', doch sein Blick und seine Stimme schienen zu sagen: ‚aber sieh — ich traue dir — ich fürchte dich nicht!'

Sie brachen zusammen auf und gingen zum Montpellier Square zurück, Irene zwischen ihnen. In den belebten Straßen ging Soames voran. Er hörte nicht auf ihr Gespräch, der seltsame Entschluß zu

vertrauen, den er gefaßt, schien selbst sein heimliches Verhalten zu beeinflussen. Wie ein Spieler sagte er sich: ‚Es ist eine Karte, die ich nicht fortwerfen darf – ich muß sie ausspielen, was auch ihr Wert sein mag. Ich habe nicht zu viele Chancen.'

Langsam kleidete er sich um, hörte sie ihr Zimmer verlassen und hinuntergehen und machte sich fünf Minuten länger in seinem Ankleidezimmer zu schaffen. Dann ging er hinunter und schloß die Tür absichtlich laut, um anzuzeigen, daß er komme. Er fand sie am Kamin stehend, wo sie sich unterhielten oder auch nicht; er konnte es nicht erkennen. Er spielte seine Rolle in dieser Farce den ganzen Abend hindurch, war in seinem Wesen freundlicher denn je zu seinem Gast, und als Bosinney endlich ging, sagte er: „Sie müssen bald wiederkommen; Irene spricht gern über das Haus mit Ihnen!" Wieder klang aus seiner Stimme die seltsame Prahlerei und das noch seltsamere Pathos, aber seine Hand war kalt wie Eis. Seinem Entschluß treu, wandte er sich ab, als sie sich verabschiedeten, wandte sich von seiner Frau ab, als sie unter der Hängelampe stand, um gute Nacht zu sagen – wandte sich ab vom Anblick ihres golden schimmernden Hauptes unter dem Licht, von dem wehmütigen Lächeln auf ihren Lippen und sah auch Bosinney nicht in die Augen, als er sie anblickte, wie ein Hund seinen Herrn anblickt. Und er ging mit der Gewißheit zu Bett, daß Bosinney seine Frau liebte.

Die Sommernacht war heiß, so heiß und still, daß durch jedes offene Fenster nur heißere Luft hereinkam. Lange Stunden lag er da und lauschte auf ihren Atem. Sie konnte schlafen, und er mußte wach daliegen. Und das Wachen stählte ihn für die Rolle des heitern, vertrauensvollen Ehemanns.

Zu früher Stunde schlüpfte er aus dem Bett, ging in sein Ankleidezimmer und lehnte aus dem geöffneten Fenster. Er vermochte kaum zu atmen. Eine Nacht vor vier Jahren kam ihm in Erinnerung – die vorletzte Nacht vor seiner Hochzeit, heiß und stickig wie diese. Er dachte daran, wie er in einem langen Rohrsessel an der Glastür seines Wohnzimmers in der Victoria Street gelegen hatte. Unten in einer Nebenstraße hatte ein Mann an eine Tür geschlagen, und eine Frau hatte aufgeschrien. Er erinnerte sich, als wäre es eben erst gewesen, des Tonfalles bei dem Gezänk, des Zuschlagens der Tür und der Totenstille, die darauf folgte. Und wie sich dann ein früher Sprengwagen, der die dunstigen Straßen reinigte, durch das seltsam wirkende, jetzt überflüssige Laternenlicht genähert hatte; er meinte

wieder das Rasseln zu hören, das näher und näher kam, bis es vorüber war und langsam verhallte.

Er lehnte sich weit aus dem Fenster des Ankleidezimmers über dem kleinen Hof unten und sah das erste Licht sich verbreiten. Die Umrisse dunkler Mauern und Dächer waren für einen Augenblick verwischt, dann traten sie schärfer hervor als sonst. Er erinnerte sich, wie er in jener Nacht das Verblassen der Laternen die ganze Straße hinunter beobachtet; wie er sich eilig angekleidet hatte und auf die Straße hinuntergegangen war, an Häusern und Plätzen vorüber nach der Straße, wo sie wohnte, und wie er dort gestanden und die Front des kleinen Hauses angeschaut, das so grau und still gewesen war wie das Antlitz eines Toten. Und plötzlich schoß es ihm durch den Kopf, wie dem Kranken ein Einfall: ‚Was tut er jetzt – dieser Mensch, der mich beunruhigt, der diesen Abend hier war, der mein Weib liebt – streift er vielleicht da draußen umher und schaut nach ihr aus, wie er es an diesem Nachmittag getan; beobachtet er wohl gar eben jetzt mein Haus?'

Er schlich über den Flur an die Straßenseite des Hauses, zog verstohlen einen Vorhang fort, öffnete ein Fenster. Das graue Licht hing an den Bäumen des Squares, als hätte die Nacht, wie eine große flaumige Motte, sie mit ihren Flügeln gestreift. Die Laternen brannten noch, ganz blaß, aber keine Seele regte sich – nichts Lebendes war zu erblicken! Doch plötzlich, ganz schwach, weitab in der Totenstille vernahm er einen kreißenden Schrei, wie die Stimme einer irrenden Seele, die, vom Himmel ausgeschlossen, nach ihrem Glücke schreit. Da war es wieder – wieder! Soames schloß schaudernd das Fenster. Dann dachte er: ‚Ach, es sind nur die Pfauen überm Wasser drüben.'

ZWÖLFTES KAPITEL

JUNE MACHT EINIGE BESUCHE

Der alte Jolyon stand in der engen Halle in Broadstairs und atmete den Geruch von Wachstuch und Hering ein, der alle soliden Gasthäuser an der See durchdringt. Auf einem Stuhl – einem hellen Lederstuhl, in dessen linker Ecke oben durch ein Loch das Roßhaar zum Vorschein kam – stand eine schwarze Mappe. Diese füllte er mit Papieren, mit der Times und einer Flasche Eau de Cologne. Er

mußte heute in Versammlungen der ‚Globular Gold Concessions' und der ‚New Colliery Company', denn er versäumte niemals eine Sitzung des Aufsichtsrates; eine ‚Aufsichtsratssitzung' zu versäumen, wäre ein Beweis mehr dafür, daß er alt wurde, und das konnte sein eifriger Forsytegeist nicht ertragen.

Seine Augen sahen aus, als könnten sie jeden Augenblick vor Zorn auflodern, während er seine schwarze Mappe füllte. So funkeln die Augen eines von seinen Kameraden gepeinigten Schuljungen, der sich, erschreckt durch das große Übergewicht gegen ihn, im Zaume hält. Und der alte Jolyon hielt sich im Zaume und kämpfte mit meisterhafter, jetzt langsam schwindender Selbstbeherrschung die Erregung nieder, die seine gegenwärtige Lage in ihm geweckt. Er hatte von seinem Sohne einen nichtssagenden Brief erhalten, worin der Junge mit allgemeinen Redensarten die klare Beantwortung einer Frage zu umgehen suchte. ‚Ich habe Bosinney gesehen', schrieb er; ‚er ist kein Missetäter. Je besser ich die Menschen kennenlerne, desto mehr überzeuge ich mich davon, daß sie niemals gut sind oder schlecht, sondern nur komisch oder rührend. Du stimmst wahrscheinlich nicht mit mir überein!' Das tat der alte Jolyon freilich nicht; er fand es zynisch, sich so auszudrücken. Noch hatte er die Stufe des Greisenalters nicht erreicht, wo selbst ein Forsyte, der Illusionen und Grundsätze beraubt, die er so sorgsam fürs praktische Leben gehegt, wenn er auch nie daran geglaubt, aller leiblichen Freuden beraubt, bis ins innerste Herz getroffen, weil ihm nichts mehr zu hoffen bleibt, die Schranken der Zurückhaltung durchbricht und Dinge sagt, die auszusprechen er selbst sich nie zugetraut. Vielleicht glaubte er nicht mehr als sein Sohn an ‚Gut' und ‚Böse'; aber er hätte gesagt, er wisse es nicht, könne es nicht sagen; es mochte etwas daran sein. Wozu sich denn durch unnötiges Eingestehen des Unglaubens selbst eines möglichen Vorteils berauben?

Er war gewohnt, seine Ferien in den Bergen zu verbringen, die er leidenschaftlich liebte, wenngleich er (als echter Forsyte) niemals etwas sonderlich Abenteuerliches oder Tollkühnes unternommen hatte. Und wenn die wundervolle (im Baedeker als ermüdend, aber lohnend bezeichnete) Aussicht sich ihm nach der Anstrengung des Kletterns darbot, hatte er sicherlich etwas wie die Existenz einer großen veredelnden Urkraft empfunden, die über allem chaotischen Streben, den winzigen Abgründen und lächerlichen dunkeln kleinen Grüften des Lebens waltet. Sein praktischer Sinn kam hier der Religion so nahe, wie er es überhaupt nur vermochte. Aber es war

viele Jahre her, seitdem er zuletzt in den Bergen gewesen. Er hatte June zweimal hintereinander mitgenommen, nachdem seine Frau gestorben war, und hatte sich mit Bitterkeit sagen müssen, daß es mit dem Gehen für ihn vorbei war. Dem in den Bergen gewonnenen alten Vertrauen in eine höhere Ordnung der Dinge hatte er längst fremd gegenübergestanden.

Er wußte, daß er alt war, und fühlte sich doch jung; und das beunruhigte ihn. Es beunruhigte und verwirrte ihn, zu denken, daß er, der immer so vorsichtig gewesen, Vater und Großvater von Wesen sein mußte, die zum Unglück geboren schienen. Er hatte nichts gegen Jo zu sagen – wer konnte dem Jungen, diesem liebenswürdigen Burschen, böse sein? –, aber seine Verhältnisse waren jammervoll, und mit Junes Angelegenheit stand es fast ebenso schlimm. Es schien wie ein Verhängnis, und ein Verhängnis gehörte zu den Dingen, die ein Mann seines Charakters weder begreifen noch geduldig ertragen kann.

Als er an seinen Sohn schrieb, hatte er eigentlich keine Hoffnung, daß es etwas nützen würde. Seit dem Ball bei Roger sah er zu klar, wie die Sachen standen – er konnte sich schneller als andere Leute einen Vers aus allem machen –, und mit dem Beispiel seines eigenen Sohnes vor Augen wußte er besser als irgendeiner der Forsytes, daß die bleiche Flamme den Menschen die Flügel versengt, sie mögen wollen oder nicht.

In der Zeit vor Junes Verlobung, als sie und Irene immer zusammen waren, hatte er genug von ihr gesehen, um den Zauber zu fühlen, den sie auf Männer ausübte. Sie war nicht gefallsüchtig, nicht einmal kokett – Begriffe, die dem Herzen seiner Generation teuer waren, da sie es liebte, die Dinge durch ein bequemes, plattes, unzulängliches Schlagwort zu definieren –, aber sie war gefährlich. Er konnte nicht sagen warum. Spräche man ihm von der angeborenen Eigenschaft mancher Frauen – einer verführerischen Kraft, die sich ihrer eigenen Kontrolle entzieht, so würde er nur ‚Humbug!' antworten. Sie war eben gefährlich. Er wollte gern ein Auge zudrücken bei dieser Sache. War es so, so war es eben so; er wollte nichts mehr darüber hören, wollte nur Junes Lage und ihren Seelenfrieden retten. Er hoffte immer noch, daß sie ihm dereinst vielleicht wieder ein Trost sein würde. Und darum hatte er geschrieben. Er konnte wenig genug aus der Antwort ersehen. Das einzige Ergebnis der Unterredung war eigentlich nur der sonderbare Satz: ‚Ich glaube, daß er im Strudel ist.' Im Strudel! Was für ein Strudel? Was war das für

eine neumodische Art zu reden? Er seufzte und steckte das letzte Papier unter den Umschlag der Mappe; er wußte nur zu gut, was gemeint war.

June kam aus dem Speisezimmer und half ihm in seinen Sommerüberzieher. An ihrem Kostüm und dem Ausdruck ihres kleinen resoluten Gesichts erkannte er sogleich, was kommen würde. „Ich fahre mit dir", sagte sie. „Unsinn, mein Kind. Ich muß gleich in die City. Ich kann dich nicht so herumstreifen lassen!" „Ich muß die alte Mrs. Smeech besuchen." „Ach, deine ewigen ‚armen Hungerleider'!" brummte der alte Jolyon. Er glaubte nicht an ihre Ausrede, gab jedoch seinen Widerstand auf. Mit diesem Eigensinn war doch nichts anzufangen.

An der Victoria-Station setzte er sie in einen Wagen, der für ihn selbst bestellt war – ein charakteristischer Zug, denn er kannte keine kleinliche Selbstsucht. „So, übermüde dich nicht, Liebling", sagte er und nahm eine Droschke nach der City.

June fuhr zuerst in eine Hinterstraße von Paddington, wo Mrs. Smeech, eine alte Taglöhnerin, ihr Schützling, wohnte, aber nachdem sie eine halbe Stunde damit verbracht hatte, deren gewöhnliche Klagen anzuhören und ihr ein wenig Trost zuzusprechen, fuhr sie weiter nach Stanhope Gate. Das große Haus war verschlossen und dunkel.

Sie hatte sich vorgenommen, um jeden Preis etwas zu erfahren. Es war das beste, dem Schlimmsten ins Auge zu sehen und es zu überwinden. Ihr Plan war, zuerst Phils Tante, Mrs. Baynes, zu besuchen und, wenn sie dort keine Auskunft erhielt, zu Irene selbst zu gehen. Sie hatte jedoch keine klare Vorstellung davon, was sie durch diese Besuche gewinnen würde.

Um drei Uhr war sie in Lowndes Square. Mit dem Instinkt der Frau hatte sie angesichts des Ungemachs, das ihrer wartete, ihr bestes Kleid angezogen und ging mit einem Mut in den Kampf wie der alte Jolyon selbst. Ihr Zittern hatte sich in Eifer umgewandelt.

Mrs. Baynes, Bosinneys Tante (Louisa war ihr Name), befand sich, als June gemeldet wurde, in der Küche, um die Köchin anzuweisen, denn sie war eine vortreffliche Hausfrau, und ‚ein gutes Dinner bedeutet viel', wie Baynes immer sagte. Nach dem Essen arbeite er am besten. Er hatte die auffallend stattliche Reihe großer hochroter Häuser in Kensington gebaut, die mit so manchen andern um den Titel ‚das Häßlichste von London' wetteifern. Als sie Junes Namen hörte, eilte sie schnell in ihr Schlafzimmer, nahm zwei breite Arm-

bänder aus einem roten Lederetui in einem verschlossenen Schubfach und legte sie um ihre weißen Handgelenke – denn sie besaß in bemerkenswertem Maße jenen ‚Sinn für Besitz', der bekanntlich der Prüfstein des Forsyteismus und die Grundlage wahrer Sittlichkeit ist. Ihre breite Gestalt von mittlerer Höhe mit einer Neigung zur Fülle in einem nach eigener Angabe gearbeiteten Kleid in gebrochenen Farben, die an die getünchten Wände der Korridore großer Hotels erinnerten, blickte ihr aus dem Spiegel ihres Kleiderschranks aus weißem Holz entgegen. Sie hob die Hände zu ihrem Haar empor, das sie à la Princesse de Galles trug, zupfte es hier und dort zurecht, und ihre Augen waren voll von einem unbewußten Realismus, als ständen ihr die größten Widerwärtigkeiten bevor, mit denen sie sich abzufinden hatte. In ihrer Jugend waren ihre Wangen wie Milch und Blut gewesen, das reifere Alter aber hatte ihre Haut verdorben, und als sie die Stirn jetzt mit einer Puderquaste betupfte, kam wieder jene harte häßliche Nüchternheit in ihren Blick. Sie legte die Quaste fort, blieb ganz still vor dem Spiegel stehen und bemühte sich, über die große bedeutende Nase, ihr Kinn (das nie groß war, jetzt aber durch den stark gewordenen Hals noch kleiner wirkte) und den hängenden Mund mit den dünnen Lippen ein Lächeln zu breiten. Schnell, um die Wirkung nicht zu verlieren, raffte sie ihre Röcke fest mit beiden Händen zusammen und ging hinunter.

Sie hatte schon seit einiger Zeit auf diesen Besuch gehofft. Leise Gerüchte, daß zwischen ihrem Neffen und seiner Braut nicht alles in Ordnung sei, waren bis zu ihr gedrungen. Seit Wochen hatte sich keiner von beiden blicken lassen. Sie hatte Phil mehrmals zu Tisch eingeladen, aber unabänderlich lautete seine Antwort immer: ‚Zu beschäftigt.'

Sie war instinktiv beunruhigt, und der Instinkt dieser vortrefflichen Frau war in solchen Dingen sehr scharf. Sie hätte eine Forsyte sein müssen; im Sinne des jungen Jolyon besaß sie ganz gewiß das Vorrecht dazu und verdient als solche geschildert zu werden. Sie hatte ihre drei Töchter auf eine Weise verheiratet, die weit über deren Verdienst ging, wie die Leute sagten, denn sie waren von jener typischen Häßlichkeit, die in der Regel nur unter den weiblichen Angehörigen der Berufsklassen zu finden ist. Ihr Name war im Komitee zahlloser Wohltätigkeitsveranstaltungen – Bälle, Theatervorstellungen, Basare –, die mit der Kirche in Verbindung standen, und sie gab ihren Namen nie her, ohne sich vorher versichert zu haben,

daß alles gründlich organisiert war. Sie war dafür, wie sie oft sagte, allem eine geschäftliche Basis zu geben, denn die eigentliche Aufgabe der Kirche, der Mildtätigkeit, wie alles andern, sei, den Bau der ‚Gesellschaft' zu kräftigen. Eigenmächtige Handlungen sah sie darum für unmoralisch an. Organisation war das einzig Wahre, denn durch Organisation allein konnte man sicher sein, einen Dank für sein Geld zu erhalten. Organisation — und abermals Organisation! Ohne Zweifel war sie darin ‚ein Schlager', wie der alte Jolyon es nannte, aber er ging weiter und nannte sie ‚einen Humbug'. Die Veranstaltungen, für die sie ihren Namen herlieh, waren so wunderbar organisiert, daß die Spenden in der Zeit bis zur Verteilung allerdings wie abgerahmte Milch aller Sahne menschlicher Güte beraubt waren. Aber wie sie oft betonte, war jede Empfindsamkeit zu verwerfen. Sie war in der Tat ein wenig akademisch.

Diese bedeutende, gute, in kirchlichen Kreisen so hoch geachtete Frau war eine der Hohenpriesterinnen im Tempel des Forsyteismus und hütete Tag und Nacht die heilige Flamme des Gottes des Besitzes, auf dessen Altar die ermunternde Inschrift ‚Nichts für nichts, und außerordentlich wenig für einen halben Schilling' zu lesen ist. Wenn sie ein Zimmer betrat, hatte man das Gefühl von etwas Solidem, das da hereingekommen war, und das war offenbar der Grund ihrer Beliebtheit als Vorstandsdame. Die Leute liebten etwas Solides, wenn sie Geld dafür bezahlt hatten; und auf Wohltätigkeitsbällen blickten sie zu ihr auf, als wäre sie ein General, wenn sie, von ihrem Stabe umgeben, mit ihrer imposanten Nase und der breiten kräftigen Gestalt erschien.

Das einzige, was gegen sie sprach, war, daß sie keinen Doppelnamen hatte. Sie war eine Macht in der Gesellschaft des besseren Mittelstandes mit seinen hundert Kreisen und Cliquen, die sich alle auf dem allgemeinen Schlachtfeld der Mildtätigkeit begegneten und auf diesem Schlachtfeld so angenehme Gelegenheit fanden, mit der ‚wirklichen' Gesellschaft in Berührung zu kommen. Sie war eine Macht in ihren Kreisen, in dieser größeren, bedeutenderen und mächtigeren Körperschaft, wo die kaufmännisch christlichen Anstalten, Maximen und ‚Prinzipien', die Mrs. Baynes verkörperte, wirklich frei zirkulierendes lebendiges Blut und richtige Geschäftssache waren und nicht lediglich eine sterilisierte Nachahmung davon, wie es in den Adern der kleineren ‚wirklichen' Gesellschaft floß. Jeder, der sie kannte, sah in ihr das Tüchtige — die tüchtige Frau, die sich nie

bloßstellte oder sich sonst etwas vergab, wenn sie es irgend vermeiden konnte.

Sie hatte in dem denkbar schlechtesten Einvernehmen mit Bosinneys Vater gestanden, der sie häufig zum Gegenstand der unverzeihlichsten Lächerlichkeit gemacht hatte. Jetzt nannte sie ihn ihren ‚armen, lieben, verachteten Bruder', wenn sie von ihm sprach.

Sie begrüßte June mit geflissentlicher Überschwenglichkeit, die ihr meisterlich zu Gebote stand, denn sie fürchtete sie ein wenig, soweit eine Frau von ihrer Bedeutung in der kaufmännischen und christlichen Welt sich fürchten konnte – für ein so zartes Mädchen besaß June eine große Würde, die ihr die Furchtlosigkeit ihrer Augen verlieh. Und Mrs. Baynes erkannte scharfsichtig, daß hinter der freimütigen Offenheit in Junes Wesen viel von einer Forsyte war. Wäre das Mädchen nur offenherzig und mutig gewesen, so hätte Mrs. Baynes es für ‚überspannt' gehalten und verachtet; wäre es, wie Francie etwa, lediglich eine Forsyte gewesen, so hätte sie es schon allein als Persönlichkeit von Wert unter ihren Schutz genommen; aber June erweckte in ihr, so klein sie war – Mrs. Baynes bewunderte gewöhnlich nur Quantität –, ein Gefühl der Unruhe, und sie bot ihr einen Sessel an, der dem Licht gegenüber stand. Es gab noch einen anderen Grund für ihren Respekt, den Mrs. Baynes – eine zu eifrige Kirchgängerin, um weltlich zu sein – jedoch nie zugegeben hätte. Ihr Mann hatte den alten Jolyon oft als überaus wohlhabend geschildert, und sie war für seine Enkelin aus diesem vernünftigsten aller Gründe sehr eingenommen. Heute war sie in einer Erregung, mit der man den Roman eines Helden liest, der eine Erbschaft erwartet und in bebender Angst ist, daß sie dem jungen Manne durch einen gräßlichen Fehlgriff des Autors schließlich doch entgehen könnte.

Sie war sehr herzlich; nie hatte sie so klar empfunden, was für ein vortreffliches und begehrenswertes Mädchen das war. Sie erkundigte sich nach dem Befinden des alten Jolyon. Ein wundervoller Mann für sein Alter; so aufrecht und jung im Aussehen, wie alt war er eigentlich? Einundachtzig! Das hätte sie nie geglaubt! Sie waren noch an der See! Gewiß sehr angenehm; June hörte wohl täglich von Phil? Ihre grauen Augen traten stärker hervor, als sie diese Fragen stellte, aber June wich ihrem Blick nicht aus. „Nein", sagte sie, „er schreibt nie!" Mrs. Baynes senkte die Augen; sie hatte es nicht beabsichtigt, aber sie senkte sie. Doch sie erholte sich schnell. „Natürlich nicht. Das sieht Phil ähnlich – so war er immer!" „So?" sagte June. Die Kürze der Antwort verscheuchte Mrs. Baynes' freundliches

Lächeln für einen Moment, doch sie verbarg es unter einer schnellen Bewegung, mit der sie ihr Kleid wieder glattstrich. „Ja, meine Liebe", sagte sie dann, „er ist der unberechenbarste Mensch; man darf ihm niemals übelnehmen, was er tut."

June überkam plötzlich die Überzeugung, daß sie ihre Zeit hier verschwende. Selbst wenn sie geradeheraus eine Frage gestellt hätte, würde sie aus dieser Frau nichts herausbekommen haben. „Sehen Sie ihn?" fragte sie heftig errötend. Der Schweiß brach Mrs. Baynes unter dem Puder auf der Stirn aus. „O ja! Ich erinnere mich nicht, wann er zuletzt hier war – wir haben ihn allerdings in letzter Zeit nicht oft gesehen. Er ist so beschäftigt mit dem Hause Ihres Vetters; wie ich höre, soll es bald fertig sein. Wir müssen ein kleines Dinner zur Feier dieser Gelegenheit veranstalten; bitte kommen Sie und übernachten Sie bei uns!" „Ich danke Ihnen", sagte June. Sie dachte wieder: ‚Ich verschwende nur meine Zeit, diese Frau wird mir nichts sagen.'

Sie erhob sich, um zu gehen. Eine Veränderung ging mit Mrs. Baynes vor. Sie stand ebenfalls auf; ihre Lippen zuckten, und sie bewegte unruhig ihre Hände. Irgend etwas war offenbar nicht in Ordnung, und sie wagte nicht, dieses Mädchen mit der schmächtigen, straffen kleinen Gestalt, dem entschlossenen Gesicht, ihrem festen Kinn und dem zürnenden Blick, das da vor ihr stand, danach zu fragen. Es war nicht ihre Art, sich vor dem Fragen zu fürchten – alle Organisation fußte ja auf dem Fragenstellen! Allein dieser Ausgang der Sache war so ernst, daß es ihre sonst so gleichmäßig starken Nerven erschütterte. Erst heute morgen hatte ihr Mann noch gesagt: ‚Der alte Mr. Forsyte muß wohl gut seine hunderttausend Pfund wert sein!' Und da stand dieses Mädchen und streckte seine Hand aus – streckte seine Hand aus! Die günstige Aussicht – die Aussicht, sie in der Familie zu behalten – konnte entschlüpfen, und doch wagte sie nicht zu sprechen. Ihre Augen folgten June bis zur Tür. Sie schloß sich. Dann eilte Mrs. Baynes, die behäbige Figur hin und her wiegend, ihr mit einem Ausruf nach und öffnete sie wieder. Zu spät! Sie hörte die Haustür zuschlagen und blieb mit einem Ausdruck hellen Zornes und Verdrusses im Gesicht stehen.

June ging mit ihrer vogelartigen Geschwindigkeit den Platz entlang. Sie verabscheute diese Frau jetzt, die sie in glücklicheren Tagen für so gut gehalten hatte. Würde sie immer so hingehalten werden und gezwungen sein, diese quälende Ungewißheit zu ertragen? Sie wollte zu Phil selbst gehen und ihn fragen, was seine

Absicht war. Sie hatte ein Recht, es zu wissen. Sie eilte die Sloane Street hinunter, bis sie an Bosinneys Nummer kam. Mit schmerzhaft klopfendem Herzen ging sie durch die Haustür und rannte die Treppen hinauf. Am Ende der dritten machte sie halt, um Atem zu schöpfen, und hielt sich lauschend am Geländer fest. Kein Laut war von oben zu hören. Mit einem sehr bleichen Gesicht stieg sie die letzte Treppe hinauf. Sie sah die Tür mit seinem Namen auf dem Schild. Und ihre Entschlossenheit, die sie so weit gebracht, verdampfte.

Die volle Bedeutung ihres Benehmens kam ihr zum Bewußtsein. Es überlief sie heiß; ihre Handflächen waren feucht unter der dünnen Seide ihrer Handschuhe. Sie trat zurück an die Treppe, ging aber nicht hinunter. An das Geländer gelehnt, versuchte sie das Gefühl des Erstickens zu überwinden und starrte mit einer Art unheimlichen Mutes auf die Tür. Nein! sie wollte nicht hinuntergehen. Kümmerte es sie, was die Leute von ihr dachten? Niemand würde es erfahren! Niemand würde ihr helfen, wenn sie sich nicht selber half! Sie wollte es bis zum Ende durchkosten. Sie zwang sich darum, den Platz an der Wand, wo sie einen Halt gesucht, zu verlassen, und klingelte. Die Tür öffnete sich nicht, und alle Furcht und Scham wich plötzlich von ihr. Sie klingelte wieder und wieder, als könnte sie trotz der Leere drinnen eine Antwort aus dem verschlossenen Zimmer erzwingen, einen Lohn für die Furcht und Scham, die dieser Besuch sie gekostet. Die Tür öffnete sich nicht, und June gab das Klingeln auf, setzte sich oben auf die Treppe und barg das Gesicht in den Händen.

Dann stahl sie sich hinunter, ins Freie hinaus. Ihr war, als habe sie eine böse Krankheit überstanden und hätte nun keinen andern Wunsch, als, so schnell sie konnte, nach Haus zu kommen. Die Leute, denen sie begegnete, schienen zu wissen, wo sie gewesen und was sie getan; und plötzlich — drüben an der andern Seite — sah sie Bosinney selbst, der von der Richtung des Montpellier Square kam und nach seiner Wohnung ging. Sie machte eine Bewegung, das Getriebe der Straße zu kreuzen. Ihre Blicke begegneten sich, und er grüßte. Ein Omnibus kam und versperrte ihr die Aussicht; und von einer Straßenecke, durch eine Lücke des Getriebes, sah sie ihn weitergehen. Und June stand reglos da und schaute ihm nach.

DREIZEHNTES KAPITEL

VOLLENDUNG DES HAUSES

Einmal Mockturtle, klar; einmal Ochsenschwanz; zwei Glas Portwein. In dem oberen Raum bei French, wo ein Forsyte noch schweres englisches Essen bekommen konnte, setzten James und sein Sohn sich zum Lunch. Von allen Speisehäusern besuchte James am liebsten dieses; es war da alles so anspruchslos, schmackhaft und sättigend, und wenngleich er durch die Notwendigkeit, modern zu sein und mit einem Einkommen Schritt zu halten, das sich zusehends vermehrte, in seinen Gewohnheiten auch bis zu einem gewissen Grade verdorben war, sehnte er sich in stillen Augenblicken in der City doch nach den leckeren Fleischtöpfen früherer Tage zurück. Hier wurde man von borstigen Kellnern in Schürzen bedient; der Fußboden war mit Sägemehl bestreut, und drei runde vergoldete Spiegel hingen gerade in Augenhöhe. Erst seit kurzem hatten sie die kleinen Kojen abgeschafft, in denen man wie ein Gentleman seine Muttonchops oder sein vortreffliches Stück Fleisch mit einer mehligen Kartoffel bekommen konnte, ohne seine Nachbarn zu sehen.

Er steckte den Zipfel seiner Serviette hinter den dritten Knopf seiner Weste, eine Gewohnheit, die er vor Jahren im West End hatte ablegen müssen, und fühlte, daß er seine Suppe genießen werde. Den ganzen Morgen hatte er dem Ordnen des Besitztums eines alten Freundes gewidmet. Nachdem er einen Bissen altbackenen Brotes in den Mund gesteckt, sagte er: „Willst du nach Robin Hill hinaus? Nimmst du Irene mit? Du solltest es wirklich tun. Ich glaube, da gibt's noch eine Menge zu beaufsichtigen." Ohne aufzublicken, erwiderte Soames: „Sie will nicht mitkommen." „Will nicht? Was soll das heißen? Sie wird doch in dem Hause wohnen, oder nicht?" Soames antwortete nicht. „Ich begreife nicht, was den Frauen heutzutage einfällt", brummte James; „ich hatte niemals Schwierigkeiten mit ihnen. Sie hatte zuviel Freiheit. Sie ist verwöhnt —" Soames blickte auf. „Ich möchte nichts gegen sie hören", sagte er unerwartet. Die Stille wurde jetzt nur durch James' Löffeln seiner Suppe unterbrochen. Der Kellner brachte zwei Gläser Portwein, aber Soames hielt ihn an. „So serviert man Portwein nicht", sagte er, „nehmen Sie sie zurück und bringen Sie die Flasche." James riß sich von seiner Versunkenheit über die Suppe los und wandte sich mit seinem raschen Blick dem Nächstliegenden zu. „Mutter liegt zu Bett", sagte

er, „du kannst den Wagen bekommen, um hinzufahren. Ich denke, Irene würde die Fahrt gewiß gern machen. Der junge Bosinney wird wohl draußen sein, um euch herumzuführen?“ Soames nickte. „Ich ginge gern selbst hin, um zu sehen, auf welche Art er die Geschichte zu Ende gebracht hat“, fuhr James fort, „ich fahre eben nur nach Haus und hole euch beide dann ab.“ „Ich fahre mit der Bahn“, erwiderte Soames, „wenn du's aber versuchen willst, bei uns vorzufahren, kommt Irene vielleicht mit, ich kann es nicht sagen.“ Er winkte dem Kellner, die Rechnung zu bringen, und James bezahlte sie.

Sie trennten sich an der St.-Pauls-Kirche, von wo aus Soames zur Station ging und James einen Omnibus nach dem Westen nahm. Er hatte sich den Ecksitz neben dem Kondukteur gesichert, wo seine langen Beine jedem das Einsteigen erschwerten und er alle, die an ihm vorübermußten, verdrießlich anblickte, als hätten sie kein Recht, hier seine Luft aufzubrauchen. Er hatte sich vorgenommen, heute nachmittag die Gelegenheit zu benutzen, um mit Irene zu reden. Ein Wort zu rechter Zeit tat oft Wunder; und jetzt, wo sie im Begriff war, aufs Land zu ziehen, konnte sie versuchen, ein neues Leben zu beginnen. Er sah wohl, daß Soames ihrem Treiben nicht mehr lange würde zusehen können! Es fiel ihm nicht ein, näher zu definieren, was er unter ‚ihrem Treiben‘ verstand; der Ausdruck war vage, unbestimmt und paßte recht für einen Forsyte. Und James hatte mehr Mut als sonst nach diesem Lunch.

Sobald er zu Haus anlangte, bestellte er den Wagen mit dem besonderen Bemerken, daß der Groom auch mit sollte. Er wollte freundlich gegen sie sein und es ihr in jeder Beziehung leicht machen. Als die Tür in Nummer 62 geöffnet wurde, konnte er sie deutlich singen hören und sagte es gleich, um jede Möglichkeit zu verhindern, ihm den Eintritt zu wehren. Ja, Mrs. Soames war zu Haus, aber das Mädchen wußte nicht, ob sie Besuche annehmen wollte.

James ging mit einer Geschwindigkeit, die alle Beobachter seiner langen Gestalt und seines vertieften Ausdrucks jedesmal in Erstaunen setzte, direkt in das Wohnzimmer, ohne erst eine Antwort abzuwarten. Er fand Irene am Klavier, die Hände ruhten auf den Tasten; sie schien auf die Stimmen im Flur zu lauschen. Sie begrüßte ihn ohne ein Lächeln. „Die Schwiegermutter liegt zu Bett“, begann er in der Hoffnung, ihre Teilnahme zu erregen. „Ich bin mit dem Wagen hier. Nun sei lieb, setze deinen Hut auf und mach eine Spazierfahrt mit mir. Es wird dir guttun!“ Irene sah ihn an, als

wollte sie ablehnen, schien sich dann aber eines andern zu besinnen, ging nach oben und kam im Hut wieder herunter. „Wohin willst du mit mir fahren?“ fragte sie. „Wir wollen doch eben einmal nach Robin Hill hinaus“, sagte James, die Worte schnell herauspolternd, „die Pferde brauchen Bewegung, und ich möchte gern sehen, was sie da draußen gemacht haben.“ Irene sträubte sich anfangs, überlegte sich's jedoch wieder und ging zum Wagen hinaus; James folgte dicht hinter ihr, um ganz sicher zu sein.

Erst als sie fast auf halbem Wege waren, begann er: „Soames hat dich sehr lieb – er läßt nichts auf dich kommen; warum zeigst du ihm nicht mehr Zuneigung?“ Irene errötete und sagte mit leiser Stimme: „Ich kann nicht zeigen, was ich nicht fühle.“ James sah sie scharf an; jetzt, wo er sie in seinem eigenen Wagen mit seinen eigenen Pferden und Dienern hatte, fühlte er sich völlig als Herr der Situation. Sie konnte ihn nicht abweisen, noch würde sie öffentlich eine Szene machen. „Ich begreife nicht, was du hast“, sagte er, „Soames ist ein sehr guter Ehemann!“ Irene antwortete so leise, daß es im Lärm des Verkehrs fast unhörbar war. Und nur die Worte: „Du bist nicht mit ihm verheiratet!“ fing er auf. „Was hat das damit zu tun? Er hat dir alles gewährt, was du wünschtest. Er ist immer bereit, dich überallhin mitzunehmen, und jetzt hat er dir dieses Haus auf dem Lande gebaut. Was anderes wär's, wenn du selbst etwas besäßest.“ „Ja.“ James blickte wieder zu ihr hin; er konnte den Ausdruck ihres Gesichtes nicht deuten. Sie sah fast aus, als wolle sie anfangen zu weinen, und doch – „Wir haben doch alle versucht, freundlich gegen dich zu sein“, murmelte er hastig. Irenens Lippen zuckten; zu seinem Schrecken sah James eine Träne verstohlen über ihre Wange rollen. Er fühlte selbst ein Würgen im Halse. „Wir alle haben dich lieb“, sagte er, „wenn du dich nur –“, er wollte sagen ‚besser benehmen wolltest‘, änderte es aber in „wenn du nur eine bessere Frau für ihn sein wolltest.“

Irene antwortete nicht, und auch James verstummte. In ihrem nicht eigensinnigen, sondern eher ergebenen Schweigen zu allem, was er sagte, war etwas, das ihn aus der Fassung brachte. Und doch hatte er das Gefühl, nicht das letzte Wort gehabt zu haben. Er begriff es nicht. Jedoch war er nicht imstande, das Schweigen lange aufrechtzuerhalten. „Der junge Bosinney“, sagte er, „wird June jetzt wohl heiraten?“ Irenens Gesichtsausdruck änderte sich. „Ich weiß es nicht“, sagte sie; „du müßtest sie fragen.“ „Schreibt sie dir?“ „Nein.“ „Wie kommt das?“ fragte James, „ich dachte, ihr

zwei wärt so gute Freunde." Irene drehte sich zu ihm. „Auch danach müßtest du sie fragen", sagte sie. „Merkwürdig", erwiderte James, durch den Blick verwirrt, „daß ich auf eine einfache Frage keine einfache Antwort erhalten kann." Nachdenklich über diese Abweisung saß er da und rief schließlich aus: „Na, ich habe dich gewarnt. Du willst nicht sehen, was kommen muß. Soames sagt zwar nicht viel, aber ich merke ihm an, daß er diese Sache nicht lange mehr dulden wird. Du wirst später niemand als dich selbst zu tadeln haben, und was schlimmer ist, niemand wird dir mehr Teilnahme schenken." Mit einem leichten Neigen senkte Irene lächelnd den Kopf. „Ich danke dir vielmals." James wußte nicht, was in aller Welt er antworten sollte.

Der helle heiße Morgen hatte sich in einen grauen drückenden Nachmittag verwandelt. Eine schwere Wolkenbank mit der gelben Färbung des kommenden Gewitters war im Süden aufgestiegen und kroch nun immer näher heran. Die Zweige der Bäume hingen regungslos, ohne daß ein Blatt sich rührte, über den Weg hernieder. Ein leiser leimiger Geruch von den erhitzten Pferden haftete in der dicken Luft; steif und unbeweglich auf dem Bock, wechselten der Kutscher und der Groom, ohne je den Kopf zu wenden, verstohlen murmelnd hie und da ein Wort. Zu James' großer Erleichterung erreichten sie endlich das Haus. Das Schweigen und die Unnahbarkeit dieser Frau neben ihm, die er immer für so sanft und mild gehalten, erschreckte ihn.

Der Wagen setzte sie vor der Tür ab, und sie gingen hinein. Die Halle war kühl und so still, als stiege man in ein Grab; ein Schauder überlief James. Schnell hob er die schweren Ledervorhänge zwischen den Säulen zum inneren Hof und konnte einen Ausruf des Beifalls nicht unterdrücken. Die Ausschmückung des Hofes war wirklich von erlesenem Geschmack. Stumpfrote Fliesen vom untern Ende der Wände bis zum Rande einer kreisrunden Gruppe hoher Schwertlilien, die ein eingelassenes, mit Wasser gefülltes Bassin aus weißem Marmor umgaben, waren offenbar auch von bester Qualität. Er bewunderte besonders die purpurnen Ledervorhänge, die sich an einer ganzen Seite hinzogen und einen ungeheuren weißen Kachelofen einrahmten. Die mittleren Abteilungen des Oberlichts waren geöffnet, und die warme Luft von draußen drang bis ins Innerste des Hauses. Die Hände auf dem Rücken und den Kopf hintenüber auf seine hohen engen Schultern gebogen, stand er da und betrachtete genau die Zierate der Säulen und das Muster des Frieses, der

unter der Galerie um die elfenbeinfarbenen Wände lief. Es war augenscheinlich keine Mühe gespart worden. Ganz das Haus eines Gentleman. Er ging an die Vorhänge heran, und nachdem er entdeckt hatte, wie sie angebracht waren, zog er sie auseinander und blickte in die Bildergalerie, die mit einem großen, die ganze Wand am Ende des Raumes einnehmenden Fenster endigte. Der Fußboden war aus schwarzem Eichenholz und die Wände wieder elfenbeinweiß. Er ging weiter, öffnete Türen und guckte überall hinein. Alles war in schönster Ordnung, zur unmittelbaren Benutzung bereit.

Schließlich wandte er sich, um mit Irene zu sprechen, und sah sie am Eingang zum Garten mit ihrem Manne und Bosinney stehen. Obwohl James nicht sonderlich feinfühlig war, merkte er doch gleich, daß etwas nicht stimmte. Er ging zu ihnen und versuchte etwas verwirrt, da er die Natur der Störung nicht kannte, die Sache wieder ins Gleichgewicht zu bringen. „Wie geht's, Mr. Bosinney?" sagte er und reichte ihm die Hand. „Sie haben hier wohl ziemlich frei mit dem Gelde geschaltet!" Soames wandte sich ab und ging fort. James blickte von Bosinneys finsterem Gesicht zu Irene und sprach in der Erregung seine Gedanken laut aus: „Ja, ich weiß nicht, was hier vorgeht", sagte er. „Keiner sagt mir was!" Und als er sich anschickte, seinem Sohne nachzugehen, vernahm er Bosinneys kurzes Lachen und sein „Na, Gott sei Dank! Sie sehen so —" Unglücklicherweise entging ihm der Rest. Was war geschehen? Er schaute zurück. Irene stand ganz dicht neben dem Architekten, und ihr Gesicht glich gar nicht dem, das er kannte. Er eilte seinem Sohne nach. Soames ging eben durch die Bildergalerie. „Was ist geschehen?" fragte James. „Was soll das alles?" Soames sah ihn gelassen mit seiner überlegenen Ruhe an, doch James merkte wohl, daß er wütend war. „Unser Freund", sagte er, „hat seine Befugnisse wieder überschritten, das ist alles. Um so schlimmer für ihn diesmal." Er drehte sich um und ging zurück zur Tür. James folgte eilig und schob sich vor. Er sah Irene den Finger von ihren Lippen nehmen, hörte sie mit ihrer gewöhnlichen Stimme etwas sagen und begann zu sprechen, ehe er sie erreicht hatte: „Es kommt ein Sturm, wir sollten lieber nach Haus. Sie können wohl nicht mit uns kommen, Mr. Bosinney? Nicht, das dachte ich mir. Dann leben Sie wohl!" Er reichte ihm die Hand, doch Bosinney nahm sie nicht, drehte sich aber mit einem Lachen um und sagte: „Leben Sie wohl, Mr. Forsyte. Lassen Sie sich vom Sturm nicht erwischen!" und ging davon. „Na", begann James, „ich weiß nicht —" Aber beim Anblick von Irenens Gesicht stockte er.

Er faßte seine Schwiegertochter am Arm und führte sie an den Wagen. Wieder fühlte er mit Gewißheit, daß sie irgendeine Verabredung getroffen hatten oder dergleichen ...

Nichts in dieser Welt empört einen Forsyte mehr als die Entdeckung, daß etwas, wofür er eine bestimmte Summe festgesetzt, mehr gekostet hat. Und das ist ganz vernunftgemäß, denn auf der Genauigkeit seiner Berechnungen beruht seine ganze Lebensklugheit. Kann er nicht auf bestimmte Werte seines Besitzes bauen, so zeigt sein Kompaß falsch; und steuerlos treibt er auf wilden Fluten dahin.

Nachdem Soames in der bereits mitgeteilten Weise an Bosinney geschrieben, hatte er nicht mehr an die Kosten des Hauses gedacht. Er glaubte die Angelegenheit über die endgültig festgesetzte Summe so klargestellt zu haben, daß die Möglichkeit eines Überschreitens derselben ihm niemals auch nur in den Sinn gekommen war. Als er von Bosinney erfahren hatte, daß sein vorgeschriebener Preis von zwölftausend Pfund um etwa vierhundert überschritten sei, war er bleich vor Ärger geworden. Ursprünglich hatte er die Kosten des fertigen Hauses auf zehntausend Pfund berechnet und sich oft ernstlich Vorwürfe darüber gemacht, daß er sich wiederholt zu weiteren Zuschüssen hatte verleiten lassen. Allein mit dieser letzten Ausgabe war Bosinney durchaus im Unrecht. Wie in aller Welt man eine solche Eselei begehen konnte, war Soames unbegreiflich. Doch nun hatte er es eben getan, und aller Groll, alle schon so lange in ihm brennende Eifersucht hatte sich jetzt bei diesem Übergriff, der allem die Krone aufsetzte, bis zur Wut gesteigert. Mit der Rolle des vertrauenden, freundlichen Ehemanns war es vorbei. Um sein Eigentum — seine Frau — zu behalten, hatte er sie angenommen, um eine andere Art von Eigentum zu behalten, gab er sie wieder auf. „So!" hatte er zu Bosinney gesagt, als er wieder zu sprechen vermochte, „und Sie sind vermutlich vollkommen zufrieden mit sich. Aber ich will Ihnen nur lieber gleich sagen, daß Sie sich ganz und gar in mir getäuscht haben." Was er mit den Worten meinte, wußte er damals noch nicht ganz, aber nach Tisch sah er seine Korrespondenz mit Bosinney durch, um ganz sicher zu sein. Es konnte nur eine Ansicht darüber herrschen — der Mensch war verantwortlich für diese vierhundert Pfund oder jedenfalls für dreihundertfünfzig davon, und er sollte dafür aufkommen.

Er blickte seine Frau an, als er zu diesem Schluß gekommen war. Sie saß auf ihrem gewohnten Platz im Sofa und änderte die Spitzen

an einem Kragen. Sie hatte den ganzen Abend noch nicht ein einziges Mal mit ihm gesprochen. Er ging an den Kamin, betrachtete sein Gesicht im Spiegel und sagte: „Dein Freund, der Bukanier, hat eine Dummheit gemacht und wird dafür büßen müssen!" Sie sah ihn verächtlich an und erwiderte: „Ich weiß nicht, um was es sich handelt!" „Das wirst du gleich erfahren, um eine Kleinigkeit, für dich etwas ganz Wertloses, um vierhundert Pfund." „Willst du damit sagen, daß du ihn das für dies verhaßte Haus zahlen lassen willst?" „Jawohl." „Und du weißt, daß er nichts besitzt?" „Ja." „Dann bist du niedriger, als ich gedacht habe."

Soames wandte sich vom Spiegel ab, nahm unbewußt eine chinesische Tasse vom Kaminsims und faltete die Hände um sie, als ob er betete. Er sah, wie ihr Busen sich hob und senkte, sah ihre Augen sich vor Zorn verfinstern, beachtete aber ihre Schmähung nicht weiter und fragte ruhig: „Hast du mit Bosinney eine Liebelei angefangen?" „Nein, das habe ich nicht!" Ihre Augen begegneten den seinen, und er blickte fort. Weder glaubte noch mißtraute er ihr, aber er wußte, daß er mit dieser Frage einen Fehler gemacht hatte; niemals hatte er gewußt, was sie dachte, und nie würde er dahinterkommen. Der Anblick ihres unergründlichen Antlitzes, der Gedanke an all die Hunderte von Abenden, wo er sie dort so sanft und duldsam, aber unerforschlich, ungekannt hatte sitzen sehen, versetzte ihn in maßlose Wut. „Ich glaube, du bist aus Stein", sagte er und preßte die Finger so fest, daß er die zerbrechliche Tasse zerdrückte. Die Stücke fielen auf den Rost. Und Irene lächelte. „Du scheinst zu vergessen", sagte sie, „daß diese Tasse es nicht ist!" Soames ergriff ihren Arm. „Eine ordentliche Züchtigung wäre das einzige Mittel, dich zur Besinnung zu bringen", sagte er, drehte sich kurz um und verließ das Zimmer.

VIERZEHNTES KAPITEL

SOAMES SITZT AUF DER TREPPE

Soames begab sich an diesem Abend mit dem Gefühl nach oben, zu weit gegangen zu sein, und war bereit, für seine Worte um Verzeihung zu bitten. Er drehte das Gas aus, das noch im Gang vor ihrem Zimmer brannte. Mit der Hand auf der Türklinke blieb er stehen und suchte eine Form für seine Rechtfertigung, denn er wollte

sie nicht sehen lassen, daß er erregt war. Aber die Tür öffnete sich nicht, auch nicht, als er daran riß und fest auf die Klinke drückte. Sie mußte aus irgendeinem Grunde zugeschlossen und es vergessen haben. Er trat in sein Ankleidezimmer, wo das Gas auch noch niedrig brannte, und ging schnell an die andere Tür. Da bemerkte er, daß sein Feldbett, das er gelegentlich benutzte, zurechtgemacht war und sein Nachtzeug darauf lag. Er faßte sich an die Stirn, und seine Hand ward feucht. Es dämmerte ihm auf, daß er ausgeschlossen war. Er ging zur Tür zurück, rüttelte verstohlen an der Klinke und rief: „Schließe die Tür auf, hörst du. Schließ auf!" Man hörte ein leises Rascheln, aber keine Antwort. „Hörst du? Laß mich sofort hinein – ich bestehe darauf!" Er vernahm ihr Atmen dicht an der Tür wie das Atmen eines von Gefahr bedrohten Geschöpfes. Es lag etwas Beängstigendes in dieser unerbittlichen Stille, in der Unmöglichkeit, zu ihr zu gelangen. Er ging zurück an die andere Tür, und sich mit seinem ganzen Gewicht dagegenstemmend, versuchte er sie zu sprengen. Es war eine neue Tür – er hatte sie selbst bei ihrer Rückkehr nach den Flitterwochen erneuern lassen. In Wut hob er den Fuß, um die Füllung einzustoßen; der Gedanke an die Dienstleute hielt ihn jedoch zurück, und er fühlte plötzlich, daß er geschlagen war.

Er warf sich in seinem Ankleidezimmer nieder und griff nach einem Buch. Aber anstatt des Druckes meinte er seine Frau zu sehen, die mit ihrem aufgelösten gelben Haar über den bloßen Schultern und den großen dunklen Augen dastand wie ein geängstigtes Wild. Und die ganze Bedeutung ihrer Auflehnung kam ihm zum Bewußtsein. Es sollte wohl für immer sein. Er konnte nicht stillsitzen und ging wieder an die Tür. Er hörte sie noch immer und rief: „Irene! Irene!" Es war nicht seine Absicht, Pathos in seine Stimme zu legen. Als unheilkündende Antwort verstummten die schwachen Laute. Mit geballten Fäusten stand er da und überlegte. Dann stahl er sich auf den Zehen wieder hin, rannte plötzlich an die andere Tür und versuchte mit äußerster Anstrengung, sie aufzubrechen. Sie knackte, gab aber nicht nach. Da setzte er sich auf die Treppe und barg das Gesicht in den Händen.

Lange blieb er dort im Dunkeln sitzen; der Mond warf durch das Fenster des Oberlichts einen blassen Streifen, der sich langsam über die Treppe hinab bis zu ihm verlängerte. Er versuchte philosophisch zu sein. Nun sie ihre Tür verschlossen hatte, konnte sie keine Ansprüche mehr als Frau erheben, und er wollte sich mit andern Frauen trösten! Aber diese Freuden blieben doch nur Hirngespinste – er

hatte keine Lust zu solchen Heldentaten, hatte sie eigentlich nie gehabt und war es nicht gewöhnt. Er fühlte, daß er nie darüber hinwegkommen würde. Sein Hunger konnte nur durch seine Frau gestillt werden, die unerbittlich und erschrocken hinter diesen verschlossenen Türen saß. Keine andere Frau vermochte ihm zu helfen. Diese Überzeugung traf ihn im Dunkel da draußen mit furchtbarer Gewalt. Seine Philosophie verließ ihn, und finsterer Zorn nahm deren Stelle ein. Ihr Benehmen war unmoralisch, unentschuldbar, jeder Strafe wert, die in seiner Macht lag. Er verlangte nur nach ihr, und sie verweigerte sich ihm! Sie mußte ihn also wirklich hassen! Bis jetzt hatte er nie daran geglaubt, glaubte es auch jetzt nicht. Es schien ihm so unbegreiflich. Ihm war, als habe er für immer seine Urteilskraft verloren. Wenn sie, die er stets für so sanft und nachgiebig gehalten hatte, diesen entschlossenen Schritt wagen konnte – was konnte da nicht noch geschehen?

Dann fragte er sich wieder, ob sie ein Verhältnis mit Bosinney unterhielt. Er glaubte nicht, daß es so war, konnte sich nicht entschließen, an einen solchen Grund ihres Benehmens zu glauben – der Gedanke war nicht auszudenken. Es wäre unerträglich, wenn die Notwendigkeit in Betracht gezogen werden müßte, ihre ehelichen Beziehungen der Öffentlichkeit preiszugeben. Da ihm noch jeder überzeugende Beweis fehlte, weigerte er sich, es zu glauben, denn er wollte sich nicht selbst strafen. Aber im Herzen glaubte er doch die ganze Zeit daran. Das Mondlicht warf einen grauen Schein auf seine Gestalt, die sich gegen die Treppenwand lehnte. Bosinney liebte sie! Er haßte den Menschen und wollte ihn jetzt nicht schonen. Er konnte und würde es ablehnen, einen Pfennig über zwölftausendundfünfzig Pfund zu zahlen – den äußersten, in der Korrespondenz festgesetzten Preis; oder vielmehr, er würde zahlen und ihn auf Schadenersatz verklagen. Er wollte zu Jobling und Boulter gehen und ihnen die Sache übergeben, wollte den bettelarmen Burschen ruinieren! Und plötzlich – welche Gedankenverbindung konnte das sein? – fiel ihm ein, daß auch Irene kein Geld besaß. Sie waren beide bettelarm. Das gewährte ihm eine sonderbare Befriedigung.

Die Stille wurde durch ein leises Knarren jenseits der Wand unterbrochen. Sie ging also endlich zu Bett. Ah! Viel Vergnügen und angenehme Träume! Wenn sie jetzt die Türen weit geöffnet hätte, wäre er nicht hineingegangen! Aber seine Lippen, die sich mit bitterm Lächeln zusammenpreßten, zuckten, und er bedeckte die Augen mit den Händen ...

Spät am Nachmittag des andern Tages stand Soames am Fenster des Wohnzimmers und schaute finster auf den Platz hinunter. Die Sonne zitterte noch über den Platanen, und im Winde glänzten und schwangen sich die frischen breiten Blätter im Takt zu einem Leierkasten an der Ecke. Er spielte einen Walzer, einen alten Walzer, der aus der Mode war, mit einem schicksalsschweren Rhythmus in der Melodie; und er spielte fort und fort, obwohl nur Blätter nach der Weise tanzten. Die Frau sah nicht sehr fröhlich aus, denn sie war müde; und von den großen Häusern warf niemand ihr ein Kupferstück herab. Sie zog ihren Leierkasten mit sich fort und fing drei Häuser weiter wieder an. Es war der Walzer, den sie bei Roger gespielt hatten, als Irene mit Bosinney getanzt hatte. Und die tückische Musik trug ihm den Duft der Gardenien wieder zu, die sie getragen, wie damals, als sie mit dem schimmernden Haar und ihrem sanften Blick an ihm vorüberkam und Bosinney weiter und weiter durch den endlosen Ballsaal mit sich zog.

Die Leierkastenfrau drehte langsam an ihrer Kurbel, sie hatte ihre Weise den ganzen Tag gemahlen – in der Sloane Street dicht daneben, vielleicht gar für Bosinney selbst. Soames wandte sich um, nahm eine Zigarette aus dem geschnitzten Kästchen und ging ans Fenster zurück. Die Musik hatte ihn magnetisiert, und plötzlich bemerkte er Irene, die mit zusammengerolltem Sonnenschirm, in einer weichen, rosafarbenen Bluse mit hängenden Ärmeln, die er nicht kannte, über den Platz nach Haus eilte. Sie blieb vor dem Leierkasten stehen, nahm ihre Börse heraus und gab der Frau ein Geldstück.

Soames wich zurück und stellte sich so, daß er die Halle übersehen konnte. Sie kam mit ihrem Schnepper herein, stellte den Sonnenschirm fort und sah sich im Spiegel an. Ihre Wangen waren gerötet, wie von der Sonne verbrannt; die Lippen öffneten sich mit einem Lächeln. Sie streckte die Arme aus, wie um sich zu umarmen, aber mit einem Lachen, das ganz wie ein Seufzer klang. Soames ging hinaus. „Sehr – hübsch!“ sagte er. Aber wie von einem Schuß getroffen, drehte sie sich herum und wollte an ihm vorüber die Treppe hinauf. Er versperrte ihr den Weg. „Warum in solcher Eile?“ sagte er, und sein Blick blieb an einer Locke haften, die über ihr Ohr gefallen war. Er erkannte sie kaum wieder. Sie schien ganz Feuer mit der tiefen satten Farbe ihrer Wangen, ihrer Augen, ihrer Lippen und der ungewöhnlichen Bluse, die sie trug. Sie strich mit der Hand die Locke zurück. Ihr Atem ging schnell und tief, als wäre sie gelaufen, und

mit jedem Atemzug schien ein Duft von ihrem Haar und ihrem Körper auszuströmen wie der Duft einer aufblühenden Blume. „Die Bluse gefällt mir nicht", sagte er langsam, „ein so weiches, formloses Ding!" Er hob den Finger zu ihrer Brust empor, aber sie stieß seine Hand zurück. „Rühre mich nicht an!" schrie sie. Er faßte ihr Handgelenk; sie riß sich los. „Und wo bist du denn gewesen?" fragte er. „Im Himmel – außerhalb dieses Hauses!" Mit diesen Worten floh sie die Treppe hinauf.

Draußen, dicht vor der Tür, spielte die Leierkastenfrau zum Dank den Walzer. Und Soames stand reglos da. Was hielt ihn davon zurück, ihr zu folgen? Vielleicht sah er in seiner Phantasie Bosinney aus dem hohen Fenster in Sloane Street schauen und seine Augen anstrengen, um noch einen Schimmer von Irenes verschwindender Gestalt zu erhaschen, sah ihn sein erhitztes Gesicht kühlen und von dem Augenblick träumen, da sie sich an seine Brust geworfen – von ihrem Duft, der noch die Luft erfüllte, und dem Klang ihres Lachens, das wie ein Seufzer war.

DRITTER TEIL

ERSTES KAPITEL

MRS. MACANDERS WAHRNEHMUNGEN

Viele Leute, der Herausgeber des ‚Ultra-Vivisektionist', der damals in erster Jugendblüte stand, mit inbegriffen, würden ohne Zweifel sagen, daß Soames kein richtiger Mann gewesen war, weil er die Türschlösser des Zimmers seiner Frau nicht entfernt und nach einer ernsten Züchtigung sein eheliches Glück von neuem begonnen hatte.

Roheit wird durch Menschlichkeit nicht so erbärmlich gemildert wie ehedem, aber eine große Anzahl sentimentaler Leute wird es doch beruhigen, zu erfahren, daß nichts von alledem geschah. Tätliche Roheit ist nicht Sache der Forsytes, dazu sind sie zu bedächtig und im allgemeinen zu weichherzig. Und Soames besaß einen gewissen Stolz, wenn auch nicht genug, um eine wirklich edelmütige Tat zu vollbringen, so doch hinreichend, ihn zu verhindern, sich, außer vielleicht in sehr heftiger Erregung, zu einer ganz niedrigen hinreißen zu lassen. Vor allem aber fürchtete dieser echte Forsyte, sich lächerlich zu machen. Und da er seine Frau doch nicht schlagen konnte, blieb ihm nichts anderes übrig, als sich schweigend in seine Lage zu schicken.

Während des ganzen Sommers und Herbstes fuhr er fort, in sein Büro zu gehen, seine Bilder zu ordnen und seine Freunde zu Tisch einzuladen. Er verließ die Stadt nicht, denn Irene weigerte sich fortzugehen. Das Haus in Robin Hill blieb, obwohl es fertig war, leer und herrenlos. Soames hatte den Architekten verklagt und verlangte einen Schadenersatz von dreihundertfünfzig Pfund.

Die Anwälte Freak und Able hatten die Verteidigung Bosinneys übernommen. Sie gaben die Tatsache zu, erhoben jedoch Einspruch gegen die Korrespondenz, der, seines technischen Wortlauts entkleidet, darauf hinauslief, zu betonen, daß von ‚freier Hand unter den Bedingungen dieser Korrespondenz' zu reden ein bodenloser Unsinn sei. Durch einen besonderen Zufall, wie er in den engbegrenzten juristischen Kreisen nicht ungewöhnlich ist, kam Soames durch Bustard, den arbeitsamen Teilhaber seiner Firma, der bei einem Din-

ner neben dem jungen Rechtsanwalt Chankery gesessen hatte, mancherlei bezüglich des Verfahrens zu Ohren. Das Bedürfnis, fachzufimpeln, das alle Juristen überkommt, sobald die Damen sich entfernt haben, trieb Chankery, diesen jungen, vielversprechenden Advokaten, dazu, über allerlei Unpersönliches mit seinem Nachbarn zu sprechen, dessen Namen er nicht kannte, denn Bustard, der immer im Hintergrunde blieb, hatte geschäftlich keinen Namen. Chankery erzählte ihm, daß er einen Fall mit einem ‚sehr heiklen Punkt' habe, der nächstens zur Verhandlung kommen sollte, und erklärte unter voller Wahrung des Amtsgeheimnisses das Verwickelte in Soames' Sache. Jeder, mit dem er darüber gesprochen, sagte er, halte den Punkt für sehr heikel. Das Streitobjekt sei leider gering, ‚obwohl eine ver–dammt ernste Geschichte für seinen Klienten –'. Er fürchte, der Richter werde kurzen Prozeß damit machen. Doch er wolle seine ganze Kraft aufbieten – es sei ein heikler Punkt. Was sagte Mr. Bustard dazu? Dieser, ein Muster von Verschwiegenheit, erwiderte nichts, erzählte Soames jedoch mit leiser Schadenfreude von dem Vorfall, denn der stille Mann besaß auch menschliche Gefühle; und zum Schluß sprach er seine eigene Ansicht dahin aus, daß der Fall wirklich ‚sehr heikel' sei.

Wie er sich vorgenommen, hatte unser Forsyte die Sache Jobling und Boulter übergeben. Aber von dem Moment an, wo er es getan, bedauerte er, sie nicht selbst behalten zu haben. Nachdem er die Abschrift von Bosinneys Verteidigung erhalten hatte, begab er sich in ihr Büro. Boulter, der die Sache führte, denn Jobling war schon vor einigen Jahren gestorben, sagte ihm, daß es seiner Meinung nach ein ziemlich heikler Punkt sei und er lieber noch die Ansicht eines Advokaten darüber hören möchte. Soames riet ihm, zu einem tüchtigen Juristen zu gehen, und sie wählten den Staatsanwalt Waterbuck, den sie als den besten bezeichneten. Dieser behielt die Akten sechs Wochen lang und schrieb dann wie folgt: ‚Meiner Ansicht nach hängt die wahre Beurteilung der Korrespondenz hauptsächlich von der Absicht der Parteien ab und wird sich nach deren Aussagen bei der Verhandlung richten. Ich bin der Meinung, es müßte der Versuch gemacht werden, von dem Architekten eine Erklärung zu erlangen, daß er nicht berechtigt war, mehr als höchstens zwölftausendfünfzig Pfund auszugeben. Hinsichtlich des Ausdrucks ‚freie Hand unter den Bedingungen der Korrespondenz', auf den meine Aufmerksamkeit gelenkt worden ist, muß ich sagen, daß dies ein heikler Punkt ist; doch bin ich der Ansicht, daß im ganzen das Verfahren

im Prozeß ‚Boileau contra The Blasted Cement Co. Ltd.' maßgebend sein wird.' Sie befolgten seinen Rat und stellten Fragen, sie wurden jedoch zu ihrem Verdruß von den Herren Freak und Able in so geschickter Form beantwortet, daß es nicht den geringsten Erfolg hatte.

Es war am ersten Oktober, als Soames vor Tisch in seinem Speisezimmer Waterbucks Gutachten las. Er war erregt; nicht so sehr wegen des Falles ‚Boileau contra The Blasted Cement Co. Ltd.', sondern weil er selbst allmählich anfing, die Sache als eine heikle zu betrachten; sie hatte gerade jenen angenehmen Beigeschmack von Spitzfindigkeit, wie die Juristen ihn ganz besonders lieben. Die eigene Ansicht von Waterbuck bestätigt zu sehen, hätte hier jeden beunruhigt. Er saß grübelnd da und starrte in den leeren Kamin, denn obwohl es Herbst geworden war, blieb das Wetter in diesem Jahre so wunderschön wie mitten im August. Es war nicht angenehm, so beunruhigt zu werden; überdies verlangte es ihn leidenschaftlich danach, Bosinney den Fuß auf den Nacken zu setzen. Wenngleich er den Architekten seit jenem letzten Nachmittag in Robin Hill nicht wiedergesehen hatte, verließ ihn doch das Gefühl seiner Nähe nie, und nie die Erinnerung an sein abgemagertes Gesicht mit den vorstehenden Backenknochen und den feurigen Augen. Man könnte fast sagen, er sei das Gefühl jener Nacht, als er das Kreischen der Pfauen gehört – dies Gefühl, daß Bosinney um das Haus streifte –, nie losgeworden. In jeder Männergestalt, die er an dunklen Abenden vorübergehen sah, vermutete er den ‚Bukanier', wie George ihn so treffend genannt hatte. Sicherlich traf Irene noch mit ihm zusammen; wo oder wie, das wußte er weder, noch fragte er danach, denn eine unbestimmte geheime Furcht, zuviel zu erfahren, hielt ihn davon ab. Alles schien jetzt untergründig. Wenn er seine Frau bisweilen fragte, wo sie gewesen – er legte immer noch Wert darauf, es zu tun, wie es sich für einen rechten Forsyte gehört –, sah sie oft sonderbar aus. Ihre Selbstbeherrschung war wunderbar, allein es kamen Momente, wo hinter dieser Maske, die immer undurchdringlich für ihn gewesen, ein Ausdruck lauerte, den er nie bei ihr gesehen. Sie pflegte zum Lunch jetzt auszugehen. Wenn er das Mädchen fragte, ob seine Frau zu Haus gegessen habe, wurde die Frage fast jedesmal verneint. Er mißbilligte dieses Herumstreifen ernstlich und sagte es ihr auch. Aber sie kehrte sich nicht daran. Die ruhige Art, in der sie seine Wünsche mißachtete, ärgerte ihn, setzte ihn in Erstaunen und

belustigte ihn doch beinahe. Es sah fast aus, als gefiele sie sich in dem Gedanken an einen Triumph über ihn.

Nach der Durchsicht von Waterbucks Gutachten stand er auf und ging hinauf in ihr Zimmer, denn sie schloß sich vor dem Schlafengehen nicht ein – ihr Schicklichkeitsgefühl den Dienstboten gegenüber, wie er annahm, hielt sie davon ab. Sie bürstete eben ihr Haar und wandte sich mit seltsamem Ungestüm nach ihm um. „Was wünschest du?" sagte sie, „bitte, geh aus meinem Zimmer!" „Ich möchte wissen", erwiderte er, „wie lange dieser Zustand zwischen uns noch dauern soll. Ich habe lang genug dazu geschwiegen." „Bitte, geh hinaus!" „Willst du mich als deinen Mann behandeln?" „Nein!" „Dann werde ich Schritte tun, dich dazu zu zwingen." „Bitte!" Erstaunt über die Ruhe ihrer Antwort, starrte er sie an. Ihre Lippen waren zu einer dünnen Linie zusammengepreßt; über ihren nackten Schultern lag das Haar in lockeren Massen, ein seltsam goldener Kontrast zu ihren dunklen Augen – diesen Augen voll Furcht, Haß, Verachtung und einem seltsam lauernden Triumph. „Willst du mein Zimmer jetzt verlassen, bitte?" Verdrossen wandte er sich um und ging hinaus.

Er wußte wohl, daß es ihm fernlag, etwas gegen sie zu unternehmen, und er sah, daß sie es ebenfalls wußte – wußte, daß er sich fürchtete. Er war gewohnt, ihr von allem zu berichten, was er den Tag über vorgenommen: von den Klienten, die ihn aufgesucht; daß er eine Hypothek für Parkes aufgenommen; wie der langwierige Prozeß Fryer contra Forsyte stand, der infolge der überaus vorsichtigen Verfügungen seines Großonkels Barnabas über sein Vermögen so verzwickt war, daß überhaupt niemand herankonnte und er für etliche Anwälte wahrscheinlich bis zum Tage des Jüngsten Gerichts eine Einnahmequelle bleiben würde. Dann, wie er bei Jobson vorgesprochen und gesehen hatte, daß ein Boucher verkauft wurde, den bei Talleyrand in Pall-Mall zu erstehen er eben versäumt hatte. Er bewunderte Boucher, Watteau und diese ganze Schule. Selbst jetzt ging er von der Gewohnheit nicht ab, ihr über all diese Dinge zu berichten, und erzählte bei Tisch lange Geschichten, als könne er durch diesen Wortschwall das Weh in seinem Herzen vor sich selbst verbergen.

Wenn sie allein waren, machte er oft den Versuch, sie beim Gutenachtsagen zu küssen. Vielleicht hatte er die vage Empfindung, daß sie ihn einst gewähren lassen würde, oder vielleicht auch nur das Gefühl, daß ein Mann seine Frau küssen muß. Auch wenn sie ihn

haßte, durfte er sich jedenfalls der Vernachlässigung dieses alten Brauches nicht schuldig machen. Und warum haßte sie ihn? Selbst jetzt noch vermochte er nicht daran zu glauben. Es war ein sonderbares Gefühl, gehaßt zu werden! – ihm schien diese Regung zu übertrieben; und doch haßte er Bosinney, diesen Bukanier, diesen Landstreicher, diesen Nachtwandler. Denn in Gedanken sah Soames ihn immer auf der Lauer liegen und umherstreifen. Oh, er mußte aber sehr heruntergekommen sein! Der junge Burkitt, der Baumeister, hatte ihn ganz niedergeschlagen aus einem Restaurant dritten Ranges kommen sehen!

Während all der Stunden, in denen er wach lag und seine Lage überdachte, die sich nicht ändern konnte – wenn sie nicht plötzlich wieder zur Besinnung käme –, war ihm der Gedanke, sich von ihr scheiden zu lassen, nicht einmal ernstlich gekommen ...

Und die Forsytes? Welche Rolle spielten sie in diesem Stadium von Soames' untergründiger Tragödie? Eigentlich so gut wie keine, denn sie waren alle an der See. Sie befanden sich in Hotels, Wasserheilanstalten oder Gasthäusern, badeten täglich und nahmen einen Vorrat von Ozon in sich auf, der den Winter über vorhalten sollte. Jeder zog und pflückte, preßte und kelterte in einem Weinberg eigener Wahl die Trauben seiner Lieblings-Seeluft. Ende September begannen alle zurückzukehren. In kleinen Stellwagen und robuster Gesundheit, mit tiefgebräunten Wangen kamen sie täglich von den verschiedenen Stationen an. Den nächsten Morgen bereits sah man sie wieder ihren Beschäftigungen nachgehen.

Am folgenden Sonntag war es vom Lunch bis zum Abend übervoll bei Timothy. Unter andern Klatschgeschichten, die zu zahlreich und uninteressant waren, um wiederholt zu werden, erwähnte Mrs. Small, daß Soames und Irene nicht fortgewesen wären.

Einer der Familie verhältnismäßig Fremden war es vorbehalten, die nächste interessante Neuigkeit zu berichten. Zufällig war Mrs. MacAnder, Winifred Darties beste Freundin, an einem Nachmittag gegen Ende September auf einer Radfahrt mit dem jungen Augustus Flippard im Richmondpark Irene und Bosinney begegnet, als sie durch den Farnhain zum Sheen Gate gingen. Vielleicht war die arme kleine Frau durstig, denn sie war lange auf einem harten, trockenen Weg geradelt, und wie ganz London weiß, griff es die kräftigste Konstitution an, eine Radfahrt zu machen und sich dabei mit dem jungen Flippard zu unterhalten; oder vielleicht erregte auch der Anblick des kühlen Farnhaines, woher ‚jene beiden' kamen, ihren

Neid. Des kühlen Farnhaines oben auf dem Hügel mit dem Dach aus Eichenzweigen, wo die Tauben endlose Hochzeitshymnen hören ließen und des Herbstes Raunen Liebenden im Ohre klang, indes die Rehe vorüberhuschten. Dieses Haines voll unwiederbringlicher Freuden, voll goldener Minuten in des Himmels und der Erde langem Bund! Dieses Farnhains, den Hirschen geweiht und seltsamen Baumstumpffaunen, die in der Sommerdämmerung um die Silberweiße einer Birkennymphe tanzten!

Diese Dame kannte alle Forsytes, und da sie bei Junes Empfang unter ihren Gästen gewesen war, machte es ihr keine Schwierigkeit, zu wissen, wen sie vor sich hatte. Ihre eigene Ehe war nicht glücklich gewesen, doch da sie die Klugheit und Geschicklichkeit besessen, ihren Mann zu zwingen, alle Schuld auf sich zu nehmen, hatte sie die notwendigen Scheidungsprozeduren durchgemacht, ohne sich übler Nachrede auszusetzen, und konnte daher derlei Dinge beurteilen.

Sie wohnte in einem jener großen Häuser, wo in kleinen Einzelwohnungen eine unglaubliche Menge von Forsytes untergebracht sind, deren Haupterholung nach den Geschäftsstunden darin besteht, ihre gegenseitigen Angelegenheiten zu besprechen.

Die arme kleine Frau, vielleicht war sie durstig, jedenfalls aber langweilte sie sich, denn der junge Flippard war ein Schöngeist. ‚Jene beiden' an einem so außergewöhnlichen Ort zu sehen, war ein höchst willkommener ‚Fund'.

Für die MacAnder, wie für ganz London, steht die Zeit still. Diese kleine, aber merkwürdige Frau verdient Beachtung, denn ihr allsehendes Auge und ihre scharfe Zunge waren fraglos dazu geschaffen, die Absichten der Vorsehung zu fördern. Mit einer Miene, als müßte sie stets aufs Schlimmste gefaßt sein, verstand sie in fast peinlicher Weise sich selbst zu schützen. Auf ihre Art hatte sie vielleicht mehr als irgendeine Frau dazu beigetragen, den Sinn für Ritterlichkeit zu zerstören, die den Fortgang der Zivilisation noch aufhält. Aber fesch war sie, und man nannte sie mit Vorliebe ‚die kleine MacAnder'! Ihre Kleider saßen knapp anliegend und gut, sie war Mitglied eines Frauenklubs, gehörte aber keineswegs zu jenem abschreckenden Typus überspannter Frauen, die nur an ihre Rechte denken. Sie bestand ganz unbewußt auf den ihren, sie hielt sie für selbstverständlich und wußte genau, wie sie am besten auszunutzen waren, ohne anderes als Bewunderung bei der großen Klasse zu erregen, der sie zwar nicht gerade durch ihr Wesen angehörte, aber durch Geburt, Erziehung und jene sichere, jene geheime Gewähr, den Sinn

für Besitz. Sie war die Tochter eines Anwalts in Bedfordshire, ihre Mutter eine Pfarrerstochter, und hatte trotz der traurigen Erfahrungen aus ihrer Ehe mit einem mittelmäßigen Maler, der von einer übertriebenen Liebe zur Natur beseelt gewesen und sie um einer Schauspielerin willen verlassen hatte, doch nie die Fühlung mit den Anforderungen, Ansichten und Empfindungen der Gesellschaft verloren; und als sie ihre Freiheit wiedergewonnen hatte, gelang es ihr ohne Mühe, sich mitten unter den Forsytes einen Platz zu erobern. Sie war stets in guter Laune, immer ‚voll von Neuigkeiten' und darum überall willkommen. Sie erregte weder Erstaunen noch Mißbilligung, mochte man sie am Rhein treffen oder in Zermatt, allein oder auf Reisen mit einer Dame und zwei Herren; man hatte immer das Gefühl, daß sie sich selbst vollkommen zu schützen wußte; und die wundervolle Gabe, alles genießen zu können, ohne sich irgend etwas zu vergeben, erwärmte die Herzen aller Forsytes. Es wurde allgemein empfunden, daß man in Frauen wie Mrs. MacAnder das Fortbestehen und Wachstum des besten Frauentypus zu sehen habe. Kinder hatte sie nie gehabt.

Wenn es etwas gab, das sie nicht ausstehen konnte, so waren es jene sanften Frauen mit einem gewissen ‚Charme', wie die Männer es nannten; und gegen Mrs. Soames hatte sie von jeher eine besondere Abneigung. Offenbar hatte sie die dunkle Empfindung, daß, wenn ‚Charme' einst als Kriterium anerkannt wurde, Feschheit und Gewandtheit in den Hintergrund treten mußten; und mit einem Haß, der um so tiefer war, als dieser sogenannte Charme zuweilen alle Berechnungen zuschanden machte, haßte sie den verführerischen Reiz, den sie Irene nicht ganz absprechen konnte. Sie behauptete jedoch, nichts an der Frau finden zu können – es war kein ‚Zug' in ihr – sie würde nie fähig sein, für sich selbst einzutreten – jeder konnte sie ausnutzen, das war klar – sie begriff wirklich nicht, was die Männer an ihr zu bewundern fanden!

Sie war nicht eigentlich boshaft, aber um nach der Prüfung ihrer Ehe ihre Stellung zu behaupten, hatte sie es für so notwendig gefunden, immer ‚voll von Neuigkeiten' zu sein, daß ihr der Gedanke, nicht über ‚jene beiden' im Park zu sprechen, gar nicht in den Sinn kam. Der Zufall wollte, daß sie an diesem Abend gerade bei Timothy zu Tisch war, wohin sie zuweilen ging, um ‚die Alten aufzuheitern', wie sie sagte. Es wurden stets die nämlichen Personen für sie eingeladen: Winifred Dartie mit ihrem Mann, Francie, weil sie den Künstlerkreisen angehörte, Mrs. MacAnder, weil man wußte, daß

sie Artikel für die Modezeitung ‚Königreich der Damen' lieferte – und um ihr den Hof zu machen, falls man ihrer habhaft werden konnte, zwei der jungen Haymans, die, obwohl sie nie den Mund auftaten, für flott und völlig vertraut mit allem galten, was in der feinen Welt als Neuestes galt.

Fünf Minuten vor halb acht drehte sie das elektrische Licht in ihrem kleinen Vorzimmer aus und trat, in ihren Abendmantel mit dem Chinchillakragen gehüllt, in den Korridor hinaus, wo sie einen Augenblick stehenblieb, um sich zu vergewissern, daß sie ihren Hausschlüssel bei sich habe. Diese kleinen Einzelwohnungen waren sehr bequem; zwar fehlte es ihnen an Licht und Luft, aber sie konnte zuschließen und fortgehen, wann es ihr beliebte. Man hatte keine Plage mit Dienstboten, und sie fühlte sich nie gebunden wie früher, als der arme liebe Fred immer so verträumt herumging. Sie empfand keinen Groll gegen den armen lieben Fred, er war ein solcher Tor; aber bei dem Gedanken an die Schauspielerin konnte sie sich noch jetzt eines kleinen bittern, spöttischen Lächelns nicht erwehren. Sie warf die Tür fest ins Schloß und durchschritt den Korridor mit seinen düstern ockergelben Wänden und der endlosen Reihe brauner, numerierter Türen. Der Fahrstuhl kam eben herunter; und bis über die Ohren in ihren Mantel gehüllt, jedes einzelne ihrer kastanienbraunen Haare an seinem Platz, wartete sie regungslos, bis er an ihrer Etage hielt. Die eisernen Türen öffneten sich rasselnd, und sie trat ein. Es befanden sich schon drei Personen darin, ein Herr in einer großen weißen Weste und einem breiten weichen Kindergesicht und zwei alte Damen in Schwarz mit Halbhandschuhen. Mrs. MacAnder lächelte ihnen zu; sie kannte jedermann; und diese drei, die vorher merkwürdig still gewesen waren, fingen sofort an sich zu unterhalten. Es war Mrs. MacAnders geheimnisvoll glückliche Gabe, ein Gespräch in Gang zu bringen. Durch fünf Stockwerke abwärts wurde die Unterhaltung fortgesetzt, während der Liftboy ihnen den Rücken zukehrte und sein zynisches Gesicht zwischen die Stäbe drückte. Unten trennten sie sich; Mrs. MacAnder, um eine Droschke zu nehmen, der Herr in der weißen Weste gefühlvoll, um das Billardzimmer aufzusuchen, und die alten Damen, um zu Tisch zu gehen. „Eine liebe kleine Frau!" sagten sie zueinander. „Wie das heraussprudelt!"

Wenn Mrs. MacAnder im Hause Timothys zu Tisch war, nahm die Unterhaltung (obwohl Timothy nie zu bewegen war, dabeizusein) immer jenen leichteren weltmännischen Ton an, wie er unter den Forsytes im allgemeinen üblich war, und das machte sie ohne

Zweifel so beliebt bei ihnen. Für Mrs. Small und Tante Hester war es eine aufheiternde Abwechslung. „Wenn Timothy nur dabeisein wollte!" sagten sie. Es hätte ihm sicher gutgetan. Sie konnte zum Beispiel das Neueste über Sir Charles Fistes Sohn in Monte Carlo erzählen; wußte, wer die wahre Heldin von Tynemouth Eddys modernem Roman war, um den sich alle jetzt rissen, und wie man in Paris über das Tragen von Pumphosen dachte. Sie wußte auch so vernünftigen Rat in jener dringlichen Frage darüber, ob es besser sei, Nicholas' ältesten Sohn zur Marine gehen zu lassen, wie seine Mutter wünschte, oder ihn zum Buchhalter auszubilden, was sein Vater für sicherer hielt. Sie war durchaus gegen die Marine. Denn war man nicht außerordentlich tüchtig oder hatte man nicht außergewöhnliche Beziehungen, so wurde man schmählich übergangen, und was war schließlich zu erwarten, selbst wenn man es bis zum Admiral brachte — ein Lumpengeld! Ein Buchhalter hatte weit bessere Aussichten, nur mußte er an eine gute Firma kommen, damit von Anfang an nichts zu riskieren war!

Zuweilen gab sie ihnen auch einen Wink in Börsenangelegenheiten; nicht daß Mrs. Small und Tante Hester einen Gebrauch davon machten. Sie hatten wirklich kein Geld anzulegen, aber es brachte sie in eine so anregende Berührung mit dem wirklichen Leben. Es war ein Ereignis. Sie würden Timothy fragen, sagten sie. Doch taten sie es nie, da sie im voraus wußten, daß er sich darüber aufregen würde. Heimlich aber sahen sie noch wochenlang in der Zeitung nach, die sie wegen ihrer wirklich modernen Richtung hielten, ob die betreffenden Aktien hoch oder niedrig standen. Manchmal konnten sie den Namen der Gesellschaft überhaupt nicht finden und warteten dann, bis James oder Roger oder selbst Swithin sie besuchte, um mit einer Stimme, die vor Neugierde zitterte, zu fragen, wie es sich damit verhielte — sie könnten es in der Zeitung nicht finden. „Wozu wollt ihr das denn wissen?" fragte dann wohl Roger. „Dummes Zeug! Ihr werdet euch die Finger verbrennen — euer Geld in Kalk und solchen Sachen anzulegen, von denen ihr nichts versteht! Wer riet euch das?" Und nachdem er erfahren, was sie gehört hatten, ging er fort, zog in der City Erkundigungen darüber ein und legte vielleicht einen Teil seines eigenen Geldes in diesem Betrieb an.

Mitten beim Essen, gerade als der Hammelbraten eben aufgetragen wurde, sagte Mrs. MacAnder, munter um sich blickend: „Übrigens, wem, glauben Sie, bin ich im Richmondpark begegnet? Sie werden es nicht erraten — Mrs. Soames und — Mr. Bosinney. Sie

waren sicherlich draußen, um das Haus zu besichtigen!" Winifred Dartie hustete, und keiner sagte ein Wort. Es war die Bestätigung dessen, worauf sie unwillkürlich alle gewartet hatten. Um Mrs. MacAnder Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß bemerkt werden, daß sie in der Schweiz und an den italienischen Seen gewesen war und von dem Bruch zwischen Soames und dem Architekten nichts gehört hatte. Sie konnte darum nicht wissen, welch tiefen Eindruck ihre Worte machen würden. Hochaufgerichtet und ein wenig erhitzt, ließ sie die kleinen schlauen Äuglein von Gesicht zu Gesicht wandern und versuchte die Wirkung ihrer Worte zu bemessen. Die jungen Haymans zu beiden Seiten neben ihr, die faden, schweigseligen, hungrigen Gesichter über ihre Teller geneigt, aßen unentwegt ihren Hammelbraten.

Diese beiden, Giles und Jesse, glichen einander so sehr und waren so unzertrennlich, daß man sie ‚die Siamesen' nannte. Sie sprachen nie und schienen durch Nichtstun immer vollauf beschäftigt. Man glaubte allgemein, daß sie für ein wichtiges Examen büffelten. Stundenlang gingen sie ohne Hut, mit Büchern in der Hand, von einem Foxterrier begleitet, im Garten spazieren, der zu ihrem Haus gehörte, und rauchten unaufhörlich, ohne ein Wort zu sprechen. Jeden Morgen trabten sie in einem Abstand von etwa fünfzig Metern auf zwei magern Gäulen mit ebenso langen Beinen wie ihre eigenen Campden Hill hinunter und jeden Morgen, eine Stunde später, immer noch fünfzig Meter voneinander entfernt, wieder hinauf. Und jeden Abend konnte man sie, wo sie auch zu Tisch gewesen sein mochten, etwa um halb elf über die Balustrade der Alhambrapromenade gelehnt stehen sehen. Man sah sie stets nur zusammen; und diese Lebensweise schien sie offenbar vollkommen zu befriedigen.

Von einer dumpfen Regung getrieben, sich als Gentlemen zu zeigen, wandten sie sich in diesem peinlichen Moment zu Mrs. MacAnder und sagten in ganz gleichem Tone: „Haben Sie gesehen, daß —?" Ihre Überraschung, angeredet zu werden, war so groß, daß sie die Gabel aus der Hand legte, worauf das Mädchen, das gerade vorüberging, schnell ihren Teller fortnahm. Mit gewohnter Geistesgegenwart jedoch hielt Mrs. MacAnder sie zurück und sagte: „Ich muß noch etwas von diesem schönen Hammelbraten haben." Hernach im Wohnzimmer aber setzte sie sich mit der festen Absicht, der Sache auf den Grund zu kommen, neben Mrs. Small. „Was für eine reizende Frau ist diese Mrs. Soames", begann sie, „solch ein sympathisches Wesen! Soames ist wirklich ein beneidenswerter Mann!"

In ihrem eifrigen Bemühen, etwas zu erfahren, hatte sie jedoch nicht genügend in Betracht gezogen, daß die innere Natur der Forsytes sich dagegen sträubte, Außenstehende an ihren Kümmernissen teilnehmen zu lassen. Mrs. Small reckte sich raschelnd und knisternd zur vollen Höhe ihrer Gestalt empor und sagte schaudernd voller Würde: „Das, meine Liebe, ist eine Sache, über die wir nicht sprechen!"

ZWEITES KAPITEL

NACHT IM PARK

Obwohl Mrs. Small in ihrem unfehlbaren Instinkt gerade das gesagt hatte, was ihren Gast neugieriger machen mußte als alles andere, ist es doch schwer zu sagen, wie sie die Wahrheit sonst hätte ausdrücken sollen. Es war eine Sache, über die in der Familie Forsyte nicht einmal untereinander gesprochen werden durfte. Sie war etwas ‚untergründig', um ein Wort zu gebrauchen, das Soames erfunden hatte, die Lage für sich selbst zu charakterisieren.

Allein innerhalb einer Woche nach Mrs. MacAnders Begegnung im Richmondpark erfuhren alle – außer Timothy, dem es sorgfältig verheimlicht wurde –, James auf seinem gewohnten Gang von der City nach Park Lane, George, der leichtsinnige, bei seiner täglichen Jagd nach Abenteuern auf dem Wege vom Fensterplatz des einen Lokals zum Billardzimmer des andern, daß ‚jene beiden' bis zum Äußersten gegangen waren. George (von dem manch treffende, in vornehmen Kreisen noch gebräuchliche Redensart stammte) traf die Stimmung am besten, als er zu seinem Bruder Eustace sagte, daß ‚der Bukanier drauflosginge' und Soames vermutlich ‚abgespeist' worden sei. Sie hatten alle das Gefühl, daß es sich so verhielt, und doch, was war zu tun? Eigentlich hätte er dagegen einschreiten müssen, aber jedes Einschreiten dagegen wäre peinlich. Ohne einen offenen Skandal herbeizuführen, den sie auf jeden Fall vermeiden wollten, war es schwer zu entscheiden, welche Schritte unternommen werden konnten. Unter diesen Umständen war nichts anderes zu tun, als weder mit Soames noch untereinander darüber zu sprechen und einfach über die Sache hinwegzugehen.

Auf Irene machte es vielleicht Eindruck, wenn man ihr mit würdevoller Kälte begegnete; aber sie war jetzt nur selten zu sehen, und

sie nur mit der Absicht aufzusuchen, ihr Kälte zu zeigen, war doch eine mißliche Sache. In der Stille seines Schlafzimmers ließ James seine Frau jedoch zuweilen merken, wie sehr er unter dem Unglück seines Sohnes litt. „Ich gräme mich noch zu Tode", sagte er dann wohl. „Es kommt sicher zu einem Skandal, und das wäre nicht gut für ihn. Ich werde mit ihm nicht darüber sprechen. Es ist vielleicht doch nichts an der ganzen Sache. Wie denkst du darüber? Sie soll künstlerisch veranlagt sein. Wie? Ach, du bist eine ‚wahre Juley'! Na, ich weiß nicht; ich bin aufs Schlimmste gefaßt. Das kommt davon, wenn man keine Kinder hat. Ich habe von Anfang an gewußt, wie es kommen würde. Sie haben mir nie gesagt, daß sie keine Kinder wollten – keiner sagt mir was!" Mit offenen, vor Kummer starren Augen kniete er an seinem Bett und stöhnte in die Bettdecke. In seinem Nachthemd, den Hals vorgestreckt, mit rundem Rücken, glich er einem großen weißen Vogel. ‚Vater unser' – wiederholte er und ward den Gedanken an einen möglichen Skandal nicht los.

Wie der alte Jolyon, schrieb er im Grunde seines Herzens die Schuld an der Tragödie der Familie selbst zu. Wozu mußten diese Leute – er meinte damit seinen Bruder in Stanhope Gate nebst dem jungen Jolyon und seiner Tochter – eine Person wie diesen Bosinney in die Familie einführen? (Er hatte Georges Spitznamen ‚der Bukanier' gehört, wußte aber nichts damit anzufangen – der junge Mann war doch Architekt.) Er kam allmählich zu der Überzeugung, daß sein Bruder Jolyon, zu dem er immer aufgeblickt und auf dessen Urteil er etwas gegeben hatte, nicht ganz das sei, was er in ihm gesehen hatte.

Da er nicht die Charakterstärke seines Bruders besaß, war James mehr traurig als erzürnt. Einen großen Trost gewährte es ihm, zu Winifred zu gehen und die kleinen Darties in seinem Wagen nach Kensington Gardens mitzunehmen. Dort konnte man ihn oft um den runden Teich herumgehen und des kleinen Publius Dartie Segelboot, das er selbst mit einem Penny befrachtet hatte, mit ängstlichen Blicken verfolgen sehen, als sei er überzeugt, daß es nie wieder landen werde; der kleine Publius indessen – der, wie James mit freudiger Genugtuung bemerkte, nicht die geringste Ähnlichkeit mit seinem Vater hatte – sprang um ihn herum und versuchte ihn zu einer Wette um einen zweiten Penny zu bewegen, denn er wußte genau, daß es immer landete. Und James wettete und verlor immer – manchmal drei bis vier Pennys an einem Nachmittag, denn der

kleine Publius schien des Spiels nie müde zu werden – und jedesmal, wenn er zahlte, sagte er: „Das kommt in deine Sparbüchse. Du wirst noch ein ganz reicher Mann!“ Der Gedanke an den wachsenden Reichtum seines Enkels machte ihm aufrichtiges Vergnügen. Allein der kleine Publius kannte einen Konfektladen und einen Kniff, der ohnegleichen war. Dann gingen sie durch den Park nach Haus, und James, groß und hager, mit hohen Schultern und zerstreutem Ausdruck in dem bekümmerten Gesicht, nahm die kräftigen Kindergestalten Imogens und des kleinen Publius unter seinen Schutz, der rührend unbeachtet blieb.

Doch diese Gärten und der Park waren nicht für James allein da. Forsytes und Strolche, Kinder und Liebespärchen ruhten oder schlenderten Tag für Tag und Nacht für Nacht darin umher; alle suchten Erholung von der Arbeit, von dem Rauch und dem Lärm der Straßen.

Langsam, zögernd in der Sonne und der sommerlichen Wärme der Nächte bräunten sich die Blätter. Am Sonntag, dem 5. Oktober, nahm der Himmel, der den ganzen Tag hindurch blau gewesen, nach Sonnenuntergang die tiefe Färbung purpurner Trauben an. Es war kein Mondschein, und ein klares Dunkel, einem samtnen Gewande gleich, umhüllte die Bäume, deren fast entlaubte, federartige Zweige sich in der stillen, warmen Luft nicht regten. Ganz London war in den Park hinausgeströmt, um die letzten Sommertage bis zur Neige auszukosten. Durch jede Pforte kam Paar um Paar, in Strömen ging es die Wege entlang und über den versengten Rasen, und eines nach dem andern stahl sich aus den erleuchteten Plätzen in den Schutz der gefiederten Bäume, wo sie an einen Stamm gelehnt oder im Schatten der Gebüsche tief im weichen Dunkel, alles vergessend, nur sich selbst gehörten. Für Neuankommende, die des Weges daherkamen, bildeten diese Vorläufer nur einen Teil der sehnsüchtigen Dämmerung, aus der ein seltsames Murmeln wie das wirre Schlagen von Herzen drang. Aber sobald ein Paar im Licht der Laternen dies Gemurmel vernahm, bebten ihre Stimmen, und sie verstummten; sie gingen Arm in Arm, und ihre Augen suchten die Finsternis zu durchdringen, sie zu durchforschen und zu ergründen. Und plötzlich, wie von unsichtbaren Händen gezogen, stiegen auch sie über das Gitter und verschwanden leise wie Schatten aus dem Licht. Myriaden Gedanken von Leidenschaft, Hoffnung und Liebe unzähliger ringender Menschenatome belebten die Stille inmitten des fernen unerbittlichen Getöses der Stadt; denn trotz der Mißbilligung der

Obrigkeit, dieser großen Körperschaft von Forsytes – die Liebe nächst der Kanalisationsfrage als größte Gefahr für das Gemeinwesen betrachteten –, spielten sich jene Nacht in diesem wie in hundert andern Parks Dinge ab, ohne die Tausende von Fabriken, Kirchen, Läden, Steuern und Leitungsröhren, die unter ihrer Obhut standen, wie Arterien ohne Blut, wie ein Mensch ohne Herz gewesen wären.

Die Instinkte der Selbstvergessenheit, der Leidenschaft und Liebe, die sich vor den Hütern des Besitzes, ihres unbarmherzigsten Feindes, unter den Bäumen verbargen, feierten ein heimliches Fest, und Soames, der auf dem Rückweg von der Bayswater Road – er war allein bei Timothy zu Tisch gewesen – am Wasser entlang nach Haus ging und sich in Gedanken mit dem kommenden Prozeß beschäftigte, trieb es das Blut zum Herzen, als er ein leises Lachen und das Geräusch von Küssen vernahm. Er wollte am nächsten Morgen an die Times schreiben und die Redaktion auf die Zustände in den Parks aufmerksam machen; allein er tat es nicht, denn eine Scheu, seinen Namen gedruckt zu sehen, hielt ihn davor zurück. Aber ausgehungert wie er war, wirkten dies Geflüster in der Stille, die halb sichtbaren Gestalten in dem Dunkel wie ein schädliches Reizmittel auf ihn. Er verließ den Weg am Wasser und stahl sich unter die Bäume, in den Schatten der kleinen Anlagen, wo die großen Blätter tief von den Zweigen der Kastanienbäume herabhingen und er eine dunklere Zuflucht fand. Er machte weite Kreise, um verstohlen einen Blick auf die Stühle am Stamm der Bäume zu werfen, wo eng umschlungen Liebespaare saßen, die bei seinem Nahen auseinanderstoben. Jetzt blieb er auf der Anhöhe stehen und übersah den gewundenen Weg, wo im vollen Laternenlicht dunkel gegen das silbrige Wasser schweigend und ohne Scheu ein Paar saß, das sich nicht regte, die Frau barg das Gesicht am Hals des Mannes, es war wie eine einzige Gestalt – ein Sinnbild der Leidenschaft, in Stein gehauen. Betroffen von diesem Anblick, eilte Soames tiefer in den Schatten der Bäume.

Wer weiß, was er dachte, wer weiß, was er suchte auf diesem Wege? Brot für den Hunger – Licht in der Finsternis? Wer weiß, was er zu finden hoffte – unpersönliches Verständnis für das Menschenherz – das Ende seiner eigenen untergründigen Tragödie – denn wer wußte denn, ob von den dunklen Paaren, die ungenannt und unerkannt dort saßen, nicht eines er und sie sein konnten? Doch eine solche Gewißheit konnte er nicht wünschen – die Frau von

Soames Forsyte im Park sitzend wie eine gemeine Dirne! Ein solcher Gedanke war unfaßbar; und mit seinen lautlosen Schritten eilte er weiter von Baum zu Baum. Einmal hörte er ein Fluchen hinter sich, einmal ein Flüstern: „Wenn es doch immer so bliebe wie jetzt!", das ihm das Blut wieder aus dem Herzen trieb, und er wartete geduldig und eigensinnig auf das Weitergehen der beiden. Aber es war nur ein armes Ladenmädchen, ein schmächtiges Ding in einer verschlissenen Bluse, das am Arm ihres Liebhabers an ihm vorüberging.

Hunderte von Liebespaaren flüsterten unter den stillen Bäumen von dieser Hoffnung, Hunderte von Paaren hielten sich umschlungen. Und von plötzlichem Abscheu geschüttelt, kehrte Soames auf den Weg zurück und gab das fruchtlose Suchen auf.

DRITTES KAPITEL

DIE BEGEGNUNG IM BOTANISCHEN GARTEN

Der junge Jolyon, dessen Verhältnisse nicht die eines Forsyte waren, hatte oft Schwierigkeiten, das Geld für Ausflüge aufs Land und Naturstudien aufzubringen, ohne die ein Aquarellmaler keinen Pinselstrich machen kann. Er war daher häufig genötigt, mit seinem Farbenkasten in den Botanischen Garten zu gehen, und verbrachte dort auf seinem Feldstuhle, im Schatten eines Affenbrotbaumes oder im Schutze einer Gummipflanze, viele Stunden mit Skizzieren.

Ein Kunstkritiker, der vor kurzem seine Sachen angesehen hatte, sprach sich folgendermaßen darüber aus: „In einer Art sind Ihre Bilder sehr gut; einige davon verraten in Ton und Farbe wirklich ein Verständnis für die Natur. Aber sie sind so verschiedenartig, sehen Sie; das Publikum sieht sich so etwas gar nicht an. Hätten Sie zum Beispiel einen bekannten Gegenstand gewählt, etwa ‚London bei Nacht' oder ‚Der Kristallpalast im Frühling', und richtige Serien gemalt, so wüßte das Publikum gleich, was es gesehen hat. Ich kann das gar nicht ausdrücklich genug betonen. Alle Künstler, die sich einen großen Namen machen, wie Crum Stone oder Bleeder, erreichen dies dadurch, daß sie vermeiden, etwas Unerwartetes zu bringen, daß sie spezialisieren und alle ihre Bilder nach derselben Schablone malen, so daß das Publikum sogleich weiß, woran es ist. Und das hat seine Berechtigung, denn ist ein Mann Sammler, so

will er nicht, daß die Leute erst an der Leinwand riechen müssen, um zu wissen, von wem die Bilder sind; er will, daß sie sofort sagen können: ‚Ein prachtvoller Forsyte!' Für Sie ist es besonders wichtig, sorgfältig ein Sujet zu wählen, das man auf der Stelle erkennt, denn Ihrem Stil fehlt es an einer ausgeprägten Eigenart."

Der junge Jolyon lehnte an dem kleinen Klavier, wo eine Schale mit getrockneten Rosenblättern, dem einzigen Erzeugnis des Gartens, auf einem Stück verblichenem Damast stand, und hörte mit mattem Lächeln zu. Dann wandte er sich zu seiner Frau, die den Sprecher mit einem zornigen Ausdruck in dem schmalen Gesicht ansah, und sagte: „Da hörst du's, mein Kind!" „Es ist nicht wahr", erwiderte sie mit ihrer Stakkatostimme, die noch einen leisen fremden Tonfall hatte, „dein Stil h a t Eigenart." Der Kritiker sah sie an, lächelte verbindlich und sagte nichts weiter. Wie jedermann kannte auch er ihre Geschichte.

Die Worte trugen gute Früchte bei dem jungen Jolyon; sie widersprachen zwar allem, woran er glaubte, allem, was er theoretisch für gut in seiner Kunst hielt, allein ein seltsamer, starker Instinkt trieb ihn, wider Willen Nutzen daraus zu ziehen. Er ertappte sich eines Morgens plötzlich bei dem Gedanken, eine Serie Aquarelle von London zu machen. Wie diese Idee entstanden war, wußte er nicht; und erst im folgenden Jahr, nachdem er sie vollendet und zu einem ganz guten Preis verkauft hatte, erinnerte er sich in einer Stunde beschaulichen Nachdenkens des Kunstkritikers und erkannte in seinem eigenen Tun einen neuen Beweis dafür, daß er ein Forsyte war.

Er beschloß, mit dem Botanischen Garten anzufangen, wo er schon so viele Studien gemacht hatte, und wählte den kleinen künstlichen Teich, der jetzt mit einem herbstlichen Schauer von roten und gelben Blättern überstreut war, denn hätten die Gärtner sie auch gar zu gern fortgefegt, es glückte ihnen doch nicht, sie mit ihren langen Besen zu erreichen. Sonst war der Garten kahl genug gefegt, da sie jeden Morgen den Blätterregen der Natur entfernten; sie kehrten das Laub in Haufen zusammen, aus denen von dem schwelenden Feuer süß und beizend ein Rauch aufstieg, der, wie der Ruf des Kuckucks für den Frühling, der Duft der Linden für den Sommer, ein wahres Symbol für den Verfall ist. Die reinlichen Seelen der Gärtner litten das golden grüne und rote Muster auf dem Rasen nicht. Die Kieswege mußten sauber, in methodischer Ordnung bleiben, durften von dem realen Leben keine Kunde geben, noch von

dem schönen langsamen Verfall, der Kronen niederreißt, die Erde mit entschwundener Pracht zu schmücken, aus der, wenn sich das Rad gedreht, der junge Frühling neu erwacht. Und so war jedes Blatt, das fiel, von dem Moment gezeichnet, wo es zum Abschied herabflatterte und langsam wirbelnd von seinem Zweige niedersank. Doch auf dem kleinen Teich schwammen die Blätter in Frieden und priesen, vom Sonnenlicht gestreift, den Himmel mit ihren Farben. So fand der junge Jolyon sie.

Als er Mitte Oktober eines Morgens dahinkam, verstimmte es ihn, eine Bank besetzt zu finden, die etwa zwanzig Schritt entfernt von seinem Platze stand, denn er hatte ein wahres Grauen davor, bei seiner Arbeit beobachtet zu werden. Eine Dame in einer Sammetjacke saß dort und starrte vor sich hin. Doch zwischen ihnen stand ein blühender Lorbeerbusch, und hinter diesem suchte der junge Jolyon Schutz, um seine Staffelei aufzustellen. Er machte seine Vorbereitungen in aller Muße, und wie jeder wahre Künstler es sollte, ließ er keine Gelegenheit unbenutzt, die Anstrengung der Arbeit einen Augenblick hinauszuschieben; er ertappte sich dabei, die fremde Dame heimlich zu betrachten.

Wie sein Vater hatte auch er einen Blick für Gesichter. Und dies war ein entzückendes Gesicht! Er sah ein rundliches Kinn in eine cremefarbene Rüsche eingebettet und ein zartes Gesicht mit großen dunklen Augen und sanften Lippen. Ein schwarzer großer Rembrandthut verdeckte ihr Haar; ihre Gestalt lehnte sich leicht gegen die Bank, die Knie waren übereinandergeschlagen, und die Spitze eines Lackschuhes guckte unter dem Rock hervor. Die Erscheinung dieser Dame hatte etwas unsagbar Zartes, aber der junge Jolyon war hauptsächlich von dem Ausdruck ihres Gesichtes gefesselt, der ihn an seine Frau erinnerte. Es war, als sei sie mit Mächten in Berührung gekommen, denen sie nicht gewachsen war. Es verwirrte ihn, da es ein vages Gefühl von ritterlicher Bewunderung in ihm erweckte. Wer war sie? Und was tat sie dort, allein?

Zwei junge Leute jener eigentümlichen Art, schüchtern und keck zugleich, wie sie im Regentpark anzutreffen sind, kamen auf ihrem Weg zum Tennisplatz vorüber, und er bemerkte ärgerlich ihre verstohlenen Blicke des Wohlgefallens. Ein müßiger Gärtner blieb stehen und machte sich unnötigerweise mit einem Büschel Pampasgras zu schaffen; auch er tat dies nur als Vorwand, sie anzustarren. Ein alter Herr, seinem Hute nach zu urteilen, ein Professor der Gartenbaukunst, ging dreimal vorüber, um sie mit merkwürdigem

Ausdruck um den Mund heimlich und lange prüfend zu beobachten. Alle diese Männer erweckten in dem jungen Jolyon eine vage Empfindung von Gereiztheit. Sie beachtete keinen von ihnen, doch er wußte genau, daß jeder Mann, der vorüberkam, sie so anschauen würde.

Sie hatte nicht das bezaubernde Gesicht einer Frau, die sich den Männern mit jedem Blicke feilbietet; es hatte nichts von der ‚teuflischen' Schönheit, die von den ersten Forsytes im Lande so hoch geschätzt wird, noch war es von jenem nicht weniger bewunderten Typus, den man auf Schokoladeschachteln findet; es war nicht von der geistig leidenschaftlichen noch der leidenschaftlich geistigen Art, die Wohnungseinrichtungen und moderner Dichtung eigen ist; und selbst dem Schauspieldichter verhieß es offenbar kein Material zur Darstellung der interessanten neurasthenischen Heldin, die im letzten Akte Selbstmord begeht. In Form und Farbe, in seiner sanften, ansprechenden Passivität, seiner sensitiven Reinheit erinnerte das Gesicht dieser Frau ihn an Tizians ‚Himmlische Liebe', die in einer Reproduktion über dem Anrichtetisch seines Speisezimmers hing. Und in dieser sanften Passivität, in dem von ihr erweckten Gefühl, daß sie jedem Drange nachgeben mußte, schien ihre Anziehungskraft zu liegen.

Worauf oder auf wen mochte sie in dieser Stille warten, wo nur hier und dort ein Blatt von den Bäumen fiel und die Drosseln auf dem Rasen herumstolzierten, der im ersten Reif des Herbstes glitzerte? Jetzt belebte sich das reizende Gesicht, und als der junge Jolyon sich fast mit der Eifersucht eines Liebenden umschaute, sah er Bosinney über den Rasen herankommen. Neugierig beobachtete er die Begegnung, den Blick in ihren Augen, den langen Händedruck. Sie setzten sich dicht nebeneinander, trotz aller äußeren Zurückhaltung doch vereinigt. Er hörte das rasche Gemurmel ihrer Unterhaltung; aber was sie sagten, konnte er nicht verstehen. Dies Fahrzeug hatte er einst selbst gesteuert! Er kannte die langen Stunden des Wartens und die magern Minuten einer halböffentlichen Begegnung, kannte die Qualen der Ungewißheit, die den rechtlosen Liebhaber heimsuchen. Ein Blick auf diese beiden Gesichter jedoch genügte, um zu sehen, daß dies keine jener vorübergehenden Liebeleien war, mit denen Männer und Frauen sich eine Zeitlang zerstreuen; keine jener plötzlich rasenden Begierden, die bis zum Überdruß befriedigt werden und in sechs Wochen eingeschlafen sind. Dies war das Wahre! So hatte er selbst es erlebt! Hieraus konnte alles

mögliche entstehen! Bosinney drang auf sie ein, und sie saß still und sanft, doch unerschütterlich in ihrer Ruhe und blickte über den Rasen hin. War er der Mann, sie zu entführen, dieses zarte passive Geschöpf, das selbst nie einen Schritt für sich wagen würde? Das sich ihm ganz hingegeben hatte, für ihn sterben, doch niemals mit ihm auf und davon gehen würde? Dem jungen Jolyon war, als hörte er sie sagen: „Aber Liebster, es wäre dein Verderben!" Er selbst kannte ja zur Genüge die nagende Furcht tief im Herzen jeder Frau, dem geliebten Manne ein Hemmschuh zu sein. Er blickte nicht mehr zu ihnen hin; doch ihr leises rasches Sprechen drang zugleich mit dem abgebrochenen Sang irgendeines Vogels an sein Ohr, der bemüht schien, sich der Frühlingstöne zu erinnern: Zu Lust — zu Leide? Was wohl — was? Und allgemach verstummte ihr Gespräch; ein langes Schweigen folgte. ‚Und Soames?' dachte der junge Jolyon. ‚Die Leute glauben, daß die sündige Untreue gegen den Gatten sie bedrückt! Doch wenig kennen sie die Frauen! Sie ißt nach langer Hungerqual — und rächt sich jetzt! Aber der Himmel erbarme sich — denn auch er wird Rache nehmen.' Er vernahm ein Rascheln von Seide, und als er durch den Lorbeer spähte, sah er sie verstohlen Hand in Hand davongehen ...

Ende Juli war der alte Jolyon mit seiner Enkelin in die Berge gegangen, und auf dieser Reise (ihrer letzten dorthin) erlangte June fast in vollem Maße ihre Gesundheit und Frische wieder. In den mit britischen Forsytes gefüllten Hotels — der alte Jolyon konnte die ‚deutsche Bande', wie er alle Fremden nannte, nicht vertragen — kam man ihr, der einzigen Enkelin dieses vornehm aussehenden und offenbar sehr reichen alten Mr. Forsyte, mit großem Respekt entgegen. Sie schloß sich andern nicht leicht an — es war nicht Junes Art, sich leicht anzuschließen —, aber es bildete sich doch manche Freundschaft, vor allem eine im Rhônetal mit einer jungen schwindsüchtigen Französin, die im Sterben lag. In ihrem Kampfe gegen den Tod, dem sie die Freundin zu entreißen strebte, vergaß June beinahe ihren eigenen Kummer. Der alte Jolyon sah die neue Freundschaft mit Befriedigung und Mißbilligung zugleich, denn dieser neue Beweis dafür, daß ihr Leben unter ihren ‚armen Hungerleidern' hingehen sollte, quälte ihn. Würde sie denn niemals eine Freundschaft schließen oder an Dingen Interesse finden, die von wirklichem Nutzen für sie waren? ‚Einen Haufen fremder Leute auflesen' nannte er das. Allein oft brachte er dennoch Rosen und Weintrauben

mit nach Haus und überreichte sie mit verbindlichem Augenzwinkern der ‚Mamsell'.

Trotz Junes Widerstand verschied Mademoiselle Vigor gegen Ende September in dem kleinen Hotel St. Luc, wohin man sie gebracht, und June nahm es sich so zu Herzen, daß der alte Jolyon sie nach Paris brachte. Hier, angesichts der ‚Venus von Milo' und der ‚Madeleine', wich die Niedergeschlagenheit bald von ihr, und als sie gegen Mitte Oktober nach London zurückkehrten, glaubte ihr Großvater, sie geheilt zu haben. Sobald sie sich jedoch in Stanhope Gate wieder eingerichtet hatten, bemerkte er zu seinem Schrecken einen Rückfall in ihr altes grüblerisches versunkenes Wesen. Das Kinn in die Hand gestützt, saß sie oft da wie ein kleiner nordischer Geist und starrte düster und unverwandt vor sich hin, während alles um sie her in dem großen, mit Möbeln von Baple und Pullbred angefüllten Zimmer, dessen Wände bis zum Fries hinauf mit Brokat bekleidet waren, in dem eben erst angelegten elektrischen Licht erstrahlte. Und in den ungeheuren vergoldeten Spiegeln sah man das Meißner Porzellan, Gruppen junger Männer in engen Kniehosen zu Füßen vollbusiger Damen mit ihren Lieblingslämmchen auf dem Schoß, sich widerspiegeln, das der alte Jolyon als Junggeselle gekauft hatte und in dieser Zeit entarteten Geschmacks so hoch schätzte. Er hatte einen offenen Sinn für alles und war von allen Forsytes am meisten fortgeschritten mit der Zeit, aber er konnte nicht vergessen, daß er diese Gruppen bei Jobson gekauft und einen Haufen Geld dafür bezahlt hatte. Oft sagte er enttäuscht mit einer gewissen Verachtung zu June: „Du machst dir nichts daraus! Es ist kein Spielkram, wie du und deine Freundinnen ihn lieben, aber sie kosteten mich siebzig Pfund." Er war nicht der Mann, einen Zweifel an seinem Geschmack zu dulden, wenn er aus zuverlässigen Gründen wußte, daß er gut war.

Das erste, was June nach ihrer Rückkehr tat, war, daß sie Timothy besuchte. Sie redete sich selbst vor, daß es ihre Pflicht sei, hinzugehen und ihn mit einem Bericht über ihre Reisen aufzuheitern; allein in Wahrheit ging sie nur, weil sie sonst niemand wußte, bei dem sie durch zufällige Fragen oder bei der Unterhaltung von ungefähr etwas über Bosinney erfahren konnte. Sie wurde aufs herzlichste empfangen, und die Tanten erkundigten sich nach dem lieben Großvater, der seit dem Mai nicht mehr bei ihnen gewesen wäre. Onkel Timothy ginge es nicht gut, erzählten sie, er habe großen Ärger mit dem Schlotfeger gehabt; der dumme Kerl hätte den Ruß

durch den Schornstein gerade in sein Schlafzimmer hinuntergefegt! Der Onkel wäre ganz außer sich geraten!

In der Furcht und doch leidenschaftlich hoffend, von Bosinney zu hören, blieb June lange bei ihnen. Aber wie in unerklärlicher Zurückhaltung gelähmt, ließ Mrs. Small kein Wort fallen, und fragte auch June nicht nach ihm. In ihrer Verzweiflung erkundigte sie sich schließlich, ob Soames und Irene in der Stadt wären – sie habe noch niemand besucht. Tante Hester erwiderte darauf, daß sie in der Stadt seien und gar nicht verreist wären. Es sollten Schwierigkeiten wegen des Hauses eingetreten sein. June hatte wohl davon gehört! Sie sollte lieber Tante Juley danach fragen! June wandte sich zu Mrs. Small, die aufrecht mit gefalteten Händen, das ganze Gesicht ein Schmollen, in ihrem Sessel saß. Zur Antwort auf des Mädchens Blick verharrte sie in seltsamem Schweigen, und als sie sprach, geschah es, um June zu fragen, ob sie in den Hotels da oben, wo die Nächte doch so kalt sein mußten, Nachtsocken getragen habe. June verneinte, diese muffigen Dinger wären ihr verhaßt; sie erhob sich, um zu gehen. Mrs. Smalls unverkennbar absichtliches Schweigen war ihr verdächtiger als alles, was sie hätte sagen können.

In weniger als einer halben Stunde hatte sie aus Mrs. Baynes in Lowndes Square herausgelockt, daß Soames Bosinney wegen der Ausstattung des Hauses verklagt habe. Anstatt sie aufzuregen, war diese Nachricht von sonderbar beruhigender Wirkung, als sähe sie in diesem Streit eine neue Hoffnung für sich selbst. Sie erfuhr, daß der Prozeß in einem Monat etwa erwartet werde und daß Bosinney wenig oder gar keine Aussicht auf Erfolg habe. „Und was er dann beginnen wird, weiß ich nicht", sagte Mrs. Baynes; „es ist furchtbar für ihn – er hat ja kein Geld – es geht ihm sehr schlecht. Und wir können ihm auch nicht helfen. Die Geldverleiher leihen ja nichts, wenn man keine Bürgschaft leisten kann, und er hat niemand – niemand, der es könnte."

Sie hatte an Fülle zugenommen in der letzten Zeit und war in voller Tätigkeit für ihre Herbstveranstaltung; ihr Schreibtisch war buchstäblich übersät mit Wohltätigkeitsprogrammen. Mit ihren runden, papageiengrauen Augen blickte sie June bedeutungsvoll an. Des plötzlichen Errötens in dem gespannten jungen Gesicht des Mädchens – June mußte wohl eine große Hoffnung vor sich aufsteigen sehen – und der plötzlichen Lieblichkeit ihres Lächelns erinnerte sich Lady Baynes noch oft in späteren Jahren. (Baynes wurde geadelt, als er das öffentliche Kunstmuseum gebaut, das so

vielen Beamten Beschäftigung gegeben und der arbeitenden Klasse, für die es bestimmt war, so wenig Vergnügen bereitet hat.) Und die Erinnerung an jene lebhafte Veränderung, die rührend war wie das Aufblühen einer Blume oder die erste Sonne nach langer Winterzeit, wie auch die Erinnerung an alles, was hernach noch kam, drängte sich Lady Baynes ganz unberechenbar oft zu ungelegenster Zeit auf, wenn sie mit den wichtigsten Dingen beschäftigt war.

Es war der Nachmittag desselben Tages, an dem der junge Jolyon Zeuge der Begegnung im Botanischen Garten gewesen, und an eben diesem Tage suchte der alte Jolyon seine Anwälte Forsyte, Bustard und Forsyte auf. Soames war nicht da, er war ausgegangen; Bustard saß bis über die Ohren in Akten vergraben in jenem unzugänglichen Raume, wo man ihn wohlweislich untergebracht hatte, um ihn soviel Arbeit verrichten zu lassen wie möglich; aber James befand sich in dem vorderen Büro, kaute an seinen Nägeln und sah bekümmert die Akten Forsyte contra Bosinney durch. Die Furcht dieses tüchtigen Anwalts vor ‚dem heiklen Punkt' war eigentlich eine Art Genuß, geeignet, ein angenehmes Gefühl darüber hervorzurufen, daß man soviel Wesens davon machte; denn sein gesunder, praktischer Verstand sagte ihm, daß er selbst, wenn er Richter wäre, dem nicht sonderliche Beachtung geschenkt hätte. Allein er fürchtete, daß Bosinney Bankrott machen würde und Soames schließlich doch für das Geld werde aufkommen müssen und für die Kosten obendrein. Und hinter dieser greifbaren Furcht lauerte im Hintergrund verworren, unklar, schimpflich, wie ein böser Traum, jene ungreifbare Sorge, von der dieser Prozeß nur ein äußerlich sichtbares Zeichen war.

Er hob den Kopf, als der alte Jolyon eintrat, und brummte: „Wie geht's dir, Jolyon? Habe dich eine Ewigkeit nicht gesehen. Du bist in der Schweiz gewesen, wie ich hörte. Dieser junge Bosinney hat sich eine schöne Geschichte eingebrockt. Ich habe es kommen sehen!" Er reichte ihm die Akten und blickte den älteren Bruder erregt und finster an. Der alte Jolyon las sie schweigend durch, und während er las, sah James zu Boden und kaute an seinen Nägeln. Endlich warf der alte Jolyon sie hin, und sie fielen dumpf auf einen Haufen anderer Papiere. „Ich weiß nicht, was Soames vorhat", sagte er, „so viel Wesens von ein paar hundert Pfund zu machen. Ich dachte, er wäre ein reicher Mann." James' lange Oberlippe zuckte ärgerlich; er konnte es nicht vertragen, seinen Sohn in diesem Punkte ange-

griffen zu sehen. „Es ist nicht des Geldes wegen –“, begann er, stockte jedoch, als er seines Bruders festem, scharfem, kritischem Blick begegnete.

Ein Schweigen entstand. „Ich komme wegen meines Testaments“, sagte der alte Jolyon schließlich, an seinem Schnurrbart zupfend. James' Neugierde war sogleich erwacht. Es gab wohl nichts im Leben, das ihn so anregte wie ein Testament; war es doch die endgültige Verfügung über das Vermögen, die entscheidende Feststellung des Besitzes, die letzte Abschätzung des Wertes eines Menschen. Er klingelte. „Bringen Sie Mr. Jolyons Testament“, sagte er zu einem dienstbeflissenen dunkelhaarigen Schreiber. „Willst du etwas daran ändern?“ Und der Gedanke: ‚Ob ich wohl ebenso reich bin wie er?‘ schoß ihm durch den Kopf. Der alte Jolyon steckte das Testament in seine Brusttasche, und James schlug enttäuscht die langen Beine übereinander. „Du hast kürzlich einige gute Geschäfte gemacht, wie ich hörte“, sagte er. „Ich weiß nicht, woher du deine Informationen hast“, sagte der alte Jolyon scharf; „wann beginnt dieser Prozeß? Nächsten Monat? Ich weiß nicht, was ihr vorhabt. Ihr müßt eure Angelegenheiten ja selbst ordnen; aber wenn ihr meinen Rat befolgtet, würdet ihr die Sache unter euch abmachen. Adieu!“ Mit einem kalten Händedruck ging er fort. James' starre graublaue Augen bohrten sich wie in ein geheimes Schreckbild ein, und er begann wieder an seinen Nägeln zu kauen.

Der alte Jolyon nahm sein Testament mit in das Büro der New Colliery Company und setzte sich in den leeren Sitzungssaal, um es durchzulesen. Er gab Hemmings, der, als er seinen Vorsitzenden dort sah, mit dem ersten Bericht des neuen Oberinspektors hereinkam, eine so schroffe Antwort, daß der Sekretär sich mit gekränkter Würde zurückzog und, als er hernach den Schreiber rufen ließ, ihn so anfuhr, daß der arme junge Mensch nicht wußte, wie ihm geschah. Ein so junger Grünschnabel wie er habe nicht ins Büro zu kommen und zu glauben, er sei der Allmächtige hier, das solle er sich nur merken. Er – Hemmings – sei hier schon länger Bürochef gewesen, als ein Junge wie er Jahre zähle, und wenn er glaube, müßig dasitzen zu können, sobald er mit seiner Arbeit fertig sei, so kenne er ihn (Hemmings) noch lange nicht, und so fort.

Jenseits des grünen Friesvorhangs an der Tür saß der alte Jolyon mit seinem dicken, elastischen, goldenen Zwicker auf der Nase, an dem langen, mit Leder ausgeschlagenen Mahagonisitzungstisch und verfolgte mit seinem goldenen Bleistift die einzelnen Klauseln seines

Testaments. Die Sache war ganz einfach, denn es fehlten alle jene dummen kleinen Legate und Stiftungen für wohltätige Zwecke, die das Vermögen zerstückeln und die majestätische Wirkung des kleinen Nachrufes beeinträchtigen, den die Morgenzeitungen allen Forsytes widmen, die bei ihrem Tode hunderttausend Pfund hinterlassen. Eine ganz einfache Sache. Nur ein Legat von zwanzigtausend Pfund für seinen Sohn, und ‚was meinen Nachlaß betrifft, sei es an Grundbesitz oder beweglichem Eigentum oder solchen Gütern, die beides zugleich sind, so sind der jährliche Reinertrag und die Gewinnanteilscheine oder daraus sich ergebende Zinsen an meine besagte Enkelin June Forsyte oder ihre Rechtsnachfolger bei ihren Lebzeiten zu alleiniger Verfügung und Nutznießung auszubezahlen und ohne usw. ... Bei oder nach ihrem Tode oder Dahinscheiden sind die besagten obengenannten Ländereien, Erbgüter, Baulichkeiten, anvertraute Gelder, Betriebskapitalien, Obligationen und Anlagepapiere oder Objekte, die solche Werte repräsentieren, an solche Person oder Personen, seien es eine oder mehrere, zu zedieren, abzutreten, zu übertragen oder zu übermachen für ebendieselben Zwecke, Nutznießung oder Verwendung und in allen Punkten, in derselben Weise und Form, als besagte June Forsyte ungeachtet Verheiratung durch letzten Willen und Testament oder letztwillige Verfügung und von ihr regelrecht unterzeichnet und bekanntgemacht, anordnen, bestimmen, festsetzen und verfügen sollte. Und in Ermangelung usw. ... Immer vorausgesetzt, daß ...‘ und so fort auf sieben Bogen in kurzer und einfacher Fassung. Das Testament hatte James in seiner erfolgreichsten Zeit ausgearbeitet und jede Möglichkeit dabei vorgesehen.

Der alte Jolyon verbrachte lange Zeit mit dem Lesen des Testaments; endlich nahm er einen halben Bogen Papier vom Ständer und machte eine längere Bleistiftnotiz, steckte das Testament darauf in seine Brusttasche, ließ eine Droschke holen und fuhr in das Büro von Paramor und Herring in Lincoln Inn Fields. Jack Herring war tot, aber sein Neffe gehörte der Firma noch an, und der alte Jolyon beriet sich eine halbe Stunde lang im geheimen mit ihm.

Er hatte die Droschke warten lassen und gab dem Kutscher, als er herauskam, die Adresse Wistaria Avenue Nr. 3 an. Ihn überkam eine eigentümlich stille Befriedigung, als habe er über James und dessen Sohn, ‚den reichen Mann‘, einen Sieg errungen. Sie sollten die Nase fortan nicht mehr in seine Angelegenheiten stecken; er hatte ihre Vollmacht in seinem Testament soeben aufgehoben; er

wollte ihnen alle seine Geschäfte aus den Händen nehmen und sie dem jungen Herring übergeben; und auch die Geschäfte seiner Gesellschaften sollten ihnen entzogen werden. Wenn dieser junge Soames wirklich der reiche Mann war, würde er an tausend Pfund im Jahr wohl nicht entbehren. Der alte Jolyon lächelte grimmig unter seinem langen weißen Schnurrbart; was er jetzt tat, war eine Art Vergeltung, gerecht und wohlverdient, das fühlte er. Langsam und sicher wie ein geheimer innerer Prozeß, der die Zerstörung eines alten Baumes herbeiführt, hatte das Gift der Kränkungen, die sein Glück, sein Wille und sein Stolz erfahren, das schöne Gebäude seiner Philosophie zerfressen. Das Leben hatte ihn nach einer Seite hin getrieben, bis er wie die Familie, deren Oberhaupt er war, das Gleichgewicht verlor.

Auf dem Wege zum Hause seines Sohnes im Norden sah er die neue, eben eingeleitete Verfügung über sein Vermögen fast im Lichte einer Strafe für die Familie und die Gesellschaft an, als deren Repräsentanten er James und dessen Sohn betrachtete. Er hatte Jo wieder in seine Rechte eingesetzt, und das befriedigte seinen geheimen Durst nach Rache gegen Zeit und Kummer, gegen den Widerstand und jene ins Unberechenbare wachsende Mißbilligung, mit der die Welt seinem einzigen Sohne fünfzehn Jahre lang begegnet war. Es zeigte sich ihm als der einzige Weg, nochmals die Übermacht seines Willens zu beweisen und James und Soames und die Familie und alle jene verborgenen Massen von Forsytes – ein großer Strom, der sich am Damme seines Starrsinns brach – zur Anerkennung seiner Herrschaft zu zwingen. Es war süß, daran zu denken, daß er dem Jungen nun doch ein weit größeres Vermögen hinterlassen konnte als James' Sohn, ‚der reiche Mann', besaß. Und es war süß, Jo zu geben, denn er liebte seinen Sohn.

Weder Jo noch seine Frau waren zu Haus (der junge Jolyon war noch nicht aus dem Botanischen Garten zurückgekommen), aber das kleine Dienstmädchen sagte ihm, daß sie den Herrn jeden Augenblick erwarte. „Er kommt immer zum Tee nach Haus, um mit den Kindern zu spielen." Der alte Jolyon war bereit zu warten und setzte sich geduldig in das verschossene, schäbige Wohnzimmer, wo die Sessel und Sofas jetzt, nachdem die Kattunüberzüge vom Sommer her entfernt waren, ihre fadenscheinige Unzulänglichkeit offenbarten. Es verlangte ihn danach, die Kinder rufen zu lassen, sie neben sich zu haben, ihre schmiegsamen Körper an seinem Knie zu fühlen und Jollys ‚Holla, Großväterchen!' zu hören, sein Herein-

stürzen zu sehen und Hollys weiches Händchen verstohlen seine Wange streicheln zu lassen. Doch er tat es nicht. Was ihn hergeführt, hatte etwas Feierliches, und bis es vorüber war, wollte er an Spiel nicht denken. Es machte ihm Spaß, sich vorzustellen, wie durch einen Federstrich von ihm der äußere Glanz, der allem in diesem kleinen Hause sichtlich fehlte, wiederherzustellen war; wie er diese Räume, oder andere in einem größeren Hause, mit den prächtigsten Kunstprodukten von Baple und Pullbred ausstatten würde; wie er den kleinen Jolly nach Harrow und Oxford schicken konnte (zu Eton und Cambridge hatte er kein Vertrauen mehr, seit sein Sohn dort gewesen war) und Klein Holly den besten Musikunterricht verschaffen, denn das Kind hatte eine erstaunliche Begabung. Als diese Bilder immer zahlreicher vor ihm aufstiegen und sein Herz vor Bewegung schwoll, erhob er sich und trat ans Fenster, das auf das kleine ummauerte Stückchen Garten ging, wo der Birnbaum, vor der Zeit entlaubt, mit dürren Zweigen im langsam sich verdichtenden Nebel des Herbstnachmittags stand. Balthasar, der Hund, mit seinem buschigen Schwanz dicht über dem zottigen, scheckigen Rücken, lief am andern Ende hin und her, beschnupperte die Pflanzen und stützte sich mit einem Bein mitunter an die Mauer.

Der alte Jolyon stand sinnend da. Was gab es noch für Freuden außer der zu geben? Wie schön ist es, zu geben, wenn du jemand finden kannst, der dankbar annimmt, was du gibst — jemand von deinem eigenen Fleisch und Blut! Andern zu geben, die nicht zu dir gehören, die keine Ansprüche an dich haben, gewährt nicht solche Befriedigung! Ein Geben wie dieses aber war ein Verrat an seinen eigensten Überzeugungen und Handlungen, ein Verrat an seinen Unternehmungen, seiner Arbeit und seiner Mäßigkeit, an der großen, stolzen Tatsache, daß er gleich Tausenden von Forsytes vor ihm, Tausenden in der Gegenwart und Tausenden in der Zukunft sich immer alles selbst erworben und selbst zu erhalten gewußt hatte. Und während er da stand und auf das rußige Laub der Lorbeerbäume, den mit schwarzen Flecken bedeckten Rasenplatz und das Gebaren des Hundes Balthasar hinunterblickte, mischte der Gedanke an das Leid der fünfzehn Jahre, in denen er um seine rechtmäßige Freude betrogen worden war, seine Galle in die Süßigkeit des nahenden Augenblicks.

Endlich kam der junge Jolyon, befriedigt von seiner Arbeit und erfrischt von den langen Stunden im Freien, nach Haus. Als er von der Anwesenheit seines Vater hörte, erkundigte er sich hastig, ob

seine Frau zu Haus sei, und seufzte bei dem Bescheid, daß sie nicht da war, erleichtert auf. Und nachdem er seine Malsachen sorgfältig in einem Kleiderschrank untergebracht hatte, ging er hinein. Mit charakteristischer Entschiedenheit steuerte der alte Jolyon sogleich auf sein Ziel los. „Ich habe meine Bestimmungen geändert, Jo", sagte er. „Du kannst in Zukunft etwas flotter leben – ich setze dir von jetzt ab tausend Pfund im Jahre aus. June erhält fünfzigtausend bei meinem Tode, und du das ganze übrige. Dein Hund da macht den Garten ganz zuschanden. Ich hielte an deiner Stelle keinen Hund!" Balthasar, der Hund, saß mitten auf dem Rasenplatz und untersuchte seinen Schwanz. Der junge Jolyon sah auf das Tier hin, konnte es aber kaum erkennen, denn seine Augen waren feucht. „Es werden wohl an hunderttausend Pfund sein, mein Junge", sagte der alte Jolyon, „es ist besser, du weißt es, bei meinem Alter habe ich nicht mehr lange zu leben. Ich möchte nicht wieder davon reden. Was macht deine Frau? – grüße sie von mir." Der junge Jolyon legte die Hand auf die Schulter seines Vaters, und da keiner etwas sagte, war die Sache abgetan.

Nachdem er seinen Vater an eine Droschke begleitet hatte, kam Jo ins Wohnzimmer zurück, stellte sich an den Platz, wo der alte Jolyon gestanden hatte, und blickte auf das Gärtchen hinunter. Er versuchte sich vorzustellen, welche Bedeutung alles dies für ihn hatte, und als echtem Forsyte eröffneten sich ihm weite Ausblicke auf Besitz; jene kümmerlichen Jahre, die er durchlebt, hatten seine natürlichen Instinkte nicht geschwächt. In praktischster Weise dachte er an Reisen, an die Garderobe seiner Frau, die Erziehung der Kinder, an ein Pony für Jolly und tausend andere Dinge; aber mitten in all diesen Gedanken auch an Bosinney mit seiner Dame, und an den abgebrochenen Gesang der Drossel. Zu Lust – zu Leide? Was wohl? Was? Die Vergangenheit – die harte, leidvolle, leidenschaftliche, wundervolle Vergangenheit, die durch kein Geld zu erkaufen, in ihrer brennenden Süßigkeit durch nichts zu ersetzen war – stieg jetzt wieder vor ihm auf. Als seine Frau hereintrat, ging er gerade auf sie zu und schloß sie in die Arme. Und lange stand er so, ohne zu sprechen, mit geschlossenen Augen, und preßte sie an sich, während sie mit verwundertem, unsicherm Blick in den Augen anbetend zu ihm emporsah.

VIERTES KAPITEL

AUF DEM WEG INS INFERNO

Am Morgen nach einer Nacht, in der Soames schließlich seine Rechte behauptet und wie ein Mann gehandelt hatte, frühstückte er allein. Er frühstückte bei Gaslicht, denn der Novembernebel hüllte die Stadt wie in eine ungeheure Wolldecke, so daß die Bäume auf dem Platz vom Fenster des Speisezimmers aus kaum sichtbar waren. Er aß ruhig, aber zeitweilig überkam ihn ein Gefühl, als vermöchte er nicht zu schlingen. Hatte er recht getan, seinem überwältigenden Verlangen der vergangenen Nacht nachzugeben und den so lange schon geduldeten Widerstand dieser Frau zu brechen, die nach dem Gesetz seine ihm feierlich zugesprochene Genossin war? Ihn verfolgte die Erinnerung an ihr Gesicht, von dem er versucht hatte, ihre Hände fortzuziehen, um sie zu besänftigen – an ihr furchtbares verhaltenes Schluchzen, wie er es ähnlich nie gehört und das er immer noch zu hören meinte; und ihn verfolgte noch jetzt ein sonderbares, unerträgliches Gefühl der Reue und der Scham, das er gehabt, als er beim Licht der einen Kerze sie angesehen, bevor er sich schweigend davongeschlichen hatte.

Und jetzt, nachdem er so gehandelt, war er über sich selbst erstaunt. Zwei Tage vorher, bei Winifred Dartie, hatte Mrs. MacAnder mit ihm zu Tisch gesessen und da mit einem Blick ihrer scharfen grünlichen Augen zu ihm gesagt: „Also Ihre Frau ist eine so gute Freundin von Mr. Bosinney?“ Da er nicht fragen mochte, was sie damit meinte, hatte er lange über ihre Worte nachgegrübelt. Sie hatten eine wilde Eifersucht in ihm erweckt, die sich bei der eigentümlichen Perversion dieses Gefühls in noch wilderes Verlangen umgewandelt hatte. Ohne den Antrieb von Mrs. MacAnders Worten, ohne diesen Antrieb und den Zufall, die Tür seiner Frau dies eine Mal unverschlossen zu finden, der ihm verstattet hatte, sie im Schlaf zu überfallen, hätte er wohl nicht getan, was er getan hatte.

Der Schlaf hatte seine Bedenken zerstreut, doch der Morgen brachte sie wieder. Ein Gedanke tröstete ihn: Niemand würde es erfahren – nie würde sie darüber sprechen. Und in der Tat, als die Maschine seiner täglichen Geschäfte, die so gebieterisch das Öl klaren praktischen Denkens beanspruchte, mit dem Lesen der Briefe wieder ins Rollen kam, begannen jene alpähnlichen Bedenken eine weniger übertriebene Bedeutung in seinem Herzen einzunehmen. Der Vor-

fall war wirklich nicht von so großer Tragweite; in Büchern machen Frauen viel Wesens davon, aber nach dem kühlen Urteil rechtlich denkender Männer, Männer von Welt, solcher Männer, über die er im Ehescheidungsgericht so manches Lob gehört, hatte er sein Bestes getan, um die Heiligkeit der Ehe aufrechtzuerhalten, seine Frau vor Pflichtvergessenheit zu bewahren und sie womöglich, wenn sie Bosinney noch sah, vor —. Nein, er bereute es nicht. Jetzt, wo der erste Schritt zur Versöhnung getan war, würde das übrige sich verhältnismäßig — verhältnismäßig —

Er erhob sich und trat ans Fenster. Seine Nerven waren erschüttert. Der Klang verhaltenen Schluchzens tönte ihm aufs neue im Ohr. Er konnte ihn nicht loswerden. Er zog seinen Pelz an und ging in den Nebel hinaus; da er in die City mußte, nahm er die Untergrundbahn von der Sloane-Street-Station. Das verhaltene Schluchzen verfolgte ihn auch noch bis in seine Ecke des mit Cityleuten gefüllten Abteils erster Klasse, er entfaltete darum die Times mit lautem Rascheln, das alle andern leiseren Geräusche übertönte, und begann, dahinter verbarrikadiert, gelassen die Nachrichten durchzusehen. Er las, daß am vorigen Tage eine ungewöhnlich lange Reihe von Vergehen vor das Geschworenengericht gekommen war. Er las von drei Morden, fünf Totschlägen, sieben Brandstiftungen und elf — eine überraschend hohe Anzahl — Entführungen, daneben von allerlei weniger klaren Verbrechen, die nächstens vor Gericht untersucht werden sollten; er ging von einem Bericht zum andern über und hielt sich die Zeitung dabei dicht vor sein Gesicht. Und doch blieb trotz des Lesens die Erinnerung an Irenens tränenüberströmtes Antlitz und ihr herzbrechendes Schluchzen wach in ihm.

Es war ein unruhiger Tag, an dem er außer seinen gewöhnlichen Geschäften noch einen Besuch bei seinen Maklern, Grin und Grinning, zu erledigen hatte, um ihnen den Auftrag zu geben, seine Aktien der New Colliery Company, Ltd., zu verkaufen, deren Geschäfte anfingen zu stocken, wie er mehr argwöhnte als wußte. (Das Unternehmen ging später langsam zurück und wurde schließlich für ein Butterbrot an ein amerikanisches Syndikat verkauft.) Zuletzt hatte er noch eine lange Konferenz im Büro des Staatsanwaltes Waterbuck, der Boulter, Fiske, der junge Advokat und Waterbuck selbst beiwohnten. Der Fall Forsyte contra Bosinney sollte am nächsten Tage vor dem Richter Mr. Bentham zur Entscheidung kommen. Der Richter, Mr. Bentham, eher ein Mann von gesundem Menschenverstand als großen juristischen Kenntnissen, wurde als die geeig-

netste Persönlichkeit betrachtet, die Untersuchung zu leiten. Er war ein ‚strenger' Richter. Während Staatsanwalt Waterbuck Boulter und Fiske mit fast ungezogener Nachlässigkeit behandelte, war er gegen Soames von großer Aufmerksamkeit und liebenswürdiger Verbindlichkeit, denn er witterte instinktiv oder infolge glaubwürdiger Gerüchte den reichen Mann in ihm. Mit bemerkenswerter Beharrlichkeit hielt er an der Ansicht fest, die er schon schriftlich ausgesprochen hatte, daß der Ausgang hauptsächlich von den Aussagen beim Verhör abhinge, und gab Soames in einigen treffenden Bemerkungen den Rat, nicht zu behutsam dabei vorzugehen. „Ein wenig derber, Mr. Forsyte", sagte er, „ein wenig derber." Und nachdem er das gesagt, lachte er laut, preßte die Lippen fest zusammen und kratzte sich, ganz wie ein Landjunker, den Kopf an der Stelle, wo er seine Perücke fortgeschoben hatte, denn er liebte es, für einen solchen gehalten zu werden. In Fällen, wo es sich um Wortbruch handelte, galt er als Autorität.

Soames benutzte auf dem Heimweg wieder die Untergrundbahn. Der Nebel war schlimmer denn je an der Sloane-Street-Station. Durch den stillen dichten Qualm tappten Männer herein und hinaus; Frauen, nur wenige waren zu sehen, drückten ihre Réticules an die Brust und die Schnupftücher an den Mund; und von ihren wachsamen Kutschern überragt und einem vagen Schimmer des Laternenlichts umflossen, das von dem Dunst aufgesaugt zu werden schien, bevor es das Pflaster erreichte, tauchten in schwachen Umrissen sichtbar hin und wieder Droschken auf und setzten Menschen ab, die wie Kaninchen schnell in ihre Höhlen schlüpften. Und diese schattenhaften Gestalten, deren jede in eine eigene kleine Nebelwolke gehüllt war, beachteten einander nicht. In dem großen Gehege blieb jedes Kaninchen für sich allein, besonders jene in kostbareren Pelzen, die sich an Nebeltagen fürchteten, ihre Wagen zu benutzen, und mit der Untergrundbahn fuhren.

Eine Gestalt jedoch wartete nicht weit von Soames im Eingang der Station. Irgendein ‚Bukanier' oder Verliebter, den jeder Forsyte für einen armen Teufel hielt und dachte: ‚Man sieht ihm an, daß er es schwer hat!' Ihre guten Herzen schlugen ein wenig schneller beim Anblick des armen, wartenden, eifrigen Liebhabers im Nebel; allein sie eilten weiter, denn sie hatten ja nicht Zeit noch Geld für Leiden übrig, die nicht ihre eigenen waren. Nur ein Schutzmann, der von Zeit zu Zeit langsam auf und ab ging, hatte Interesse für den Wartenden, dessen von der Kälte gerötetes Gesicht, ganz schmal

und hager, der breite Rand des weichen Hutes halb verdeckte, während seine Hand mitunter verstohlen darüberstrich, wie um die Unruhe zu verscheuchen oder einen Entschluß zu befestigen, der ihn hier wartend hielt. Doch der wartende Liebhaber (wenn es ein solcher war) schien das Aufpassen von Schutzleuten gewöhnt, oder er war von seiner Unruhe zu sehr in Anspruch genommen, denn er wich nicht von der Stelle. Ein dickfelliger Geselle, an langes Warten gewöhnt, an Unruhe und Kälte und Nebel, wenn die Geliebte nur endlich kam. Verliebter Narr! Nebel dauern bis zum Frühling, auch Schnee und Regen kommen dazu, und nirgends ein Behagen; nagende Furcht nur, ob du sie hinausführst, ob du sie bittest, im Haus zu bleiben! ‚Geschieht ihm recht, er hätte sich besser einrichten sollen!' So würde jeder achtbare Forsyte denken. Doch hätte der biedere Mann dem Liebenden, der da draußen in Kälte und Nebel wartete, ins Herz sehen können, so würde er wohl wieder sagen: ‚Ein armer Teufel! er hat es schwer!'

Soames stieg in seine Droschke, die mit herabgelassenen Fenstern langsam durch die Straßen kroch. Um fünf Uhr kam er zu Hause an. Seine Frau war nicht da. Sie war vor einer Viertelstunde ausgegangen. So spät abends, in dem fürchterlichen Nebel! Was bedeutete das? Bis ins Innerste verstört saß er bei offener Tür am Kamin im Speisezimmer und versuchte die Abendzeitung zu lesen. Bücher nützten nichts — nur die täglichen Blätter boten ein Betäubungsmittel für eine Qual wie die seine. Die gewohnten Ereignisse, von denen die Zeitung berichtete, gewährten ihm einigen Trost. ‚Selbstmord einer Schauspielerin' — ‚Ernstes Leiden eines Staatsmannes' — ‚Ehescheidung eines Offiziers der Armee' — ‚Feuer in einer Kohlengrube' — er las alles. Ein wenig half es ihm — denn es war von dem größten aller Doktoren, dem eigenen Geschmack, verschrieben.

Es war beinahe sieben Uhr, als er sie zurückkommen hörte. Der Vorfall der letzten Nacht hatte unter dem Druck der Angst über ihren sonderbaren Ausgang in dem Nebel längst seine Bedeutung verloren. Aber jetzt, wo Irene zu Haus war, kam die Erinnerung an ihr herzbrechendes Schluchzen wieder, und der Gedanke, ihr gegenüberzutreten, beunruhigte ihn. Sie war schon auf der Treppe; der graue Pelzmantel reichte bis zu den Knien, und sein hoher Kragen verbarg fast ihr Gesicht, vor dem sie einen dichten Schleier trug. Weder wandte sie sich, um ihn anzusehen, noch sagte sie etwas. Ein Geist oder ein Fremder hätte nicht lautloser vorübergehen können.

Das Mädchen kam, um den Tisch zu decken, und sagte ihm, daß die gnädige Frau nicht hinunterkommen werde; sie wolle in ihrem Zimmer speisen. Zum erstenmal kleidete Soames sich nicht um; wohl noch niemals in seinem Leben hatte er sich mit unsauberen Manschetten zu Tisch gesetzt, er bemerkte es nicht einmal und saß lange nachdenklich über seinem Wein. Dann ließ er sich ein Feuer in seinem Bilderzimmer anzünden und ging hinauf. Er drehte das Gas auf und seufzte tief dabei auf, als fände er unter diesen Schätzen, die er ringsum in dem kleinen Zimmer aufgestapelt sah, endlich seinen Seelenfrieden wieder. Er ging zuerst auf seinen größten Schatz, einen unzweifelhaften Turner, zu und stellte ihn, dem Lichte zugekehrt, auf eine Staffelei. Turners standen jetzt hoch im Preise, aber er hatte sich nicht entschließen können, sich davon zu trennen. Das blasse, glattrasierte Gesicht über den Stehkragen vorgeschoben, stand er lange Zeit vor dem Bilde und betrachtete es, als addiere er die Summe. Es kam ein nachdenklicher Ausdruck in seine Augen; vielleicht fand er, daß sie zu gering sei. Er nahm es von der Staffelei herunter und stellte es an die Wand zurück, doch als er durch das Zimmer schritt, machte er halt, denn er meinte ein Schluchzen zu hören. Es war nichts — nichts weiter als das, was ihn den ganzen Morgen gequält hatte. Bald darauf stellte er das hohe Schutzgitter vor das lodernde Feuer und stahl sich hinunter. ‚Frisch für morgen!' sagte er sich. Es währte lange, ehe er einschlief ...

Um Aufschluß über die Vorgänge jenes in einen Nebelabgrund versunkenen Nachmittags zu erhalten, muß man sich nun an George Forsyte wenden. Dieser witzigste und am meisten sportsmännische der Forsytes hatte den Tag mit dem Lesen eines Romans in dem väterlichen Hause zugebracht. Seit der letzten Krise in seinen finanziellen Angelegenheiten hatte Roger ihm das Ehrenwort abgenommen und ihn gezwungen, ‚zu Haus' zu wohnen. Gegen fünf Uhr ging er aus und nahm den Zug nach der South-Kensington-Station (denn heute benutzte jedermann die Untergrundbahn). Er hatte die Absicht, zu Mittag zu essen und den Abend mit Billardspielen im ‚Roten Krug' zu verbringen — einem in seiner Art einzigen Wirtshaus, das weder Hotel, Klub noch ein wirklich gutes Restaurant war. An der Charing-Croß-Station stieg er aus, denn heute zog er diese der gewohnten am St.-James-Park vor, um sein Ziel auf besser beleuchtetem Wege zu erreichen. Auf dem Bahnsteig fiel ihm ein Mann auf — denn neben einer gesetzten vornehmen Erscheinung besaß George einen scharfen Blick und schaute überall nach Stoff für seine Spott-

lust aus –, ein Mann, der aus einem Abteil erster Klasse sprang und mehr wankend als gehend den Ausgang zu erreichen suchte. ‚Ei, ei, mein Freund!' sagte George zu sich selbst. ‚Sieh da, es ist ja der Bukanier!' Und seine große Gestalt folgte der Spur. Nichts bereitete ihm größeres Vergnügen als ein Betrunkener. Bosinney, der einen breitkrempigen Hut trug, blieb vor ihm stehen, drehte sich kurz um und stürzte zu dem Wagen zurück, den er eben verlassen hatte. Es war zu spät. Ein Schaffner hielt ihn am Rock zurück; der Zug war bereits in Bewegung. Georges geübter Blick entdeckte das Gesicht einer Dame in grauem Pelzmantel am Coupéfenster. Es war Mrs. Soames – George fand die Sache interessant!

Und nun folgte er Bosinney noch dichter als vorher – die Treppe hinauf, an der Billettkontrolle vorbei, bis auf die Straße. Auf dem Wege jedoch hatten seine Gefühle eine Umwandlung erfahren; er war nicht mehr neugierig und belustigt, sondern bedauerte den armen Kerl, dem er wie ein Schatten folgte. Bosinney war nicht betrunken, schien aber unter dem Druck einer heftigen Erregung zu stehen. Er sprach mit sich selbst, doch alles, was George auffangen konnte, waren die Worte: ‚O Gott!' Offenbar wußte er auch nicht, was er tat oder wohin er ging; er starrte, zögerte, gebärdete sich wie ein Verrückter. Und anstatt wie ein lustiger Geselle nur seinem Vergnügen nachzugehen, fühlte George jetzt die Verpflichtung, dem armen Burschen beizustehen. Er war ja, als hätte er eins aufs Dach bekommen, wahrhaftig! George hätte gar zu gern gewußt, was in aller Welt Mrs. Soames gesagt, was in aller Welt sie ihm im Eisenbahnwagen erzählt hatte. Sie schien selbst übel daran zu sein! Es tat ihm leid, zu denken, daß sie so ganz allein mit ihrem Kummer weitergefahren war.

Wie ein Schatten, stumm, behutsam, folgte seine hohe behäbige Gestalt Bosinney dicht auf den Fersen in den Nebel hinein! Dies hier ging über einen Spaß hinaus! Trotz einiger Erregung, denn neben dem Mitleid waren Jagdinstinkte in ihm erwacht, hielt er sich bewundernswert.

Bosinney ging direkt in den Durchgang hinein – eine tiefe undurchdringliche Finsternis, in der man nicht sechs Fuß weit vor sich sehen konnte, wo ringsum Stimmen oder Pfiffe jedes Gefühl für die Richtung täuschten. Und unvermutet bewegten sich Gestalten langsam auf sie zu; und dann und wann zeigte sich ein Licht, wie eine ferne Insel in einem unendlichen dunklen Meer. Und in diesen gefährlich nächtigen Schlund hinein ging Bosinney mit raschen Schritten, und

rasch hinter ihm folgte George. Falls der Mann die Absicht hatte, seinen Schädel von einem Omnibus überfahren zu lassen, wollte er es hindern, wenn es ging! Über die Straße und wieder zurück eilte die gehetzte Kreatur, nicht tastend in diesem Dunkel wie andere Leute, sondern vorwärts getrieben, als schwänge der treue George eine Knute hinter ihm; und diese Jagd hinter einem Unsteten begann den seltsamsten Reiz auf George auszuüben.

Doch jetzt nahm die Sache eine Wendung, die ihm immer frisch im Gedächtnis bleiben sollte. Durch den Nebel zum Stehenbleiben gezwungen, vernahm er Worte, die ein plötzliches Licht auf die Vorgänge warfen. Was Mrs. Soames in der Bahn zu Bosinney gesagt, war nicht mehr dunkel. George entnahm aus dem abgebrochenen Gemurmel, daß Soames seine Rechte einer widerwilligen und ihm abgeneigten Frau gegenüber durch die größte — die äußerste Besitznahme geltend gemacht hatte. Seine Phantasie schweifte in das Gebiet dieser Situation, und es nahm ihn ganz gefangen. Er ahnte etwas von der Qual, der sexuellen Erregung und dem Entsetzen in Bosinneys Herz. Und er dachte: ‚Ja, es ist ein bißchen arg! Kein Wunder, daß der arme Kerl halb toll ist!'

Er stellte sein Wild auf einer Bank unter einem der Löwen auf dem Trafalgar Square, einem Sphinxungeheuer, das sich wie in diesem Abgrund von Finsternis verirrt. Starr und stumm saß Bosinney da, und George, dessen Geduld einen Anflug von seltsamer Brüderlichkeit angenommen hatte, stellte sich hinter ihm auf. Es fehlte ihm nicht an Zartgefühl — an Sinn für Form, und das gestattete ihm nicht, sich in diese Tragödie hineinzudrängen, daher wartete er ruhig wie der Löwe oben und zog den Pelzkragen, der die fleischige Röte seiner Wangen und alles bis auf die Augen mit ihrem mitleidig spöttischen Blick verbarg, bis über die Ohren empor. Und auf dem Wege von ihren Geschäften in ihre Klubs kamen unaufhörlich Leute vorüber, deren in Nebelkokons eingehüllte Gestalten wie Gespenster erschienen und wie Gespenster wieder verschwanden. Und selbst hier in seinem Mitgefühl brach Georges übermütige Laune in einem plötzlichen Verlangen durch, diese Gespenster am Ärmel zu zupfen und zu sagen: ‚He, ihr Narren! Oft bekommt ihr solch ein Schauspiel nicht zu sehen! Hier sitzt ein armer Teufel, dem seine Dame eben eine hübsche kleine Geschichte von ihrem Mann erzählt hat; weiter, weiter mit euch! Er ist ja ganz von Sinnen, das seht ihr doch!' Im Geiste sah er sie nach dem gequälten Liebenden gaffen und grinste bei dem Gedanken an ein achtbares, vielleicht

kürzlich verheiratetes Gespenst, das infolge der Beschaffenheit seiner eigenen Gefühle imstande war, zu wittern, was in Bosinney vorging; er meinte zu sehen, wie es seinen Mund weiter und weiter aufsperrte und der Nebel immer tiefer und tiefer eindrang. Denn George hatte jene ganze Verachtung für die Mittelklasse – vor allem die verheiratete Mittelklasse –, die den übermütigen, sportsmännischen Geistern seiner Kreise eigen ist.

Allein er begann sich zu langweilen. Auf Warten hatte er nicht gerechnet. ‚Schließlich', dachte er, ‚wird der arme Kerl darüber hinwegkommen; dergleichen ist in diesem Städtchen nicht zum erstenmal passiert!' Aber sein Wild begann aufs neue Worte des Hasses und des Zornes zu murmeln. Und einem plötzlichen Impuls gehorchend, berührte George ihn an der Schulter. Bosinney wandte sich um. „Wer sind Sie? Was wollen Sie?" Im Licht der Gaslaternen, im Licht der ihm so wohlbekannten Alltagswelt hätte George das alles ganz gut aufgenommen; aber in diesem Nebel, wo alles düster und unwirklich war, wo nichts jenen tatsächlichen Wert besaß, der sich den Forsytes mit allem Irdischen verbindet, war er das Opfer sonderbarer Anwandlungen, und als er versuchte, den starren Blick dieses Wahnsinnigen zu erwidern, dachte er: ‚Wenn ich einen Schutzmann sehe, übergebe ich ihn ihm; er darf nicht auf freiem Fuße bleiben.' Allein ohne eine Antwort abzuwarten, schritt Bosinney weiter, in den Nebel hinein, und George folgte ihm, vielleicht in etwas größerem Abstand, doch mehr denn je entschlossen, ihn im Auge zu behalten. ‚Lange kann es so nicht mehr gehen', meinte er. ‚Ein Wunder Gottes, daß er nicht längst überfahren ist.' Jetzt dachte er nicht mehr an Polizei, das heilige Feuer des Weidmanns war wieder in ihm entfacht. In noch dichterer Dunkelheit raste Bosinney weiter; aber sein Verfolger bemerkte mehr Methode in seinem Wahnsinn – er nahm seinen Weg offenbar nach dem Westen. ‚Er sucht wirklich Soames auf!' dachte George. Die Idee gefiel ihm. Es wäre ein lustiges Ende für solche Jagd. Er hatte seinen Vetter nie leiden können.

Die Deichsel einer vorüberfahrenden Droschke streifte seine Schulter und zwang ihn, zur Seite zu springen. Er hatte nicht die Absicht, sich für den Bukanier oder irgend jemand töten zu lassen. Doch mit ererbter Hartnäckigkeit verfolgte er die Fährte trotz des Dunstes, der bis auf die Gestalt des gehetzten Mannes und des verschwommenen Monds der nächsten Laterne alles verwischte. Plötzlich, mit dem Instinkt eines Stadtbummlers, wußte George, daß er in Picca-

dilly war. Hier konnte er blind seinen Weg finden! Und von dem Druck geographischer Ungewißheit befreit, begann er wieder an Bosinneys Not zu denken. In der langen Reihe seiner Erfahrungen als Lebemann, neben manch dunkler zweifelhafter Liebschaft, tauchte plötzlich eine Jugenderinnerung in ihm auf. Eine Erinnerung, immer noch lebhaft, die den Duft von Heu, den Glanz des Mondenscheins, einen Sommerzauber in den Dunst und die Schwärze des Londoner Nebels brachte – die Erinnerung an eine Nacht, da er im dunkelsten Schatten eines Rasenplatzes von den Lippen einer Frau vernommen, daß sie ihm nicht allein gehörte. Und für einen Augenblick ging George nicht durch Piccadilly, sondern lag, die Hölle im Herzen, das Gesicht auf süßduftendem, tauigem Gras, wieder im langen Schatten der Pappeln, die den Mond verdeckten. Es verlangte ihn, den Arm um Bosinneys Schulter zu legen und zu sagen: ‚Komm, alter Junge. Die Zeit heilt alles wieder. Wir wollen es uns wegtrinken!' Aber eine Stimme herrschte ihn an, und er fuhr zurück. Eine Droschke rollte aus der Finsternis heran und verschwand wieder in der Finsternis. Und plötzlich merkte George, daß er Bosinney verloren hatte. Er rannte vorwärts und zurück, und in erstickender Angst, der dunklen Angst, die unter den Fittichen des Nebels wohnt, krampfte sich ihm das Herz zusammen. Er blieb ganz still stehen und horchte mit aller Kraft.

„Und dann", wie er Dartie an demselben Abend beim Billardspiel im ‚Roten Krug' anvertraute, „verlor ich ihn." Dartie zwirbelte behaglich an seinem Schnurrbart. Ihm war eben ein geschickter Stoß gelungen. „Und wer ist sie?" fragte er. George warf langsam einen Blick auf das bleiche fette Gesicht des ‚Mannes von Welt', und ein leises grimmiges Lächeln lauerte in den Linien seiner Wangen und um die Augen mit den schweren Lidern. ‚Nein, nein, mein sauberer Freund', dachte er. ‚Dir werde ich das nicht sagen.' Denn wenn er auch ziemlich viel mit Dartie verkehrte, blieb er doch ein ‚Lump' für ihn! „Oh, irgendein kleines Dämchen!" sagte er und rieb sein Queue mit Kreide ein. „Ein Dämchen!" rief Dartie – er gebrauchte einen bildlicheren Ausdruck, „ich glaubte sicher, es sei unseres Freundes Soa–" „Glaubten Sie?" sagte George kurz. „Dann, zum Teufel, haben Sie sich gründlich geirrt!"

Er verfehlte einen Stoß. Sorgfältig vermied er, nochmals auf den Gegenstand zurückzukommen, und gegen elf Uhr zog er den Vorhang zur Seite und starrte auf die Straße hinaus. Die trübe Dunkelheit des Nebels wurde von den Laternen des ‚Roten Krugs' nur

schwach unterbrochen, und kein lebendes Wesen noch ein Gegenstand war zu erkennen. „Mir kommt der arme Kerl nicht aus dem Sinn", sagte er. „Vielleicht wandert er immer noch in diesem Nebel umher. Wenn er nicht schon eine Leiche ist", fügte er mit seltsamer Niedergeschlagenheit hinzu. „Leiche!" sagte Dartie, in dem die Erinnerung an seine Niederlage in Richmond wieder aufflammte. „Mit dem ist alles in Ordnung! Zehn gegen eins, daß er besoffen war!" George wandte sich mit wahrhaft furchtbarem Blick und einer förmlich düstern Wildheit in dem großen Gesicht nach ihm um. „Schweigen Sie!" rief er. „Sagte ich Ihnen nicht, daß er ganz von Sinnen war?"

FÜNFTES KAPITEL

DIE VERHANDLUNG

Am Morgen seines Prozesses, der als zweite Sache auf der Liste stand, mußte Soames wieder fort, ohne Irene zu sehen, aber es war ihm ganz lieb, denn er wußte noch nicht, welche Haltung er ihr gegenüber einnehmen sollte. Er war aufgefordert worden, sich um halb elf im Gericht einzufinden, um einem eventuellen Zusammenfallen der ersten Klage (wegen Wortbruchs) vorzubeugen. Es geschah jedoch nichts dergleichen, da beide Parteien einen Eifer bewiesen, der Staatsanwalt Waterbuck Gelegenheit bot, seinen bereits großen Ruf in solchen Fällen noch zu erhöhen. Sein Gegner war Ram, die andere berühmte Autorität auf diesem Gebiet. Es war ein Kampf von Riesen.

Der Gerichtshof verkündete das Urteil gerade vor der Lunchpause. Die Geschworenen verließen ihre Plätze für heute, und Soames ging hinaus, um etwas zu essen. Er traf James in dem Gewirr der Galerien, wie ein Pelikan über ein Brötchen und ein Glas Sherry gebeugt, an dem kleinen Frühstücksbüfett. Die weite Leere der großen Mittelhalle, wo Vater und Sohn nachdenklich nebeneinander standen, ward dann und wann für einen flüchtigen Augenblick durch vorübereilende Anwälte in Perücke und Amtstracht unterbrochen, gelegentlich durch eine alte Dame oder einen Mann in schmierigem Rock, der erschrocken aufblickte, und durch zwei Personen, die, kühner als ihre Generation, streitend in einer Fensternische saßen. Der Klang ihrer Stimmen stieg zusammen mit einem

Geruch wie aus verfallenen Brunnen empor und vermischte sich mit der Ausdünstung der Galerien zu einem Duft, dem nur der so unauflöslich mit britischer Justizverwaltung verbundene Geruch von feinem alten Käse zu vergleichen ist.

Es währte nicht lange, bis James seinen Sohn anredete. „Wann kommt deine Sache daran? Vermutlich gleich. Mich würde es nicht wundern, wenn dieser Bosinney sich irgendwie herausredete; er wird wohl dazu genötigt sein. Er muß Bankrott machen, wenn er verliert." Er nahm einen großen Bissen von seinem Sandwich und einen Schluck Sherry dazu. „Mutter bittet dich und Irene heute abend zu Tisch", sagte er. Ein frostiges Lächeln spielte um Soames' Lippen, als er seinen Vater anschaute. Jeder, der den kalten verstohlenen Blick gesehen hätte, den diese beiden wechselten, wäre entschuldigt, wenn er das gute Einvernehmen zwischen ihnen nicht zu würdigen verstand. James trank seinen Sherry in einem Zuge aus. „Was habe ich zu zahlen?" fragte er.

Bei der Rückkehr in den Saal nahm Soames sogleich seinen rechtmäßigen Platz auf der vorderen Bank neben seinem Anwalt ein. Verstohlen, wie um niemand bloßzustellen, vergewisserte er sich, wo sein Vater saß. James hatte die Hände über seinem Schirmgriff gefaltet und saß nachdenklich dicht hinter dem Advokaten am Ende der Bank, von wo er sich entfernen konnte, sobald die Sache vorüber war. Er fand Bosinneys Benehmen in jeder Beziehung schmachvoll, wünschte aber nicht, ihm zufällig in den Weg zu kommen, weil er fühlte, daß eine Begegnung peinlich sein mußte.

Nächst dem Ehescheidungsgericht war dies Gericht wohl die beliebteste Bühne der Justiz, und es kamen hier häufig Rechtsstreitigkeiten, Wortbruch- und allerlei Handelsprozesse zur Entscheidung. Eine kleine Anzahl von Personen, die in keiner Beziehung zu der Verhandlung standen, saßen auf den hinteren Bänken, und auf der Galerie waren ein oder zwei Damenhüte zu sehen.

Die beiden Sitzreihen unmittelbar vor James füllten sich allmählich mit Advokaten in Perücken, die sich dort hinsetzten, um Bleistiftnotizen zu machen, zu plaudern und in den Zähnen zu stochern; aber sein Interesse wurde von diesen kleineren Leuten der Justiz bald durch den Eintritt Waterbucks mit den raschelnden Flügeln seiner seidenen Amtstracht abgelenkt, dessen rotes bedeutendes Gesicht durch zwei braune Koteletts gehoben wurde. Der berühmte Staatsanwalt war wirklich das Bild eines Mannes, der einen Zeugen aufs Korn zu nehmen wußte, wie James freimütig zugab. Soviel er

sich entsann, hatte er Waterbuck zufällig nie gesehen, und wie viele Forsytes der weniger angesehenen Juristenklasse, zu der er gehörte, hatte er eine ungeheure Bewunderung für ein gutes Kreuzverhör. Die langen trübseligen Falten in seinen Wangen glätteten sich etwas, nachdem er ihn gesehen, besonders da er jetzt bemerkte, daß Soames allein durch die Robe vertreten war.

Staatsanwalt Waterbuck hatte sich eben umgewandt, um mit seinem jüngeren Kollegen zu sprechen, als der Richter, Mr. Bentham selbst, erschien – ein hagerer, etwas gebückter, an eine Henne erinnernder Mann mit glattrasiertem Gesicht unter seiner schneeweißen Perücke. Wie alle übrigen Anwälte erhob sich auch Waterbuck und blieb stehen, bis der Richter sich setzte. James erhob sich nur ein wenig; er saß schon so bequem und hatte keine große Meinung von Bentham, da er bei Bumley Tomm schon zweimal ganz in seiner Nähe zu Tisch gesessen hatte. Und Bumley Tomm war ein ziemlich unbedeutender Mensch, wenn er auch soviel Erfolg gehabt hatte. James selbst hatte ihm seine erste Arbeit verschafft. Er war auch aufgeregt, denn er hatte eben bemerkt, daß Bosinney nicht anwesend war. ‚Was soll das wieder heißen?' dachte er immerzu.

Als die Sache aufgerufen wurde, schob Waterbuck die Akten zurück, zog sein Gewand auf der Schulter zurecht, und einen Blick im Halbkreis um sich werfend, wie ein Kricketspieler, der im Begriff ist, zum Schlag auszuholen, erhob er sich und wandte sich an den Gerichtshof. Die Tatsachen, sagte er, seien nicht zu bestreiten, und Seine Lordschaft brauche nur die Korrespondenz in bezug auf die Ausstattung des Hauses zwischen seinem Klienten und dem Beklagten, einem Architekten, zu begutachten. Er jedoch wolle auf den durchaus klaren Inhalt dieser Korrespondenz hinweisen. Nachdem er die Geschichte des Hauses in Robin Hill, das er einen Herrensitz nannte, kurz dargestellt hatte, fuhr er folgendermaßen fort: „Mein Klient, Mr. Soames Forsyte, ist ein Gentleman, ein reicher Mann, der wohl der letzte wäre, irgendeinen berechtigten Anspruch an ihn zu bestreiten, aber er war von seiten seines Architekten in Angelegenheiten dieses Hauses, in das er, wie schon erwähnt, bereits über zwölftausend Pfund hineingesteckt hat – über zwölftausend Pfund, eine Summe, die den ursprünglich beabsichtigten Betrag um ein beträchtliches übersteigt –, einer solchen Behandlung ausgesetzt, daß er sich aus Prinzip – ich kann das nicht stark genug betonen – aus Prinzip und im Interesse anderer gezwungen sah, die Klage einzureichen. Der in der Verteidigung des Architekten angegebene Punkt

ist meines Erachtens nicht einen Moment ernster Erwägung wert.“ Darauf verlas er die Korrespondenz. Sein Klient, ‚ein Mann von anerkannter Stellung‘, sei bereit, zu beschwören, daß er ein Überschreiten der äußersten Grenze von zwölftausendfünfzig Pfund, die er klar festgesetzt hatte, nie gestattet habe, daß es ihm nie in den Sinn gekommen wäre, es zu gestatten; und um die Zeit des Gerichtshofes nicht noch weiter zu verschwenden, wolle er Mr. Forsyte gleich aufrufen.

Soames trat vor. Seine ganze Erscheinung war auffallend in ihrer Gelassenheit. Sein Gesicht, gerade hochmütig genug, bleich und glatt rasiert, mit einer kleinen Falte zwischen den Augen und zusammengepreßten Lippen; der Anzug von unauffälliger Eleganz, einen Handschuh sorgfältig angezogen, die andere Hand bloß. Er beantwortete die an ihn gestellten Fragen mit etwas leiser, doch deutlicher Stimme. Seine Aussagen bei dem Kreuzverhör lauteten ziemlich einsilbig.

Hatte er nicht den Ausdruck ‚freie Hand‘ gebraucht? „Nein.“ „Aber, bitte!“ Der Ausdruck, den er gebraucht hatte, lautete: ‚freie Hand unter den Bedingungen dieser Korrespondenz.‘ Ob er vor dem Gerichtshof behaupten wolle, daß dies englisch sei? „Ja!“ Was bedeutete es denn? „Was es sagt!“ War er gesonnen zu leugnen, daß ein Widerspruch in den Worten liegt? „Ja.“ Er sei doch kein Irländer? „Nein.“ War er ein Mann von guter Erziehung? „Ja!“ Und doch blieb er bei dieser Angabe? „Ja.“

Während dieses und des weiteren Kreuzverhörs, das sich immer wieder um den ‚heiklen Punkt‘ drehte, saß James mit der Hand hinterm Ohr da und hielt den Blick fest auf den Sohn gerichtet. Er war stolz auf ihn! Nur wollte es ihn bedünken, als hätte er sich unter gleichen Umständen verleiten lassen, seine Antworten zu erweitern, aber sein Instinkt sagte ihm, daß diese Einsilbigkeit gerade das Rechte sei. Er seufzte erleichtert auf, als Soames sich langsam umwandte und ohne jede Veränderung im Ausdruck herunterstieg.

Als die Reihe an Bosinneys Verteidiger kam, verdoppelte James seine Aufmerksamkeit und schaute fortwährend suchend umher, um zu sehen, ob Bosinney nicht irgendwo versteckt sitze. Der junge Chankery begann nervös; er war durch Bosinneys Abwesenheit in eine peinliche Lage versetzt. Darum versuchte er sich diese Abwesenheit zunutze zu machen. Er müsse befürchten – sagte er –, daß seinem Klienten ein Unglück zugestoßen sei. Er habe ihn sicher hier erwartet, damit jener seine Aussagen hier mache; es wäre am Mor-

gen sowohl in das Büro von Mr. Bosinney geschickt worden wie in seine Wohnung (wenn er auch wußte, daß beides dasselbe war, hielt er es doch für gut, es nicht zu sagen), aber niemand wüßte, wo er sei, und das wäre ihm verdächtig, da er wisse, wie begierig Mr. Bosinney gewesen sei, seine Aussagen zu machen. Doch da er nicht ermächtigt sei, eine Vertagung zu beantragen, halte er es in Ermangelung einer solchen Ermächtigung für seine Pflicht, fortzufahren. Der Streitpunkt, an dem er zuversichtlich festhalte und den sein Klient, wenn er nicht unglücklicherweise verhindert wäre, anwesend zu sein, durch seine Aussagen unterstützt hätte, bestehe darin, daß der Ausdruck ‚freie Hand' nicht begrenzt, eingeengt und hinterher durch irgendeinen Zusatz unklar gemacht werden könne. Er wolle noch weiter gehen und sagen, die Korrespondenz zeige, was Mr. Forsyte in seinen Aussagen auch behauptet haben mochte, daß er tatsächlich nie beabsichtigt habe, sich bei irgendeiner Arbeit, die von seinem Architekten entweder bestellt oder ausgeführt wurde, seinen Verpflichtungen zu entziehen. An eine solche Möglichkeit habe sein Klient auch nie gedacht, sonst wäre er, wie aus den Briefen hervorgeht, niemals mit der Arbeit fortgefahren – mit einer Arbeit von äußerster Feinheit, die mit größter Sorgfalt und Gediegenheit ausgeführt wurde, um den wählerischen Geschmack eines Kenners, eines vermögenden Mannes, eines reichen Mannes, zu befriedigen. Er beurteile diesen Punkt sehr streng, und weil er das tue, gebrauche er vielleicht etwas strenge Worte, wenn er sage, daß diese Klage höchst ungerecht, unverdient und wirklich unerhört sei. Wenn Seine Lordschaft Gelegenheit gehabt hätte, sich das schöne Haus anzusehen, wie er selbst es sich zur Pflicht gemacht habe, um sich von der Feinheit und großen Schönheit der Ausstattung zu überzeugen, die sein Klient – ein Künstler in seinem höchst ehrenwerten Beruf – ausgeführt habe, würde Seine Lordschaft sicherlich keinen Moment dulden, was er – um kein strengeres Wort anzuwenden – nur einen gewagten Versuch nennen wolle, die gesetzliche Verantwortlichkeit zu umgehen.

Als er dann den Text von Soames' Brief vorlas, berührte er oberflächlich den Fall ‚Boileau contra The Blasted Cement Company, Limited'. „Es ist zweifelhaft", sagte er, „wie die Autoritäten da entschieden haben; jedenfalls möchte ich betonen, daß es ebensogut zu meinen wie zu meines Freundes Gunsten spricht." Hierauf erörterte er eingehend den ‚heiklen Punkt'. Mit aller schuldigen Ehrerbietung erklärte er, daß Mr. Forsytes Ausdruck sich selbst aufhebe.

Da sein Klient kein reicher Mann sei, wäre es eine ernste Sache für ihn; er sei ein sehr begabter Architekt, dessen Ansehen in seinem Beruf hier zweifellos auf dem Spiele stehe. Er schloß mit einer etwas vielleicht zu persönlichen Aufforderung an den Richter, als Kunstliebhaber die Künstler vor der mitunter – er sagte mitunter – zu eisernen Hand des Kapitals zu schützen. „In welche Lage", sagte er, „kämen die künstlerischen Berufe, wenn reiche Leute wie dieser Mr. Forsyte sich weigern – sich weigern dürfen, den Verpflichtungen in bezug auf die Aufträge nachzukommen, die sie gegeben haben." ... Jetzt wolle er seinen Klienten aufrufen, falls es ihm im letzten Augenblick noch möglich gewesen sei, zu erscheinen.

Der Name Philip Baynes Bosinney wurde dreimal von den Gerichtsdienern aufgerufen, und der Ruf hallte mit seltsamer Melancholie im Saal und auf der Galerie wider. Dies Aufrufen des Namens, das ohne Antwort blieb, machte einen sonderbaren Eindruck auf James: es war wie das Rufen nach einem verlorenen Hunde auf der Straße. Bei dem Gedanken an den Vermißten überschlich ihn ein Gefühl, das seinen Sinn für Gemütlichkeit, für Sicherheit – und sein Behagen verletzte. Obwohl er nicht zu sagen wußte, warum, versetzte es ihn in Unruhe. Er sah auf die Uhr – es war ein Viertel vor drei. In einer Viertelstunde würde alles vorüber sein. Wo konnte der junge Mann nur sein?

Erst als der Richter, Mr. Bentham, das Urteil verkündete, erholte er sich von seiner Bestürzung. Hinter der hölzernen Tischplatte, die ihn von den gewöhnlichen Sterblichen trennte, lehnte der gelehrte Richter sich nach vorn. Das eben aufgedrehte elektrische Licht über seinem Kopf fiel auf sein Gesicht und tönte es unter der schneeigen Krone seiner Perücke zu einem weichen Orangegelb; der Umfang seiner Robe schien zusehends zu wachsen, seine ganze Gestalt strahlte in der verhältnismäßigen Dunkelheit des Saales wie ein majestätisches, geheiligtes Wesen. Er räusperte sich, nahm einen Schluck Wasser, brach die Spitze eines Federkiels am Pult ab, faltete die knochigen Hände vor sich und begann. James kam er plötzlich viel größer vor, als er sich Bentham je vorgestellt. Es war die Majestät des Gesetzes; doch jeder, auch wenn er eine viel weniger sachliche Natur gehabt hätte als James, wäre entschuldigt, wenn er diesen Glanz nicht durchschaut und dahinter nicht den etwas gewöhnlichen Forsyte erkannt hätte, der im täglichen Leben unter dem Namen Sir Walter Bentham einherwandelte.

Er verkündete das Urteil mit folgenden Worten: „Die Tatsachen

in diesem Falle sind nicht zu bestreiten. Am 15. Mai schrieb der Beklagte an den Kläger und bat um die Erlaubnis, sich von seiner Aufgabe, der Inneneinrichtung des Hauses, zurückziehen zu dürfen, falls ihm nicht ‚freie Hand' gelassen würde. Der Kläger antwortete am 17. Mai wie folgt: ‚Indem ich Ihnen auf Ihr Verlangen freie Hand lasse, bitte ich Sie, klar zu verstehen, daß die Gesamtsumme des Hauses, das mir vollkommen eingerichtet übergeben werden muß, inklusive Ihres Honorars (wie wir übereinkamen) zwölftausend Pfund nicht überschreiten darf.' Auf diesen Brief erwiderte der Beklagte am 18. Mai: ‚Wenn Sie glauben, daß ich mich in einer so delikaten Sache, wie die Inneneinrichtung eines Hauses es ist, an die genaue Summe binden kann, sind Sie, fürchte ich, im Irrtum.' Am 19. Mai schrieb der Kläger folgendes: ‚Ich wollte nicht sagen, daß es zu irgendwelchen Schwierigkeiten zwischen uns kommen würde, wenn Sie die in meinem Briefe genannte Summe um zehn oder zwanzig oder selbst um fünfzig Pfund überschreiten sollten. Sie haben freie Hand, unter den Bedingungen dieser Korrespondenz, und ich hoffe, Sie werden es möglich machen, die Einrichtung zu vollenden.' Am 20. Mai erwiderte der Beklagte darauf kurz: ‚Einverstanden!'

Durch die Vollendung dieser Einrichtung erwuchsen dem Beklagten Verbindlichkeiten und Ausgaben, die die Gesamtkosten des Hauses auf die Summe von zwölftausendvierhundert Pfund brachten, aber sämtlich von dem Kläger bestritten wurden. Dieser Prozeß ist von dem Kläger angestrengt worden, um von dem Beklagten die Summe von dreihundertfünfzig Pfund wiederzuerhalten, die er bei der Überschreitung von zwölftausendundfünfzig Pfund ausgegeben hat und die, wie der Kläger behauptet, in dieser Korrespondenz als äußerster Betrag festgesetzt wurde, zu dessen Verbrauch der Beklagte ermächtigt war.

Für mich handelt es sich darum, ob der Beklagte verpflichtet ist, dem Kläger die Summe zu ersetzen oder nicht. Meinem Urteil nach ist er dazu verpflichtet. Was der Kläger tatsächlich gesagt hat, ist dieses: ‚Ich lasse Ihnen freie Hand, diese Einrichtung zu vollenden, vorausgesetzt, daß die Gesamtkosten für mich nicht mehr als zwölftausend Pfund betragen. Wenn Sie die Summe um fünfzig Pfund etwa überschreiten sollten, will ich Sie nicht verantwortlich dafür machen; darüber hinaus gehen Ihre Befugnisse nicht, und ich weise jede Verbindlichkeit zurück.' Es ist mir nicht ganz klar, ob der Klä-

ger, wenn er in den Kontrakten seines Beauftragten wirklich die Verbindlichkeit abgelehnt hätte, unter allen Umständen erfolgreich damit gewesen wäre; aber er hat es nicht getan. Er hat die Verbindlichkeit übernommen und macht nun dem Beklagten gegenüber unter den Bedingungen des Auftrags, den dieser erhalten, seine Rechte geltend.

Meinem Urteil nach ist der Kläger berechtigt, die Summe von dem Beklagten zurückzufordern.

Seitens des Beklagten ist versucht worden zu zeigen, daß in dieser Korrespondenz keine Grenze für die Ausgaben festgesetzt oder festzusetzen beabsichtigt war. Wenn es so wäre, sähe ich keinen Grund für die Anführung der Zahlen von zwölftausend und darauf von fünfzig Pfund in der Korrespondenz des Klägers. Die Behauptung des Beklagten hätte diese Zahlen überflüssig gemacht. Für mich steht es fest, daß er mit seinem Brief vom 20. Mai auf einen sehr klaren Vorschlag einging, dessen Bedingungen zu halten er nun verpflichtet ist.

Aus diesen Gründen ist der Kläger laut Urteil berechtigt, auf den Betrag nebst Kosten Anspruch zu erheben."

James seufzte auf, bückte sich und hob seinen Schirm auf, der bei den Worten ‚Anführung der Zahlen in der Korrespondenz des Klägers' mit Gepolter umgefallen war. Er streckte seine übereinandergeschlagenen langen Beine und verließ schnell das Gericht. Ohne auf seinen Sohn zu warten, nahm er hastig eine Droschke (es war ein heller grauer Nachmittag) und fuhr zu Timothy, wo er Swithin vorfand; und ihm, Mrs. Septimus Small und Tante Hester erzählte er den ganzen Vorgang, wobei er, nicht immer nur in den Pausen des Gesprächs, beinahe zwei Stück des gerösteten Backwerks verzehrte. „Soames hat sich sehr gut gehalten", schloß er, „er weiß wohl, was er will. Jolyon wird es nicht angenehm sein. Eine böse Geschichte für den jungen Bosinney; er wird Bankrott machen, mich soll's nicht wundern." Und nach einer langen Pause, während der er unruhig ins Feuer starrte, fügte er hinzu: „Er war nicht da – warum nur?"

Tritte wurden laut. Die Gestalt eines untersetzten Mannes mit dem rötlich braunen Gesicht robuster Gesundheit erschien in dem hinteren Wohnzimmer. Der Zeigefinger seiner erhobenen Hand hob sich von dem Schwarz seines Gehrockes ab. Er sprach mit mürrischer Stimme. „Ah, James", sagte; „ich kann mich nicht – kann mich nicht

aufhalten." Dann kehrte er um und ging hinaus. Es war Timothy. James erhob sich von seinem Stuhl. „Seht ihr!" sagte er, „seht ihr! Ich wußte, daß etwas nicht in Ordn—" Er stockte und verstummte, vor sich hin starrend, als sähe er ein Unheil nahen.

SECHSTES KAPITEL

SOAMES ÜBERBRINGT EINE NACHRICHT

Als Soames das Gericht verließ, begab er sich nicht gleich nach Haus. Er hatte keine Lust, in die City zu gehen, und in dem Bedürfnis nach Sympathie in seinem Triumph machte er sich ebenfalls, aber langsam und zu Fuß, auf den Weg zu Timothy in die Bayswater Road. Sein Vater war eben fortgegangen; Mrs. Small und Tante Hester, die die ganze Sache kannten, begrüßten ihn herzlich. Er müsse doch hungrig sein nach der Verhandlung. Das Mädchen sollte ihm noch frisches Backwerk rösten, sein lieber Vater hätte alles aufgegessen. Er müsse die Beine aufs Sofa legen und ein Gläschen Pflaumenlikör nehmen. Es sei so stärkend. Swithin war noch da, er hatte länger gezögert, als sonst seine Gewohnheit war, denn er hatte nichts vor. Bei der Erwähnung des Likörs zuckte er verächtlich die Achseln. Dahin war es jetzt mit den jungen Leuten gekommen! Seine eigene Leber war nicht in Ordnung, und er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß außer ihm jemand Pflaumenlikör trank. Fast unmittelbar darauf ging er fort, indem er Soames fragte: „Und wie geht's deiner Frau? Bestelle ihr von mir, daß, wenn sie sich langweilt und Lust hat, mit mir zu essen, ich ihr eine Flasche Champagner vorsetzen werde, wie sie ihn nicht jeden Tag bekommt." Er starrte von seiner Höhe auf Soames herab, ballte seine dicke, gedunsene, gelbe Hand, als wolle er all dies Kleinzeug darin zermalmen, und in stolzer Haltung watschelte er langsam davon. Mrs. Small und Tante Hester waren entsetzt. Swithin war so drollig! Sie selbst hätten Soames gern gefragt, wie Irene das Resultat aufnehmen würde, fühlten aber, daß sie es nicht durften. Vielleicht sagte er selbst aus eigenem Antriebe etwas, das Licht auf die brennendste Frage ihres Lebens warf, auf diese Frage, die sie durch die Notwendigkeit des Schweigens mehr quälte, als zu ertragen war; denn selbst Timothy hatte jetzt alles erfahren, und die Wirkung auf seine Gesundheit war nichts weniger als beängstigend. Und was

würde June wohl tun? Das war ebenfalls von höchst aufregender, vielleicht gefährlicher Bedeutung. Sie hatten den Besuch des alten Jolyon, seitdem er sich nicht ein einziges Mal bei ihnen hatte sehen lassen, nie vergessen, hatten nie jenes damals alle Anwesenden überkommende Gefühl vergessen, daß die Familie nicht mehr war, was sie gewesen – daß die Familie sich aufzulösen begann.

Aber Soames kam ihnen nicht zu Hilfe, er saß da, ein Knie über das andere geschlagen, und sprach über die Malerschule von Barbizon, die er eben entdeckt hatte. Das wären die Männer der Zukunft, sagte er; er würde sich nicht wundern, wenn eine Menge Geld damit verdient würde. Er selbst habe zwei Bilder eines Malers namens Corot im Auge, entzückende Sachen; wenn er sie zu einem vernünftigen Preise bekommen könnte, wolle er sie kaufen – sie würden, wie er glaubte, einst einen hohen Wert haben. Wenn dies sie natürlich auch interessierte, konnten sich doch weder Mrs. Small noch Tante Hester darein finden, so hingehalten zu werden. Es war interessant – höchst interessant – und dann war Soames so klug, daß sie überzeugt waren, wenn jemand, so könnte er etwas mit jenen Bildern machen; aber was für Pläne hatte er jetzt, da er den Prozeß gewonnen? Wollte er London gleich verlassen und auf dem Lande leben, oder was beabsichtigte er zu tun? Soames antwortete, daß er es nicht wisse, sie würden wohl bald übersiedeln. Er stand auf und küßte seine Tanten. Sobald Tante Juley dieses Emblem des Abschieds in Empfang genommen hatte, ging eine Veränderung mit ihr vor, als wäre eine fürchterliche Entschlossenheit über sie gekommen; jeder kleine Fleischwulst in ihrem Gesicht schien den Versuch zu machen, sich aus einer unsichtbaren einengenden Maske zu befreien. Sie erhob sich zur vollen Höhe ihrer mehr als mittelgroßen Gestalt und sagte: „Ich hatte längst die Absicht, mein Lieber, und da niemand sonst es dir sagen will, habe ich mir vorgenommen –" Tante Hester unterbrach sie: „Vergiß nicht, Julia, du tust es" – sie keuchte – „auf deine eigene Verantwortung!" Mrs. Small fuhr fort, als habe sie nicht gehört: „Ich finde, du m u ß t erfahren, mein Lieber, daß Mrs. MacAnder Irene mit Bosinney im Richmondpark spazierengehen sah." Tante Hester, die ebenfalls aufgestanden war, sank in ihren Stuhl zurück und wandte das Gesicht ab. Wirklich, Julia war zu – s i e sollte, sollte so etwas nicht tun, während sie, Tante Hester, im Zimmer war; und atemlos vor Spannung wartete sie auf Soames' Erwiderung. Die Röte war ihm ins Gesicht gestiegen, jene eigentümliche Röte, die sich immer zwischen den Augen festsetzte; er hob

seine Hand, wie um einen Finger zu wählen, und biß vorsichtig an einem Nagel, dann sagte er gedehnt zwischen den geschlossenen Lippen: „Mrs. MacAnder ist eine Katze!“ Ohne eine Antwort abzuwarten, verließ er das Zimmer.

Als er zu Timothy ging, hatte er überlegt, welchen Weg er einschlagen wollte, wenn er nach Hause kam. Er wollte zu Irene hinaufgehen und sagen: ‚Ich habe den Prozeß also gewonnen, und die Sache hat ein Ende! Ich werde nicht hart gegen Bosinney sein; ich will sehen, ob wir nicht zu einer Verständigung kommen können; er soll nicht gedrängt werden. Und nun laß uns ein neues Leben beginnen! Wir wollen das Haus vermieten und aus diesem Nebel herauskommen. Wir wollen gleich nach Robin Hill hinaus. Ich – ich wollte nicht so roh gegen dich sein! Wir wollen uns wieder vertragen – und –‘ Vielleicht würde sie sich von ihm küssen lassen und vergessen!

Als er Timothys Haus verließ, waren seine Absichten nicht mehr so einfach. Die unterdrückte Eifersucht und der Argwohn langer Monate loderten in ihm auf. Er wollte der Sache ein Ende machen, ein für allemal; wollte seinen Namen nicht von ihr in den Schmutz zerren lassen! Wenn sie ihn nicht lieben konnte oder wollte, wie es ihre Pflicht war und er es verlangen durfte – sollte sie ihm nicht mit irgendeinem andern dumme Streiche spielen! Das würde er ihr vorhalten; ihr mit Scheidung drohen! Das mußte sie zur Vernunft bringen; sie könnte das nie ertragen. Allein – allein was – wenn sie es ertrüge? Er wurde stutzig; daran hatte er nicht gedacht! Was, wenn aber doch? Was, wenn sie ihm ein Geständnis machte? Wie würde er dann handeln? Er mußte es zu einer Scheidung kommen lassen! Einer Scheidung! So nah wirkte das Wort lähmend, es stand so völlig im Widerspruch mit all den Prinzipien, die bisher sein Leben geleitet hatten. Das Unversöhnliche darin entsetzte ihn; er kam sich vor wie ein Schiffskapitän, der mit eigener Hand die kostbarsten seiner Waren über Bord wirft. Dieses Überbordwerfen seines Eigentums mit eigener Hand schien Soames unnatürlich. Es würde ihm in seinem Berufe schaden. Er mußte sehen, das Haus in Robin Hill loszuwerden, auf das er so viel Geld verwendet hatte, so viel Vorfreude – selbst unter Opfern. Und sie! Sie würde ihm nicht länger gehören, nicht einmal dem Namen nach! Sie würde aus seinem Leben verschwinden, und er – er würde sie nie wiedersehen! Er fuhr in seiner Droschke eine ganze Straße entlang, ohne über den Gedanken hinwegzukommen, daß er sie nicht wiedersehen werde!

Allein vielleicht gab es gar nichts zu gestehen, sehr wahrscheinlich sogar hatte sie nichts zu gestehen. War es klug, die Dinge so weit zu treiben? War es klug, sich in eine Lage zu bringen, wo er seine eigenen Worte vielleicht würde widerrufen müssen? Die Folgen dieses Prozesses mußten Bosinney ruinieren; ein ruinierter Mann ist verwegen, allein – was konnte er tun? Er konnte ins Ausland gehen, ruinierte Leute gehen immer ins Ausland. Was konnten s i e – wenn es wirklich ein ‚s i e' gab – ohne Geld anfangen? Es wäre das beste, abzuwarten und zu sehen, welchen Lauf die Dinge nahmen. Wenn es notwendig war, konnte er sie beobachten lassen. Die Todesqual seiner Eifersucht (ganz so wie die Krisis eines schmerzenden Zahnes) erwachte von neuem, und er schrie beinahe auf. Aber er mußte sich entschließen, mußte sich für eine Handlungsweise entscheiden, ehe er zu Haus anlangte. Als die Droschke vor dem Hause vorfuhr, hatte er nichts beschlossen. Bleich ging er hinein, die Hände feucht von Schweiß; er fürchtete, sie zu treffen, brannte darauf, sie zu treffen, und wußte nicht, was er sagen oder tun sollte.

Das Mädchen war in der Halle und sagte ihm auf seine Frage, daß Mrs. Forsyte gegen Mittag mit einem Koffer und ihrer Reisetasche das Haus verlassen habe. Er entriß ihr den Ärmel seines Pelzmantels und stellte sich vor sie hin: „Wie?" rief er aus, „was sagen Sie da?" Plötzlich fiel ihm ein, daß er keine Erregung zeigen dürfe, und er fügte hinzu: „Welchen Auftrag hat sie hinterlassen?" Doch er bemerkte mit geheimem Schrecken den bestürzten Blick in den Augen des Mädchens. „Die gnädige Frau hinterließ keinen Auftrag, Sir." „Keinen Auftrag; schön, danke, es ist gut. Ich werde in der Stadt essen."

Das Mädchen ging hinunter, und er blieb stehen und sah sich, immer noch in seinem Pelz, zerstreut die Visitenkarten in der Porzellanschale an, die auf der geschnitzten Eichentruhe in der Halle stand: Mr. und Mrs. Bareham Culcher; Mrs. Septimus Small; Mrs. Baynes; Mr. Solomon Thornworthy; Lady Bellis; Miß Hermione Bellis; Miß Winifred Bellis; Miß Ella Bellis. Wer, zum Teufel, waren alle diese Leute? Er schien alle häuslichen Angelegenheiten vergessen zu haben. Die Worte ‚keinen Auftrag – Koffer und Reisetasche' spielten Verstecken in seinem Hirn. Es war unfaßbar, daß sie keine Botschaft hinterlassen hatte, und noch im Pelz rannte er, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, nach oben wie ein junger Ehemann, der nach Haus kommt und in das Zimmer seiner Frau hinaufeilt. Alles atmete Zierlichkeit, Frische und Wohlgeruch; alles

war in vollkommener Ordnung. Auf dem großen Bett mit seiner lila Seidendecke lag die Hülle, die sie selbst mit eigener Hand für ihr Nachtzeug genäht und gestickt hatte; die Pantöffelchen standen zum Anziehen bereit; die Bettücher waren am Kopfende zurückgeschlagen, als erwarteten sie sie. Auf dem Tisch lagen die silberbeschlagenen Bürsten und Flaschen aus ihrer Reisetasche, ein Geschenk von ihm. Da mußte also ein Irrtum vorliegen. Was für eine Tasche hatte sie denn genommen? Er wollte nach dem Mädchen klingeln, besann sich jedoch rechtzeitig, daß er sich den Anschein geben mußte, zu wissen, wohin Irene gegangen war, es für selbstverständlich zu halten und den Grund dafür allein herauszufinden. Er verschloß die Türen und versuchte zu denken, doch der Kopf wirbelte ihm; und plötzlich drängten sich ihm Tränen in die Augen. Hastig riß er den Mantel herunter und betrachtete sich im Spiegel. Er war zu bleich, ein grauer Schein lag über dem ganzen Gesicht; er goß Wasser ein und fing an, sich fieberhaft zu waschen. Ihre silberbeschlagenen Bürsten rochen schwach nach dem Haarwasser, das sie benutzte; und bei diesem Geruch ergriff die brennende Qual seiner Eifersucht ihn aufs neue. Mit Mühe kam er in seinen Pelz, rannte hinunter und auf die Straße hinaus.

Er hatte jedoch nicht alle Herrschaft über sich verloren, und als er die Sloane Street hinunterging, machte er sich für den Fall, sie nicht bei Bosinney zu treffen, eine Geschichte zurecht. Aber wenn er sie dort traf? Seine Entschlußfähigkeit verließ ihn abermals; er erreichte das Haus, ohne zu wissen, was er tun sollte, wenn er sie dort fand. Es war nach der Bürozeit, und die Haustür war geschlossen. Die Frau, die ihm öffnete, wußte nicht zu sagen, ob Mr. Bosinney zu Haus war oder nicht; sie hatte ihn heute nicht gesehen, schon zwei, drei Tage nicht; sie bediente ihn jetzt nicht, niemand bediente ihn, er — Soames unterbrach sie, er wollte selbst hinaufgehen und nachsehen. Und mit verbissenem, bleichem Gesicht ging er hinauf. Das obere Stockwerk war nicht erleuchtet, die Tür verschlossen, niemand antwortete auf sein Klingeln, er vernahm keinen Laut. Unter seinem Pelze schauernd, ein Frösteln im Herzen, mußte er wieder hinunter. Er rief eine Droschke heran und gebot dem Kutscher, nach Park Lane zu fahren. Unterwegs versuchte er sich zu erinnern, wann er ihr zuletzt einen Scheck gegeben hatte; sie konnte nicht mehr haben als drei oder vier Pfund, aber sie hatte noch ihren Schmuck; und mit unsagbarer Qual überlegte er, wieviel Geld sie darauf erhalten konnte; genug für sie, ins Ausland zu

gehen; genug für beide, um monatelang davon zu leben! Er versuchte zu rechnen, aber die Droschke hielt, und er stieg aus, ohne mit seiner Berechnung fertig geworden zu sein.

Der Butler fragte, ob Mrs. Forsyte in der Droschke sei, der Herr hätte ihm gesagt, daß sie beide zu Tisch kämen. „Nein, Mrs. Forsyte ist erkältet", sagte Soames. Der Butler bedauerte. Soames kam es vor, als sähe er ihn forschend an, und als er merkte, daß er sich nicht umgekleidet hatte, fragte er: „Jemand hier zu Tisch, Warmson?" „Niemand als Mr. und Mrs. Dartie, Sir." Wieder schien es Soames, als blicke der Butler ihn neugierig an. Seine Fassung verließ ihn. „Was wollen Sie?" sagte er. „Was ist an mir zu sehen, he?" Der Butler errötete, hing den Pelz an und murmelte etwas, das klang wie: „Nichts, Sir, auf mein Wort, Sir", und zog sich verstohlen zurück.

Soames ging hinauf. Ohne einen Blick ins Wohnzimmer zu werfen, begab er sich geradewegs ins Schlafzimmer seiner Eltern. James stand seitwärts, und die konkaven Linien seiner langen hageren Gestalt in Hemdärmeln und heller Weste kamen voll zur Geltung. Mit vorgebeugtem Kopf, das Ende seiner weißen Krawatte an einer Seite seiner weißen Koteletts hervorguckend, die Augen starr in intensiver Aufmerksamkeit, die Lippen vorgeschoben, schloß er die oberen Haken am Kleide seiner Frau. Soames blieb stehen; er fühlte sich dem Ersticken nahe, entweder weil er zu schnell heraufgegangen war oder aus einem andern Grunde —. Er — er wurde nie — niemals aufgefordert, die —. Er hörte die Stimme seines Vaters sagen, als hätte er eine Nadel im Munde: „Wer ist da? Wer ist da? Was willst du?" Und dann seine Mutter: „Kommen Sie, Félice, kommen Sie her und haken Sie dies zu, der Herr kommt nie damit zustande." Er griff mit der Hand an seinen Hals und sagte heiser: „Ich bin's — Soames!" Dankbar bemerkte er die liebevolle Überraschung in den Worten der Begrüßung seiner Mutter und bei James, als er den Haken fahrenließ. „Du, Soames?" sagte er. „Was führt dich her? Bist du nicht wohl?" Er antwortete mechanisch: „Mir geht's ganz gut" und sah sie an; es schien ihm unmöglich, seine Nachricht zu überbringen. James, der schnell in Angst geriet, begann: „Du siehst nicht gut aus. Du hast dich wohl erkältet — es ist die Leber, mich würde es nicht wundern. Deine Mutter wird dir —" Aber Emily unterbrach ihn ruhig: „Hast du Irene mitgebracht?" Soames schüttelte den Kopf. „Nein", stammelte er, „sie hat mich verlassen!" Emily trat vom Spiegel weg, vor dem sie stand. Ihre hohe Gestalt verlor ihre Majestät und wurde sehr menschlich, als sie zu Soames

hinübereilte. „Mein lieber Junge! Lieber Junge!“ Sie küßte ihn auf die Stirn und streichelte seine Hand. Auch James hatte sich seinem Sohn voll zugewandt; sein Gesicht sah älter aus. „Dich verlassen?“ sagte er. „Wie sagst du – dich verlassen? Du hast mir nie gesagt, daß sie dich verlassen wollte.“ Soames antwortete finster: „Wie konnte ich es sagen? Was ist da zu machen?“ James begann auf und ab zu gehen; er sah ohne Rock seltsam aus, wie ein Storch. „Was da zu machen ist?“ murmelte er. „Wie kann ich wissen, was zu machen ist? Was nützt es, mich zu fragen? Keiner sagt mir was, und dann kommen sie und fragen, was zu machen ist; möcht wissen, wie ich ihnen das sagen soll! Hier ist deine Mutter, da steht sie; sie sagt gar nichts. Wenn ich dir raten kann, geh ihr nach!“ Soames lächelte; sein eigentümliches Lächeln hatte nie zuvor so kläglich ausgesehen. „Ich weiß nicht, wohin sie gegangen ist“, sagte er. „Weiß nicht, wohin sie gegangen ist!“ wiederholte James. „Was soll das heißen, weiß nicht, wohin sie gegangen ist? Wohin, glaubst du, ist sie gegangen? Zu dem jungen Bosinney ist sie gegangen, dahin ist sie gegangen. Ich hab es lange kommen sehen.“

In der langen Pause, die nun folgte, fühlte Soames, wie seine Mutter ihm die Hand drückte. Und alles, was vorging, schien sich abzuspielen, als wäre seine eigene Kraft, zu denken oder etwas zu tun, eingeschlafen. Das Gesicht seines Vaters war dunkelrot, verzerrt, als wolle er anfangen zu weinen, und er stieß Worte hervor, die ein Krampf ihm aus der Seele zu reißen schien. „Das wird einen Skandal geben; ich hab' es immer gesagt.“ Dann, als niemand etwas erwiderte: „Und nun steht ihr da, du und deine Mutter!“ Darauf kam Emilys Stimme, ruhig und ein wenig verächtlich: „Laß gut sein, James! Soames wird tun, was er kann!“ James starrte auf den Boden und erwiderte ruckweise: „Ja, ich kann euch nicht helfen; ich werde alt. Übereile dich nur nicht, mein Junge.“ Und dann die Mutter wieder: „Soames wird alles tun, um sie wieder zurückzubekommen. Wir wollen nicht davon reden. Es wird schon alles wieder gut werden.“ Darauf James: „Na, ich sehe nicht, wie es wieder gut werden soll. Und wenn sie mit diesem jungen Bosinney nicht auf und davon gegangen ist, rate ich dir, nicht auf sie zu hören, sondern ihr nachzugehen und sie zurückzuholen.“ Wieder fühlte Soames, wie seine Mutter ihm als Zeichen ihres Einverständnisses die Hand streichelte, und als wiederhole er eine heilige Eidesformel, murmelte er zwischen den Zähnen: „Das will ich!“

Alle drei gingen zusammen ins Wohnzimmer hinunter, wo die

Mädchen und Darties versammelt waren. Hätte Irene nicht gefehlt, so wäre der Kreis vollzählig gewesen. James sank in seinen Armstuhl, und außer einem kalten Wort des Grußes für Dartie, den er als einen Mann, der beinahe immer in Geldnot war, sowohl verachtete wie fürchtete, sprach er nicht, bis zu Tisch gerufen wurde. Auch Soames war schweigsam; nur Emily mit ihrem kühlen Mut hielt eine Unterhaltung über gleichgültige Dinge mit Winifred aufrecht. Nie war sie gelassener in Benehmen und Unterhaltung als an diesem Abend. Da der Entschluß gefaßt war, nicht von Irenens Flucht zu sprechen, wurde von keinem andern Mitglied der Familie eine Ansicht über den richtigen Weg ausgesprochen, der zu verfolgen war. Dem allgemeinen Ton nach zu urteilen, der hinsichtlich der Vorgänge, wie sie sich später entwickelten, angenommen wurde, wäre James' Rat: „Höre nicht auf sie, gehe ihr nach und hole sie zurück!" ohne Zweifel mit einer Ausnahme hier und dort, nicht nur in Park Lane, sondern auch von Nicholas, Roger und Timothy mit den Ihren als der richtige anerkannt worden. Ebenso wie auch jene größere Körperschaft von Forsytes in ganz London ihn gebilligt hätte, die nur von dem Urteil ausgeschlossen waren, weil sie von der ganzen Geschichte nichts wußten.

Trotz Emilys Anstrengungen wurde das Dinner beinahe unter Schweigen serviert. Dartie war mißlaunig und trank, soviel er bekommen konnte; die Mädchen sprachen auch sonst kaum miteinander. James fragte einmal, wo June wäre und was sie in diesen Tagen täte. Keiner konnte es ihm sagen. Er sank aufs neue in Trübsinn. Nur als Winifred erzählte, daß der kleine Publius seinen schlechten Penny einem Bettler geschenkt hatte, heiterte er sich auf. „Ja!" sagte er, „das ist ein kluger kleiner Kerl. Ich weiß nicht, was aus ihm werden wird, wenn es so weitergeht. Ein intelligenter kleiner Bursche, das muß ich sagen!" Aber es war nur ein Aufblitzen. Die Gänge folgten einander feierlich unter dem elektrischen Licht, das blendend auf das Tischtuch fiel, aber den Hauptschmuck an der Wand, ein sogenanntes Seestück von Turner, kaum erreichte, das fast nur Tauwerk und ertrinkende Männer darstellte. Champagner kam und dann eine Flasche von James' prähistorischem Portwein, aber es war, als reiche ihn die frostige Hand eines Skeletts.

Um zehn Uhr ging Soames fort; zweimal hatte er zur Antwort auf Fragen gesagt, daß Irene nicht wohl sei; er fühlte, daß er nicht länger auf sich bauen konnte. Seine Mutter küßte ihn mit ihrem innigen sanften Kuß, und er drückte ihr die Hand, wobei das Blut

ihm warm in die Wangen schoß. Er ging hinaus in den kalten Wind, der trostlos um die Straßenecken pfiff, unter einem Himmel von klarem Stahlblau, durch Sterne belebt, doch er beachtete nicht ihren frostigen Gruß, nicht das Rascheln der zusammengerollten Platanenblätter noch die in ihren schäbigen Pelzen vorübereilenden Nachtschönen und die darbenden Gesichter der Vagabunden an den Straßenecken. Der Winter war gekommen! Ganz versunken eilte Soames nach Haus; seine Hand zitterte, als er die letzten Briefe aus dem vergoldeten Drahtkasten nahm, in den sie durch die Spalte in der Tür geworfen waren. Keiner von Irene.

Er ging ins Speisezimmer; das Feuer brannte hell, ein Sessel war davorgerückt, die Pantoffel standen bereit, Likör und der geschnitzte Zigarettenkasten auf dem Tisch; aber nachdem er alles dies zwei oder drei Minuten angestarrt, drehte er das Licht aus und ging nach oben. Dort brannte auch ein Feuer im Ankleideraum, aber ihr Zimmer war kalt und dunkel. Soames trat hinein. Er machte eine große Illumination mit Kerzen und ging lange zwischen Bett und Tür auf und ab. Er konnte sich an den Gedanken, daß sie ihn wirklich verlassen hatte, nicht gewöhnen, und als suche er nach einer Botschaft, einem Grunde, einer Erklärung des ganzen Mysteriums seines Ehelebens, begann er jedes Fach und jede Schublade zu öffnen. Da waren ihre Kleider; er hatte es immer gern gesehen, sogar darauf bestanden, daß sie sich gut kleidete – sie hatte nur wenige mitgenommen; zwei oder drei höchstens, und Schubfach auf Schubfach voll Wäsche und Seidensachen war unberührt geblieben. Vielleicht war es schließlich doch nur eine Grille, und sie war zur Abwechslung für ein paar Tage an die See gegangen. Wenn es doch so wäre und sie wirklich wieder zurückkehrte, wollte er nie wieder tun, was er in jener verhängnisvollen Nacht vorgestern getan, nie wieder dieses Wagnis unternehmen – wenn es auch ihre Pflicht war, ihre Pflicht als Frau; wenn sie ihm auch gehörte – wollte er nie wieder dies Wagnis unternehmen; sie war offenbar nicht ganz bei klarem Verstand! Er neigte sich über das Schubfach, wo sie ihren Schmuck verwahrte; es war nicht verschlossen und ging auf, als er es herauszog; im Schmuckkästchen steckte der Schlüssel. Das überraschte ihn, bis er sich sagte, daß es sicher leer war. Er öffnete es.

Es war durchaus nicht leer. Getrennt, in kleinen grünen Sammetfächern, lagen alle Sachen, die er ihr geschenkt, selbst ihre Uhr, und in dem Fach, das die Uhr enthielt, steckte ein dreieckiges Billett mit Irenens Handschrift an ‚Soames Forsyte' adressiert. ‚Ich glaube

nichts mitgenommen zu haben, was Du oder die Deinen mir geschenkt haben.' Das war alles. Er sah auf die Spangen und Armbänder von Diamanten und Perlen, auf die kleine flache goldene Uhr mit einem großen, von Saphiren umgebenen Diamanten, auf die Ketten und Ringe, jeder in seinem Nest, und die Tränen schossen ihm in die Augen und tropften darauf hinunter. Nichts, was sie hätte tun können, nichts, was sie getan hatte, brachte ihm die tiefe Bedeutung ihrer Tat so zum Bewußtsein wie dies. Für den Augenblick vielleicht begriff er beinah alles, was zu begreifen war – begriff, daß sie ihn verabscheute, daß sie ihn seit Jahren verabscheut hatte, daß sie in all ihrem Tun und Denken wie zwei Menschen waren, die in verschiedenen Welten lebten, daß es keine Hoffnung für ihn gab und nie gegeben hatte; selbst daß sie gelitten hatte – daß sie zu bedauern war. In diesem Augenblick der Erregung ward er dem Forsyte in sich untreu – vergaß er sich selbst, seine Interessen, seinen Reichtum – war beinah zu allem fähig; war in den reinen Äther des Selbstlosen, des Zweckbefreiten emporgehoben. Doch solche Augenblicke schwinden schnell. Und als hätte er mit den Tränen alle Schwäche von sich abgetan, stand er auf, verschloß das Kästchen und trug es langsam, beinahe zitternd, mit sich ins andere Zimmer.

SIEBENTES KAPITEL

JUNES SIEG

Mit einer Emsigkeit, die den alten Jolyon anfangs verblüffte, hatte June die langweiligen Spalten der Zeitungen von früh bis spät durchforscht, um eine Gelegenheit für sich abzuwarten; und als diese Gelegenheit kam, benutzte sie diese mit der Pünktlichkeit und resoluten Hartnäckigkeit ihres Charakters. Sie wird zeitlebens an diesen Morgen denken, wo sie endlich in der zuverlässigen Prozeßliste der ‚Times' unter dem Titel Landgericht XIII, Richter Bentham, den Fall Forsyte contra Bosinney entdeckte. Wie ein Spieler, der sein letztes Geldstück wagt, war sie bereit, alles auf diese eine Karte zu setzen; es lag nicht in ihrer Natur, an eine Niederlage zu denken. Woher sie wußte, es sei denn mit dem Instinkt des liebenden Weibes, daß Bosinneys Niederlage in diesem Prozeß

sicher war, ist nicht nachzuweisen – jedoch baute sie ihren Plan auf diese Voraussetzung wie auf eine Gewißheit.

Um halb elf war sie auf der Galerie des Landgerichts XIII und blieb dort, bis der Fall Forsyte contra Bosinney vorüber war. Bosinneys Abwesenheit beunruhigte sie nicht; sie hatte instinktiv gefühlt, daß er sich nicht verteidigen werde. Nach Verkündigung des Urteils eilte sie hinunter und nahm eine Droschke, um in seine Wohnung zu fahren. Sie ging durch die offene Haustür und an den Büros der unteren Stockwerke vorüber, ohne bemerkt zu werden; erst als sie oben anlangte, begannen die Schwierigkeiten für sie. Ihr Klingeln blieb ohne Antwort; sie mußte sich nun entschließen, hinunterzugehen und den Hausmeister im Erdgeschoß zu bitten, sie Mr. Bosinneys Rückkehr abwarten zu lassen, oder in der Hoffnung, daß niemand heraufkommen werde, geduldig vor der Tür stehenzubleiben. Sie entschied sich für das letztere.

Eine Viertelstunde war in starrer Wachsamkeit auf dem Treppenabsatz verstrichen, ehe es ihr einfiel, daß Bosinney seinen Zimmerschlüssel unter die Türmatte zu legen pflegte. Sie sah nach und fand ihn dort. Einige Minuten konnte sie sich nicht entschließen, Gebrauch davon zu machen; endlich aber schloß sie auf, ging hinein und ließ die Tür offen, damit jeder, der kam, sehen konnte, daß sie in Geschäften hier war. Das war nicht dieselbe June, die vor fünf Monaten hier zitternd den Besuch gemacht hatte. Die Monate des Leidens und der Zurückhaltung hatten sie weniger sensitiv gemacht, und sie hatte sich diesen Besuch so lange schon mit solcher Umständlichkeit ausgemalt, daß seine Schrecken im voraus ausgekostet waren. Diesmal mußte es ihr glücken, denn wenn es nicht glückte, vermochte niemand ihr zu helfen. Wie ein Tierweibchen, das über seine Jungen wacht, stand ihre behende kleine Gestalt nicht still im Zimmer, sondern wanderte von Wand zu Wand, vom Fenster zur Tür und betastete hier etwas und dort etwas. Überall lag Staub, das Zimmer mußte seit Wochen nicht gereinigt worden sein, und June, die schnell nach allem griff, das sie in ihrer Hoffnung bestärken konnte, sah es als ein Zeichen dafür an, daß er aus Sparsamkeit gezwungen war, seine Bedienung abzuschaffen. Sie sah ins Schlafzimmer hinein; das Bett war ungeschickt, wie von der Hand eines Mannes, gemacht. Angestrengt lauschend stürmte sie hinein und guckte in seine Schränke. Einige Hemden und Kragen, ein Paar schmutzige Stiefel – selbst an Kleidungsstücken fehlte es hier. Sie stahl sich ins Nebenzimmer zurück und merkte jetzt, daß

alles fort war, an dem er hing. Die Uhr, die von seiner Mutter stammte, die beiden Feldgläser, die über dem Sofa zu hängen pflegten; zwei wirklich wertvolle alte Stiche von Harrow, wo sein Vater die Schule besucht hatte, und endlich sogar die japanische Vase, ein Geschenk von ihr selbst. Alles war fort; und trotz der Entrüstung, die bei dem Gedanken, daß die Welt also mit ihm verfuhr, in ihrem kampfbereiten Herzen aufstieg, sah sie in dem Verschwinden der Sachen eine gute Vorbedeutung für den Erfolg ihres Planes.

Während sie auf die Stelle blickte, wo die japanische Vase gestanden hatte, empfand sie plötzlich mit seltsamer Gewißheit, daß sie beobachtet wurde, und als sie sich umwandte, sah sie Irene in der offenen Tür stehen. Schweigend starrten beide einander eine Minute lang an; dann trat June auf sie zu und streckte ihr die Hand entgegen. Irene ergriff sie nicht. June barg die zurückgewiesene Hand hinter sich. Ihre Augen waren voller Zorn. Sie wartete, daß Irene sprechen sollte; und während dieses Wartens verschlang sie in der Himmel weiß wie rasender Eifersucht argwöhnisch und neugierig jede Einzelheit von ihrer Freundin Antlitz, Kleidung und Gestalt. Irene trug ihren langen grauen Pelz; die Reisemütze auf dem Kopf ließ eine Welle goldenen Haares über der Stirn sehen. Die weiche Fülle ihres Mantels machte ihr Gesicht so klein wie das eines Kindes. Im Gegensatz zu Junes Wangen hatten die ihren keine Farbe, sie waren elfenbeinweiß und wie von Kälte erstarrt. Dunkle Ringe lagen um die Augen. In einer Hand hielt sie einen Veilchenstrauß. Ohne Lächeln auf den Lippen schaute sie June an; und unter diesem Blick der großen dunkeln Augen empfand diese trotz des aufsteigenden Zornes etwas von dem alten Zauber.

Schließlich brach sie doch zuerst das Schweigen. „Weshalb bist du gekommen?“ Aber das Gefühl, daß an sie selbst die gleiche Frage gestellt war, ließ sie hinzufügen: „Dieser scheußliche Prozeß. Ich kam, um ihm zu sagen – daß er ihn verloren hat.“ Irene schwieg, sie wandte ihren Blick nicht von Junes Gesicht, und diese rief: „Steh nicht da, als wärest du von Stein!“ Irene lachte: „Ich wünschte zu Gott, daß ich es wäre!“ Aber June wandte sich ab. „Still!“ rief sie. „Sage mir nichts! Ich will nichts hören! Ich will nicht wissen, warum du kamst! Will es nicht hören!“ Und wie ein unruhiger Geist begann sie hurtig auf und ab zu gehen. Plötzlich rief sie aus: „Ich war zuerst hier. Wir können hier nicht zusammen bleiben!“

In Irenens Antlitz tauchte ein Lächeln auf und erlosch wie das Aufflackern eines Feuerscheins. Sie rührte sich nicht. Und nun bemerkte June unter aller Weichheit und Unbeweglichkeit dieser Gestalt eine verzweifelte Entschlossenheit; etwas Unabwendbares, Gefährliches. Sie riß ihren Hut herunter und schob mit beiden Händen die Bronzemasse ihres Haares zurück. „Du hast kein Recht, hier zu sein!" rief sie trotzig. „Ich habe nirgends Rechte —", erwiderte Irene. „Was meinst du damit?" „Ich habe Soames verlassen. Du wolltest immer, daß ich es tun soll!" June hielt sich die Ohren zu: „Still! Ich will nichts hören — will nichts wissen. Es ist umsonst, mit dir zu kämpfen! Warum stehst du noch da? Warum gehst du nicht?" Irenens Lippen bewegten sich, sie schienen zu sagen: ‚Wohin sollte ich gehen?'

June trat ans Fenster. Sie konnte unten auf der Straße das Zifferblatt einer Uhr erkennen. Es war fast vier. Jeden Augenblick konnte er kommen! Sie sah sich über die Schulter hinweg um, und ihr Gesicht verzerrte sich vor Zorn. Aber Irene hatte sich nicht gerührt; sie drehte und zupfte unaufhörlich an dem kleinen Veilchenstrauß in ihren Händen. Tränen der Wut und der Enttäuschung rollten June die Wangen hinab. „Wie konntest du kommen?" sagte sie. „Du bist mir eine falsche Freundin gewesen!" Wieder lachte Irene. June sah, daß sie eine falsche Karte ausgespielt hatte, und brach zusammen. „Warum bist du gekommen?" schluchzte sie. „Du hast mein Leben zerstört, und nun willst du das seine zerstören!" Irenens Mund zuckte; ihre Augen begegneten Junes mit einem so gramvollen Blick, daß diese mitten in ihrem Schluchzen rief: „Nein, nein!" Aber Irenens Haupt senkte sich bis auf die Brust herab. Sie wandte sich um und ging, den Mund hinter dem kleinen Veilchenstrauß verbergend, schnell hinaus. June lief zur Tür. Sie hörte die Schritte immer weiter und weiter hinuntergehen. „Komm zurück, Irene! Komm zurück!" rief sie. Die Schritte verhallten. Verwirrt und zerrissen stand June oben an der Treppe. Warum war Irene gegangen und hatte sie als Siegerin auf dem Felde zurückgelassen? Was bedeutete das? Hatte sie ihn wirklich um ihretwillen aufgegeben? Oder hatte sie—? Sie war die Beute einer nagenden Ungewißheit ... Bosinney kam nicht ...

Gegen sechs Uhr an jenem Nachmittag kehrte der alte Jolyon aus der Wistaria Avenue zurück, wo er jetzt fast täglich einige Stunden zubrachte, und fragte, ob seine Enkelin oben sei. Als er hörte, daß sie eben nach Haus gekommen war, schickte er zu ihr hinauf und

ließ sie bitten, herunterzukommen, da er mit ihr zu sprechen habe. Er war entschlossen, ihr zu sagen, daß er sich mit ihrem Vater wieder ausgesöhnt hatte. In Zukunft sollte alles Vergangene vergessen sein. Er wollte nicht länger allein oder so gut wie allein in diesem großen Hause leben; er wollte es aufgeben und auf dem Lande ein anderes mieten, wo sie alle zusammen wohnen konnten. Wenn June das nicht wollte, sollte sie die Mittel erhalten, für sich allein zu leben. Für sie würde es ja keinen großen Unterschied bedeuten, denn es war lange her, daß sie ihm ihre Liebe bezeigt hatte. Aber als June herunterkam, sah sie schmal und elend aus; in ihren Augen war ein gespannter rührender Blick. Sie kauerte in ihrer gewohnten Stellung auf der Armlehne seines Stuhles, und was er sagte, stimmte wenig mit der klaren, gebieterischen gekränkten Auseinandersetzung überein, die er sich mit so vieler Mühe ausgedacht hatte. Sein Herz war wund wie das Herz eines Vogelweibchens, wenn sein Junges ausfliegt und sich die Schwingen verletzt. Seine Worte kamen zögernd, als bäte er um Verzeihung dafür, schließlich doch vom Pfad der Tugend abgewichen und gesunderen Prinzipien zum Trotz seinen natürlichen Instinkten gefolgt zu sein. Er schien besorgt, seiner Enkelin durch eine solche Ankündigung seiner Absichten ein schlechtes Beispiel zu geben; und als er ihr nun sagen sollte, daß sie, falls es ihr nicht recht sei, für sich leben könnte, machte er diesen Vorschlag in der allerzartesten Weise. „Und wenn du, mein Liebling", sagte er, „dich aus irgendeinem Grunde nicht mit ihnen verstehen solltest, könnte ich alles in Ordnung bringen. Du kannst haben, was du magst. Wir könnten in London eine kleine Wohnung mieten, wo du dich einrichtest, und ich käme hin, sooft es geht. Aber die Kinder", fügte er hinzu, „sind liebe kleine Dinger!" Allein mitten in dieser veränderten Fassung seiner ernsten, ziemlich durchsichtigen Erklärung zwinkerte er mit den Augen. „Das wird Timothys schwache Nerven in Aufruhr bringen. Der edle Jüngling wird schon etwas darüber zu sagen haben, oder ich heiße Hans!"

June hatte noch nichts gesagt. Sie hockte auf der Armlehne seines Stuhles, und er konnte ihr Gesicht nicht sehen, das über ihm war. Aber plötzlich fühlte er ihre warme Wange an der seinen und erkannte daran, daß in ihrem Verhalten den Neuigkeiten gegenüber jedenfalls nichts Beunruhigendes war. Er begann Mut zu fassen. „Du wirst deinen Vater lieben lernen", sagte er – „er ist ein liebenswürdiger Mensch. Machte nie viel Aufhebens von den Dingen, aber

man kommt gut mit ihm aus. Du wirst den Künstler in ihm finden und all derlei!" Und dem alten Jolyon kam das Dutzend Aquarelle in den Sinn, die in seinem Schlafzimmer sorgfältig verschlossen lagen; denn jetzt, wo sein Sohn ein reicher Mann werden sollte, hielt er sie nicht mehr für ganz so elende Machwerke wie bisher. „Und deine – deine Stiefmutter", sagte er, das Wort mit einiger Schwierigkeit aussprechend, „ist eine feine Frau, hat vielleicht ein klein wenig von einer Mrs. Gummidge*) – aber sie liebt Jo sehr. Und die Kinder", wiederholte er, „sind süße kleine Dinger!" Dieser Satz floß wie Musik durch all seine feierliche Selbstrechtfertigung. Wenn June nur gewußt hätte, daß diese Worte aufs neue jene zärtliche Liebe für kleine Kinder, für das Junge und Schwache verkörperten, die ihn einst getrieben, den Sohn um ihres eigenen winzigen Selbst willen zu verlassen, und ihn nun, wo das Rad weiterrollte, von ihr nahm.

Aber ihr Schweigen begann ihn zu ängstigen, und er fragte ungeduldig: „Nun, was sagst du dazu?" June glitt ihm zu Füßen und fing nun selbst an zu sprechen. Sie glaubte, es würde sich prächtig machen lassen; sie sehe keine Schwierigkeiten und mache sich nicht das geringste daraus, was die Leute sagten. Der alte Jolyon rückte hin und her. Hm! also würden die Leute darüber reden! Er hatte gedacht, daß sie es nach all diesen Jahren vielleicht nicht täten! Na, er konnte es nicht ändern! Nichtsdestoweniger konnte er aber die Art, wie seine Enkelin die Sache aufnahm, nicht billigen – es durfte ihr nicht einerlei sein, was die Leute dachten! Allein er sagte nichts. Seine Gefühle waren zu gemischt, zu widersprechend, um ausgedrückt werden zu können. Nein – fuhr June fort –, ihr sei es einerlei; was ginge es die Leute an? Nur eins – und als sie ihre Wange an seine Knie preßte, wußte der alte Jolyon sogleich, daß dieses eine keine Kleinigkeit war –: Da er doch ein Haus auf dem Lande kaufen wollte, könnte er nicht – ihr zuliebe – das prächtige Haus von Soames in Robin Hill kaufen? Es war fertig, war wunderschön, und keiner bewohnte es. Sie würden dort alle so glücklich sein! Der alte Jolyon ging sofort lebhaft darauf ein. Wollte ‚der reiche Mann' das Haus denn nicht bewohnen? Er sprach von Soames jetzt nie anders als unter diesem Titel. Nein – sagte June –, er wolle es nicht; sie wisse, daß er es nicht wolle! Woher wußte sie das? Sie könne es ihm nicht sagen, aber sie wisse es. Es sei höchst unwahrscheinlich; die Umstände hatten sich verändert!

*) Aus Dickens, David Copperfield.

Irenens Worte: ‚Ich habe Soames verlassen! Wohin sollte ich gehen!' klangen ihr noch im Ohr. Aber sie erwähnte nichts davon. Wenn der Großvater es nur kaufen wollte und die unglückselige Schuldforderung übernehmen, die an Phil nie hätte gestellt werden dürfen! Es wäre das Beste für alle, und alles — alles käme wieder in Ordnung! June drückte die Lippen fest auf seine Stirn.

Aber der alte Jolyon machte sich von ihrer Liebkosung frei, und sein Gesicht nahm den richterlichen Ausdruck an, der hineinkam, wenn er mit Geschäften zu tun hatte. „Was meinst du damit?" fragte er, „es steckt etwas dahinter — hast du Bosinney gesehen?" „Nein!" antwortete June, „aber ich war in seiner Wohnung." „Warst in seiner Wohnung? Mit wem gingst du dahin?" June blickte ihn fest an. „Ich ging allein. Er hat den Prozeß verloren. Es ist mir einerlei, ob es recht war oder nicht. Ich will ihm helfen, und ich werde es!" „Hast du ihn gesehen?" fragte der alte Jolyon noch einmal. Sein Blick schien durch des Mädchens Augen bis in ihr Herz zu dringen. „Nein, er war nicht da", war Junes Antwort. „Ich wartete, aber er kam nicht." Der alte Jolyon machte eine Gebärde der Erleichterung. Sie war aufgestanden und blickte auf ihn hinunter; so zart, so zierlich, so jung, und doch so fest und so bestimmt. Und obwohl verstört und ärgerlich, vermochte er den festen Blick nicht unwillig abzuwehren. Er fühlte sich besiegt, fühlte, daß die Zügel sich gelockert, daß er alt und müde ward. „Ah!" sagte er schließlich, „du wirst dir schon etwas einbrocken. Du mußt in allem deinen eigenen Weg haben!" Und in einer seiner eigentümlich philosophischen Anwandlungen fügte er hinzu: „So wurdest du geboren, und so wirst du bleiben bis an deinen Tod!" Und er, der in all seinem Verkehr mit Geschäftsleuten, bei Sitzungen, mit Forsytes jeder Art und solchen, die keine Forsytes waren, stets seinen eigenen Weg gegangen war, schaute sein störrisches Enkelkind traurig an — denn er fühlte hier die Eigenschaft heraus, die er über allen andern unbewußt bewunderte. „Weißt du, was da vorgehen soll?" sagte er langsam. June ward flammend rot. „Ja — nein. Ich weiß — und ich weiß nicht — mir einerlei!" Und sie stampfte mit dem Fuß auf. „Ich glaube", sagte der alte Jolyon und senkte die Augen, „noch wenn er tot wäre, würdest du ihn haben wollen!"

Eine lange Pause entstand, ehe er wieder sprach. „Und was den Kauf dieses Hauses anbelangt — so weißt du nicht, was du sprichst!" June widersprach. Sie wisse, daß er es haben könne, wenn er wolle. Er brauche nur zu zahlen, was es koste. „Was es kostet! Davon

verstehst du nichts. Ich werde nicht zu Soames gehen – mit dem jungen Mann will ich nichts mehr zu tun haben." „Aber das brauchst du ja nicht; du kannst zu Onkel James gehen. Wenn du das Haus nicht kaufen kannst, willst du dann die Prozeßkosten zahlen? Ich weiß, daß es ihm furchtbar schlecht geht – ich habe es gesehen. Du kannst es von meinem Gelde abziehen!" Ein Zwinkern kam in des alten Jolyon Augen. „Von deinem Gelde abziehen! Ein guter Ausweg! Und was willst du ohne dein Geld anfangen, bitte?" Doch im geheimen hatte die Idee, James und seinem Sohn das Haus wegzuschnappen, angefangen, ihn zu beschäftigen. Auf der Forsytebörse hat er manche Bemerkung, manch ziemlich zweifelhaftes Lob über das Haus gehört. Es sei zu ‚künstlerisch', aber eine schöne Besitzung. Dem ‚reichen Mann' zu nehmen, woran sein Herz hing, wäre die Krone des Triumphs über James, ein tatsächlicher Beweis, daß er Jo zum reichen Manne machen, ihm seine frühere Stellung wieder verschaffen und ihn darin sicherstellen wollte. Eine verdiente Strafe für alle diejenigen, die seinen Sohn einst als elenden, bettelarmen Ausgestoßenen betrachten zu dürfen meinten!

Er wolle sehen, wolle sehen! Es könnte sein, daß es gar nicht in Frage käme; einen Märchenpreis würde er nicht dafür zahlen, aber wenn es zu machen war, warum nicht, vielleicht würde er es tun! Und ganz im geheimen wußte er, daß er es ihr nicht abschlagen konnte. Aber er ergab sich nicht. Er wolle sich's überlegen – sagte er zu June.

ACHTES KAPITEL

BOSINNEYS ENDE

Der alte Jolyon liebte keine hastigen Entschlüsse; wahrscheinlich hätte er sich den Kauf des Hauses in Robin Hill noch länger überlegt, wenn nicht Junes Gesicht ihm gesagt hätte, daß er keinen Frieden haben würde, bis er gehandelt. Beim Frühstück am nächsten Tage fragte sie, um welche Zeit sie den Wagen bestellen solle. „Den Wagen!" sagte er scheinbar voller Harmlosigkeit. „Wozu? Ich wollte nicht ausgehen!" Sie antwortete: „Wenn du nicht früh hingehst, triffst du Onkel James nicht mehr, ehe er in die City geht." „James! was ist's mit Onkel James?" „Das Haus", erwiderte sie mit einer solchen Stimme, daß er nicht länger Unwissenheit vor-

schützte. „Ich bin noch nicht entschlossen", sagte er. „Du mußt! Du mußt! Oh! Großvater – denk an mich!" „An dich denken –", brummte der alte Jolyon, „ich denke stets an dich, aber du denkst nicht daran, was du dir aufbürdest. Meinetwegen, bestelle den Wagen um zehn!"

Eine Viertelstunde später stellte er in Park Lane seinen Schirm in den Ständer – Hut und Rock wollte er nicht ablegen. Er sagte dem Diener, daß er seinen Herrn zu sprechen wünsche, ging, ohne sich anmelden zu lassen, in das Arbeitszimmer und setzte sich. James befand sich noch im Speisezimmer und sprach mit Soames, der sich vor dem Frühstück wieder eingefunden hatte. Als er hörte, wer der Besuch war, murmelte er nervös: „Was mag der nur wollen?" Dann stand er auf. „Übereile du dich nur mit nichts", sagte er zu Soames. „Das erste, was geschehen muß, ist zu erfahren, wo sie ist – ich würde deswegen zu Stainer gehen; er hat die besten Leute, können die sie nicht finden, so kann es niemand." Und plötzlich murmelte er in seltsamer Weichheit vor sich hin: „Armes kleines Ding! Ich begreife nicht, was sie sich gedacht hat!", schnaubte sich die Nase und ging hinaus.

Der alte Jolyon stand nicht auf, als er seinen Bruder sah, sondern streckte die Hand aus und wechselte einen Forsyteschen Händedruck mit ihm. James zog einen Stuhl vom Tisch heran und stützte den Kopf in die Hand. „Nun", sagte er, „was machst du? Wir sehen jetzt nicht mehr viel von dir!" Der alte Jolyon beachtete die Bemerkung nicht. „Wie geht es Emily?" fragte er, wartete jedoch keine Antwort ab und fuhr fort: „Ich bin gekommen, um über die Angelegenheit des jungen Bosinney mit dir zu sprechen. Das neue Haus von ihm steht nun ganz zwecklos da, wie ich höre." „Davon weiß ich nichts", sagte James, „ich weiß nur, daß er seinen Prozeß verloren hat und wohl Bankrott machen wird." Der alte Jolyon säumte nicht, die Gelegenheit zu benutzen, die sich ihm hier bot. „Es würde mich nicht im geringsten wundern!" stimmte er zu; „und wenn er Bankrott macht, wird der ‚reiche Mann' – das heißt, wird Soames den Schaden tragen. Also woran ich dachte, war dies: Wenn er dort nicht wohnen will –" Als er sowohl Erstaunen wie Argwohn in James' Augen sah, fuhr er hastig fort: „Ich will nichts wissen; vermutlich hat Irene es nicht gewollt – mich geht es ja nichts an. Aber ich denke selbst an ein Haus auf dem Lande in der Nähe von London, und wenn es mir gefiele, will ich nicht sagen, daß ich es zu einem vernünftigen Preise nicht in Betracht ziehen würde."

James hörte diese Eröffnung mit einem seltsamen Gemisch von Zweifel, Argwohn und Erleichterung an, die jedoch mit der Furcht verschmolz, daß etwas dahinterstecken konnte, und durch die Überreste seines alten zuversichtlichen Vertrauens zu dem guten Glauben und dem Urteil seines älteren Bruders etwas beeinträchtigt war. Auch die Besorgnis darüber kam hinzu, was der alte Jolyon wohl erfahren haben konnte und wie er es erfahren hatte, und daneben eine aufsteigende Hoffnung, daß Junes Großvater, falls ihre Beziehungen zu Bosinney wirklich ganz zu Ende waren, kaum gesonnen sein werde, dem jungen Manne zu helfen. Alles miteinander verwirrte ihn; da er dies aber weder zeigen noch sich bloßstellen wollte, sagte er: „Wie ich hörte, hast du dein Testament zugunsten deines Sohnes verändert." Niemand hatte es ihm gesagt; er hatte nur die Tatsache, daß er den alten Jolyon mit seinem Sohn und den Enkeln gesehen, mit der Tatsache in Zusammenhang gebracht, daß er sein Testament von Forsyte, Bustard und Forsyte weggeholt hatte. Der Hieb saß. „Wer sagte dir das?" fragte der alte Jolyon. „Ich erinnere mich wirklich nicht", sagte James; „ich kann Namen nicht behalten — ich weiß, jemand sagte es mir. Soames hat einen Haufen Geld für dieses Haus ausgegeben; er wird wohl nicht darauf verzichten, außer zu einem guten Preis." „Schön", sagte der alte Jolyon, „wenn er denkt, ich werde einen Märchenpreis dafür zahlen, so ist er im Irrtum. Ich habe nicht soviel Geld fortzuwerfen, wie er zu haben scheint. Mag er versuchen, es teuer zu verkaufen, und sehen, was er dafür bekommt. Das Haus ist nicht jedermanns Geschmack, wie ich höre!" James, der insgeheim diese Ansicht teilte, erwiderte: „Es ist das Haus eines Gentleman. Soames ist eben hier, wenn du ihn zu sprechen wünschst." „Nein", sagte der alte Jolyon, „ich bin noch nicht so weit und werde sehr wahrscheinlich auch nicht so weit kommen, wenn man mir auf diese Weise entgegenkommt!" James war ein wenig eingeschüchtert; wenn es bei einer geschäftlichen Transaktion zu den wirklichen Zahlen kam, war er seiner selbst sicher, denn dann hatte er mit Tatsachen zu tun und nicht mit Menschen; aber einleitende Verhandlungen wie diese machten ihn nervös — er wußte nie, wie weit er eigentlich gehen durfte. „Ja", sagte er, „ich weiß nichts darüber. Soames, der sagt mir nie was; ich glaube fast, er wird darauf eingehen, es — es ist eine Frage des Preises." „Oh!" sagte der alte Jolyon, „laß ihn nur nicht eine Gnade daraus machen!" Er setzte grollend den Hut auf.

Die Tür öffnete sich, und Soames trat herein. „Draußen ist ein

Polizist", sagte er mit seinem halben Lächeln, „er fragt nach Onkel Jolyon." Dieser blickte ihn ärgerlich an, und James sagte: „Ein Polizist? Ich habe nichts mit einem Polizisten zu schaffen. Aber vermutlich hast du etwas mit ihm zu schaffen", fügte er mit argwöhnischem Blick auf seinen Bruder hinzu: „Du wirst schon mit ihm sprechen müssen!"

In der Halle stand ein Polizeiinspektor und sah sich mit seinen blaßblauen Augen unter den schweren Lidern blöde die schönen alten englischen Möbel an, die James auf der berühmten Auktion Macrojano in Portman Square erstanden hatte. „Sie finden meinen Bruder dort drinnen", sagte James. Der Inspektor legte die Finger respektvoll an seine hohe Mütze und trat in das Arbeitszimmer. James sah ihn mit großer Spannung hineingehen. „Na", sagte er zu Soames, „wir werden wohl warten müssen und hören, was er will. Dein Onkel ist wegen des Hauses hergekommen!" Er ging mit Soames ins Speisezimmer zurück, fand aber keine Ruhe. „Was mag er nur wollen?" murmelte er wieder. „Wer?" fragte Soames, „der Inspektor? Sie schicken ihn von Stanhope Gate hierher, weiter weiß ich nichts. Der ‚Scheinheilige' von Onkel Jolyon hat wohl Mausereien verübt, denke ich mir!" Allein trotz seiner Gelassenheit war auch ihm unbehaglich zumute.

Nach zehn Minuten kam der alte Jolyon herein. Er trat an den Tisch und blieb dort, an seinem langen weißen Schnurrbart zupfend, unbeweglich stehen. James starrte ihn mit offenem Munde an; so hatte er seinen Bruder noch nie gesehen. Der alte Jolyon hob die Hand und sagte langsam: „Der junge Bosinney ist im Nebel überfahren und getötet worden." Dann blickte er mit seinen tiefen Augen von oben auf Bruder und Neffen herab: „Man — spricht — von — Selbstmord", sagte er. James' Kiefer fiel herab. „Selbstmord! Warum sollte er das getan haben?" „Gott weiß es, wenn ihr, du und dein Sohn, es nicht wißt!" antwortete der alte Jolyon streng. James erwiderte nichts darauf.

Allen hochbetagten Menschen, selbst allen Forsytes, hat das Leben bittere Erfahrungen gebracht. Der Vorübergehende, der sie in ihre Mäntel der Gewohnheit, des Reichtums und der Bequemlichkeit gehüllt sieht, würde nie vermuten, daß solche dunkle Schatten auf ihre Wege fallen könnten. Jedem hochbetagten Manne — selbst einem Sir Walter Bentham — ist wenigstens einmal der Gedanke an Selbstmord im Vorraum seiner Seele aufgetaucht und an der Schwelle, auf Einlaß harrend, durch einen Zufall, eine vage Furcht oder

schmerzliche Hoffnung aufgehalten worden, die innerste Kammer zu betreten. Einem Forsyte fällt dieser letzte Verzicht auf Besitz schwer, sehr schwer! Selten – vielleicht nie – können sie es vollbringen; und doch, wie nahe daran sind sie nicht manchmal schon gewesen! Selbst James! Jetzt rief er in dem Wirrwarr seiner Gedanden plötzlich aus: „Es stand ja gestern in der Zeitung: ‚Im Nebel überfahren!' Man kannte seinen Namen nicht!" In seiner Seelenangst wandte er sich von einem Gesicht zum andern, doch instinktiv wies er das Gerücht von Selbstmord immer noch zurück. Er wagte nicht an dem Gedanken festzuhalten, der seinen Interessen, den Interessen seines Sohnes und eines jeden Forsyte so widersprach. Er wehrte sich dagegen, und da seine Natur stets unbewußt verwarf, was er nicht mit Sicherheit annehmen konnte, überwand er allmählich seine Furcht. Es war ein Unfall! Es mußte einer gewesen sein!

Der alte Jolyon unterbrach ihn in seiner Träumerei. „Der Tod trat augenblicklich ein. Er lag den ganzen Tag gestern im Hospital. Nichts deutete an, wer er war. Ich gehe jetzt hin; du und dein Sohn solltet es ebenfalls tun." Da keiner dieser Aufforderung widersprach, verließ er mit ihnen das Zimmer.

Es war ein stiller, klarer, schöner Tag, und von Stanhope Gate nach Park Lane war der alte Jolyon im offenen Wagen gefahren. In die Polster zurückgelehnt, eine Zigarre rauchend, hatte er mit Vergnügen die beißend scharfe Frische der Luft und das Getöse von Droschken und Menschen wahrgenommen; es war die merkwürdige, fast pariserische Lebhaftigkeit, die der erste schöne Tag nach einer Periode von Regen und Nebel in die Straßen von London bringt. Und er hatte sich so glücklich gefühlt; seit Monaten hatte er sich nicht so gefühlt. Das Bekenntnis June gegenüber war überstanden; er sah sich in Zukunft in Gesellschaft seines Sohnes und vor allem seiner Enkelkinder (er hatte an diesem Morgen im Hotch Potch ein Zusammentreffen mit dem jungen Jolyon verabredet, um darüber zu sprechen); und dazu kam die Aussicht auf die angenehme Aufregung eines kommenden Kampfes, eines kommenden Sieges über James und ‚den reichen Mann' in der Hausangelegenheit.

Jetzt war sein Wagen geschlossen; er hatte nicht das Herz, auf die Fröhlichkeit zu blicken, noch durfte man Forsytes mit einem Polizeiinspektor fahren sehen. Im Wagen fing der Inspektor wieder an, von dem Tode zu sprechen: „Gerade dort war es gar nicht so arg. Der Kutscher sagt, der Herr müsse Zeit gehabt haben, zu sehen, was er tat, er schien direkt hineinzurennen. Offenbar ging es ihm sehr

schlecht, wir fanden mehrere Pfandscheine in seiner Wohnung, und sein Guthaben auf der Bank ist überschritten, die Sache steht heute in der Zeitung." Seine kalten blauen Augen wanderten von einem der drei Forsytes im Wagen zum andern.

Von seiner Ecke aus beobachtend, sah der alte Jolyon das Gesicht seines Bruders sich verändern und den grübelnden gequälten Ausdruck darin sich vertiefen. Bei den Worten des Inspektors waren James' Zweifel und Furcht in der Tat aufs neue erwacht. Sehr schlecht – auf dem trockenen – ein überschrittenes Guthaben! Diese Worte, die ihm zeitlebens wie ein ferner Alp gewesen, schienen den Argwohn des Selbstmords, an dem um keinen Preis festgehalten werden sollte, unbarmherzig zu bestätigen. Er suchte den Blick seines Sohnes; aber Soames mit seinen Luchsaugen saß stumm und unbeweglich da und erwiderte ihn nicht. Der alte Jolyon erriet das Bündnis gegenseitigen Schutzes zwischen ihnen, und ihn übermannte der Wunsch, seinen eigenen Sohn zur Seite zu haben, als wäre dieser Besuch bei dem Toten ein Kampf, in dem er den andern beiden sonst einarmig entgegentreten mußte. Und der Gedanke, wie Junes Namen fern von dieser Sache zu halten war, schwirrte ihm unaufhörlich im Kopf. James hatte seinen Sohn zur Hilfe da! Warum sollte er nicht nach Jo schicken? Er nahm seine Brieftasche heraus und schrieb mit Bleistift folgende Botschaft: „Komm sofort her. Ich schicke den Wagen für dich." Beim Aussteigen gab er dem Kutscher die Karte, beauftragte ihn, so schnell wie möglich in den Hotch-Potch-Klub zu fahren und, falls Mr. Forsyte dort sei, die Karte abzugeben und ihn sofort herzubringen. War er noch nicht da, so sollte er warten, bis er käme. Er folgte den andern langsam die Treppe hinauf, stützte sich auf seinen Schirm und blieb einen Augenblick stehen, um Atem zu schöpfen. Der Inspektor sagte: „Hier ist die Leichenkammer, Sir. Aber nehmen Sie sich Zeit."

In dem kahlen, weißgetünchten leeren Raum, wo nur ein Sonnenstrahl die staublosen Dielen streifte, lag eine Gestalt, mit einem Laken zugedeckt. Mit seiner großen festen Hand faßte der Inspektor den Saum und schlug es zurück. Ein blickloses Antlitz starrte zu ihnen empor, und an jeder Seite dieses blicklos trotzigen Antlitzes starrten die drei Forsytes darauf hinab; in jedem von ihnen stiegen und sanken die Empfindungen der eigenen Natur, Furcht und Mitleid, wie die steigenden, sinkenden Wellen des Lebens, deren Spur die weißen Wände nun für immer von Bosinney absperrten. Und jeden von ihnen zwang die Anlage seiner Natur, jener eigentümlich starke

Drang, sich in einer Weise zu geben, die sich so völlig und unwandelbar von der jedes andern menschlichen Wesens unterscheidet, zu einer andern Denkungsart. In weitem Abstand von den andern und doch unerklärlich nahe beieinander stand jeder hier gesenkten Blicks allein dem Tode gegenüber.

Leise fragte der Inspektor: „Sie erkennen den Herrn, Sir?" Der alte Jolyon hob den Kopf und nickte. Er blickte zu seinem Bruder hinüber, dieser langen, hageren, über den Toten gebeugten Gestalt mit dunkelrotem Gesicht und den starrblickenden grauen Augen, und dann auf Soames, der still und bleich neben seinem Vater stand. Und alles, was er gegen jene zwei gefühlt, schwand hin wie Rauch in der ewigen weißen Nähe des Todes. Woher kommt er – wie kommt der – Tod? Ein plötzliches Umstoßen alles dessen, was gewesen; blindes Betreten eines Pfades, der – wohin führt? Ein dunkles Verlöschen des Feuers! Langsam brutale Vernichtung, die alle Menschen durchmachen und den Kopf doch bis zum Ende tapfer oben behalten müssen! Obgleich so klein und nichtig wie Insekten! Über des alten Jolyon Gesicht huschte ein Leuchten, denn Soames schlich, nachdem er dem Inspektor etwas zugeflüstert, geräuschlos hinaus.

Plötzlich hob James die Augen. Es lag ein seltsames Flehen in dem argwöhnischen, verstörten Blick: ‚Ich weiß, daß ich's mit dir nicht aufnehmen kann', schien er zu sagen. Und nach seinem Taschentuch suchend, wischte er sich die Stirn; dann beugte er sich traurig und schlaff über den Toten, wandte sich ab und eilte ebenfalls hinaus.

Still wie der Tod, die Augen auf die Leiche geheftet, stand der alte Jolyon da. Woran mochte er wohl denken? An sich selbst, als sein Haar noch braun war wie das des jungen Mannes, der tot vor ihm lag? An sich selbst, als der Kampf begann, der lange, lange Kampf, den er geliebt? An den Kampf, der für diesen jungen Mann vorüber war, da er noch kaum begonnen? An seine Enkelin mit ihren getäuschten Hoffnungen? An jene andere Frau? An das Seltsame und den Jammer von alledem? An die unerforschlich bittere Ironie dieses Endes? Gerechtigkeit! Es gab keine Gerechtigkeit für Menschen, denn sie wandeln ewiglich in Finsternis! Oder vielleicht dachte er in seiner Philosophie: Besser allem enthoben zu sein! Besser fertig zu sein, wie dieser arme Jüngling ...

Jemand berührte seinen Arm. Eine Träne quoll auf und netzte seine Wimpern. „Ich kann hier nichts ausrichten", sagte er, „ich

will lieber gehen. Du kommst sobald du kannst zu mir, Jo.“ Und mit gesenktem Haupt ging er hinaus.

Jetzt war der junge Jolyon an der Reihe, den Platz neben dem Toten einzunehmen, um dessen hingestreckte Gestalt er alle Forsytes atemlos auf den Knien zu sehen meinte. Der Schlag war zu schnell gekommen. Mächte, die bei jeder Tragödie walten – Mächte, die nicht wegzuleugnen sind, die auf wunderlichen Bahnen auf ihr hohnvolles Endziel hinarbeiten, hatten sich vereint und mit einem Blitzschlag gezündet, das Opfer niedergeworfen und alle Umstehenden zu Boden gestreckt. So jedenfalls glaubte der junge Jolyon sie alle um Bosinneys Leiche liegen zu sehen.

Er bat den Inspektor, ihm zu erzählen, was geschehen war, und dieser berichtete umständlich wie einer, dem sich nicht alle Tage eine solche Gelegenheit bietet, über alle bekannten Einzelheiten. „Es steckt mehr dahinter, Sir“, sagte er, „als zu erkennen ist. Ich glaube weder an Selbstmord noch an einen puren Unfall. Viel wahrscheinlicher ist, daß er unter einer heftigen Gemütsbewegung litt und auf die Dinge um ihn her nicht achtgab. Vielleicht erhalten Sie hieraus einige Klarheit.“ Er nahm aus seiner Tasche ein kleines Paket und legte es auf den Tisch. Sorgfältig öffnete er es und entnahm ihm ein Damentaschentuch, mit einer Nadel aus blassem, venezianischem Golde zusammengesteckt, deren Stein aus der Fassung gefallen war. Der Duft getrockneter Veilchen wehte dem jungen Jolyon entgegen. „In seiner Brusttasche gefunden“, sagte der Inspektor, „der Name war herausgeschnitten!“ Der junge Jolyon antwortete stockend: „Ich fürchte, ich kann Ihnen nicht helfen!“ Aber lebhaft stieg das Antlitz vor ihm auf, das so bang und froh bei Bosinneys Kommen aufgeleuchtet hatte! An sie dachte er mehr als an seine eigene Tochter, mehr als an die andern alle – an sie mit dem dunklen sanften Blick, dem zarten duldenden Gesicht, die auf den Toten wartete, vielleicht eben jetzt, in diesem Augenblick still und geduldig im Sonnenscheine seiner harrte.

Bewegt ging er vom Hospital zum Hause seines Vaters und sah im Geiste, daß dieser Tod die Auflösung der Familie Forsyte zur Folge haben würde. Der Schlag hatte in der Tat trotz aller Abwehr ihren Baum bis in sein innerstes Mark getroffen. Dem Anschein nach mochten sie blühen wie bisher und tapfer ihr Ansehen wahren vor aller Augen, doch der Stamm war tot, verdorrt unter demselben Blitzstrahl, der Bosinney hingestreckt. Und nun würden die jungen Schößlinge seinen Platz einnehmen, jeder einzige ein neuer Hüter des

Sinnes für Besitz. ‚Du schöner Forsytewald!' dachte der junge Jolyon – ‚bestes Bauholz unseres Landes!'

Hinsichtlich der Ursache dieses Todes würde seine Familie zweifellos mit aller Macht den Verdacht des Selbstmords zurückweisen, der so kompromittierend war! Sie würden ihn als Unglücksfall betrachten, als einen Schicksalsschlag. In ihren Herzen empfanden sie es wohl gar als Einmischung der Vorsehung, eine Vergeltung – hatte Bosinney nicht ihr kostbarstes Eigentum bedroht, ihren Geldbeutel und ihren Herd? Und sie würden sich von ‚jenem unglückseligen Unfall des jungen Bosinney' unterhalten, doch vielleicht auch taten sie es nicht – Schweigen war wohl besser!

Er selbst legte dem Bericht des Omnibuskutschers über den Unfall nur wenig Wert bei. Denn keiner, der so wahnsinnig liebt, begeht wegen Mangel an Geld einen Selbstmord, noch war Bosinney der Mann, von einer finanziellen Krisis soviel Aufhebens zu machen. Und so verwarf auch er die Annahme eines Selbstmords, das Gesicht des Toten stand ihm zu deutlich vor Augen. Auf der Höhe seines Sommers hingegangen. Und glauben zu sollen, daß ein Unfall Bosinney im vollen Überschwang seiner Leidenschaft hingerafft, schien dem jungen Jolyon gar zu erbärmlich.

Dann sah er in Gedanken Soames' Heim vor sich, wie es jetzt war und wie es hiernach werden mußte. Der Blitzstrahl hatte den unnatürlich hellen Glanz darin zerstört, daß nichts mehr blieb als bloßes Gebein und grinsende Leere dazwischen, das verhüllende Fleisch war fort ...

In seinem Speisezimmer saß der alte Jolyon ganz allein, als sein Sohn eintrat. Er sah sehr bleich aus in seinem großen Armstuhl. Seine Augen, die rundum über die Wände mit ihren Gemälden von Stilleben und dem Meisterstück ‚Holländische Fischerboote bei Sonnenuntergang' schweiften, schienen staunend auf sein Leben hinzustarren, auf dies Leben mit seinen Hoffnungen, seinem Gewinn und seinen Werken. „Ah, Jo!" sagte er, „bist du's? Ich habe es der armen kleinen June gesagt. Aber das ist noch nicht alles. Gehst du zu Soames? Sie ist vermutlich selbst schuld daran; aber ich kann den Gedanken, daß sie da eingeschlossen sitzt – und ganz allein –, gar nicht ertragen." Und er hob die magere geäderte Hand und ballte sie zur Faust.

NEUNTES KAPITEL

IRENENS RÜCKKEHR

Nachdem er James und seinen Onkel in der Leichenkammer des Hospitals verlassen, irrte Soames ziellos in den Straßen umher. Der tragische Vorfall von Bosinneys Tod gab allem ein verändertes Aussehen. Da war nicht länger das Gefühl, daß es verhängnisvoll sei, eine Minute zu verlieren, noch hätte er gewagt, irgend jemand von der Flucht seiner Frau in Kenntnis zu setzen, bis die gerichtliche Untersuchung vorüber war.

Er war an diesem Morgen frühzeitig aufgestanden, bevor der Postbote kam, hatte die ersten Briefe selbst aus dem Kasten genommen, und obwohl von Irene keiner dabei war, hatte er die Gelegenheit benutzt, dem Mädchen zu sagen, daß die gnädige Frau an der See sei; er selbst, sagte er, würde wahrscheinlich von Samstag bis Montag auch hingehen. Das hatte ihm Zeit zum Atemholen gegeben, Zeit, keinen Winkel undurchstöbert zu lassen, um sie zu finden.

Doch nun, wo Bosinneys Tod — dieser seltsame Tod, an den zu denken ein Gefühl erweckte, als stieße man ihm ein glühendes Eisen in das Herz, als wälze man ein schweres Gewicht davon ab — ihn verhindert, weitere Schritte zu unternehmen, wußte er nicht, wie er den Tag verbringen sollte, und wanderte kreuz und quer durch die Straßen, sah in jedes Gesicht, das ihm in den Weg kam, und verzehrte sich in tausend Ängsten.

Und bei diesem Umherstreifen dachte er dessen, der am Ende allen Wanderns, allen Umherstreifens war und sein Haus nie wieder beunruhigen würde. Bereits am Nachmittag sah er Anschlagzettel, die die Identität des Toten feststellten, und kaufte Zeitungen, um zu sehen, was sie sagten. Er wollte ihnen den Mund stopfen, wenn es möglich war, und er ging in die City, wo er sich lange im geheimen mit Boulter beriet.

Auf dem Heimweg gegen halb vier Uhr begegnete er vor dem Eingang zu Jobsons Laden George Forsyte, der ihm eine Zeitung reichte und sagte: „Da. Hast du das über den armen Bukanier gelesen?“ „Ja“, erwiderte Soames steinern. George starrte ihn an. Er hatte Soames nie leiden können; jetzt machte er ihn verantwortlich für Bosinneys Tod. Soames hatte ihn dahin gebracht — hatte ihn durch jene Handlungsweise dahin gebracht, an jenem verhängnis-

vollen Nachmittag um seinen Verstand zu kommen. ‚Der arme Kerl', dachte er, ‚war so toll vor Eifersucht, so toll auf Rache bedacht, daß er in dem höllischen Nebel den Omnibus nicht bemerkte.' Soames hatte ihn dahin gebracht! Dies Urteil war in Georges Augen zu lesen. „Man spricht von Selbstmord", sagte er endlich, „die Sache stimmt nicht!" Soames schüttelte den Kopf. „Ein Unfall", murmelte er. George ballte die Zeitung in der Faust zusammen und stopfte sie in die Tasche. Er konnte sich aber einen Abschiedshieb nicht versagen. „So—o! Zu Haus alles in Ordnung? Noch keine kleinen Soamese in Sicht?" Mit einem Gesicht, das so weiß war wie die Stufen vor Jobsons Laden, und die Lippen wie zu einem Knirschen öffnend, fegte Soames an ihm vorbei und war verschwunden.

Als er zu Haus anlangte und mit dem Schnepper in die kleine erleuchtete Halle trat, war das erste, worauf sein Auge fiel, der goldbeschlagene Schirm Irenens, der auf der Truhendecke lag. Er riß den Pelz herunter und eilte ins Wohnzimmer. Die Vorhänge waren für die Nacht vorgezogen, im Kamin brannte ein helles Feuer von Zedernscheiten, und in seinem Schein sah er Irene in ihrer gewohnten Sofaecke sitzen. Er schloß leise die Tür und ging auf sie zu. Sie rührte sich nicht und schien ihn nicht zu sehen. „Du bist also zurückgekommen!" sagte er. „Warum sitzest du hier im Dunkeln?" Jetzt fiel sein Blick auf ihr Gesicht, so weiß und unbeweglich, daß es aussah, als flösse das Blut ihr nicht mehr durch die Adern, und auf ihre Augen, die ihm enorm schienen, wie die großen offenen, erschrockenen Augen einer Eule. In ihren grauen Pelz eingemummt, gegen die Sofakissen gelehnt, hatte sie wirklich eine merkwürdige Ähnlichkeit mit einer gefangenen Eule, die das weiche Gefieder gegen die Stäbe des Käfigs preßt. Das biegsam Aufrechte ihrer Gestalt war verschwunden, als wäre sie durch äußerste Anstrengung geknickt; als hätte es keinen Zweck mehr, schön und biegsam und aufrecht zu sein. „Du bist also zurückgekommen", wiederholte er. Sie blickte weder auf noch sprach sie, der Feuerschein huschte über ihre reglose Gestalt.

Plötzlich versuchte sie sich zu erheben, doch er hinderte sie daran; jetzt verstand er sie. Sie war zurückgekommen wie ein zu Tode gehetztes Tier und wußte nicht, wohin sich wenden, nicht, was sie anfangen sollte. Der Anblick ihrer in den Pelz gehüllten Gestalt sagte genug. Jetzt fühlte er mit Gewißheit, daß Bosinney ihr Geliebter gewesen, wußte, daß sie den Bericht über seinen Tod gesehen — vielleicht wie er selbst an der zugigen Straßenecke die Zei-

tung gekauft und gelesen hatte. Sie war also aus eigenem Antrieb zurückgekommen, zurück in den Käfig, aus dem sich zu befreien sie geschmachtet hatte – und als er die furchtbare Bedeutung von alledem erkannte, hätte er am liebsten aufgeschrien: ‚Fort aus meinem Haus mit dem verhaßten Leib, den ich so sehr liebe! Fort mit dem jammervoll weißen Gesicht, so sanft und grausam – ehe ich es vernichte! Fort aus meinen Augen; laß mich dich niemals wiedersehen!' Und bei diesen ungesprochenen Worten meinte er sie aufstehen und sich entfernen zu sehen, wie in einem fürchterlichen Traum, aus dem zu erwachen sie sich mühte – sich zu erheben und hinauszugehen in Dunkel und Kälte, ohne einen Gedanken an ihn, ohne seine Gegenwart auch nur zu bemerken. Da schrie er auf, das widerrufend, was er noch nicht gesprochen: „Nein, bleibe hier!", wandte sich ab von ihr und setzte sich auf den gewohnten Platz an der andern Seite des Kamins.

Schweigend saßen sie da. Und Soames dachte: ‚Wozu das alles? Warum muß ich so leiden? Was habe ich getan? Die Schuld ist nicht mein!' Wieder blickte er zu ihr hinüber. Sie hockte wie ein zu Tode getroffener Vogel, dessen Brust du keuchen siehst, als bekäme er keine Luft, dessen arme Augen matt, sanft und blicklos dich anschauen, der ihn geschossen, und Abschied nehmen von allem Schönen, von Sonne, Luft und Gespielen. So saßen sie beim Feuer, in Schweigen, jeder an einer Seite des Kamins.

Und der Dunst der brennenden Zedernscheite, den Soames so liebte, schien ihm den Hals zuzuschnüren, bis er es nicht länger ertragen konnte. Er ging hinaus in die Halle und riß die Tür weit auf, die kalte Luft von draußen gierig einzuatmen; dann trat er ohne Hut und Rock auf den Platz hinaus. Das Gartengitter entlang kam eine halbverhungerte Katze auf ihn zugeschlichen, und Soames dachte: ‚Leiden! Wann wird mein Leiden ein Ende nehmen?' An der Haustür gegenüber kratzte ein Herr seiner Bekanntschaft sich die Stiefel mit einer Miene ab, die sagen sollte: ‚Hier bin ich Herr!' Und Soames ging weiter. Von fern riefen die Glocken der Kirche, in der er und Irene getraut worden, zum Abendgottesdienst, und das Geläute übertönte den Straßenlärm. Er hatte Verlangen nach einem starken Trunk, sich in Gleichgültigkeit einzulullen oder in Wut zu versetzen. Wenn er nur aus sich heraus gekonnt hätte, aus diesem Gespinst, das er zum erstenmal im Leben um sich spürte! Wenn er sich nur dem Gedanken hätte ergeben können: ‚Laß dich von ihr scheiden – schick sie fort! Sie hat dich vergessen. Vergiß

auch du sie!' Wenn er sich nur dem Gedanken ergeben hätte: ‚Laß sie gehen – sie hat genug gelitten!' Wenn er sich nur dem Gedanken hätte ergeben können: ‚Mache eine Sklavin aus ihr – sie ist in deiner Gewalt!' Oder wenn er sich wenigstens der plötzlichen Vorstellung hätte ergeben können: ‚Was liegt an alledem?' Wenn er sich selbst eine Minute hätte vergessen können, vergessen, daß, was er tat, von Bedeutung war, vergessen, daß, was er auch tun mochte, er etwas opfern mußte! Wenn er nur einem Impulse folgend hätte handeln können! Er konnte nichts vergessen, sich keinem Gedanken ergeben, keiner Vorstellung, keinem Wunsch; es war alles zu schwer, zu eng um ihn herum, ein unzerstörbarer Käfig.

Am andern Ende des Squares riefen Zeitungsjungen ihre Abendblätter aus, und die gellen Rufe mischten sich kreischend mit dem Klang der Kirchenglocken. Soames hielt sich die Ohren zu. Ihm schoß der Gedanke durch den Kopf, daß ebensogut nicht Bosinney, sondern er selbst tot hätte daliegen können, und sie, anstatt dort wie ein angeschossener Vogel mit brechendem Blick zu kauern –

Etwas Weiches berührte seine Beine, die Katze rieb sich an ihnen. Und Soames stieß einen Seufzer aus, der ihn vom Scheitel bis zur Sohle schüttelte. Dann ward alles wieder still in der Dunkelheit, aus der die Häuser, jedes mit seinem Herrn und seiner Herrin und einer geheimen Geschichte von Glück oder Kummer, ihn anzustarren schienen.

Und plötzlich nahm er wahr, daß seine eigene Tür offen war und schwarz gegen das Licht der Halle ein Mann davor stand. Er stahl sich dicht hinter ihn. Er konnte seinen eigenen, über den geschnitzten Eichenstuhl hingeworfenen Pelz sehen, die persischen Decken, die Silberschalen, die Reihen der an den Wänden geordneten Porzellanteller und den unbekannten Mann, der dort stand. Scharf fragte er: „Was wünschen Sie, mein Herr?" Der Besucher wandte sich um. Es war der junge Jolyon. „Die Tür stand offen", sagte er. „Könnte ich Ihre Frau eine Minute sprechen, ich habe eine Botschaft für sie!" Soames starrte ihn von der Seite seltsam an. „Meine Frau kann niemanden empfangen", murmelte er unwirsch. „Ich würde sie keine Minute aufhalten", versetzte der junge Jolyon freundlich. „Sie kann niemanden empfangen", sagte er nochmals. Des jungen Jolyon Blick schoß an ihm vorüber in die Halle, und Soames wandte sich um. Da stand in der Tür zum Wohnzimmer Irene mit wilden, brennenden Augen, die Lippen geöffnet, die Hände ausgestreckt. Beim Anblick

der beiden Männer erlosch das Leuchten in ihrem Gesicht; sie ließ die Hände an den Seiten herabsinken und stand wie versteinert.

Soames drehte sich um; er begegnete den Augen des Besuchers, und bei dem Blick, den er darin sah, entfuhr ihm ein Laut, der einem Knirschen glich. Er verzog die Lippen zu dem Schatten eines Lächelns. „Dies ist mein Haus", sagte er; „ich besorge meine Angelegenheiten allein. Ich sagte Ihnen bereits — ich sage Ihnen noch einmal, wir sind nicht zu sprechen." Und er schlug dem jungen Jolyon die Tür vor der Nase zu.

NACHSOMMER

„Doch ach! zu kurz ist des Sommers Frist!"

Shakespeare

ANDRÉ CHEVRILLON

zugeeignet

I

Am letzten Tag des Monats Mai, zu Anfang der neunziger Jahre, saß der alte Jolyon Forsyte gegen sechs Uhr abends unter dem Eichenbaum vor der Terrasse seines Hauses in Robin Hill. An diesem herrlichen Nachmittag wollte er so lange draußen bleiben, bis die Mücken anfangen würden zu stechen. Er hielt eine fast zu Ende gerauchte Zigarre in der magern braunen Hand, an der die Adern blau hervortraten und deren schmale Finger lange Nägel hatten – die Mode der spitzgeschnittenen, polierten Nägel stammte noch wie er selber aus jenen frühviktorianischen Tagen, als es für besonders vornehm galt, nichts zu berühren, nicht einmal mit den Fingerspitzen. Seine gewölbte Stirn, der lange weiße Schnurrbart, die magern Wangen und das lange magere Kinn wurden vor der tiefstehenden Sonne durch einen alten braunen Panamahut geschützt. Wie er so mit übereinandergeschlagenen Beinen dasaß, lag in seiner ganzen Haltung eine heitere Ruhe; man sah ihr die Eleganz eines alten Herrn an, der jeden Morgen Eau de Cologne auf sein seidenes Taschentuch spritzt. Zu seinen Füßen lag ein wolliger, schwarz-weißer Hund, der sich Mühe gab, wie ein Spitz auszusehen – das war der Hund Balthasar; die ehemalige Abneigung zwischen ihm und dem alten Jolyon hatte sich mit den Jahren in Freundschaft verwandelt. Dicht bei seinem Stuhl hing eine Schaukel, und auf dieser saß eine von Hollys Puppen, ‚die dumme Alice' genannt, die mit dem Oberkörper vornüber gefallen war und ihr kleine Nase trübselig in einem schwarzen Unterrock versteckte. Sie war stets in Ungnade, und so konnte es ihr gleichgültig sein, wie sie dasaß. Unter dem Eichenbaum zog sich der Rasen über eine Böschung hinunter bis zu einer Farnkrautpflanzung; jenseits dieser Anlage begannen dann die Felder, die zum Teich abfielen, das Wäldchen, und man genoß jene Aussicht, ‚sehr schön, merkwürdig', auf die Swithin Forsyte gerade von diesem Baum aus hingestarrt hatte, als er vor fünf Jahren mit Irene herausgefahren war, um das Haus zu besichtigen. Der alte Jolyon hatte von seines Bruders Heldentat gehört, von jener Fahrt, die auf der Forsytebörse berühmt geworden war. Swithin!

Im vergangenen November hatte sich dieser Bursche hingelegt und war gestorben und war doch erst neunundsiebzig; sein Tod hatte von neuem den Zweifel wachgerufen, der zuerst aufgetaucht war, als Tante Ann diese Welt verlassen hatte, den Zweifel daran, daß die Forsytes wirklich ewig leben würden. Tot! Und nun waren nur noch Jolyon und James übrig, Roger, Nicholas und Timothy – Julia und Hester! Und der alte Jolyon dachte: ‚Fünfundachtzig! Ich spüre nichts davon – oder doch nur dann, wenn jener Schmerz kommt!'

Er suchte in seiner Erinnerung. Er hatte sein Alter nicht mehr gefühlt, seit er das Unglückshaus seines Neffen Soames gekauft und sich vor drei Jahren hier in Robin Hill niedergelassen hatte. Es war gerade, als ob er mit jedem Frühjahr jünger geworden wäre, seit er auf dem Lande lebte mit seinem Sohn und seinen Enkeln – June, und den beiden Kleinen aus der zweiten Ehe, Jolly und Holly; seit er hier draußen lebte, fern vom Londoner Lärm und dem Geschnatter der Forsytebörse, frei von allen Aufsichtsratssitzungen, in einer köstlichen Atmosphäre, in der es keine Pflichten, sondern nur Vergnügungen gab; er war vollauf damit beschäftigt, das Haus mit den Feldern noch vollkommener und besser herzurichten und den Launen von Holly und Jolly nachzukommen. All das Verbitterte und Absonderliche seines Wesens, das sich in ihm während des langen tragischen Konfliktes zwischen June, Soames, dessen Frau Irene und dem armen jungen Bosinney in ihm gesammelt hatte, war lange schon wie ausgelöscht. Sogar June hatte endlich ihre Melancholie überwunden, machte sie doch gerade jetzt mit ihrem Vater und ihrer Stiefmutter eine Reise durch Spanien. Ein seltsamer, völliger Friede herrschte seit ihrer Abreise, glückselig und dennoch leer und öde, weil sein Sohn nicht da war. Jetzt war ihm Jo stets nur ein Trost und eine Freude – so ein lieber Junge! Aber Frauen, sogar die besten, gingen einem irgendwo immer ein wenig auf die Nerven, nur dann selbstverständlich nicht, wenn man sie bewunderte.

In der Ferne rief ein Kuckuck; auf der ersten Ulme im Feld girrte eine Wildtaube, und so viele Gänseblümchen und Butterblumen waren nach dem letzten Mähen aufgeblüht! Auch wehte der Wind von Südwesten her – eine köstliche, würzige Luft! Er schob den Hut ins Genick und ließ die Sonne Wange und Kinn bescheinen. Er wußte selbst nicht warum, aber heute wünschte er sich Gesellschaft, wünschte er, in ein anmutiges Gesicht zu schauen. Alte Leute behandelt man immer so, als ob sie keine Wünsche mehr hätten. Noch niemals hatte er Gedanken gehabt wie jetzt, die so wenig zu der

Forsyteschen Weltauffassung paßten: ‚Man kann doch nie genug haben! Es sollte mich nicht wundern, wenn man – einen Fuß schon im Grabe – sich immer noch nach etwas sehnt!' Hier draußen, fern von dringenden Geschäften, hatten seine Enkelkinder, die Blumen, Bäume und Vögel des kleinen Gutes, gar nicht zu reden von der Sonne, dem Mond und den Sternen über ihnen, Tag und Nacht zu ihm gesagt: ‚Sesam, öffne dich!' Und Sesam hatte sich geöffnet, wie sehr, das wußte er vielleicht selber nicht. Er hatte stets Empfänglichkeit besessen für das, was man jetzt ‚Natur' zu nennen anfing, echte, fast religiöse Empfänglichkeit, obwohl er einen Sonnenuntergang nie anders als ‚Sonnenuntergang' und eine Aussicht nie anders als ‚Aussicht' genannt hatte, wie tief sie ihn auch immer bewegen mochten. Aber nun war er schon so weit, daß die Natur ihm ein wehes Gefühl verursachte, sie griff ihm so sehr ans Herz. An jedem dieser ruhigen, klaren, immer länger werdenden Tage schlenderte er umher, Hollys Hand in der seinen, während der Hund Balthasar, der stets etwas zu suchen schien, was er niemals finden konnte, vor ihnen her lief; er beobachtete, wie die Rosen sich öffneten, das Spalierobst an den Mauern Knospen ansetzte, wie das Sonnenlicht die Blätter der Eichen und die jungen Bäume in dem Wäldchen vergoldete und wie die Blätter der Wasserlilien sich aufrollten und glänzten, oder er blickte über das silbrige junge Korn des einzigen Weizenfeldes; er horchte auf die Stare und Lerchen und auf die wiederkäuenden hellbraunen Kühe, die langsam mit den Schwänzen schlugen; und an jedem dieser schönen Tage tat ihm ein wenig das Herz weh vor lauter Liebe zu den Dingen und vielleicht auch, weil er ganz im Innern spürte, daß ihm nicht mehr sehr viel Zeit geblieben war, sich ihrer zu freuen. Er mußte daran denken, daß eines Tages vielleicht schon in weniger als zehn Jahren, vielleicht in weniger als fünf – diese ganze Welt von ihm genommen sein würde, noch ehe seine Kraft, sie zu lieben, erschöpft war, und es erschien ihm als eine Ungerechtigkeit, die einen Schatten auf sein Leben warf. Was immer auch nach diesem Leben käme, es würde nicht das sein, wonach er sich sehnte: nicht Robin Hill und Blumen und Vögel und hübsche Gesichter – von denen er schon jetzt zuwenig um sich hatte! Mit den Jahren hat sich sein Widerwille gegen jede Art von Humbug verstärkt; die Orthodoxie, die er in den sechziger Jahren zur Schau getragen, war für ihn längst schon abgetan, wie auch die Koteletts, die er aus purem Übermut zur selben Zeit getragen hatte, und er verehrte heute nur mehr dreierlei: Schönheit,

aufrechtes Benehmen und den Sinn für Eigentum; doch als Höchstes galt ihm nun die Schönheit. Er hatte stets die verschiedenartigsten Interessen gehabt und konnte auch heute noch die ‚Times' lesen; aber in dem Augenblick, da er eine Amsel singen hörte, legte er unweigerlich die Zeitung aus der Hand. Aufrechtes Benehmen, Eigentum – das ermüdete ihn irgendwie. Aber der Amseln und des Sonnenuntergangs ward er niemals müde; sie verursachten ihm nur ein unbestimmtes Gefühl, als ob er ihrer nie überdrüssig werden könnte. Wie er so in den stillen Glanz des frühen Abends schaute und auf die kleinen goldenen und weißen Blumen auf dem Rasen, kam ihm ein Gedanke: Dieses Wetter war die Musik des ‚Orpheus', die er kürzlich im Covent Garden Opernhaus gehört hatte. Ein wunderschönes Werk, nicht wie Meyerbeer und auch nicht ganz wie Mozart, sondern in seiner Art vielleicht noch lieblicher; es war etwas Klassisches, etwas vom Goldenen Zeitalter darin, etwas Reines und Gereiftes, und die Ravogli ‚fast würdig der alten Tage' – das höchste Lob, das er spenden konnte. Die Sehnsucht Orpheus' nach der Schönheit, die er verloren hatte, nach seiner Liebe, die zum Hades hinabgestiegen war, so wie im Leben Liebe und Schönheit dahinschwanden, dieselbe Sehnsucht, die in der herrlichen Musik sang und bebte, vibrierte auch in der leise verklingenden Schönheit der Natur an diesem Abend. Unwillkürlich stieß er die Spitze seines korkbesohlten Zugschuhs dem Hund Balthasar in die Rippen, so daß das Tier erwachte und nach seinen Flöhen suchte, denn obgleich man zu wissen glaubte, daß er gar keine habe, konnte doch nichts Balthasar zu dieser Überzeugung bringen. Als er fertig war, rieb er die Stelle, wo er sich gekratzt, an seines Herrn Wade und legte sich wieder nieder, die Schnauze auf dem Spann des Fußes, der ihn gestört hatte. Und plötzlich mußte der alte Jolyon an ein Gesicht denken, das er vor drei Wochen in der Oper gesehen – Irene, die Frau seines feinen Neffen Soames, dieses ‚reichen Mannes'! Obgleich er sie nicht wieder getroffen seit jenem ‚Empfang' in seinem alten Haus in Stanhope Gate, bei dem die unselige Verlobung seiner Enkelin June mit dem jungen Bosinney gefeiert worden war, hatte er sie doch sofort wiedererkannt, denn er hatte sie stets bewundert – eine sehr schöne Frau. Er hatte gehört, daß sie nach dem Tode des jungen Bosinney, dessen Geliebte sie so sträflicherweise geworden war, Soames sofort verlassen hatte. Der Himmel mochte wissen, was sie seither getrieben. Der Anblick ihres Gesichtes, im Profil, in der Reihe vor ihm, hatte ihn buchstäblich zum erstenmal seit drei

Jahren wieder daran erinnert, daß sie noch am Leben war. Niemand hatte je von ihr gesprochen. Und doch, Jo hatte ihm einmal etwas erzählt, etwas, das ihn ganz aus der Fassung gebracht. Wahrscheinlich hatte es der Junge von George Forsyte gehört, der Bosinney an dem Tage, da er überfahren worden war, im Nebel gesehen hatte – es mußte etwas, das die Verzweiflung des jungen Menschen erklärte – etwas, das Soames seiner Frau angetan – etwas Entsetzliches gewesen sein. Jo hatte auch sie selbst an jenem Nachmittag gesehen, nachdem die Nachricht schon bekannt geworden war, hatte sie für einen Augenblick gesehen, und der alte Jolyon hatte seine Worte nie vergessen können – ‚verirrt und verloren' hatte er sie genannt. Und am nächsten Tage war June hingegangen – ihre eigenen Gefühle unterdrückend – war hingegangen, da hatte die Jungfer geweint und ihr gesagt, wie ihre Herrin in die Dunkelheit hinausgeschlüpft und verschwunden sei. Eine traurige Geschichte – wahrhaftig! Eines war sicher: Soames hatte ihrer niemals wieder habhaft werden können. Er lebte nun in Brighton, fuhr täglich nach London und wieder zurück, ein wohlverdientes Schicksal – der reiche Mann! Denn wenn der alte Jolyon einen einmal nicht leiden konnte – und seinen Neffen konnte er nicht leiden –, dann kam er nie mehr darüber hinweg. Er erinnerte sich noch, mit welchem Gefühl der Erleichterung er die Nachricht von Irenens Verschwinden aufgenommen. Es war entsetzlich gewesen, sie sich als Gefangene in jenem Hause vorzustellen, wohin sie zurückgekehrt sein mußte, wie ein verwundetes Tier sich in seine Höhle schleppt, als Jo sie gesehen hatte, für wenige Minuten zurückgekehrt – nachdem sie auf einem Zeitungsplakat in der Straße die Nachricht gelesen: ‚Tragischer Tod eines Architekten'. Unlängst an jenem Abend hatte ihn ihr Antlitz seltsam berührt; es war noch schöner, als er es in der Erinnerung hatte, aber wie eine Maske, die das Leben darunter verbarg. Eine junge Frau noch, vielleicht achtundzwanzig. Na ja! Höchstwahrscheinlich hatte sie jetzt schon einen andern Liebhaber. Aber bei diesem rebellischen Gedanken – denn verheiratete Frauen sollten kein zweites Mal lieben, einmal war schon zuviel gewesen – schnellte sein Fuß in die Höhe und mit ihm der Kopf des Hundes Balthasar. Das kluge Tier stand auf und blickte dem alten Jolyon ins Gesicht. ‚Spazierengehen?' schien er zu fragen; und der alte Jolyon erwiderte: „Gehn wir, alter Bursche!"

Langsam, wie es die beiden gewöhnt waren, schritten sie über die Sternbilder von Butterblumen und Gänseblümchen und betraten

die Farnkrautpflanzung. Diese Anlage, wo noch sehr wenig wuchs, war wohlbedacht tiefer als der übrige Rasen angelegt worden, so daß sie wieder bis zu seiner Höhe emporwachsen und so den Eindruck der Unregelmäßigkeit erwecken konnte, was ja bei der Anlage eines Gartens so wichtig war. Der Hund Balthasar liebte die Felsblöcke und die Erde dazwischen, wo er manchmal einen Maulwurf fand. Der alte Jolyon ging immer eigens hindurch, nur weil die Pflanzung einmal schön werden sollte, wenn sie es auch einstweilen noch nicht war; und er dachte oft: ‚Varr muß herausfahren und danach schauen, er ist tüchtiger als Beech!' Denn Pflanzen verlangen genau wie Häuser oder wie menschliche Gebrechen die beste fachmännische Fürsorge. In der Pflanzung gab es viele Schnecken, und wenn seine Enkelkinder ihn begleiteten, wies er manchmal auf eine hin und erzählte die Geschichte des kleinen Jungen, der einmal fragte: ‚Kann eine Pflaume laufen, Mutter?' ‚Nein, mein Kind.' ‚Pfui Teufel, dann hab' ich sicher einen dicken Schneck hinuntergeschluckt.' Und wenn sie vor Entsetzen in die Höhe sprangen und seine Hand packten, weil sie sich vorstellten, wie der dicke Schneck die Kehle des kleinen Jungen hinunterrutschte, dann zwinkerte er vergnügt mit den Augen. Sie verließen die Pflanzung: er öffnete die Zauntür, die gerade dort in das erste Feld hinausführte, ein großes, parkähnliches Gelände, von dem man mittels einer Ziegelmauer einen Gemüsegarten abgetrennt hatte. Diesen vermied der alte Jolyon, da er nicht zu seiner Stimmung paßte, und ging den Hügel hinunter nach dem Teich zu. Der Hund Balthasar, der wußte, daß dort eine oder zwei Wasserratten hausten, hüpfte voraus in der Gangart eines alten Hundes, der jeden Tag denselben Spaziergang macht. Am Rande des Teiches blieb der alte Jolyon stehen und betrachtete eine Wasserlilie, die sich seit gestern geöffnet hatte; er wollte sie morgen Holly zeigen, sobald ‚sein kleiner Liebling' die Magenverstimmung überstanden haben würde, die dem Genuß einer Tomate zum Frühstück gefolgt war – ihr kleiner innerer Mechanismus war so zart. Nun, da Jolly die Schule besuchte – es war sein erstes Semester –, war Holly fast den ganzen Tag bei ihm, und heute fehlte sie ihm sehr. Er fühlte auch wieder den Schmerz, der ihn in letzter Zeit öfters behelligte – ein leises Ziehen in der linken Seite. Er sah zurück, den Hügel hinan. Der arme junge Bosinney hatte mit diesem Haus wirklich einen schönen Besitz geschaffen; wenn er am Leben geblieben wäre, hätte er sicher Karriere gemacht. Und wo war er jetzt? Vielleicht ging sein Geist noch hier um, an dem Orte seines

letzten Wirkens und seiner tragischen Liebesgeschichte. Oder hatte sich der Geist Philip Bosinneys im All aufgelöst? Wer konnte es sagen? Der Hund da machte sich die Beine schmutzig! Und er wandte sich nach dem Wäldchen. Dort hatten die herrlichsten Glockenblumen geblüht, er wußte noch einige Stellen, wo die Sonne nicht hindrang; es sah aus, als wären kleine Stückchen blauen Himmels zwischen die Bäume gefallen. Er ging an den Kuhställen und Hühnerhäusern vorüber, die dort lagen, und verfolgte einen kleinen Pfad in das Dickicht der jungen Bäume hinein, um zu einer der Glockenblumenstellen zu gelangen. Balthasar, der wieder vor ihm her lief, stieß ein leises Knurren aus. Der alte Jolyon berührte ihn mit dem Fuß, der Hund jedoch stand regungslos, gerade mitten auf dem Weg, den er versperrte, und über den wolligen Rücken hin sträubte sich langsam das Haar. Ob es nun das Knurren und der Anblick des gesträubten Hundehaares oder ob es das Empfinden war, das den Menschen in einem Wald beschleicht, auch der alte Jolyon fühlte, wie es ihm kalt über den Rücken lief. Und dann bog der Pfad um eine Ecke; da lag ein alter, moosbewachsener Block, und darauf saß eine Frau. Ihr Gesicht war abgewandt, und sein erster Gedanke war: ‚Diesen Weg hätte sie nicht betreten dürfen – ich muß eine Tafel ‚Verbotener Weg' anbringen lassen!' – da wandte sie sich um. Grundgütiger Himmel! Dasselbe Antlitz, das er in der Oper gesehen – dieselbe Frau, an die er gerade gedacht hatte! In diesem Augenblick der Verwirrung sah er alles verschwommen, als ob ein Geist – ein sonderbarer Effekt, den das gleitende Sonnenlicht auf ihrem grau-violetten Kleid hervorrief! Und dann erhob sie sich und stand lächelnd da, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt. Der alte Jolyon dachte: ‚Wie hübsch sie ist!' Sie sprach nicht, und er schwieg ebenfalls; und mit einer gewissen Bewunderung verstand er plötzlich den Grund dieses Schweigens. Sie war zweifellos um irgendeiner Erinnerung willen hergekommen und dachte gar nicht daran, es mit einer herkömmlichen Ausrede zu verschleiern.

„Gib acht, daß der Hund nicht dein Kleid berührt", sagte er, „er hat nasse Beine. Hierher, du!" Aber der Hund Balthasar lief zu der Besucherin hin, die sich niederbeugte und seinen Kopf streichelte. Der alte Jolyon sagte rasch: „Ich habe dich neulich abends in der Oper gesehen, aber du hast mich nicht bemerkt." „O doch!" entgegnete sie. Er fühlte eine feine Schmeichelei in ihren Worten, als hätte sie hinzugefügt: ‚Glaubst du denn, daß man dich übersehen kann?' „Die andern sind alle in Spanien", bemerkte er unvermittelt.

„Ich bin allein hier; ich bin unlängst in die Stadt gefahren, in die Oper. Die Ravogli ist gut. Hast du schon die Kuhställe gesehen?"

Instinktiv lenkte er in einer so geheimnisvollen, fast aufregenden Situation seine Schritte nach seinem Besitztum zurück, und sie ging neben ihm her. Sie hatte einen etwas wiegenden Gang, wie ihn sehr schöne Französinnen oft haben; auch die Farbe ihres Kleides war eine Art französisches Grau. Er bemerkte zwei oder drei silberne Fäden in ihrem bernsteingelben Haar, das so seltsam mit den dunklen Augen und dem elfenbeinfarbenen Gesicht kontrastierte. Ein plötzlicher schräger Blick aus den samtbraunen Augen beunruhigte ihn. Er schien aus der Tiefe und von weit her zu kommen, fast aus einer andern Welt oder wenigstens von jemand, der in dieser Welt nicht allzu heimisch ist. Und er fragte aufs Geratewohl: „Wo lebst du jetzt?" „In einer kleinen Etagenwohnung in Chelsea." Er wollte gar nicht wissen, womit sie sich beschäftigte, er wollte überhaupt nichts wissen; und doch entschlüpfte ihm die unmögliche Frage: „Allein?" Sie nickte. Es war eine Erleichterung, das zu wissen. Und es ging ihm durch den Sinn, daß, hätte das Schicksal es ein wenig anders gewollt, sie heute Herrin dieses Besitzes wäre und ihm, als dem Besucher, die Kuhställe zeigen würde.

„Lauter Aldernaykühe", murmelte er; „sie geben die beste Milch. Die da ist ein schönes Tier. He, Myrtle!" Die rehfarbene Kuh, deren Augen so sanft und braun wie die Irenens waren, stand vollkommen unbeweglich da; sie war gerade erst gemolken worden. Sie schaute sich nach ihnen um aus dem Winkel ihrer glänzenden, gutmütig-spöttischen Augen, und aus ihrem grauen Maul tröpfelte ein Faden Speichel in das Stroh hinunter. In dem dämmerigen Licht des kühlen Kuhstalls umgab sie ein Duft von Heu, Vanille und Ammoniak. Der alte Jolyon sagte: „Bleib zum Dinner hier. Ich lasse dich im Wagen nach Hause fahren." Er sah, wie sie mit sich kämpfte; es war ja natürlich, daß Erinnerungen in ihr aufstiegen. Aber er wünschte ihre Gesellschaft; ein anmutiges Gesicht, eine reizende Gestalt, Schönheit! Er war den ganzen Nachmittag allein gewesen. Vielleicht bemerkte sie seinen sehnsüchtigen Blick, denn sie erwiderte: „Danke, Onkel Jolyon, ich bleibe gern." Er rieb sich die Hände und sagte: „Ausgezeichnet! Dann wollen wir hinaufgehn!" Und der Hund Balthasar lief vor ihnen her, wie sie langsam durch das Feld hinanstiegen. Die Sonne schien ihnen ins Gesicht, so daß er nicht nur jene silbernen Fäden sehen konnte, sondern auch zarte Linien, gerade tief genug, um, wie die Linien einer fein geprägten Münze, ihre

Schönheit hervorzuheben – so wie ein Mensch aussieht, der sein Leben nicht mit andern teilt. ‚Ich will sie über die Terrasse hineinführen', dachte er, ‚ich will sie nicht wie einen gewöhnlichen Besucher behandeln.'

„Was treibst du den ganzen Tag?" fragte er. „Ich gebe Musikunterricht; und außerdem interessiere ich mich noch für etwas anderes." „Arbeit!" sagte der alte Jolyon, hob die Puppe aus der Schaukel und glättete ihren schwarzen Unterrock; „es gibt nichts Besseres, nicht wahr? Ich arbeite jetzt gar nichts mehr. Es geht mir gut. Wofür interessierst du dich sonst noch?" „Ich suche Frauen zu helfen, die zu Schaden gekommen sind." Der alte Jolyon verstand nicht gleich. „Zu Schaden?" wiederholte er. Plötzlich empfand er mit einem heftigen Schreck, daß sie genau dasselbe meinte, was er selbst mit diesem Ausdruck bezeichnet hätte. Sie half den Magdalenen von London! Was für ein unheimliches und erschreckendes Interesse! Doch da seine Neugier größer war als seine natürliche Abneigung, fragte er: „Auf welche Art? Was tust du für sie?" „Nicht viel. Ich habe kein überflüssiges Geld. Ich kann nur Sympathie geben und manchmal etwas zu essen." Unwillkürlich griff der alte Jolyon nach seiner Börse. Hastig sagte er: „Wie machst du sie denn ausfindig?" „Ich gehe in ein Krankenhaus." „In ein Krankenhaus! Mein Gott!" „Am meisten schmerzt mich, daß fast an allen einmal irgend etwas Schönes war." Der alte Jolyon strich das Kleid der Puppe glatt. „Schönheit!" rief er aus, „jawohl! Eine traurige Sache!", und er schritt auf das Haus zu. Er ging ihr durch eine Glastür mit noch nicht emporgezogener Markise voran und trat in das Zimmer, in dem er gewöhnlich die ‚Times' studierte und eine landwirtschaftliche Zeitschrift mit riesigen Illustrationen der Mangoldwurzel und dergleichen, die von Holly mit Wasserfarben bunt bemalt wurden. „In einer halben Stunde ist das Dinner fertig. Möchtest du dir inzwischen die Hände waschen? Ich werde dich in Junes Zimmer führen." Er sah, wie sie sich voll Interesse umblickte; welche Veränderungen, seitdem sie das letztemal dies Haus besucht hatte mit ihrem Gatten oder ihrem Geliebten, oder vielleicht mit beiden – wer konnte das wissen! All das lag im Dunkel, und er wollte nicht daran rühren. Aber welche Veränderungen! Und in der Halle sagte er: „Du weißt doch, daß mein Sohn Jo Maler ist. Er hat einen guten Geschmack. Wir haben natürlich verschiedene Ansichten, aber ich lasse ihm seinen Willen."

Sie stand ganz ruhig da und ließ ihren Blick durch die Halle und

das Musikzimmer schweifen, so wie es jetzt war – alles in einem, unter dem großen Oberlicht. Der alte Jolyon empfing von ihr einen merkwürdigen Eindruck. Versuchte sie aus den Schatten des Raumes, der ganz in Perlgrau und Silber gehalten war, eine Gestalt heraufzubeschwören? Er selber hätte übrigens Gold vorgezogen; das war lebhafter und solider. Aber Jo teilte den französischen Geschmack, und so war der Raum wie in weiche Schatten gehüllt oder wie in den Rauch der Zigaretten, die der Junge immer rauchte, nur hie und da von einem Schimmer Blau oder Rot unterbrochen. Es war nicht sein Ideal! Im Geiste hatte er in diesem Raum alle jene goldgerahmten Meisterwerke aufgehängt, ganz stille Stilleben, die er in jenen Tagen gekauft hatte, als es auf die Quantität ankam. Und wo waren sie jetzt? Für einen Pappenstiel verkauft. Denn jenes Etwas, das ihn, als einzigen von allen Forsytes, mit der Zeit Schritt halten ließ, hatte ihn davor gewarnt, die Bilder zu behalten. Nur in seinem Arbeitszimmer hingen noch immer die ‚Holländischen Fischerboote bei Sonnenuntergang'.

Er stieg mit ihr die Treppe empor, ganz langsam, denn er fühlte den Schmerz in der Seite. „Das sind die Badezimmer und die andern Nebenräume", sagte er. „Ich habe sie mit Kacheln auslegen lassen. Hier liegen die Kinderzimmer. Und dieses Zimmer gehört Jo und seiner Frau. Es sind lauter ineinandergehende Räume. Aber du wirst dich ja wohl noch erinnern." Irene nickte. Sie gingen die Galerie entlang und betraten ein großes Zimmer mit mehreren Fenstern, in dem ein schmales Bett stand. „Hier wohne ich", bemerkte er. Die Wände waren mit Photographien der Kinder und mit Aquarellen bedeckt, und unsicher fügte er hinzu: „Jo hat sie gemalt. Die Aussicht ist großartig. Bei klarem Wetter kann man die große Tribüne des Rennplatzes von Epsom sehen." Hinter dem Haus war die Sonne jetzt untergegangen, und über der ‚Aussicht' lag leuchtender Nebeldunst, ein Abglanz des langen, glücklichen Tages. Nur wenige Häuser waren zu sehen, Felder und Bäume traten aus dem Dunst der fernen Ebene mattglitzernd hervor. „Das Land verändert sich", sagte er unvermittelt, „aber es wird noch bestehen, wenn wir alle schon gestorben sind. Siehst du die Drosseln dort? Frühmorgens ist das Vogelgezwitscher so lieblich hier draußen. Ich bin froh, daß ich mit London nichts mehr zu tun habe." Ihr Gesicht berührte fast die Fensterscheibe, und er war betroffen von dem traurigen Ausdruck darin. ‚Ich möchte gern, daß sie glücklich aussieht!' dachte er. ‚Ein hübsches Gesicht, aber so traurig!' Er nahm seine Kanne mit heißem

Wasser und trat auf die Galerie hinaus. „Das ist Junes Zimmer. Ich glaube, du wirst alles Nötige finden", sagte er, indem er eine Tür öffnete und die Kanne niederstellte. Er schloß die Tür hinter ihr und ging in sein eigenes Zimmer zurück. Während er sein Haar mit den großen Ebenholzbürsten glättete und seine Stirn mit Eau de Cologne betupfte, dachte er nach. Es war so seltsam, daß sie gekommen war — wie eine Erscheinung, geheimnisvoll und romantisch, als wäre seine Sehnsucht nach Gesellschaft, nach Schönheit erfüllt worden von — nun, von irgendeiner Macht in der Welt, die eben dazu da ist, eine solche Sehnsucht zu erfüllen. Und vor dem Spiegel straffte er seine noch immer aufrechte Gestalt, fuhr mit der Bürste über seinen großen, weißen Schnurrbart, befeuchtete seine Augenbrauen mit Eau de Cologne und klingelte.

„Ich habe zu sagen vergessen, daß eine Dame mit mir dinieren wird. Die Köchin soll etwas mehr als gewöhnlich herrichten, und Beacon soll den Landauer und die Pferde um halb elf bereit halten, um die Dame heute abend in die Stadt zurückzufahren. Schläft Miß Holly?" Das Stubenmädchen sagte, sie glaube nicht. Und der alte Jolyon ging über die Galerie, stahl sich auf den Zehenspitzen zum Kinderzimmer und öffnete die Tür, deren Angeln er besonders geölt hielt, um abends ungestört hinein- und hinausschlüpfen zu können. Aber Holly schlief fest und lag da wie eine kleine Madonna von jener Art, die die alten Maler nicht von einer Venus unterscheiden konnten, wenn das Bild vollendet war. Ihre langen, dunklen Wimpern lagen auf den Wangen, ihr Gesichtchen war vollkommen friedlich — ihr kleiner Mechanismus war offenbar wieder ganz in Ordnung. Und der alte Jolyon stand in dem dämmerigen Zimmer und betete sie an! Das kleine Gesichtchen war entzückend, so lieb und feierlich. Er besaß in reichem Maße die gesegnete Fähigkeit, in den Kindern eine zweite Jugend zu erleben. Sie bedeuteten ihm sein zukünftiges Leben, das einzige Leben nach dem Tode, das er vielleicht mit seinem zutiefst heidnischen Instinkt für möglich hielt. Vor dem kleinen Wesen da lag noch das ganze Leben, und etwas von seinem eigenen Blut pulsierte in den zarten Adern. Da schlief sie, seine kleine Gefährtin — er wollte sie so glücklich machen, als es ihm nur immer möglich war; sie sollte nur lauter Liebe erfahren. Ein Glücksgefühl überwältigte ihn fast; er ging hinaus und bemühte sich dabei, das Knarren seiner Lackschuhe zu dämpfen. Auf dem Korridor packte ihn ein unsinniger Gedanke, die Vorstellung, daß Kinder einmal so werden könnten wie die Frauen, denen Irene half! Frauen,

die alle einmal so unschuldige Dinger gewesen waren wie dies schlafende Kind! ‚Ich muß ihr einen Scheck geben!' überlegte er, ‚der Gedanke daran ist mir unerträglich.' Er hatte es niemals ertragen können, an diese armen Verstoßenen zu denken; es verwundete zu tief sein innerstes Gefühl für wahre Verfeinerung, das unter den zahlreichen Schichten seines seit Generationen vererbten, stark ausgeprägten Sinnes für Besitz verborgen lag, es verwundete zu schmerzlich das tiefste Gefühl in ihm: die Liebe zu allem Schönen, die sogar jetzt sein Herz erbeben ließ bei dem Gedanken an einen Abend in Gesellschaft einer schönen Frau. Und er durchschritt die Drehtüren und stieg in die Wirtschaftsräume hinunter. Dort unten im Weinkeller lag ein Rheinwein – eine Flasche davon war wenigstens zwei Pfund wert –, ein Steinberger Cabinet, besser als der beste Johannisberger, der je eine Kehle hinabgeglitten; ein Wein von herrlichem Aroma, süß wie ein Nektarinenpfirsich – ein wahrer Nektar! Er nahm eine Flasche heraus und hielt sie gegen das Licht, er ging so vorsichtig damit um wie mit einem Baby. Die schlankhalsige Flasche von satter Farbe, in ein Gewand von Staub gehüllt, erfüllte ihn mit tiefer Freude. Drei Jahre hatte der Wein nun seit dem Umzug aus der Stadt wieder ruhig gelagert – er mußte jetzt von vorzüglicher Beschaffenheit sein! Vor fünfunddreißig Jahren hatte er ihn gekauft – Gott sei Dank, er hatte sich seine feine Zunge bewahrt und das Recht erworben, ihn zu trinken. Auch sie würde diesen Wein zu schätzen verstehen; nicht eine Spur von Essig in dem ganzen Dutzend Flaschen. Er wischte die Flasche ab, zog den Kork mit eigenen Händen heraus, beugte sich darüber und sog den Duft ein; dann ging er in das Musikzimmer zurück.

Irene stand am Klavier; sie hatte den Hut und einen Spitzenschal, den sie vorher getragen, abgenommen, so daß man ihr bernsteinfarbenes Haar und die zarte Blässe ihres Halses sehen konnte. Dem alten Jolyon erschien sie wie ein schönes Bild in ihrem grauen Kleide vor dem Klavier aus Rosenholz. Er reichte ihr den Arm, und sie schritten feierlich in das Speisezimmer. Es war so angelegt, daß vierundzwanzig Personen bequem dinieren konnten; jetzt stand nur ein kleiner, runder Tisch darin. Der große Speisezimmertisch wirkte auf den alten Jolyon in seiner gegenwärtigen Einsamkeit bedrückend; er hatte ihn für die Zeit der Abwesenheit seines Sohnes entfernen lassen. In diesem Zimmer, an dessen Wänden zwei wirklich gute Kopien Raffaelscher Madonnen hingen, pflegte er allein zu dinieren. Das war jetzt, bei diesem Sommerwetter, die einzige

trostlose Stunde seines Tages. Er war niemals ein starker Esser gewesen wie dieser große Kerl, der Swithin, oder Sylvanus Heythorp, oder Anthony Thornworthy, diese Busenfreunde aus früheren Zeiten; und allein zu dinieren, unter den Augen der Madonnen, war für ihn eine gar zu traurige Beschäftigung, die er so rasch wie möglich erledigte, um zu den mehr geistigen Genüssen des Kaffees und einer Zigarre zu kommen. Aber heute abend war das etwas ganz anderes! Über den kleinen Tisch hinüber zwinkerte er ihr zu, sprach von Italien und der Schweiz, erzählte ihr von seinen Reisen dorthin und von allerhand Erlebnissen, die er seinem Sohn und seiner Enkelin nicht mehr erzählen konnte, weil sie sie schon alle kannten. Es war herrlich für ihn, ein neues Publikum zu haben, wenn er auch niemals zu jenen alten Männern gehört hatte, die stets in Erinnerungen schwelgen müssen. Da ihn selbst Menschen ohne Feingefühl rasch ermüdeten, so vermied er es instinktiv, andere zu ermüden; besonders bewahrte ihn davor – im Verkehr mit Frauen – sein natürliches Bedürfnis, einer schönen Frau zu gefallen. Er hätte sich gefreut, wenn sie ein wenig aus sich herausgegangen wäre, aber obgleich sie ihm leise zustimmte und lächelte und offenbar an seinen Geschichten Gefallen zu finden schien, so wich doch jene geheimnisvolle Verschlossenheit nicht von ihr, die einen großen Teil ihres Reizes bildete. Er konnte Frauen nicht leiden, die mit Schultern und Augen kokettierten und ununterbrochen schwatzten; oder Frauen mit strengem Mund, die ihre Meinungen zu Gesetz erhoben und mehr wußten als man selber. Er liebte bei einer Frau nur eine einzige Eigenschaft: den echt weiblichen Charme; und je stiller dieser Zauber war, um so mehr entzückte er ihn. Und diese Frau besaß den sanften Zauber des späten Sonnenglanzes, der auf jenen italienischen Hügeln und Tälern lag, die er so sehr geliebt hatte. Das Gefühl, daß auch sie einsam und abgeschieden lebte, schien sie ihm näher zu bringen und machte ihre Gesellschaft besonders wünschenswert. Wenn ein Mann aus dem Wettbewerb mit andern endgültig ausgeschieden ist, dann ist er froh, sich vor der Konkurrenz der Jugend einmal sicher fühlen zu können, denn er wünscht ja noch immer einen Platz im Herzen einer schönen Frau. Und er trank seinen Rheinwein, hing an ihren Lippen und fühlte sich fast wieder jung. Aber auch der Hund Balthasar hing an ihren Lippen – während er in den Gesprächspausen verächtlich dreinblickte, denn da leerten sie jene grünlichen Gläser mit der goldenen Flüssigkeit, die er so sehr verabscheute.

Es begann leise zu dämmern, als sie in das Musikzimmer zurückgingen. Und die Zigarre im Munde, sagte der alte Jolyon: „Spiel mir etwas von Chopin vor!"

Nach den Zigarren, die ein Mann raucht, und nach den Komponisten, die er liebt, soll man seine Seele beurteilen. Der alte Jolyon konnte weder eine starke Zigarre noch Wagners Musik vertragen. Er liebte Beethoven und Mozart, Händel und Gluck, Schumann und aus irgendeinem dunklen Grunde die Opern Meyerbeers; doch in den letzten Jahren hatte ihn Chopin verführt, so wie auf dem Gebiete der Malerei Botticelli. Er war sich bewußt, daß er mit diesem Geschmack das Ideal des Goldenen Zeitalters verleugnete. Die Poesie dieser beiden war nicht die Miltons, Byrons und Tennysons, Raffaels und Tizians, Mozarts und Beethovens. Sie war sozusagen von einem Schleier verhüllt; diese Poesie schlug keinem ins Gesicht, sie griff nur, ohne daß man's merkte, ans Herz, und das Herz wand und krümmte sich und drohte zu vergehen. Und obgleich er niemals mit sich ins reine kam, ob das auch gesund sei, so war ihm dies doch ganz egal, solange er des einen Bilder anschaute oder des andern Musik zu hören bekam.

Irene setzte sich ans Klavier unter die elektrische Lampe mit dem perlgrauen Seidenschirm, und der alte Jolyon ließ sich in einen Lehnstuhl nieder, von dem aus er sie sehen konnte; er schlug die Beine übereinander und zog langsam an seiner Zigarre. Ein paar Augenblicke lang ließ sie die Hände auf den Tasten ruhen, offenbar überlegte sie, was sie ihm vorspielen sollte. Dann begann sie, und in dem alten Jolyon wurde eine traurige Freude wach, so ganz verschieden von allem andern in der Welt. Allmählich kam es wie ein Zauber über ihn, und er saß unbeweglich da; nur ab und zu, in langen Zwischenräumen, nahm er die Zigarre für kurze Zeit aus dem Mund. Das Gefühl ihrer Gegenwart, der genossene Rheinwein und der Duft des Tabaks schufen eine besondere Atmosphäre; aber gleichzeitig war es ihm, als befände er sich auch im strahlenden Sonnenschein, der unmerklich in Mondlicht überging; er sah kleine Teiche, in denen Störche wateten, und blauschwarze Bäume mit niederhängenden Zweigen, dazwischen verschwommene Umrisse glühender weinroter Rosen; vor ihm breiteten sich Lavendelfelder, in denen milchweiße Kühe weideten, und undeutlich schwebte durch seine Visionen die Gestalt einer Frau mit dunklen Augen und weißem Hals; sie lächelte, breitete die Arme aus, während durch die Luft, die wie Musik war, ein Stern herniederfiel und am Horn einer

Kuh hängenblieb. Er schlug die Augen auf. Ein herrliches Stück! Sie spielte gut – ein engelhaft zarter Anschlag! Und wieder schloß er die Augen. Er fühlte sich so überirdisch traurig und glücklich, als stünde er im Honigduft eines blühenden Lindenbaums. Er sehnte sich nicht danach, sein Leben noch einmal anzufangen, er wollte sich nur im Lächeln schöner Frauenaugen sonnen und sich am bloßen Duft erfreuen! Er zog die Hand zurück; der Hund Balthasar hatte sich aufgerichtet und sie geleckt.

„Wunderschön!" sagte er. „Spiel weiter – noch etwas von Chopin!" Sie begann wieder zu spielen. Diesmal frappierte ihn die Ähnlichkeit zwischen ihr und Chopin. Das Schwebende, das er in ihrem Gang bemerkt hatte, lag auch in ihrem Spiel; das von ihr gewählte Notturno paßte so gut zu dem sanften Dunkel ihrer Augen und dem Glanz auf ihrem Haar, der wie goldenes Mondlicht war. Verführerisch war sie, jawohl; aber nichts von einer Delila, weder in ihr noch in dieser Musik. Eine lange, blaue Spirale stieg aus seiner Zigarre auf und verlor sich in der Luft. ‚So werden wir vergehen!' dachte er. ‚Schönheit kann uns dann nicht mehr erfreuen! Ausgelöscht?'

Wieder hielt Irene inne. „Möchtest du etwas von Gluck hören?" fragte sie; „der komponierte gern in einem sonnbeschienenen Garten, eine Flasche Rheinwein neben sich." „Ach ja, spiel mir ‚Orpheus' vor." Und wieder versank er in Selbstvergessenheit. Rund um ihn her breiteten sich Felder mit goldenen und silbernen Blumen, weiße Gestalten schwebten im Sonnenlicht, und helle Vögel flogen hin und her. Sommer lag über allem. Immer neue Wellen einer süßen Traurigkeit durchfluteten sein Herz. Ein wenig Zigarrenasche fiel herunter; er zog ein seidenes Taschentuch hervor, um sie wegzuwischen, und atmete dabei den Duft von Schnupftabak und Eau de Cologne ein. ‚Ach!' dachte er, ‚Nachsommer – das ist es!' Und er sagte: „Du hast mir noch nicht ‚Che farò' vorgespielt." Sie gab keine Antwort, rührte sich auch nicht. Er fühlte plötzlich, daß sich ein unbestimmtes Etwas – etwas seltsam Störendes eingeschlichen hatte. Auf einmal sah er, wie sie aufstand und sich abwandte, und ein plötzliches Reuegefühl durchbebte ihn. Was für ein Narr er doch war! Was für ein taktloser Mensch! Wie Orpheus suchte ja auch sie nach ihrem verlorenen Geliebten in diesem Raume der Erinnerungen! Und bis ins Innerste verstört erhob er sich von seinem Stuhl. Sie war an das große Fenster am andern Ende des Zimmers getreten. Leise folgte er ihr. Sie hatte die Hände über der Brust ge-

faltet; er konnte gerade nur ihre Wange sehen, die ganz weiß war. Und tief ergriffen sagte er: „Komm, komm, mein Liebes!“ Die Worte waren ihm unwillkürlich entschlüpft, denn so pflegte er immer Holly zu trösten, wenn ihr etwas weh tat; aber diesmal lösten sie sofort eine schmerzliche Wirkung aus. Sie hob die Arme, bedeckte ihr Gesicht und weinte.

Der alte Jolyon stand da und starrte sie mit den tiefgründigen Augen des Alters an. Offenbar schämte sie sich aus tiefster Seele ihrer Fassungslosigkeit, die ihrer Selbstbeherrschung und der sonstigen Ruhe ihres ganzen Wesens so fremd war, als hätte sie sich noch niemals in Gegenwart eines andern von ihrem Gefühl überwältigen lassen. „Komm, komm – komm, komm!“ murmelte er; und er streckte ehrfurchtsvoll seine Hand aus und berührte sie. Sie wandte sich um und lehnte die Arme, in die sie das Gesicht verbarg, an ihn. Der alte Jolyon rührte sich nicht und ließ nur seine magere Hand auf ihrer Schulter ruhen. Das arme Ding! Sie sollte sich nur einmal recht ausweinen, das würde ihr guttun! Der Hund Balthasar setzte sich auf die Hinterbeine und betrachtete erstaunt die beiden.

Das Fenster stand noch offen, die Vorhänge waren nicht zugezogen, und das letzte Licht des Tages von draußen mischte sich sanft mit dem Lampenlicht drinnen; man spürte den Duft frischgemähten Grases. Aus der Erfahrung und Weisheit eines langen Lebens heraus sprach der alten Jolyon kein Wort. Sogar der tiefste Kummer weint sich aus mit der Zeit; nur die Zeit heilt alle Wunden – die Zeit, die Zeuge ist, wie die Gefühle sich wandeln und jede Erregung sich wieder legt. Die Zeit, die alles zur Ruhe bringt. Die Worte gingen ihm durch den Sinn: ‚Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser‘ – aber er wußte nichts mit ihnen anzufangen. Plötzlich spürte er einen Veilchenduft und ward sich bewußt, daß sie sich die Augen trocknete. Er streckte das Kinn vor, drückte seinen Schnurrbart gegen ihre Stirn und fühlte, wie ein Zittern durch ihren ganzen Körper lief, wie wenn ein Baum die Regentropfen abschüttelt. Sie zog seine Hand an ihre Lippen, als wollte sie sagen: ‚Jetzt ist es wieder gut! Sei mir nicht böse!‘

Dieser Kuß tat ihm sonderbar wohl; er führte sie zu ihrem Stuhl zurück; der Hund Balthasar folgte ihnen und legte einen Knochen der Koteletts von ihrem Abendessen ihnen zu Füßen. Um sie die Erinnerung an ihren Gefühlsausbruch vergessen zu machen, fiel ihm nichts Besseres ein, als ihr Porzellan zu zeigen; langsam ging er mit ihr von Schrank zu Schrank, nahm ein Stück nach dem andern her-

aus, Meißener, Lowestoft und Chelsea, und drehte die Stücke hin und her in seinen dünnen, geäderten Händen, deren Haut mit den blassen Sommersprossen so ganz alt aussah. „Das Stück da hab ich bei Jobson gekauft", sagte er dann, „es hat mich dreißig Pfund gekostet. Es ist sehr alt. Der Hund da läßt die Knochen überall herumliegen. Diese alte ‚Schiffsbowle' hab ich bei der Auktion erstanden, als der Marquis, dieser Hochstapler, abgewirtschaftet hatte. Aber daran wirst du dich nicht mehr erinnern. Hier ist ein schönes Stück Chelsea-Porzellan. Und hier – wofür würdest du das da halten?" Er fühlte mit Befriedigung, daß sie mit ihrem künstlerischen Verständnis ein wirkliches Interesse an diesen Dingen nahm; denn schließlich gibt es doch nichts Beruhigenderes für die Nerven als Porzellan, dessen Herkunft zweifelhaft ist.

Als endlich das Geräusch des vorfahrenden Wagens vernehmbar war, sagte er: „Du mußt wiederkommen; du mußt einmal zum Lunch kommen, damit ich dir das Porzellan bei Tageslicht zeigen und dich mit meinem kleinen Liebling bekannt machen kann – sie ist so ein reizendes Kind! Der Hund da scheint sich mit dir angefreundet zu haben." Denn Balthasar, der spürte, daß sie fortgehen wollte, rieb sich an ihrem Bein. Als Jolyon mit ihr durch das Tor schritt, sagte er: „Der Wagen wird dich in fünfviertel Stunden nach Hause bringen. Nimm dies für deine Schützlinge!", und er schob ihr einen Scheck über fünfzig Pfund in die Hand. Er sah ihre Augen aufleuchten, hörte sie murmeln: „Ach, Onkel Jolyon!", und ein Gefühl heller Freude durchzuckte ihn. Ein oder zwei armen Geschöpfen würde damit ein wenig geholfen sein, und nun würde sie auch wiederkommen. Er streckte seine Hand zum Fenster hinein und ergriff noch einmal die ihre. Dann rollte der Wagen davon. Er stand da, betrachtete den Mond und die Schatten der Bäume und dachte: ‚Was für eine herrliche Nacht! Sie – –'

II

Nach zwei Regentagen begann ein warmer, angenehmer Sommer. Der alte Jolyon ging mit Holly spazieren und unterhielt sich mit ihr. Anfangs war es ihm, als wenn er größer geworden sei und voll neuer Energie; dann packte ihn die Ruhelosigkeit. Fast jeden Nachmittag gingen sie in das Wäldchen bis zu dem Baumstamm hin. ‚Sie ist nicht da!' dachte er dann, ‚natürlich nicht!' Und er fühlte sich ein

wenig kleiner werden, schleppte sich schwerer den Hügel wieder hinauf und preßte dabei die Hand an die linke Seite. Ab und zu ging ihm der Gedanke durch den Kopf: ‚War sie denn wirklich da, oder hab ich nur geträumt?', und er starrte vor sich hin, während der Hund Balthasar ihn betrachtete. Natürlich würde sie nicht wiederkehren! Die Briefe aus Spanien öffnete er mit weniger Neugier. Sie würden nicht vor Juli zurückkommen; er fühlte merkwürdigerweise, daß er es ertragen konnte. Jeden Tag beim Dinner kniff er die Augen zusammen und sah angestrengt dorthin, wo sie gesessen hatte. Sie war nicht da, und er blickte wieder vor sich hin.

Am siebenten Nachmittag dachte er: ‚Ich muß in die Stadt fahren, mir ein Paar Schuhe kaufen.' Er ließ Beacon anspannen und fuhr los. Auf dem Wege von Putney nach dem Hydepark überlegte er: ‚Ich könnte ebensogut nach Chelsea fahren und ihr einen Besuch machen.' Und er rief aus dem Wagen: „Bringen Sie mich dorthin, wo Sie kürzlich die Dame hinfuhren." Der Kutscher wandte ihm sein breites, rotes Gesicht mit den feuchten Lippen zu und fragte: „Die Dame in Grau, gnädiger Herr?" „Ja, die Dame in Grau." Was für andere Damen kamen denn in Betracht! Dummkopf!

Der Wagen hielt vor einem kleinen dreistöckigen Gebäudeblock, der ein wenig abseits von der Themse stand. Mit seinem geübten Auge sah der alte Jolyon, daß es billige Wohnungen waren. ‚Ich schätze sie auf sechzig Pfund im Jahr', überlegte er. Beim Eintreten schaute er das Namensverzeichnis an. Der Name Forsyte war nicht darauf, aber auf dem Schild: ‚Erster Stock, Tür Nr. C' standen die Worte: ‚Mrs. Irene Heron'. Aha, sie hatte ihren Mädchennamen wieder angenommen! Das gefiel ihm, ohne daß er hätte sagen können warum. Während er langsam die Treppe hinaufstieg, tat ihm die linke Seite ein wenig weh. Einen Augenblick lang mußte er stillstehen, bevor er klingelte, um das Ziehen und Beben seines Herzens zu beruhigen. Sie würde nicht zu Hause sein! Und dann — die Schuhe! Das war ein peinlicher Gedanke. Wozu brauchte er Schuhe bei seinem Alter? Er konnte nicht einmal alle die austragen, die er besaß.

„Ist die gnädige Frau zu Hause?" „Ja, gnädiger Herr." „Melden Sie Mr. Jolyon Forsyte." „Jawohl, gnädiger Herr; wollen Sie bitte eintreten." Der alte Jolyon folgte einem sehr kleinen Stubenmädchen, das kaum mehr als sechzehn sein mochte, in ein noch kleineres Empfangszimmer, in dem die Jalousien heruntergelassen waren. Es enthielt ein Pianino und nur wenig Möbelstücke, aber die Anord-

nung bewies guten Geschmack; ein unbestimmbarer Duft lag in der Luft. Er stand mit seinem Zylinder in der Hand inmitten des Zimmers und dachte: ‚Wahrscheinlich geht es ihr sehr schlecht.' Über dem Kamin hing ein Spiegel, und er erblickte sein Bild darin. Wie alt er aussah! Er hörte das Rauschen eines Kleides und wandte sich um. Sie stand so dicht vor ihm, daß sein Schnurrbart fast ihre Stirn berührte, gerade unter den feinen Silberfäden in ihrem Haar.

„Ich bin heute in die Stadt gefahren", sagte er, „da fiel mir ein, bei dir vorzusprechen, um mich zu erkundigen, ob du neulich abend gut nach Hause gekommen bist." Und wie er sie lächeln sah, wurde ihm plötzlich ganz leicht zumut. Vielleicht freute sie sich wirklich, ihn zu sehen. „Möchtest du deinen Hut aufsetzen und eine Spazierfahrt durch den Hydepark machen?" Während sie draußen war, um ihren Hut zu holen, runzelte er jedoch die Stirn. Der Hydepark! James und Emily! Mrs. Nicholas oder irgendein anderes Mitglied seiner feinen Familie würde höchstwahrscheinlich dort auf und ab stolzieren. Und danach würden sie darüber klatschen, daß sie ihn und Irene zusammen gesehen hätten. Lieber nicht! Er wollte auf der Forsytebörse nicht wieder die Echos der Vergangenheit erwecken. Er entfernte ein weißes Haar von der Klappe seines fest zugeknöpften Gehrocks und fuhr sich mit der Hand über die Wangen, den Schnurrbart und das eckige Kinn. Sein Gesicht war eingefallen, die Backenknochen traten stark hervor. Er hatte in der letzten Zeit wenig gegessen — vielleicht sollte er sich doch von dem kleinen Quacksalber, der Holly behandelte, ein appetitanregendes Mittel geben lassen. In diesem Augenblick kam sie zurück. Als sie im Wagen saßen, sagte er: „Sollten wir nicht lieber nach Kensington Gardens fahren?", und mit den Augen zwinkernd, fügte er nur hinzu: „Dort wird niemand auf und ab stolzieren", als hätte sie seine geheimen Gedanken vorhin erraten.

Nachdem sie den Wagen verlassen hatten, betraten sie jenes vornehme Bereich und schlenderten dem Wasser zu. „Wie ich gesehen habe, hast du deinen Mädchennamen wieder angenommen", sagte er, „du hast ganz recht daran getan." Sie ließ ihre Hand unter seinen Arm gleiten. „Hat June mir vergeben, Onkel Jolyon?" Er erwiderte sanft: „Ja — ja; natürlich, warum denn nicht?" „Und du?" „Ich? Ich habe dir sofort vergeben, als ich den wahren Sachverhalt erfuhr." Und vielleicht hatte er das wirklich getan; sein natürliches Gefühl hatte ihn stets gedrängt, der Schönheit zu vergegeben. Sie atmete tief auf. „Ich hab' es niemals bereut — ich konnte

nicht. Hast du jemals eine große Liebe gehabt, Onkel Jolyon?" Bei dieser merkwürdigen Frage starrte der alte Jolyon vor sich hin. Hatte er jemals eine große Liebe gehabt? Er konnte sich nicht daran erinnern. Aber das wollte er dieser jungen Frau, deren Hand jetzt auf seinem Arme lag, nicht eingestehen, ihr, deren Leben durch die Erinnerung an jene tragische Liebe gleichsam abgestorben war. Und er dachte: ‚Wenn ich dich getroffen hätte, als ich noch jung war, — dann hätt' ich wohl ganz den Kopf verloren, schon möglich.' Und es überfiel ihn das Verlangen, seine Zuflucht zu allgemeinen Redensarten zu nehmen. „Die Liebe ist etwas Sonderbares", sagte er, „oft etwas Schicksalhaftes. Waren es nicht die Griechen, die die Liebe zur Gottheit erhoben? Sie hatten wahrscheinlich recht, aber sie lebten auch im Goldenen Zeitalter." „Phil betete sie an."

Phil! Das Wort irritierte ihn, denn mit seiner Gabe, eine Sache von allen Seiten betrachten zu können, begriff er plötzlich, warum sie sich eigentlich mit ihm abgab. Sie wollte von ihrem Geliebten sprechen! Nun, wenn es ihr Freude machte —! Und er sagte: „Er hatte wohl etwas von einem Bildhauer in sich." „Ja! Er liebte Ausgeglichenheit und Symmetrie; er liebte die Griechen, weil sie sich so mit ihrem ganzen Wesen der Kunst hingaben." Ausgeglichenheit! Soweit er sich erinnerte, hatte der Kerl überhaupt kein Gleichgewicht gehabt; und Symmetrie — gut gebaut war er zweifellos gewesen; aber diese sonderbaren Augen und die vorstehenden Backenknochen — Symmetrie? „Du gehörst auch noch zum Goldenen Zeitalter, Onkel Jolyon." Der alte Jolyon blickte sie von der Seite an. Machte sie sich über ihn lustig? Nein, ihre Augen waren so sanft wie Samt. Wollte sie ihm eine Schmeichelei sagen? Aber warum sollte sie das wollen? Bei einem so alten Kerl wie er war doch nichts zu holen. „Phil hat das auch geglaubt. Er hat manchmal hinzugefügt: ‚Aber ich kann ihm niemals sagen, wie sehr ich ihn bewundere.'" Ach, da war es schon wieder! Ihr toter Geliebter; ihr Wunsch, von ihm zu sprechen! Und er drückte ihren Arm, halb beleidigt durch jene Erinnerungen, halb dankbar, als sähe er ein, was für ein Bindeglied sie zwischen ihr und ihm seien. „Er war ein sehr begabter junger Mann", murmelte er; „es ist heiß, ich vertrage Hitze nicht mehr gut. Wir wollen uns ein wenig setzen."

Sie nahmen auf zwei Stühlen Platz unter einem Kastanienbaum, dessen breite Blätter ihnen vor den Strahlen der stillen Nachmittagssonne Schutz gewährten. Es war eine Freude, dort zu sitzen, sie zu betrachten und zu fühlen, daß sie gern bei ihm war. Und der Wunsch,

ihre Freude an dem Zusammensein noch zu erhöhen, ließ ihn fortfahren: „Wahrscheinlich hat er sich dir von einer Seite gezeigt, die ich niemals zu sehen bekam. Von seiner besten Seite natürlich. Seine Ideen über Kunst waren ein wenig – neu für mich." Er hatte das Wort ‚neumodisch' unterdrückt. „Ja, aber er pflegte zu sagen, daß du einen feinen Sinn für Schönheit hättest." Der alte Jolyon dachte: ‚Ist ihm ja gar nicht eingefallen!', aber er entgegnete mit einem Zwinkern: „Jawohl, das stimmt, sonst würde ich nicht hier neben dir sitzen." Sie war bezaubernd, wenn ihre Augen so lächelten wie jetzt! „Er hat geglaubt, daß dein Herz niemals alt werden könne. Phil war ein guter Menschenkenner."

Er ließ sich nicht betören durch diese Schmeichelei, die aus der Vergangenheit hervorgeholt wurde und nur dem Wunsch entsprang, über ihren toten Geliebten zu sprechen – o nein! Und doch war es köstlich, diese Worte zu hören, weil sie seinen Augen wohlgefiel und seinem Herzen, das – da hatte sie ganz recht! – niemals alt geworden war. Vielleicht nur deshalb nicht, weil er, anders als sie und ihr verstorbener Geliebter, nie bis zur Verzweiflung geliebt, immer sein Gleichgewicht bewahrt hatte, sein Gefühl für Symmetrie? Ja, ihm war die Kraft geblieben, noch mit vierundachtzig Jahren Schönheit zu bewundern. Und er dachte: ‚Wäre ich nur ein Maler oder ein Bildhauer! Aber ich bin ein alter Mann. Man muß Heu machen, solang die Sonne scheint.'

Ein Liebespaar ging eng umschlungen über den Rasen vor ihnen, gerade am Rande des Schattens, den ihr Baum warf. Das unbarmherzige Sonnenlicht fiel auf die blassen, verschwommenen Züge und die ungepflegten Gesichter der beiden. „Wir Menschen sind ein garstiges Pack!" sagte der alte Jolyon plötzlich. „Es erscheint mir immer als ein Wunder, daß Liebe selbst über so etwas triumphieren kann." „Liebe triumphiert über alles!" „Das glaubt die Jugend", murmelte er. „Liebe kennt kein Alter, keine Grenze und keinen Tod." Wie ihr blasses Gesicht erglühte, ihre Brust sich hob, ihre sanften Augen so groß und dunkel blickten, glich sie einer zum Leben erwachten Venus! Aber diesem überspannten Gedanken folgte sofort die Reaktion, und zwinkernd sagte er: „Nun, wenn die Liebe Grenzen hätte, dann würden wir nicht geboren werden; denn wahrhaftig, sie muß über vieles hinwegkommen."

Er nahm den Zylinder ab und bürstete mit dem Ärmel darüber. Das große plumpe Ding machte ihm heiß; in der letzten Zeit stieg ihm oft das Blut zu Kopf – sein Herz arbeitete nicht mehr so regel-

mäßig. Sie saß noch immer unbeweglich und starrte geradeaus vor sich hin, und plötzlich murmelte sie: „Es ist seltsam genug, daß ich noch lebe." Die Worte seines Sohnes: ‚Verirrt und verlassen' fielen ihm wieder ein. „Ja!" sagte er, „Jo hat dich einen Augenblick gesehen – an jenem Tag." „War das dein Sohn? Ich hörte eine Stimme in der Halle; eine Sekunde glaubte ich, daß es – Phil wäre." Der alte Jolyon sah, wie ihre Lippen zitterten. Sie bedeckte sie mit der Hand; dann zog sie die Hand zurück und fuhr ruhig fort: „In jener Nacht ging ich zur Themse hinunter; eine Frau hielt mich am Kleid fest. Sie erzählte mir ihre Geschichte. Wenn man erfährt, was andere zu dulden haben, schämt man sich." „Eine von jenen?" Sie nickte, und ein Grauen beschlich den alten Jolyon, das Grauen eines Menschen, der nie mit der Verzweiflung hat ringen müssen. Fast gegen seinen Willen murmelte er: „Erzähl mir doch, bitte!" „Es war mir ganz gleichgültig, ob ich sterben oder weiterleben sollte. Wenn man einmal so weit ist, dann liegt auch dem Schicksal nichts mehr daran, einen gänzlich zu zerschmettern. Sie hat drei Tage lang für mich gesorgt, mich keinen Augenblick verlassen. Ich hatte kein Geld. Deshalb tue ich jetzt für diese Frauen, was ich kann." Aber der alte Jolyon dachte: ‚Kein Geld!' Gab es ein schrecklicheres Schicksal? Alles andere war ja darin schon eingeschlossen. „Ich wünschte, du wärest zu mir gekommen", sagte er, „warum kamst du nicht?" Irene gab keine Antwort. „Wahrscheinlich, weil mein Name Forsyte war? Oder wolltest du Junes wegen nicht kommen? Und wie geht es dir jetzt?" Unwillkürlich sah er sie von oben bis unten an. Vielleicht ging es ihr noch heute – –! Und doch, mager war sie nicht – eigentlich nicht! „Oh, ich verdiene gerade genug." Diese Antwort beruhigte ihn nicht; er war unsicher geworden. Und Soames, dieser Bursche! Doch sein Gerechtigkeitssinn ließ ihn mit seinem Verdammungsurteil zurückhalten. Nein, sie wäre sicherlich lieber gestorben, als daß sie noch einen Penny von diesem Kerl genommen hätte. So sanft sie auch aussah, es mußte doch Kraft in ihr stecken – Kraft und Treue. Aber was war das auch für eine Art von dem jungen Bosinney, sich überfahren zu lassen, so daß sie ganz hilflos zurückblieb! „Nun, jetzt mußt du zu mir kommen, wenn du irgend etwas brauchst, sonst werde ich mich wirklich kränken." Er setzte seinen Hut wieder auf und erhob sich. „Wir wollen Tee trinken gehen. Ich hab' dem faulen Burschen aufgetragen, die Pferde für eine Stunde einzustellen und mich dann von deiner Wohnung wieder abzuholen.

Wir werden später eine Droschke nehmen; ich bin nicht mehr so gut zu Fuß wie früher einmal."

Er genoß alles aus ganzem Herzen: den Spaziergang bis ans Ende von Kensington Gardens, den Klang ihrer Stimme, den Blick ihrer Augen, den feinen Reiz der bezaubernden Gestalt an seiner Seite. Er trank auch mit Genuß den Tee bei Ruffel in der High Street; als er von dort wieder herauskam, baumelte eine große Schachtel Schokolade an seinem kleinen Finger. Er genoß auch, eine Zigarre rauchend, die Rückfahrt nach Chelsea im Hansom neben ihr. Sie hatte versprochen, nächsten Sonntag hinauszukommen und ihm wieder vorzuspielen, und in Gedanken pflückte er für sie schon Nelken und die ersten Rosen, die sie dann in die Stadt zurücknehmen sollte. Es war eine Freude, ihr eine kleine Freude zu machen, wenn ein Geschenk von einem alten Kerl wie er wirklich eine Freude für sie bedeutete! Sein Wagen wartete schon, als sie ankamen. Das sah dem Burschen ähnlich, der, wenn er gebraucht wurde, sonst immer zu spät kam! Der alte Jolyon ging für eine Minute mit ihr hinauf, um sich zu verabschieden. Das kleine, dunkle Vorzimmer der Wohnung war von einem unangenehmen Patschuligeruch erfüllt, und auf einer Bank an der Wand, dem einzigen Möbelstück, sah er eine Gestalt sitzen. Er hörte, wie Irene mit sanfter Stimme sagte: „Einen Augenblick, bitte." Als sie in dem kleinen Salon standen und die Tür geschlossen war, fragte er ernsthaft: „Einer von deinen Schützlingen?" „Ja. Ich verdanke es dir, daß ich jetzt etwas für sie tun kann." Er starrte vor sich hin und strich sich das Kinn, dessen energischer Ausdruck seinerzeit so viele erschreckt hatte. Der Gedanke, daß sie in einem so engen Kontakt mit dieser Ausgestoßenen stand, bekümmerte und erschreckte ihn. Was konnte Irene eigentlich für sie tun? Gar nichts. Höchstens konnte sie sich selber dabei beschmutzen und in Schwierigkeiten geraten. Und er sagte: „Gib gut acht, meine Liebe! Die Welt deutet alles auf die schlimmste Art." „Das weiß ich." Ihr stilles Lächeln machte ihn ein wenig verlegen. „Also — bis Sonntag", murmelte er, „auf Wiedersehen!" Sie hielt ihm ihre Wange zum Kuß hin. „Auf Wiedersehen!" sagte er noch einmal; „gib gut auf dich acht!" Und beim Hinausgehen sah er an der Gestalt auf der Bank vorbei. Auf dem Heimwege fuhr er über Hammersmith, damit er bei einem bekannten Händler anhalten könnte, um zwei Dutzend Flaschen besten Burgunderweins für sie zu bestellen. Sie würde eine kleine Stärkung hie und da gut brauchen

können! Erst als er sich bereits im Richmondpark befand, fiel ihm ein, daß er ja in die Stadt gefahren war, um sich Schuhe zu kaufen, und er wunderte sich, wie ihm nur eine so unsinnige Idee hatte kommen können.

III

Die leisen Geisterstimmen der Vergangenheit, die einen Menschen in seinen alten Tagen unablässig bedrängen, hatten ihn nie so wenig behelligt wie in den siebzig Stunden bis zum Sonntag. Ein anderer Geist, der Geist der Zukunft, umgaukelte seinen Sinn mit dem Reiz des Unbekannten. Jetzt war der alte Jolyon nicht mehr ruhelos und machte auch dem Baumstamm keine Besuche mehr, denn sie hatte ja versprochen, zum Lunch zu kommen. Im Feststehen der regelmäßigen Mahlzeiten liegt eine wundervolle Endgültigkeit; eine Welt von Zweifeln wird dadurch weggefegt, denn niemand versäumt eine Mahlzeit, solange er nicht durch höhere Gewalt dazu gezwungen ist. Er spielte mit Holly viele Rasenspiele, spielte so, daß sie sich im Parieren üben konnte, weil sie später in den Ferien mit Jolly Kricket spielen wollte. Denn sie war keine Forsyte, Jolly aber war einer, und die Forsytes parieren immer alle Schläge, bis sie vierundachtzig Jahre alt sind und abgedankt haben. Der Hund Balthasar war auch dabei und legte sich, sooft er konnte, auf den Ball, und der Balljunge, der ein Gesicht wie der Vollmond zur Erntezeit hatte, fing den Ball auf und warf ihn zurück. Und weil die Wartezeit immer kürzer wurde, kam ihm jeder neue Tag länger und herrlicher als der vergangene vor. Am Freitag abend tat ihm die linke Seite ziemlich weh, er nahm eine ‚Leberpille' – darüber ging nichts, mochte der Schmerz auch in der andern Seite sitzen. Wenn ihm jemand gesagt hätte, daß er seit kurzem in ständiger Aufregung lebe und daß Aufregung schädlich für ihn sei, so hätte er ihn wohl mit einem festen, herausfordernden Blick aus seinen stahlgrauen, tiefliegenden Augen gemessen, die stets zu sagen schienen: ‚Ich weiß am besten, was gut für mich ist!' Er hatte es tatsächlich immer gewußt und würde es immer wissen.

Am Sonntagvormittag, als Holly mit ihrer Gouvernante in die Kirche gegangen war, stattete er den Erdbeerbeeten einen Besuch ab. Von dem Hunde Balthasar begleitet, inspizierte er sie aufs genaueste und fand schließlich zwei Dutzend wirklich reifer Beeren.

Das Niederbücken war nicht gut für ihn, er wurde schwindlig, und das Blut stieg ihm zu Kopf. Nachdem er die Erdbeeren in einer Schüssel auf den Speisetisch gestellt hatte, wusch er sich die Hände und befeuchtete die Stirn mit Eau de Cologne. Wie er so vor dem Spiegel stand, bemerkte er, daß er abgemagert war – wie spindeldürr war er doch als junger Mensch gewesen! Es war hübsch, schlank zu sein – fette Kerle konnte er nicht vertragen; aber seine Wangen waren doch vielleicht gar zu mager geworden! Sie wollte mit dem Zug um halb eins ankommen, bei Drages Farm die Straße verlassen und am andern Ende des Wäldchens vorbei zu Fuß heraufkommen. Und nachdem er sich vergewissert hatte, daß in Junes Zimmer warmes Wasser bereit stand, ging er Irenen langsam entgegen, recht langsam, denn sein Herz schlug heftig. Ein süßer Duft erfüllte die Luft, die Lerchen sangen, und man konnte die große Tribüne in Epsom sehen. Ein herrlicher Tag! Zweifellos war es genau solch ein Tag gewesen, als Soames vor fünf Jahren den jungen Bosinney hergebracht hatte, um die Lage des Grundstückes zu besichtigen, ehe der Bau begann. Bosinney hatte die Stelle des Hauses genau bestimmt, das hatte ihm June oft erzählt. In diesen Tagen mußte er manchmal an den jungen Menschen denken, als ginge sein Geist wirklich am Orte seines letzten Wirkens um, auf der Suche nach – ihr. Bosinney, der einzige Mensch, der ihr Herz besessen, dem sie ihr ganzes Wesen voll Freude gegeben hatte. In seinem Alter konnte man sich natürlich solche Dinge nicht mehr vorstellen, und dennoch spürte er einen sonderbaren, unbestimmten Schmerz wie eine ganz leise, unpersönliche Eifersucht; und auch ein großherziges Gefühl des Mitleids mit jener Liebe, die so früh zerstört worden war. Nach ein paar armseligen Monaten war alles vorüber gewesen. Ja, ja! Er sah auf die Uhr, ehe er das Wäldchen betrat – erst ein Viertel eins, noch fünfundzwanzig Minuten zu warten! Doch als er um die Ecke bog, sah er sie auf dem Baumstamm sitzen, genau an der Stelle, wo er sie das erstemal getroffen hatte; sie mußte mit dem vorhergehenden Zug gefahren sein, um dort wenigstens zwei Stunden allein sitzen zu können. Zwei Stunden ihrer Gesellschaft – versäumt! Welche Erinnerung machte ihr diesen Ort so teuer? Seine Gedanken mußten auf seinem Gesicht zu lesen stehen, denn sie sagte sofort:

„Sei mir nicht böse, Onkel Jolyon; hier ist es mir zum erstenmal zum Bewußtsein gekommen." „Freilich, freilich; komm nur her, sooft du willst. Du hast ein bißchen Stadtfarbe; du gibst zu viele

Stunden." Daß sie Stunden geben mußte, beunruhigte ihn. Einer Schar junger Mädchen Stunden geben, die mit plumpen Fingern Tonleitern übten! „Wo gibst du denn Stunden?" fragte er. „Zumeist in jüdischen Familien, glücklicherweise." Der alte Jolyon starrte sie an; für jeden Forsyte ist ein Jude ein zweifelhaftes und sonderbares Geschöpf. „Sie lieben Musik und sie sind sehr freundlich." „Das möchte ich ihnen aber auch raten, wahrhaftig!" Er nahm ihren Arm — die Seite tat ihm beim Bergaufgehen immer ein wenig weh — und sagte: „Hast du schon einmal etwas so Hübsches wie diese Butterblumen gesehn? In einer Nacht sind sie so aufgeblüht." Ihre Blicke schienen über das Feld zu schweben wie die Bienen nach Blüten und Honig. „Ich habe nicht erlaubt, daß die Kühe auf die Weide getrieben werden, damit du die Butterblumen noch vorher sehen könntest." Doch da erinnerte er sich, daß sie ja gekommen war, um über Bosinney zu sprechen, und zeigte auf den Uhrturm über den Ställen: „Ich glaube, er hätte mich keine Uhr da anbringen lassen; er hatte doch überhaupt keinen Begriff von Zeit, wenn ich mich recht erinnere." Statt jedoch etwas zu erwidern, plauderte sie weiter über Blumen, indem sie seinen Arm an den ihren preßte, und er war überzeugt, daß sie das nur tat, um ihn nicht fühlen zu lassen, daß sie um ihres toten Geliebten willen hergekommen war.

„Die schönste Blume, die ich dir zeigen kann", sagte er mit einer Art Triumph, „ist mein kleiner Liebling. Sie wird gleich von der Kirche zurückkommen. Sie hat etwas an sich, das mich ein wenig an dich erinnert", und es schien ihm gar nicht merkwürdig, daß er sich so ausgedrückt hatte, anstatt zu sagen: ‚Es ist etwas an dir, das mich ein wenig an Holly erinnert.' Ah! Und da war sie schon! Holly kam vom Eichenbaum her auf sie zugelaufen, auf dem Fuße gefolgt von ihrer ältlichen französischen Gouvernante, die sich vor zweiundzwanzig Jahren, während der Belagerung von Straßburg, eine chronische Magenverstimmung geholt hatte. Knapp vor ihnen blieb Holly stehen, um Balthasar zu streicheln, als hätte sie gar nichts anderes im Sinn gehabt. Der alte Jolyon, der sie besser kannte, sagte: „Schau her, mein Liebling, hier ist die Dame in Grau, die ich dir versprochen habe." Holly richtete sich auf und sah sie an. Mit einem Zwinkern beobachtete er die beiden; Irene lächelte, Hollys ernsthaft forschender Blick ging gleichfalls in ein schüchternes Lächeln über und dann in irgendein tieferes Empfinden. Sie hatte ein Gefühl für Schönheit, die Kleine, wußte, wen sie vor sich hatte! Er freute sich, zu sehen, wie die beiden einander küßten.

„Mrs. Heron – Mamselle Beauce. Na, Mamselle, war die Predigt gut?" Denn nun, da er nicht mehr lange zu leben hatte, absorbierte einzig der Teil des Gottesdienstes, der von dieser Welt handelte, das geringe Interesse, das ihm für die Kirche geblieben war. Mamselle Beauce streckte eine dürre Hand aus, die in schwarzem Glacéhandschuh steckte – sie war nur in vornehmen Häusern angestellt gewesen –, und die ziemlich traurigen Augen in dem magern, gelblichen Gesicht schienen zu fragen: ‚Bist du gut erzogen?' Wenn Holly oder Jolly irgend etwas taten, was ihr nicht gefiel – und das kam nicht gar so selten vor –, sagte sie ihnen gewöhnlich: ‚Die kleinen Tayleurs haben das nie getan – sie waren solch wohlerzogene kleine Kinder.' Jolly haßte die kleinen Tayleurs: Holly wunderte sich schrecklich, wie sie nur solche Musterkinder sein konnten. ‚Ein vertrocknetes, wunderliches kleines Geschöpf', pflegte der alte Jolyon von Mamselle Beauce zu denken.

Die Mahlzeit war in jeder Hinsicht ein Erfolg; die Pilze, die er selbst im Pilzhaus gepflückt hatte, die von ihm ausgewählten Erdbeeren und eine zweite Flasche Steinberger Cabinet gaben ihm sozusagen aromatisch-geistige Anregung, allerdings auch die Überzeugung, daß er morgen einen kleinen gastrischen Ausschlag bekommen würde. Nach dem Lunch tranken sie unter dem Eichenbaum türkischen Kaffee. Er bedauerte es durchaus nicht, als Mademoiselle Beauce sich zurückzog, um ihren Sonntagsbrief an ihre Schwester zu schreiben, deren ganze Zukunft einmal in ihrer Jugend auf dem Spiel gestanden hatte, als sie eine Nadel verschluckte, eine Geschichte, die den Kindern täglich als warnendes Beispiel vorgehalten wurde, damit sie langsam essen und das Gegessene gut verdauen sollten. Am Fuße des Rasenabhangs, auf einer Wagendecke, spielten Holly und der Hund Balthasar, neckten einander und tauschten Zärtlichkeiten, und der alte Jolyon saß mit übereinandergeschlagenen Beinen im Schatten, genoß mit Wohlbehagen seine Zigarre und blickte Irene an, die auf der Schaukel saß. Eine lichte, gleichsam schwebende graue Gestalt, hie und da ein Flecken Sonnenlicht darauf, mit halbgeöffneten Lippen, dunklen, sanften Augen unter ein wenig gesenkten Lidern. Sie sah zufrieden aus; gewiß tat es ihr wohl, ihn hier draußen zu besuchen! Die Selbstsucht des Alters hatte ihn noch nicht ganz in der Gewalt, denn die Freude eines andern konnte ihn noch immer froh stimmen; obgleich er sich darüber im klaren war, daß ihm sehr viel an der Erfüllung seiner Wünsche lag, so sah er doch ein, daß auch noch anderes von Bedeutung sei.

„Es ist ruhig hier", sagte er, „du solltest nicht herkommen, wenn du dich hier langweilst. Aber es ist eine Freude, dich zu sehen. Das Gesicht meines Lieblings ist das einzige, das mich freut, außer deinem." An ihrem Lächeln erkannte er, daß sie noch nicht darüber hinaus war, an einer Huldigung Gefallen zu finden, und das machte ihn sicherer. „Das ist keine leere Redensart", erklärte er, „ich habe niemals einer Frau gesagt, daß ich sie bewundere, wenn ich es nicht wirklich tat. Ich kann mich überhaupt nicht erinnern, daß ich einer Frau meine Bewunderung gestanden hätte, ausgenommen meiner eigenen, aber das ist schon lange her; und Ehefrauen sind so komisch." Er schwieg, fing aber plötzlich wieder an: „Sie erwartete von mir, daß ich es öfter sagen sollte, als ich es fühlte, und da war nichts zu machen." Ihr Gesicht sah auf einmal merkwürdig verstört aus, so daß er fürchtete, schmerzliche Erinnerungen in ihr wachgerufen zu haben, und rasch fortfuhr: „Wenn mein kleiner Liebling einmal heiratet, so wird sie hoffentlich jemand finden, der versteht, was Frauen fühlen. Ich werd' es ja nicht mehr erleben, aber es ist zu viel Verkehrtes in der Ehe; ich will nicht, daß sie sich damit abquälen muß." Und da er merkte, daß diese Worte die Situation noch verschlimmert hatten, fügte er hinzu: „Der Hund wird dich bestimmt noch kratzen."

Ein Schweigen folgte. Woran mochte sie wohl denken, dieses anmutige Geschöpf, dessen Leben so verdorben war? Das mit der Liebe abgeschlossen hatte und dennoch für die Liebe geschaffen war? Eines Tages, wenn er nicht mehr lebte, würde sie vielleicht einen andern Gefährten finden, der nicht so ein Querkopf war wie der junge Mensch, der sich hatte überfahren lassen. Aha! aber ihr Gatte? „Belästigt dich Soames niemals?" fragte er. Sie schüttelte den Kopf. Ihr Gesicht zeigte plötzlich einen verschlossenen Ausdruck. Bei aller Sanftheit war oft etwas Unversöhnliches an ihr. Und einen Augenblick lang wurde er sich der unerbittlichen Natur geschlechtlicher Antipathie bewußt, er, der der frühviktorianischen Kultur angehörte, die so viel älter war als die jetzige, und dem solch primitive Dinge niemals in den Sinn gekommen waren. „Das ist eine Beruhigung für mich", sagte er. „Man kann heute die große Tribüne sehen. Sollen wir einen Spaziergang machen?"

Er führte sie durch den Blumen- und den Obstgarten, an dessen hohen Außenmauern Pfirsiche und Nektarinpfirsiche an der Sonne gezogen wurden, durch die Ställe, den Weingarten, das Pilzhaus und an den Spargelbeeten vorbei durch den Rosengarten nach der

Laube, sogar in den Küchengarten führte er sie, um ihr die zarten grünen Erbsen zu zeigen, die Holly so gern mit den Fingern aus den Schoten klaubte und von ihrer kleinen, braunen Hand ableckte. So viele köstliche Dinge zeigte er ihr, während Holly und der Hund Balthasar vor ihnen her tanzten oder hie und da zu ihnen gelaufen kamen, um auch ein wenig beachtet zu werden. Es war einer der glücklichsten Nachmittage, die er je erlebt hatte; aber er wurde müde und war froh, im Musikzimmer sich niedersetzen zu können und sich von ihr den Tee servieren zu lassen. Eine intime kleine Freundin Hollys war zu Besuch gekommen – ein blondes Kind mit kurzgeschnittenem Haar wie ein Junge. Und die beiden haschten einander in einiger Entfernung über die Treppe und unter der Treppe durch und auf der Galerie. Der alte Jolyon erbat sich wieder etwas von Chopin. Sie spielte Etüden, Mazurkas, Walzer, bis die beiden Kinder, die sich immer näher geschlichen hatten, am Ende des Klavieres standen und lauschten, den blonden und den dunkeln Kopf vorgeneigt. Der alte Jolyon beobachtete sie. „Ich möcht euch beide tanzen sehn!" Schüchtern, mit einem falschen Schritt, fingen sie an. Hüpfend und herumwirbelnd, ernsthaft und ein wenig unbeholfen, tanzten sie ein um das andere Mal an seinem Stuhl vorbei zu den Melodien jenes Walzers. Er sah ihnen zu und blickte Irene an, die spielte und sich dabei lächelnd den kleinen Tänzerinnen zuwandte. ‚Das hübscheste Bild, daß ich je gesehen', dachte er. Eine Stimme sagte: „Holii! Mais enfin – qu'est-ce que tu fais là – danser, le dimanche! Viens, donc!" Aber die Kinder drängten sich an den alten Jolyon, wohl wissend, daß er sie schützen würde, und sie sahen ihn derart an, daß er nicht widerstehen konnte. „Je besser der Tag, um so besser die Tat, Mamselle. Ich bin an allem schuld. Tummelt euch, ihr Küken, und geht Tee trinken."

Nachdem sie gegangen waren, von dem Hund Balthasar gefolgt, der keine Mahlzeit versäumte, blickte er zwinkernd zu Irene hinüber und sagte: „Ja, so ist es nun einmal! Sind sie nicht reizend? Hast du auch kleine Schülerinnen?" „Ja, drei – zwei davon sind ganz allerliebst." „Hübsch?" „Reizend!" Der alte Jolyon seufzte; er hatte ein unstillbares Verlangen nach der zarten Jugend. „Mein kleiner Liebling hat Musik besonders gern", sagte er, „sie wird eines Tages eine Künstlerin werden. Möchtest du mir nicht sagen, was du von ihrem Spiel hältst?" „Gewiß, gerne." „Du möchtest wohl nicht – –", er unterdrückte jedoch die Worte: ‚– – ihr Stunden geben.' Der Gedanke, daß sie Stunden geben sollte, war ihm un-

angenehm; und dennoch, das würde bedeuten, daß er sie regelmäßig zu sehen bekäme. Sie stand auf und kam zu ihm herüber. „Ich möchte es sehr gern tun; aber was ist mit – June? Wann kommen sie zurück?“ Der alte Jolyon runzelte die Stirn. „Erst um die Mitte des nächsten Monats. Was tut das?“ „Du hast gesagt, daß June mir verziehen habe; aber sie kann es nicht vergessen haben, Onkel Jolyon.“ Vergessen! Sie mußte es vergessen, wenn er es wünschte. Doch wie als Antwort schüttelte Irene den Kopf. „Du weißt, daß sie es nicht kann; man kann nicht vergessen.“ Immer diese abscheuliche Vergangenheit! Und als ob er die Sache ein für allemal abtun wollte, sagte er fast ärgerlich: „Na, wir werden ja sehn.“ Über eine Stunde erzählte er ihr von den Kindern und von hundert Kleinigkeiten, bis der Wagen vorfuhr und sie nach Hause brachte. Und als sie fort war, setzte er sich wieder in seinen Stuhl, strich sich mit der Hand über Gesicht und Kinn und träumte vom verflossenen Tage.

An jenem Abend ging er nach dem Dinner in sein Arbeitszimmer und nahm ein Blatt Papier. Er verweilte einige Minuten, ohne zu schreiben, erhob sich dann und stellte sich vor das Meisterwerk ‚Holländische Fischerboote bei Sonnenuntergang‘. Er dachte nicht an das Bild, sondern an sein Leben. Er wollte ihr etwas in seinem Testament vermachen; nichts hätte so sehr die verschlossenen Tiefen seiner Gedanken und Erinnerungen aufrühren können. Er wollte ihr einen Teil seines Reichtums hinterlassen, seines Ehrgeizes, seiner Taten, seiner Fähigkeiten, seiner Arbeit, einen Teil alles dessen, was diesen Reichtum geschaffen hatte; er wollte ihr auch einen Teil alles dessen hinterlassen, was er im Leben versäumt hatte, trotz seines tüchtigen und ununterbrochenen Ausnützens aller seiner Möglichkeiten. Ah! Was hatte er versäumt? Die ‚Holländischen Fischerboote‘ gaben keine Antwort; er ging zur Glastür hinüber, zog die Vorhänge zur Seite und öffnete die Tür. Ein Wind hatte sich erhoben, und ein dürres Eichenblatt vom vergangenen Jahr, das irgendwie dem Besen des Gärtners entgangen war, wirbelte im Zwielicht mit einem leise raschelnden Laut auf der Steinterrasse hin und her. Sonst war es sehr ruhig da draußen, und er konnte den Heliotrop riechen, den man gerade erst begossen hatte. Eine Fledermaus flog vorbei. Ein Vogel stieß ein letztes Zwitschern aus. Und gerade über dem Eichenbaum leuchtete der erste Stern. Faust, in der Oper, hatte seine Seele dem Teufel verschrieben, um noch ein paar Jahre wieder jung sein zu können. Welch eine krankhafte Idee!

So eine Abmachung war unmöglich, das war die eigentliche Tragödie. Man konnte nicht wieder jung werden, nicht um des Lebens willen und auch aus keinem andern Grunde. Es blieb einem nichts anderes übrig, als die Schönheit von weitem zu genießen, solang es einem möglich war, und ihr im Testament etwas zu vermachen. Aber wieviel? Und als ob er das unmöglich hätte ausrechnen können, während er in die ländliche, eine sanfte Freiheit atmende Nacht hinaussah, wandte er sich zum Kamin zurück. Dort standen seine Lieblingsbronzen – eine Kleopatra mit der Natter am Busen; ein Sokrates; eine Windhündin, die mit ihren Jungen spielte; ein starker Mann, der einige Pferde an den Zügeln hielt. ‚Sie bleiben!' dachte er, und es gab ihm einen Stich durchs Herz. Sie hatten noch tausend Jahre Leben vor sich!

‚Wieviel?' Nun, auf jeden Fall genug, daß sie nicht vor der Zeit würde altern müssen, genug, um die scharfen Linien ihrem Gesicht so lang wie möglich fernzuhalten und ihr leuchtendes Haar vor dem Ergrauen zu bewahren. Er hatte vielleicht noch fünf Jahre zu leben. Sie würde dann weit über dreißig sein. ‚Wieviel?' In ihr war nichts von seinem Blut! Ganz im Sinne seiner Lebensrichtung, an der er seit vierzig Jahren unverbrüchlich festhielt, seitdem er geheiratet und jene rätselhafte Institution, Familie genannt, begründet hatte, kam ihm auch jetzt wieder der warnende Gedanke: Nichts von seinem Blut in ihr. Sie hatte keinerlei begründetes Anrecht! Es war also ein Luxus von ihm, dieses Legat. Eine Extravaganz, die Hätschellaune eines alten Mannes, eine von jenen Dummheiten, die kindische Greise begehen. Seine wirkliche Zukunft lag in den Menschen, die sein Blut in den Adern hatten, in denen er nach seinem Tode weiterleben würde. Er wandte sich von den Bronzefiguren weg und blickte auf den alten, grünen Lederstuhl, in dem er so oft gesessen und so viele hundert Zigarren geraucht hatte. Und plötzlich kam es ihm vor, als säße sie dort in ihrem grauen Kleide, duftend, milde, anmutig, und sähe mit ihren dunklen Augen zu ihm auf. Warum denn nur! Es lag ihr ja gar nichts an ihm; in Wirklichkeit lag ihr ja nur etwas an ihrem verlorenen Geliebten. Aber sie lebte doch, und ob sie es nun wollte oder nicht, sie erfreute ihn mit ihrer Schönheit und ihrer Anmut. Ein alter Mann hatte kein Recht, seine Gesellschaft aufzudrängen, kein Recht, sie einzuladen, damit sie ihm vorspiele und sich bewundern lasse – für nichts und wieder nichts! Für alles muß man zahlen in der Welt, auch für die Freude. ‚Wieviel?' Schließlich besaß er ja genug; seinem Sohn und seinen drei Enkel-

kindern würde die kleine Summe nicht abgehen. Er hatte das Geld doch selber verdient, fast jeden Penny; er konnte es hinterlassen, wem er wollte, er durfte sich dies kleine Vergnügen schon gönnen. Er ging zum Schreibtisch zurück. ‚Ja, ich tu' es!' dachte er, ‚sie mögen denken, was sie wollen, ich tu' es!' Und er setzte sich an den Schreibtisch. ‚Wieviel?' Zehntausend, zwanzigtausend – wieviel? Wenn er mit diesem Gelde nur noch ein einziges Jahr, noch einen Monat Jugend sich erkaufen könnte! Und von diesem Gedanken erschreckt, schrieb er rasch:

‚Lieber Herring! Entwerfen Sie für mich folgendes Kodizill: ‚Ich hinterlasse meiner Nichte Irene Forsyte, geborene Heron, unter welchem Namen sie jetzt lebt, fünfzehntausend Pfund frei von Gebühren.' Ihr ergebener Jolyon Forsyte.'

Nachdem er das Kuvert gesiegelt und frankiert hatte, ging er zum Fenster zurück und atmete tief auf. Es war dunkel, doch viele Sterne schienen jetzt.

IV

Um halb drei erwachte er, zu einer Stunde also, die, wie er aus langer Erfahrung wußte, jeden peinlichen Gedanken zu schrecklicher Intensität steigerte. Die Erfahrung hatte ihn auch gelehrt, daß sich, wenn er danach zur richtigen Stunde, um acht Uhr, erwachte, seine heftige Angst als töricht erweisen würde. Der Gedanke, der an diesem besonderen Morgen rasch an Bedeutung zunahm, war der: Wenn er nun krank würde, was bei seinem Alter ja nicht unwahrscheinlich war, dann könnte er sie nicht mehr sehen. Und unmittelbar darauf ward es ihm klar, daß er ja auch schon von ihr abgeschnitten würde, sobald sein Sohn und June von Spanien zurückkämen. Wie konnte er den Wunsch nach der Gesellschaft einer Frau rechtfertigen, die June – den Bräutigam gestohlen hatte? – am frühen Morgen nimmt man's mit den Worten nicht so genau. Dieser Bräutigam war allerdings tot; aber June war ein halsstarriges kleines Ding; warmherzig, aber zäh wie ein Stück Leder und – das stimmte ganz gewiß – eine, die nicht vergessen konnte! Um die Mitte des nächsten Monats würden sie wieder zurück sein. Es blieben ihm kaum fünf Wochen übrig, um sich des neuen Interesses zu erfreuen, das in sein Leben, eigentlich vielmehr in das, was ihm vom Leben noch geblieben, getreten war. Die Dunkelheit ließ ihn die Natur seines

Gefühls geradezu lächerlich klar erkennen. Bewunderung der Schönheit – eine Sehnsucht, die Freude seiner Augen zu schauen. Widersinnig, bei seinem Alter! Und dennoch – welchen andern Grund hatte er, von June zu verlangen, daß sie so schmerzliche Erinnerungen wieder aufrühren sollte, und wie sollte er es verhindern, daß sein Sohn und dessen Frau ihn sehr sonderbar finden würden? Es würde ihm nichts andres übrigbleiben, als hie und da heimlich nach London zu fahren, was ihn ermüdete; und das geringste Unwohlsein würde ihm auch dies unmöglich machen. Er lag mit offenen Augen, wehrte sich gegen diese Zukunftsbilder und nannte sich einen alten Narren, während sein Herz laut schlug und dann wieder ganz stillzustehen schien. Er sah noch die Dämmerung durch die Ritzen der Jalousien schimmern, hörte die Vögel piepsen und zwitschern und die Hähne krähen, ehe er wieder einschlief; danach erwachte er müde, aber gesund. Noch fünf Wochen, ehe er sich den Kopf zu zerbrechen brauchte, bei seinem Alter eine Ewigkeit! Aber die heftige Angst jener frühen Morgenstunde hatte ihre Spuren zurückgelassen, er, der immer seinen Kopf durchgesetzt hatte, fühlte sich wie von einem leichten Fieber getrieben. Er würde sie so oft treffen, als es ihm gefiel! Warum sollte er nicht in die Stadt fahren und das Kodizill bei seinem Anwalt selbst beifügen, statt ihm zu schreiben? Vielleicht würde sie gerne in die Oper gehen! Diesmal aber würde er die Bahn benützen, dieser dicke Kerl, der Beacon, sollte nicht hinter seinem Rücken grinsen! Diener waren ja solche Dummköpfe, und höchstwahrscheinlich kannten sie alle die alte Geschichte von Irene und dem jungen Bosinney – Dienstleute wußten alles, und was sie nicht wußten, vermuteten sie. An jenem Morgen schrieb er ihr:

‚Meine liebe Irene! Ich muß morgen in die Stadt fahren. Wenn Du gerne auf einen Akt in die Oper gehen möchtest, diniere mit mir in einem ruhigen Restaurant . . .‘ Aber wo? Es war schon eine Ewigkeit her, seit er in London irgendwo anders diniert hatte als in seinem Klub oder in einem Privathaus. Ah! Da war dieses neumodische Hotel in der Nähe von Covent Garden . . . ‚Sende mir morgen früh eine Zeile in das Piedmont-Hotel, ob ich Dich dort um sieben Uhr erwarten darf. Dein Dich liebender Jolyon Forsyte.‘

Sie würde begreifen, daß er ihr nur gerade eine kleine Freude bereiten wolle; denn der Gedanke, daß sie erraten könnte, wie sehr er sich nach ihrem Anblick sehnte, war ihm instinktiv unangenehm; es ziemte sich nicht. in seinem Alter vom gewöhnlichen Wege ab-

zuweichen, um Schönheit zu bewundern, noch dazu die Schönheit einer Frau.

Die Fahrt am nächsten Tage, obgleich sie ganz kurz war, und der Besuch bei seinem Anwalt ermüdeten ihn sehr. Überdies war es heiß, und nachdem er sich zum Dinner umgekleidet hatte, mußte er sich auf dem Sofa in seinem Schlafzimmer ein wenig ausruhen. Er mußte einen leichten Ohnmachtsanfall gehabt haben, denn als er wieder zu sich kam, fühlte er sich recht sonderbar; mit einiger Mühe erhob er sich und klingelte. Oho! – schon sieben vorbei! und er war noch immer hier oben, und sie würde warten. Plötzlich aber erfaßte ihn von neuem ein Schwindel, und er war genötigt, sich wieder auf das Sofa sinken zu lassen. Er hörte die Stimme des Stubenmädchens: „Haben Sie geklingelt, gnädiger Herr?" „Jawohl, treten Sie näher!" Er konnte sie nicht deutlich sehen, vor seinen Augen wogte ein Nebel. „Ich fühle mich nicht wohl, ich brauche etwas Riechsalz." „Ja, gnädiger Herr." Ihre Stimme klang erschreckt. Der alte Jolyon machte eine Anstrengung. „Warten Sie noch einen Augenblick! Sie müssen meiner Nichte eine Botschaft ausrichten – einer Dame, die in der Halle wartet – einer Dame in Grau. Sagen Sie, Mr. Forsyte ist nicht ganz wohl – die Hitze. Er bedauert sehr; wenn er nicht bald hinunterkommt, soll sie nicht mit dem Dinner warten."

Als das Mädchen gegangen war, fühlte er sich schwach und dachte: ‚Warum habe ich gesagt: eine Dame in Grau? Sie kann ja irgendeine andere Farbe tragen! Riechsalz!' Obgleich er nicht wieder ohnmächtig wurde, bemerkte er doch nicht, wie Irene hereinkam und auf ihn zutrat, Riechsalz unter seine Nase hielt und ein Kissen unter seinen Kopf schob. Er hörte sie ängstlich fragen: „Lieber Onkel Jolyon, was fehlt dir?", fühlte undeutlich den sanften Druck ihrer Lippen auf seiner Hand, atmete dann tief das Riechsalz ein, spürte plötzlich seine Wirkung und mußte niesen. „Ha!" sagte er, „es ist gar nichts. Wie bist du heraufgekommen? Geh doch dinieren – die Karten liegen auf dem Ankleidetisch. In einer Minute werde ich wieder ganz munter sein." Er fühlte ihre kühle Hand auf seiner Stirn, roch Veilchen und schwankte zwischen einem Gefühl des angenehmen Sichgehenlassens und dem Willen, wieder gesund zu sein. „Na also! Du bist doch in Grau!" sagte er. „Hilf mir auf!" Als er wieder auf den Füßen stand, gab er sich einen Ruck. „Was ist mir nur eingefallen, ohnmächtig zu werden!" Und er ging langsam auf den Spiegel zu. Wahrhaftig, das Gesicht einer Leiche. Er vernahm ihre Stimme nur leise hinter sich: „Du darfst nicht hinuntergehn,

Onkel. Du mußt ausruhn." „Unsinn! Ein Glas Champagner wird mir schon wieder auf die Beine helfen. Du darfst meinetwegen die Oper nicht versäumen."

Aber schon der Weg durch den Gang war mühselig. Was in diesen neumodischen Hotels nur für Teppiche lagen, so dick, daß man bei jedem Schritt darüber strauchelte! Im Fahrstuhl bemerkte er ihren besorgten Blick und sagte mit einem schwachen Versuch zu zwinkern: „Na, ich bin ein netter Gastgeber!" Als der Fahrstuhl hielt, mußte er sich an der Bank festhalten, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren; doch nach der Suppe und einem Glas Champagner fühlte er sich schon wohler und begann sich des kleinen Schwächeanfalls zu freuen, dessentwegen soviel Sorge für ihn in ihrem Benehmen lag.

„Ich hätte dich gern zur Tochter gehabt", sagte er plötzlich; und da er das Lächeln in ihren Augen sah, fuhr er fort: „In deinem Alter solltest du nicht nur in der Erinnerung an die Vergangenheit leben; davon kannst du später noch mehr als genug zehren. Das ist ein hübsches Kleid — der Schnitt gefällt mir." „Ich habe es selbst gemacht." Ah! Eine Frau, die sich ein hübsches Kleid nähen konnte, hatte noch nicht das Interesse am Leben verloren. „Man muß ernten, solange die Sonne scheint", sagte er; „trink doch aus. Ich möchte etwas Farbe in deinen Wangen sehen. Wir dürfen unser Leben nicht versäumen; das taugt nicht. Heute abend wird eine neue Margarethe auftreten; hoffen wir, daß sie nicht dick ist. Und Mephisto — etwas Schrecklicheres als einen dicken Teufel kann ich mir überhaupt nicht vorstellen."

Aber schließlich gingen sie doch nicht in die Oper, denn als er sich vom Tisch erhob, befiel ihn wieder der Schwindel, und sie bestand darauf, daß er sich ruhig verhalte und früh zu Bett gehe. Als er sich am Eingang des Hotels von ihr verabschiedet hatte, nachdem er dem Kutscher ihre Fahrt nach Chelsea bezahlt, setzte er sich noch für einen Augenblick nieder, um in der Erinnerung an ihre Worte zu schwelgen: ‚Du bist so lieb und gut zu mir, Onkel Jolyon!' Gewiß! Wer würde das nicht sein! Er wäre gern noch einen Tag hiergeblieben, um mit ihr in den Zoologischen Garten zu gehen, aber zwei Tage in seiner Gesellschaft würden sie wohl zu Tode langweilen! Nein, er mußte warten bis zum nächsten Sonntag; sie hatte versprochen, an diesem Tage zu kommen. Sie würden die Stunden für Holly festsetzen, wenn auch nur für einen Monat. Das würde wenigstens etwas sein. Der kleinen Mamselle Beauce würde es nicht passen, aber sie mußte es eben hinunterschlucken. Er drückte seinen alten

Claque gegen die Brust zusammen und suchte den Fahrstuhl.

Am nächsten Morgen fuhr er zum Waterloo-Bahnhof, wobei er fortwährend gegen den Wunsch ankämpfte, dem Kutscher zuzurufen: ‚Fahren Sie mich nach Chelsea!' Aber sein Gefühl für Maß und Ziel in allem war doch stärker. Außerdem fühlte er sich noch schwach und wollte nicht wieder, fern von zu Hause, einen Anfall wie den vom vergangenen Abend riskieren. Auch würde Holly ihn erwarten – ihn und das, was er ihr mitbringen würde. Gewiß hatte ihn sein kleiner Liebling nicht nur wegen der Geschenke so gern – ihr Herzchen floß über von zärtlicher Zuneigung. Danach fragte er sich eine Sekunde lang mit dem recht bittern Zynismus des Alters, ob nicht vielleicht auch Irene aus einer berechnenden Liebe heraus sich mit ihm abgebe. Nein, auch sie gehörte nicht zu dieser Sorte. Im Gegenteil, sie hatte so gut wie keinen Begriff davon, wie man sich sein Brot mit Butter bestreichen kann; sie hatte keinen Sinn für Besitz, das arme Ding! Außerdem hatte er ihr gegenüber kein Wort von dem Kodizill erwähnt und würde auch nichts sagen – jeder Tag hat seine eigene Freude.

In dem Wagen, der ihn auf der Station erwartete, mußte Holly den Hund Balthasar zurückhalten, und die Liebkosungen der beiden machten seine Heimfahrt zu einem Triumphzug. Den ganzen Rest dieses schönen, heißen Tages und den größten Teil des nächsten fühlte er sich ruhig und zufrieden, ruhte im Schatten aus, während die lange verweilenden Sonnenstrahlen Rasen und Blumen mit Gold überrieselten. Am Donnerstagabend jedoch während seines einsamen Dinners begann er die Stunden zu zählen: noch sechsundfünfzig, bis er wieder hinuntergehen und sie in dem kleinen Wäldchen würde treffen können, um an ihrer Seite den Weg durch die Felder wieder heraufzusteigen. Er hatte wegen seiner Ohnmacht den Arzt fragen wollen, aber ganz gewiß würde der Kerl auf vollkommene Ruhe, Vermeiden jeder Aufregung und dergleichen bestehen; er aber wollte sich jetzt nicht anbinden lassen; er wollte nichts von Krankheit hören, selbst wenn er wirklich krank sein sollte; darauf zu hören, konnte er sich bei seinem Alter nicht mehr leisten, jetzt, da dieses neue Interesse in sein Leben getreten war. Und er vermied es sorgfältig, in einem Briefe an seinen Sohn sein Befinden auch nur mit einem Worte zu erwähnen. Da würden sie ja sofort zurückkommen! Wieweit bei diesem Schweigen die Rücksicht auf ihr Vergnügen maßgebend war, wieweit die Besorgnis für sein eigenes, das herauszufinden bemühte er sich nicht erst.

Als er an jenem Abend in seinem Arbeitszimmer gerade seine Zigarre zu Ende geraucht hatte und am Einschlummern war, vernahm er das Rascheln eines Kleides und spürte den Duft von Veilchen. Wie er die Augen öffnete, sah er sie in ihrem grauen Kleid, mit ausgestreckten Armen, am Kamin stehen. Das Merkwürdige dabei war, daß es, obgleich diese Arme nichts zu halten schienen, doch so aussah, als ob sie um jemandes Nacken lägen, und ihr Kopf war zurückgebogen, die Lippen geöffnet und die Augen geschlossen. Sie verschwand sofort wieder, und nur mehr das Kaminsims und seine Bronzefiguren waren da. Aber diese Bronzen und das Sims waren doch vorher gar nicht dagewesen, nur der Kamin und die Wand! Zitternd und verwirrt erhob er sich. ‚Ich muß doch eine Medizin nehmen', dachte er, ‚ich muß krank sein.' Sein Herz schlug zu rasch, und er hatte ein beklemmendes Gefühl in der Brust; er trat ans Fenster und öffnete es, um etwas frische Luft hereinzulassen. In der Ferne bellte ein Hund, wahrscheinlich einer der Hunde von Drages Farm, auf der anderen Seite des Wäldchens. Eine wunderbar stille Nacht, aber dunkel. ‚Ich war eingeschlafen', dachte er, ‚das ist alles! Und doch könnte ich schwören, daß meine Augen offen waren!' Ein Laut wie ein Seufzer schien ihm zu antworten. „Was ist das?" fragte er laut, „wer ist da?" Die Hand auf die Seite drückend, um das Hämmern seines Herzens zu beruhigen, schritt er auf die Terrasse hinaus. Etwas Weiches huschte im Dunkel vorüber. „Scht!" Das war die große graue Katze. ‚Der junge Bosinney war wie eine große Katze!' dachte er. ‚Und er war es da drinnen, den sie — den sie um — — —. Sie gehört ihm noch immer!' Er trat an den Rand der Terrasse und blickte in die Dunkelheit hinaus; er konnte gerade noch den Schimmer der weißen Gänseblümchen auf dem ungemähten Rasen sehen. Heute noch hier und morgen tot! Und da kam auch der Mond hervor, der alle sah, Junge und Alte, Lebende und Tote, und sich um gar nichts kümmerte! Ja, bald würde an ihn die Reihe kommen. Für einen einzigen Tag der Jugend würde er gern den Rest seines Lebens hingeben! Und er wandte sich wieder dem Hause zu. Er konnte die Fenster des Kinderzimmers dort oben sehen. Sein kleiner Liebling schlief wahrscheinlich. ‚Hoffentlich weckt sie der Hund nicht auf!' dachte er. ‚Was ist es, das uns erst zu lieben zwingt und dann sterben läßt? Ich muß zu Bett gehn.' Und über den Steinboden der Terrasse, den das Mondlicht grau färbte, ging er ins Haus zurück.

V

Was kann ein Mann in seinen alten Tagen Besseres tun, als von seinem wohlangewandten vergangenen Leben träumen? Das schließt für alle Fälle Hitze und Erregung aus, das ist wie blasser Wintersonnenschein. Die sanft anschlagenden Wellen der Erinnerung können dem Ufer nichts anhaben. Der Gegenwart sollte er mißtrauen, Gedanken an die Zukunft meiden. Von seinem Platz im dichten Schatten aus sollte er zusehen, wie das Sonnenlicht bis zu seinen Fußspitzen hinglitte. Wenn die heiße Sommersonne schiene, sollte er sich nicht ergehen, denn er könnte sie irrigerweise für die milde Sonne des Nachsommers halten! So sollte er von ungefähr sanft, unmerklich, nach und nach sich auflösen, bis die ungeduldige Natur ihm die Luftröhre zudrückte und er eines schönen Morgens seinen letzten Seufzer täte, ehe noch die Welt erwachte. Und dann wird man auf seinen Grabstein die Worte setzen: ‚Er starb hochbetagt.' Wahrhaftig! Wenn ein Forsyte in vollster Übereinstimmung mit seinen Grundsätzen lebt, so kann er noch lange weiterleben, auch wenn er schon gestorben ist.

Der alte Jolyon war sich alles dessen bewußt, und doch war in ihm etwas, das über den Forsyteismus hinausging. Denn es steht geschrieben, daß ein Forsyte Schönheit nicht mehr lieben soll als Vernunft, noch seinen Launen auf Kosten seiner Gesundheit frönen darf. Aber in diesen Tagen, da fraß etwas an seinem Herzen, das die stets dünner werdende Wand zu sprengen drohte. Sein scharfer Verstand begriff dies, er wußte aber auch, daß er den heftigen Herzschlag nicht mäßigen könne, ja es nicht einmal gewollt hätte, wenn es möglich gewesen wäre. Und dennoch, wenn jemand ihm gesagt hätte, daß er von seinem Kapital zehre, so hätte er ihn groß angesehen. Nein, nein, man lebt nicht von seinem Kapital, so etwas tat man einfach nicht! Die Losungsworte der Vergangenheit sind stets viel wirklicher als die wirkliche Gegenwart. Und er, der es immer für eine Todsünde gehalten hatte, sein Kapital aufzuzehren, hätte es nicht ertragen, eine so plumpe Phrase auf seinen eigenen Fall angewendet zu hören. Freude ist gesund; Schönheit erquickt das Auge; mit den Jungen sich noch einmal jung fühlen – und was zum Kuckuck tat er denn anderes!

Methodisch, so wie er sein ganzes Leben gelebt hatte, teilte er nun seine Zeit ein. An den Dienstagen fuhr er mit dem Zug in die Stadt; Irene dinierte mit ihm, und dann gingen sie zusammen in die Oper.

An Donnerstagen fuhr er mit dem Wagen nach London, hieß den dicken Kutscher die Pferde einstellen und traf Irene in Kensington Gardens; wenn er sich dann von ihr verabschiedet hatte, stieg er wieder in den Wagen ein und kam rechtzeitig zum Dinner wieder heim. Er gab zu Hause die Parole aus, daß er an diesen beiden Tagen in London geschäftlich zu tun habe. Am Mittwoch und Samstag kam sie heraus, um Holly Musikstunde zu geben. Je mehr Vergnügen er an ihrer Gesellschaft fand, um so gewissenhafter wahrte er den Anstand, er war ganz und gar ein freundlicher und vernünftiger Onkel. Ja, sogar in seinen Gefühlen ging er nicht darüber hinaus – schließlich war er doch ein alter Mann. Und dennoch, wenn sie sich einmal verspätete, sorgte er sich fast zu Tode. Wenn sie ganz ausblieb, was zweimal vorgekommen war, wurden seine Augen so traurig wie die eines alten Hundes, und er konnte nicht schlafen.

Und so verging ein Monat – einen Monat lang war Sommer in den Feldern und Sommer in seinem Herzen; es war ein heißer Sommer, und er machte müde. Wer hätte vor ein paar Wochen noch geglaubt, daß er vor der Rückkehr seines Sohnes und seiner Enkelin fast Entsetzen empfinden würde! Während jener Wochen des herrlichsten Wetters hatte er solch köstliche Freiheit und Unabhängigkeit wiedererlangt, wie sie nur ein Mann genießt, ehe er eine Familie gründet; und dabei diese neue Freundschaft mit einer Frau, die keine Forderungen stellte, ein wenig im Dunkel blieb, immer ein wenig von dem Zauber des Geheimnisses behielt! Es war so, als trinke ein Mensch plötzlich Wein, der seit langer Zeit nur Wasser getrunken, so daß er fast vergessen hat, wie der Wein das Blut erregt und die Sinne umnebelt. Die Blumen hatten eine leuchtendere Farbe; Düfte und Musik und Sonnenstrahlen besaßen Gegenwartswert für ihn und waren nicht mehr bloß Erinnerungen an verflossene Freuden. Er hatte jetzt etwas, wofür er leben konnte und das ihn fortwährend in Erwartung versetzte. In dieser Erwartung lebte er nun und nicht im Zurückschauen; für einen so hochbetagten Mann ist der Unterschied beträchtlich. Die Freuden der Tafel, die für ihn, der von Natur enthaltsam war, nie von Bedeutung gewesen waren, hatten allen Wert verloren. Er aß ein wenig und ohne zu wissen, was er aß; und Tag für Tag wurde er dünner und gebrechlicher anzuschauen. Er war wieder spindeldürr, und seiner abgemagerten Gestalt verlieh die mächtige Stirn mit den eingefallenen Schläfen mehr Würde denn je Er wußte sehr gut, daß er eigentlich den Arzt

rufen sollte, aber die Freiheit war zu schön! Er konnte es sich nicht gestatten, der häufigen Atemnot und den Schmerzen in der Seite auf Kosten seiner Freiheit Gewicht beizulegen. Sollte er zu der vegetierenden Existenz zurückkehren, die er, umgeben von landwirtschaftlichen Zeitschriften mit ihren Bildern von lebensgroßen Mangoldwurzeln, geführt hatte, ehe dies neue Interesse in sein Leben getreten war? Nein! Er überschritt die erlaubte Zigarrenzahl. Zwei am Tag war stets sein Maß gewesen. Jetzt rauchte er drei und manchmal vier – wie Männer zu tun pflegen, über die der schöpferische Geist gekommen ist. Aber häufig dachte er auch: ‚Ich muß das Rauchen und den Kaffee aufgeben; ich darf nicht mehr mit der ratternden Bahn nach London fahren!' Aber er gab es doch nicht auf; daß niemand in seiner Nähe war, der eine Art Autorität hätte ausüben können, war ein nicht zu unterschätzender Vorteil. Die Dienerschaft wunderte sich vielleicht, aber sie blieb selbstverständlich stumm. Mamselle Beauce war zu sehr mit ihrer eigenen Verdauung beschäftigt und zu ‚wohlerzogen', um persönliche Anspielungen zu machen. Holly, deren Spielzeug und Abgott er war, hatte noch keinen Blick für Veränderungen in seinem Aussehen. So war es nur Irene selbst, die ihn bitten mußte, mehr zu essen, während der Mittagshitze zu ruhen, eine Medizin zu nehmen und so weiter. Aber daß sie selber die Ursache seiner Abmagerung war, das sagte sie ihm nicht – denn das Unheil, das man selber anrichtet, das sieht man nicht. Ein Mann von fünfundachtzig hat keine Leidenschaften mehr, aber die Schönheit, die Leidenschaft hervorruft, wirkt in derselben Weise weiter, bis der Tod die Augen schließt, die ihren Anblick ersehnen.

Am ersten Tag der zweiten Juliwoche erhielt er einen Brief von seinem Sohn aus Paris, der meldete, daß sie alle Freitag zurückkommen würden. Das war ja immer so sicher gewesen wie der Tod; doch mit der rührenden Unbekümmertheit des Alters darum, daß es bis zum Ende vor Enttäuschungen nicht gefeit ist, hatte er es sich nie völlig eingestehen wollen. Jetzt endlich gestand er es sich ein, und irgendein Entschluß mußte gefaßt werden. Er konnte sich das Leben ohne dieses neue Interesse überhaupt nicht mehr vorstellen, aber das, was man sich nicht vorstellen kann, existiert doch manchmal, was die Engländer immer wieder zu ihrem Schaden erfahren müssen. Er saß in seinem alten Lederstuhl, faltete den Brief zusammen und kaute am Ende einer unangezündeten Zigarre. Nach dem morgigen Tage würden seine Dienstagsausflüge in die Stadt aufhören müssen. Vielleicht konnte er noch einmal in der Woche mit

dem Wagen hinfahren, unter dem Vorwand, daß er seinen Anwalt aufsuchen müsse. Aber selbst das würde von seiner Gesundheit abhängen, denn jetzt würde man ja wieder beginnen, mit ihm viel Aufhebens zu machen. Die Stunden! Die Stunden mußten weitergehen! Sie mußte ihre Bedenken hinunterschlucken und June ihre Gefühle unterdrücken. Es war ihr schon einmal gelungen, an dem Tage, nachdem sie die Nachricht von Bosinneys Tod erhalten hatte; was sie damals gekonnt hatte, war ihr gewiß auch heute möglich. Vier Jahre waren schon seit jener schweren Kränkung dahingegangen; es war nicht christlich, die Erinnerung an erlittenes Unrecht stets lebendig zu erhalten. June war eigensinnig, aber er war noch eigensinniger, denn seine Sanduhr war fast schon abgelaufen. Irene war so sanft, gewiß würde sie dies für ihn tun und lieber ihr natürliches Widerstreben unterdrücken, als ihm einen solchen Kummer bereiten! Die Stunden mußten fortgesetzt werden, denn nur dann würde er sich sicher fühlen. Schließlich zündete er seine Zigarre an und versuchte, sich zurechtzulegen, wie er es allen beibringen und diese sonderbare Intimität erklären sollte; wie er die nackte Wahrheit, daß er den Anblick der Schönheit nicht mehr missen könne, verhüllen und verbergen sollte. Ach ja, Holly! Holly liebte sie und schwärmte für ihre Stunden. Sie würde ihn retten – sein kleiner Liebling! Und bei diesem glücklichen Gedanken wurde er wieder ruhig und heiter und war ganz erstaunt, daß er sich so schrecklich gesorgt hatte. Er durfte sich nicht so sorgen, er fühlte sich immer sonderbar schwach danach und so, als gehörte ihm sein Körper nur mehr halb.

An jenem Abend nach dem Dinner hatte er wieder einen Schwindelanfall, aber er wurde nicht ohnmächtig. Er wollte nicht läuten, denn er wußte, dann würde man Umstände machen, und seine morgige Ausfahrt würde Verdacht erregen. Wenn man alt wurde, so verschwor sich die ganze Welt, einem die Freiheit zu beschränken, und weshalb nur? Damit man eine kleine Spanne Zeit länger auf dieser Welt atmen könne. Um solchen Preis wollte er es nicht. Nur der Hund Balthasar war Zeuge, wie sich der einsame Mann langsam von seiner Schwäche erholte; er beobachtete ängstlich, wie er zur Anrichte ging, um ein Gläschen Kognak zu trinken, anstatt ihm ein Keks zu geben. Als er sich endlich imstande fühlte, mühsam die Stufen hinaufzuklimmen, ging er zu Bett. Und obgleich er am nächsten Morgen noch immer nicht ganz sicher auf den Füßen stand, so gab ihm doch der Gedanke an den Abend Kraft und Zuversicht.

Es war immer eine solche Freude, ihr ein gutes Abendessen zu geben – er hatte sie im Verdacht, daß sie zuwenig aß, wenn sie allein war – und in der Oper ihre leuchtenden, glänzenden Augen und das unbewußte Lächeln ihrer Lippen zu beobachten! Sie hatte nicht viel Vergnügungen, und dies war das letztemal, daß er sie ausführen konnte. Aber während er seine Reisetasche packte, ertappte er sich bei dem Wunsche: wenn ihm doch nur dies mühsame Ankleiden zum Dinner erspart bliebe und auch die Anstrengung, ihr Junes Rückkehr mitzuteilen!

An jenem Abend gab man ‚Carmen'; er benützte die letzte Pause, um es ihr zu sagen, da er instinktiv bis zum letzten Augenblick gewartet hatte. Sie nahm es so sonderbar, so ruhig auf; eigentlich war er noch nicht mit sich darüber im reinen, wie sie es aufgenommen hatte, als die kapriziöse Musik wieder anhob und Schweigen erforderte. Die Maske war wieder über ihr Gesicht gezogen, hinter der soviel vorging, das er nicht sehen konnte. Sie brauchte zweifellos Zeit, um darüber nachzudenken. Er würde sie nicht drängen, denn morgen nachmittag würde sie ja kommen, um ihre Stunde zu geben, und er würde sie dann sehen, wenn sie sich bereits an den Gedanken gewöhnt hatte. Im Wagen sprach er nur von der Darstellerin der ‚Carmen'; er hatte in früheren Tagen bessere gesehen, aber sie war durchaus nicht schlecht. Als er ihre Hand ergriff, um gute Nacht zu sagen, beugte sie sich rasch vor und küßte ihn auf die Stirn. „Leb wohl, lieber Onkel Jolyon, du bist so lieb und gut zu mir gewesen!" „Auf morgen also", sagte er, „gute Nacht! Schlaf gut!" Und sie wiederholte sanft: „Schlaf gut!" Durch das Fenster der Droschke, die sich schon in Bewegung setzte, sah er noch, wie sie zurückblickte und mit der Hand eine unschlüssige Bewegung machte.

Langsam suchte er sein Zimmer auf. Man gab ihm jedesmal ein anderes, und er konnte sich unmöglich an diese funkelnagelneuen Schlafzimmer gewöhnen mit ihrer neuen Einrichtung und den graugrünen Teppichen, die über und über mit rosa Rosen besät waren. Er konnte nicht einschlafen, und die verteufelte Habanera ging ihm unausgesetzt im Kopf herum. Er verstand nicht genug Französisch, um die Worte übersetzen zu können, doch er begriff ihren Sinn, wenn sie überhaupt einen Sinn hatten; etwas Zigeunerhaftes, wild und unerklärlich. Ja, es gab etwas im Leben, das alle Vorsorge und alle Pläne über den Haufen warf – etwas, nach dessen Pfeife Männer und Frauen tanzen mußten. Und er lag da und starrte aus tief eingesunkenen Augen in die Dunkelheit, das Reich des Unerklär-

lichen. Da hatte man nun geglaubt, daß man das Leben meistere, aber es entwischte einem, packte einen am Kragen, zwang einen hierhin und dorthin und brachte einen am Ende ja doch höchstwahrscheinlich um! Ja, er würde sich auch gar nicht wundern, wenn es den Sternen genau so ginge, wenn man sie mit den Köpfen zusammenstieße und wieder auseinanderrisse. Mit solchen Tricks hatte das Leben ja stets gearbeitet. Fünf Millionen Menschen lebten in diesem großen Sammelsurium von einer Stadt, und sie alle waren jener unheimlichen Kraft auf Gnade und Ungnade ausgeliefert, wie ein Haufen kleiner, trockener Erbsen auf einem Brett herumhüpfen mußte, wenn man mit der Faust daraufschlug. Na ja, er würde nicht lange mehr herumhüpfen – ein langer, ausgiebiger Schlaf würde ihm guttun! Wie heiß es da oben war – und was für ein Lärm! Seine Stirn brannte; sie hatte ihn gerade auf die Stelle geküßt, die ihm immer weh tat, wenn er sich sorgte, gerade dort – als hätte sie die Stelle genau gekannt und hätte ihm die Sorgen alle wegküssen wollen. Aber statt dessen hatte ihr Kuß nur eine um so peinigendere Unruhe hinterlassen. Niemals vorher hatte ihre Stimme einen solchen Klang gehabt, niemals hatte sie beim Wegfahren zurückgeblickt und eine solch zögernde Bewegung mit der Hand gemacht. Er stieg wieder aus dem Bett und zog die Vorhänge beiseite; sein Zimmer ging auf die Themse hinaus. Die Luft war schwül, aber der Anblick dieses breiten dahinfließenden Stromes in seiner Ruhe und Ewigkeit besänftigte ihn. ‚Am wichtigsten ist, daß ich ihr nicht lästig falle', dachte er. ‚Ich will an meinen kleinen Liebling denken und einschlafen.' Doch es währte lange, bis die Hitze und der Lärm der Londoner Nacht in den kurzen Schlummer des Sommermorgens überging. Der alte Jolyon war gerade nur ein wenig eingenickt.

Als er am nächsten Tag nach Hause kam, ging er in den Blumengarten hinaus und pflückte mit Hilfe Hollys, die sehr zart mit Blumen umzugehen verstand, einen Strauß Nelken. Er sagte ihr, daß sie für die ‚Dame in Grau' bestimmt seien, ein Name, den sie unter sich noch immer gebrauchten; er stellte die Blumen in einer Schale in sein Arbeitszimmer, wo er mit Irene sofort, wenn sie hereinkam, die Sache mit June und die Frage der künftigen Stunden erledigen wollte. Der Duft und die Farbe der Blumen würden ihn dabei unterstützen. Nach dem Lunch legte er sich nieder, denn er fühlte sich sehr müde, und der Wagen würde sie ja erst um vier Uhr von der Station herbringen. Als jedoch die Stunde herannahte, wurde er unruhig und ging ins Schulzimmer, von wo aus er die Auffahrt über-

blicken konnte. Die Jalousien waren heruntergelassen; Holly hielt sich dort mit Mademoiselle Beauce auf, wo sie vor der Hitze eines erschlaffenden Julitages Schutz fand, und beide beschäftigten sich mit den Seidenraupen. Der alte Jolyon hatte eine natürliche Antipathie gegen diese planmäßig verfahrenden Geschöpfe, deren Köpfe und Farbe ihn an Elefanten erinnerten; die eine solche Menge von Löchern in hübsche grüne Blätter nagten und einen so entsetzlichen Geruch hatten. Er setzte sich auf eine mit Kattun bespannte Fensterbank, wo er die Auffahrt im Auge hatte und soviel freie Luft bekam, als nur möglich war; und der Hund Balthasar, der an heißen Tagen gern auf Kattun lag, sprang neben ihm auf die Bank. Über das Pianino war zum Schutz gegen den Staub eine violette Decke gebreitet, die fast schon grau gebleicht war, und darauf stand der erste Lavendel, dessen Duft das Zimmer erfüllte. Trotz der Kühle hier, vielleicht gerade weil es so kühl war, bedrückte der heftige Pulsschlag des Lebens seine erschlaffenden Sinne. Jeder Sonnenstrahl, der durch die Kattunvorhänge kam, hatte einen aufreizenden Glanz; der Hund strömte einen starken Geruch aus; der Lavendel duftete überwältigend: die Seidenraupen, die ihre graugrünen Rücken krümmten, schienen unmäßig lebendig; und Hollys dunkler Kopf, der sich darüberbeugte, hatte einen wunderbar seidigen Glanz. Wie herrlich stark und grausam das Leben war gegenüber den Alten und Schwachen! Es schien sich über einen förmlich lustig zu machen mit seinen zahllosen Formen und seinem ewig hämmernden Rhythmus. Noch niemals hatte er wie in diesen letzten paar Wochen das merkwürdige Gefühl gehabt, daß die eine Hälfte seines Wesens vom Strom des Lebens rasch dahingetrieben ward, während die andere Hälfte gestrandet am Ufer lag und seinen eigenen hilflosen Anstrengungen zusah. Nur wenn Irene bei ihm war, verlor er dies Doppelbewußtsein.

Holly wandte den Kopf, zeigte mit der kleinen, braunen Faust nach dem Pianino – denn mit dem Finger zeigen war nicht ‚wohlerzogen' – und sagte schlau: „Schau die ‚Dame in Grau' an, Großväterchen; ist sie heute nicht hübsch?" Der alte Jolyon bekam Herzklopfen, und einen Augenblick lang schien ihm das Zimmer in eine Wolke gehüllt zu sein; als er wieder klar sehen konnte, sagte er zwinkernd: „Wer hat sie so angezogen?" „Mamselle." „Holii! Sei nicht so närrisch!" Diese affektierte kleine Französin! Sie hatte es noch nicht verwunden, daß man ihr die Musikstunden entzogen hatte. Das würde ihr aber nichts nützen. Sein kleiner Liebling war

sein und Irenens einziger Freund. Na, es waren doch ihre Stunden, und er würde nicht nachgeben, um nichts in der Welt würde er nachgeben. Er strich mit der Hand über den warmen, wolligen Kopf Balthasars und hörte Holly sagen: „Wenn die Mutter wieder zu Hause ist, werden wir keine Abwechslung mehr haben, nicht wahr? Du weißt doch, daß sie fremde Menschen nicht leiden kann."

Die Worte des Kindes ließen den alten Jolyon die eisige Atmosphäre der Opposition spüren und enthüllten ihm alles, was seine neugefundene Freiheit bedrohte. Ach ja! Er würde sich damit bescheiden müssen, als alter Mann von der Gnade und Liebe anderer abhängig zu sein, oder aber er mußte kämpfen um diese neue unschätzbare Freundschaft; und kämpfen machte ihn so todmüde. Doch sein mageres, müdes Gesicht drückte eine stets wachsende Entschlossenheit aus, daß es zuletzt einzig aus dem trotzigen Kinn zu bestehen schien. Dies war sein Haus und seine Angelegenheit; er würde nicht nachgeben! Er blickte auf seine Uhr, die so alt und dünn wie er selber war; er besaß sie schon seit fünfzig Jahren. Bereits vier vorüber! Und indem er im Vorbeigehen einen Kuß auf Hollys Haar drückte, schritt er in die Halle hinunter. Er wollte sie treffen, ehe sie hinaufging, um ihre Stunde zu geben. Sobald er das Geräusch von Rädern vernahm, trat er in das Haustor und sah sofort, daß der Wagen leer war.

„Der Zug ist eingefahren, gnädiger Herr, aber die Dame ist nicht gekommen." Der alte Jolyon blickte ihn scharf von unten herauf an, und seine Augen schienen die Neugier dieses fetten Burschen in ihre Schranken zu weisen, damit er seine bittere Enttäuschung nicht sehen sollte. „Na schön", sagte er und schritt ins Haus zurück. Er ging in sein Arbeitszimmer und setzte sich nieder, denn er zitterte am ganzen Körper. Was bedeutete dies? Sie konnte den Zug versäumt haben, aber er wußte nur zu gut, daß es nicht so war. ‚Leb wohl, lieber Onkel Jolyon!' Warum ‚Leb wohl' und nicht ‚Gute Nacht'? Und ihre Hand, die zu zögern schien, und ihr Kuß. Was bedeutete dies alles? Heftige Unruhe und Erregung packte ihn. Er erhob sich und schritt auf dem türkischen Teppich zwischen Fenster und Wand auf und ab. Sie würde ihn verlassen! Er war dessen sicher — und war wehrlos. Ein alter Mann, der sich nach dem Anblick der Schönheit sehnte! Es war lächerlich! Das Alter schloß ihm den Mund und lähmte seine Kampfesfreude. Er hatte keinen Anspruch mehr auf Wärme und Leben, für ihn blieb weiter nichts als Erinnerung und Leid. Er konnte nicht in sie dringen; auch ein alter Mann

hat seinen Stolz. Wehrlos! Ohne auf körperliche Ermüdung zu achten, schritt er wohl eine Stunde auf und ab, an der Schale mit den Nelken vorbei, die er gepflückt hatte und die ihn mit ihrem Duft zu verhöhnen schienen. Von allen Dingen, die schwer zu ertragen sind, ist die Knebelung der Willenskraft das Schlimmste für einen, der immer seinen Kopf durchgesetzt hat. Das Schicksal hatte ihn in seinem Netz gefangen, und wie ein unglücklicher Fisch zappelte und wand er sich in den Maschen und fand kein Loch, um zu entschlüpfen. Um fünf Uhr brachte man ihm den Tee und einen Brief. Für einen Augenblick erwachte in ihm wieder die Hoffnung. Mit dem Buttermesser öffnete er das Kuvert und las:

‚Liebster Onkel Jolyon! Es fällt mir sehr schwer, Dir etwas zu schreiben, was Dich vielleicht enttäuschen wird, aber ich war zu feige, es Dir gestern abend zu sagen. Ich fühle, daß es mir unmöglich ist, Dich zu besuchen und Holly weiter Stunden zu geben, jetzt, da June zurückkommt. Manche Dinge gehen doch zu tief, als daß man sie vergessen könnte. Es war eine solche Freude, Dich und Holly zu besuchen! Vielleicht werde ich Dich noch manchmal treffen, wenn Du in die Stadt kommst, obwohl ich überzeugt bin, daß es Dir nicht guttut. Ich konnte ja sehen, wie Du Dich überanstrengtest. Es wäre sicherlich am besten für Dich, wenn Du während der heißen Zeit viel ausruhtest, und jetzt wirst Du ja auch darüber glücklich sein, daß Dein Sohn und June wieder zurückkommen. Ich danke Dir vieltausendmal für Deine Liebe und Güte. Deine Dich liebende Irene.‘

So, da hatte er’s nun! Es tat ihm also nicht gut, eine Freude zu haben und das zu tun, woran sein Herz hing; zu versuchen, das Gefühl des unabweislichen Endes aller Dinge zu betäuben, des nahen Todes, dessen schleichende, raschelnde Schritte er zu vernehmen glaubte. Es tat ihm nicht gut! Nicht einmal sie konnte also sehen, welch neuen Lebensinhalt sie ihm gegeben hatte, die Verkörperung aller Schönheit in der Welt, die er allmählich entgleiten fühlte!

Sein Tee wurde kalt, und seine Zigarre blieb unangezündet; auf und ab schritt er, zwischen seinem Stolz und seinem Lebenshunger hin und her geworfen. Es war einfach unerträglich, so langsam ausgepreßt zu werden, ohne daß man gefragt wurde, unerträglich, weiterzuleben, wenn die Hände andrer einen mit ihrer Liebe und Fürsorge so erdrückten, daß man keinen eigenen Willen mehr hatte. Unerträglich! Er würde ja sehen, was es für einen Eindruck auf sie

machen würde, wenn er ihr die Wahrheit sagte – daß ihm an ihrem Anblick mehr gelegen sei als an einem Weitervegetieren. Er ließ sich an seinem alten Schreibtisch nieder und ergriff die Feder. Aber er konnte nicht schreiben. Es lag etwas Empörendes darin, daß er so bitten mußte, bitten, daß sie seine Augen mit ihrer Schönheit erfreuen möge. Es war genau so, als wenn er ihr hätte bekennen müssen, daß er vor Alter kindisch werde. Er konnte es ganz einfach nicht. Und statt dessen schrieb er:

‚Ich hegte die Hoffnung, daß Du trotz der Erinnerung an alte Wunden zu mir und meiner kleinen Enkelin kommen würdest, weil für uns beide Dein Besuch eine Freude und ein Gewinn ist. Aber ein alter Mann muß auf seine Wünsche verzichten lernen; es hilft ihm nichts; auch auf den Wunsch zu leben muß er früher oder später verzichten, und vielleicht je früher, desto besser. Ich grüße Dich herzlich. Jolyon Forsyte.'

‚Bitter', dachte er, ‚aber ich kann es nicht ändern. Ich bin müde.' Er siegelte den Brief, warf ihn in den Kasten für die Abendpost, und während er ihn fallen hörte, dachte er: ‚Jetzt ist alles vorbei, worauf ich mich noch freuen konnte.'

An jenem Abend nach dem Dinner, das er kaum berührte, und nachdem er seine halbgerauchte Zigarre weggelegt hatte, denn es wurde ihm schlecht davon, ging er ganz langsam hinauf und schlich in das Kinderzimmer. Er setzte sich auf die Fensterbank. Ein Nachtlicht brannte, und er konnte gerade das kleine Gesicht Hollys sehen, die die eine Hand unter die Wange gelegt hatte. Ein Käfer summte in dem Seidenpapier, mit dem der leere Kamin gefüllt war, und ruhelos stampfte ein Pferd im Stall. Wenn er so wie dies Kind schlafen könnte! Er schob zwei Bretter der Jalousien auseinander und sah hinaus. Der Mond stieg gerade auf, blutrot. Noch nie hatte er den Mond so rot gesehen. Auch die Wälder und Felder draußen gingen langsam zur Ruhe im letzten Schein des sommerlichen Tages. Und Schönheit ging um wie ein Geist. ‚Ich habe ein langes Leben gehabt', dachte er, ‚fast von allen Dingen das Beste. Ich bin ein undankbarer Mensch; ‚ich hab' während meines Lebens viel Schönheit gesehen. Der arme junge Bosinney sagte, daß ich Sinn für Schönheit hätte. Heute abend steht der Mann im Mond!' Eine Motte flog vorbei, noch eine und noch eine. ‚Damen in Grau!' Er schloß die Augen. Ein Gefühl, als würde er sie nie wieder öffnen können, überkam ihn; er ließ es in sich wachsen und gab seiner Müdigkeit nach – bis er plötzlich zusammenschauernd die Lider wieder auf-

schlug. Etwas war ganz und gar nicht in Ordnung mit ihm; es mußte etwas Ernsthaftes sein; schließlich würde er doch nach dem Arzt senden müssen. Was lag jetzt noch daran! Das Mondlicht würde nun den kleinen Wald erreicht haben, und die Schatten zwischen den Bäumen würden das einzig Wache sein. Keine Vögel, Tiere, Blumen oder Insekten: nur die gleitenden Schatten. ‚Damen in Grau!' Sie würden über jenen Baumstamm steigen, sie würden miteinander flüstern. Sie und Bosinney! Merkwürdiger Gedanke! Und auch die Frösche und winzigen Tiere würden davon flüstern. Wie die Uhr hier drinnen tickte! Es war alles gespenstisch – draußen der rote Mondschein, hier drinnen das ruhig brennende Nachtlicht, die tickende Uhr, der Schlafrock der Kinderfrau, der über der spanischen Wand hing und groß wie die Gestalt einer Frau aussah. ‚Dame in Grau!' Und ein sonderbarer Gedanke befiel ihn: Existierte sie überhaupt? War sie denn jemals hergekommen? Oder war sie nur die Idee all der Schönheit, die er geliebt hatte und nun so bald verlassen mußte? Der Geist, in grau-violette Gewänder gehüllt, mit den dunklen Augen und der Krone umbrafarbenen Haars, der im Mondlicht und in der Morgendämmerung umgeht und zur Zeit der Glockenblumen. Was war sie, wer war sie, lebte sie überhaupt? Er erhob sich und klammerte sich mit den Händen einen Augenblick lang ans Fensterbrett, um sich der Wirklichkeit wieder zu vergewissern; dann schlich er auf den Zehenspitzen zur Türe hin. Am Fuß des Bettes blieb er stehen, und Holly rührte sich, seufzte, rollte sich zusammen wie zur Verteidigung, als spürte sie den auf sie gerichteten Blick. Auf den Zehen schlich er weiter und auf den dunklen Gang hinaus, erreichte sein Zimmer, entkleidete sich sofort und stellte sich im Nachthemd vor den Spiegel. Welch eine Vogelscheuche mit eingefallenen Schläfen und dünnen Beinen! Er blickte sein Spiegelbild trotzig an, und ein stolzer Ausdruck trat in sein Antlitz. Alles hatte sich verbündet, um ihn zu demütigen, sogar sein eigenes Spiegelbild; aber er war noch nicht besiegt, noch nicht! Er ging zu Bett und lag lange Zeit, ohne einzuschlafen, und versuchte sich in sein Schicksal zu ergeben, da er nur zu gut wußte, wie sehr Kummer und Enttäuschung ihm schadeten.

Am Morgen erwachte er so kraftlos und erschöpft, daß er nach dem Arzt sandte. Nachdem der Kerl ihn ausgeforscht hatte, zog er ein ellenlanges Gesicht und empfahl ihm, im Bett zu bleiben und das Rauchen aufzugeben. Das fiel ihm nicht schwer: wozu hätte er auch aufstehen sollen, und wenn er sich krank fühlte, schmeckte ihm

der Tabak ohnedies nicht. Bei heruntergelassenen Jalousien verbrachte er abgespannt den Vormittag, blätterte in der ‚Times', ohne viel zu lesen, und der Hund Balthasar lag neben seinem Bett. Mit seinem Lunch brachte man ihm folgendes Telegramm: ‚Deinen Brief erhalten, komme heute nachmittag, bin um vier Uhr dreißig bei Dir. Irene.'

Komme heute nachmittag! Also doch! Dann existierte sie also doch – und er war nicht von aller Welt verlassen. Heute nachmittag! Ein heißer Schauer rann durch seine Glieder; sein Kopf und seine Wangen glühten. Er trank seine Suppe und schob das Servierbrett zurück, dann lag er vollkommen ruhig da, bis man abgeräumt hatte und ihn allein ließ; doch hin und wieder zwinkerte er. Sie kam heute nachmittag! Sein Herz schlug rasch, und dann wieder schien sein Pochen ganz auszusetzen. Um drei Uhr stand er auf und kleidete sich bedächtig und geräuschlos an. Holly und Mamselle würden jetzt im Schlafzimmer sein und die Dienerschaft nach dem Dinner höchstwahrscheinlich schlafen. Behutsam öffnete er die Tür und ging hinunter. In der Halle lag der Hund Balthasar ganz allein, und von ihm gefolgt, ging der alte Jolyon durch sein Arbeitszimmer in den glühenden Nachmittag hinaus. Er gedachte zum Wäldchen hinunterzugehen und sie dort zu treffen, fühlte jedoch sofort, daß es in dieser Hitze nicht möglich wäre. Statt dessen ließ er sich unter dem Eichenbaum bei der Schaukel nieder, und der Hund Balthasar, der auch die Hitze fühlte, legte sich neben ihn. Lächelnd saß er da. Er schwelgte in diesen köstlichen Minuten! Wie die Bienen summten und die Tauben girrten! Schöner konnte ein Sommertag nicht sein. So schön war es, und er fühlte sich so glücklich – so glücklich und frei von Sorgen wie ein spielendes Kind. Sie würde kommen; sie hatte ihn nicht aufgegeben! Das Leben gab ihm ja alles, was er sich nur wünschen konnte – höchstens noch etwas mehr Atem hätte er brauchen können und eine Minderung des Drucks, gerade an dieser Stelle. Er würde sie sehen, gerade wenn sie aus der Farnkrautpflanzung herausträte, eine grau-violette Gestalt, die mit wiegendem Gang durch die Gänseblümchen, den Löwenzahn und den Mohn auf dem Rasen schritt – durch den Mohn mit seinen hochragenden Blüten. Er würde nicht aufstehen, doch sie würde zu ihm heraufkommen und sagen: ‚Lieber Onkel Jolyon, sei mir nicht böse!' Und dann würde sie sich in die Schaukel setzen, und er würde sie anschauen und ihr erzählen dürfen, daß er sich nicht recht wohl gefühlt habe, aber daß er jetzt wieder ganz gesund sei; und der Hund da würde

ihr die Hand lecken. Der Hund da wußte, daß sein Herr sie liebhatte; er war ein braver Hund.

Es war ganz schattig unter dem Baum; die Sonne konnte ihn nicht erreichen, nur alles übrige in der Welt leuchtend hell machen, so daß er ganz weit draußen die große Tribüne von Epsom sehen konnte und die Kühe, die in den Kleefeldern weideten und mit ihren Schwänzen die Fliegen verjagten. Es duftete nach Linden und Lavendel. Aha! Deshalb war solch ein lauter Schwarm von Bienen da. Sie waren unruhig und erregt, so wie sein Herz unruhig und erregt war. Und schläfrig, auch schläfrig waren sie und betäubt von Honigduft und Glück; so wie sein Herz schläfrig und betäubt war. Sommer – Sommer – schienen sie zu summen; die großen Bienen und die kleinen Bienen und die Fliegen.

Die Stalluhr schlug vier; in einer halben Stunde würde sie da sein. Er würde gerade nur ein wenig einnicken, denn er hatte in der letzten Zeit so wenig geschlafen, und dann würde er wieder frisch sein, für sie, für Jugend und Schönheit, die auf ihn zukommen würde über den sonnbestrahlten Rasen – die Dame in Grau! Und sich bequem in seinen Stuhl zurücklehnend, schloß er die Augen. Ein ganz leiser Lufthauch wehte eine Distelflocke herüber, gerade auf seinen Schnurrbart, der weißer war als sie. Er merkte es nicht; aber bei jedem Atemzug bewegte sie sich leise. Ein Sonnenstrahl stahl sich durch die Äste und glänzte auf seinem Schuh. Eine Hummel ließ sich nieder und kroch rund um seinen Hut. Eine Woge köstlichen Schlummers überflutete sein Bewußtsein, sein Kopf sank nach vorne und ruhte auf der Brust. Sommer – Sommer! So summte es überall.

Die Stalluhr schlug ein Viertel nach vier. Der Hund Balthasar streckte sich und blickte zu seinem Herrn auf. Die Distelflocke bewegte sich nicht mehr. Der Hund legte seine Schnauze auf den sonnbeschienenen Schuh. Auch der bewegte sich nicht. Der Hund zog rasch seine Schnauze zurück, erhob sich und sprang dem alten Jolyon auf den Schoß, blickte ihm ins Gesicht und winselte; dann sprang er wieder herunter, setzte sich auf die Hinterbeine und starrte empor. Und plötzlich stieß er ein langgezogenes Geheul aus.

Doch die Distelflocke blieb so regungslos wie der Tod und wie das Gesicht seines alten Herrn.

Sommer – Sommer – Sommer! Lautlose Schritte im Gras!

ZWEITES BUCH

IN FESSELN

„Zwei Häuser, beide gleich an Würdigkeit,
. . . . . .
Reizt alter Haß zu neuem Kampf und Streit."

Romeo und Julia

JESSIE UND JOSEPH CONRAD

zugeeignet

ERSTER TEIL

ERSTES KAPITEL

BEI TIMOTHY

Der Besitzinstinkt ruht niemals. Durch Blütezeit und Fehde, Frost und Hitze folgte er den Gesetzen der Entwicklung, selbst in der Familie Forsyte, die ihn für ewig unveränderlich gehalten hatte. Und wie die Qualität der Kartoffel vom Boden, ist er von seiner Umgebung nicht zu trennen. Der Historiker der achtziger und neunziger Jahre in England wird seinerzeit den etwas raschen Fortschritt vom selbstzufriedenen und maßvollen Provinzialismus zu noch selbstzufriedenerem, wenn auch weniger maßvollem Imperialismus – mit anderen Worten das zunehmende Streben der Nation nach Besitz schildern. Und das zeigte sich, wie in Übereinstimmung damit, auch in der Familie Forsyte. Ihr Besitz nahm nicht nur an äußerer Ausdehnung zu, sondern auch an innerem Gehalt.

Als Susan Hayman, die verheiratete Schwester der Forsytes, im Jahre 1895 in dem lächerlich frühen Alter von vierundsiebzig ihrem Manne in den Tod folgte und eingeäschert wurde, erregte es sonderbarerweise wenig Aufsehen unter den sechs alten Forsytes, die sie überlebten. Diese Gleichgültigkeit hatte drei Gründe. Erstens: die beinah heimliche Beisetzung des alten Jolyon im Jahre 1892 draußen in Robin Hill – er war der erste Forsyte, der das Erbbegräbnis in Highgate aufgab. Dieses Begräbnis, ein Jahr nach Swithins durchaus angemessener Beerdigung, hatte an der Forsytebörse, der Wohnung Timothy Forsytes in der Bayswater Road, wo der Familienklatsch sich noch sammelte und blühte, viel von sich reden gemacht. Die Ansichten schwankten zwischen den Lamentationen Tante Juleys bis zu der von Francie offen ausgesprochenen Behauptung, daß es ‚ein wahres Glück sei, mit der muffigen Highgategeschichte aufzuhören'. Onkel Jolyon hatte in seinen späteren Jahren – seit der sonderbaren, bedauerlichen Affäre zwischen dem Verlobten seiner Enkelin June, dem jungen Bosinney, und Irene, der Frau seines Neffen Soames Forsyte – der Familie allerdings manche Nuß zu knacken gegeben, und die eigenen Wege, die er

stets gegangen war, fingen an, ihnen ein wenig wunderlich vorzukommen. Bei seiner philosophischen Ader war es bei ihm immer wahrscheinlich gewesen, daß er von der Bahn reinen Forsyteismus abwiche, daher waren sie eigentlich auf seine Beerdigung an fremdem Ort einigermaßen vorbereitet. Doch die ganze Sache war immerhin absonderlich, und als der Inhalt seines Testaments gangbare Münze an der Forsytebörse wurde, hatte ein Schauer die Familie ergriffen. Von seinem Vermögen (145404 Pfund Sterling) hatte er tatsächlich 15000 Pfund ‚wem glaubst du wohl, mein Lieber?' vermacht: Irene, dieser davongelaufenen Frau seines Neffen Soames, Irene, einer Frau, die die Familie beinah in Unehre gebracht hätte, und noch erstaunlicher – die keine Blutsverwandte von ihm war. Nicht die ganze Summe an sich, natürlich, sondern nur eine Leibrente, nur die Zinsen davon! Allein es war nun einmal geschehen, und mit dem Anspruch des alten Jolyon, der vollkommene Forsyte zu sein, war es ein für allemal vorbei. Das also war der erste Grund, weshalb die Einäscherung Susan Haymans – in Woking – so wenig Aufsehen erregte.

Der zweite Grund war im ganzen viel nachhaltiger und zwingender. Außer dem Haus in Campden Hill besaß Susan ein Landgut (das Hayman ihr hinterlassen hatte), wo die Hayman-Jungen gelernt haben sollten, so gute Schützen und Reiter zu werden, was natürlich allgemein als ein Vorzug angesehen wurde, und die Tatsache, daß sie wirklich Eigentümerin des Landsitzes war, schien die Überführung ihrer Überreste einigermaßen zu rechtfertigen – wie sie aber auf die Einäscherung verfallen war, begriffen sie nicht! Die üblichen Einladungen dazu jedoch waren ergangen, und Soames war mit dem jungen Nicholas hingefahren. Gegen das Testament war soweit nichts einzuwenden gewesen, da sie nur eine Leibrente besessen hatte und alles ganz einfach in gleichen Teilen auf die Kinder übergegangen war.

Der dritte Grund, weshalb Susans Bestattung wenig Aufsehen erregte, war der nachhaltigste von allen. Euphemia, die dünne, blasse, hatte es kühn in die Worte zusammengefaßt: „Ich finde, daß jeder, auch wenn er tot ist, ein Recht auf den eigenen Körper hat." Für eine Tochter von Nicholas, einem Liberalen der alten Schule und höchst tyrannisch, war es eine beunruhigende Bemerkung – sie zeigte blitzähnlich den großen Abstand seit dem Tode von Tante Ann im Jahre 1886, gerade zu der Zeit, als Soames' Eigentumsrecht über den Körper seiner Frau so fraglich geworden war und

zu soviel Unheil geführt hatte. Euphemia natürlich sprach wie ein Kind und hatte keine Erfahrung; denn wenn jetzt auch wohl über dreißig, war ihr Name doch noch Forsyte; im Grunde aber war ihre Bemerkung ohne Zweifel ein Beweis für die Erweiterung des Freiheitsprinzips, für die Abkehr und den Wandel in der Hauptfrage über Besitz und Abhängigkeit von andern. Als Nicholas von Tante Hester den Ausspruch seiner Tochter erfuhr, rief er entrüstet: „Frauen und Töchter! Ihre Freiheiten gehen heutzutage über alle Grenzen!" Er hatte die Einführung des Vermögensrechts der Ehefrauen, das ihm so in die Quere gekommen wäre, wenn er nicht glücklicherweise geheiratet hätte, bevor es durchgegangen war, natürlich nie ganz verwinden können. Allein die Auflehnung der jungen Forsytes dagegen, als Eigentum anderer zu gelten, war nicht zu bestreiten; dieser eigentlich koloniale Drang, selbständig zu sein, der paradoxe Vorläufer des Imperialismus, nahm fortdauernd zu. Sie waren nun alle verheiratet, außer George, der sich völlig dem Turf und dem Iseeum-Klub widmete; Francie, die ihrer musikalischen Ausbildung in einem Konservatorium in der Kings Road oblag und immer noch ihre Verehrer zum Tanzen einlud; Euphemia, die zu Haus lebte und sich über Nicholas beklagte, und dann den beiden ‚Siamesen', Giles und Jesse Hayman. Die dritte Generation war nicht sehr zahlreich – der junge Jolyon hatte drei Kinder, Winifred Dartie vier, der junge Nicholas schon sechs, der junge Roger eins, Marian Tweetyman eins, St. John Hayman zwei. Aber an den übrigen der sechzehn Verheirateten – Soames, Rachel und Cicely aus James' Familie; Eustace und Thomas, den Söhnen Rogers; Ernest, Archibald und Florence, den Kindern Nicholas', Augustus und Annabel Spender aus der Familie Hayman – gingen die Jahre unfruchtbar vorüber.

Von den zehn alten Forsytes waren also einundzwanzig junge geboren, aber die einundzwanzig jungen Forsytes hatten bis jetzt nur siebzehn Nachkommen, und es war unwahrscheinlich, daß in Zukunft noch etwas von Belang zu erwarten war. Ein Statistiker würde bemerkt haben, daß das Geburtenverhältnis sich dem Verhältnis der Geldverzinsung anpaßte. Der Großvater Forsyte, Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, hatte für das Seine zehn Prozent bekommen, daher zehn Kinder. Jene zehn, außer vier von ihnen, die nicht geheiratet hatten, und Juley, deren Gatte, Septimus Small, natürlich sehr bald gestorben war, hatten durchschnittlich vier, fünf Prozent für das Ihre erhalten und demgemäß produziert. Die ein-

undzwanzig, die von ihnen abstammten, erhielten jetzt nur ihre drei Prozent von den Konsols, denen ihre Väter meist eine Bestimmung beigefügt hatten, um die Erbschaftssteuer zu vermeiden, und sechs von ihnen hatten zusammen siebzehn Kinder oder eben gerade zwei und fünfsechstel pro Stamm. Es waren auch noch andere Gründe für diese geringe Leistung vorhanden. Mangel an Zutrauen zu ihrer Erwerbskraft, der sehr natürlich scheint, wo ein genügender Unterhalt garantiert ist, im Verein mit dem Bewußtsein, daß ihre Väter nicht starben, machte sie vorsichtig. Hatte man Kinder und kein großes Einkommen, so mußte der Standard des Geschmacks und Komforts notwendig heruntergehen. Was für zwei genügte, genügt nicht für vier usw. – es war besser, zu warten und zu sehen, was Vater hat. Übrigens war es angenehm, ungehindert Ferien genießen zu können. Anstatt Kinder zu besitzen, zogen sie es, der wachsenden Tendenz der sogenannten ‚fin de siècle' gemäß, lieber vor, ausschließlich sich selbst zu leben. Auf diese Weise liefen sie wenig Gefahr und konnten sich's leisten, ein Auto zu halten. Eustace besaß in der Tat bereits eines, aber er war fürchterlich durchgerüttelt worden und hatte dabei einen seiner Augenzähne verloren, so daß es besser war, zu warten, bis sie ein wenig sicherer waren. Inzwischen aber keine Kinder mehr! Selbst der junge Nicholas lief sich die Hörner ab und hatte drei Jahre lang keinen Zuwachs zu seinen sechsen.

Der gemeinsame Niedergang der Forsytes jedoch, oder vielmehr ihre Zersplitterung, für die alles dies symptomatisch war, hatte nicht soviel Fortschritte gemacht, um ein erneutes Zusammenfinden zu verhindern, als Roger im Jahre 1899 starb. Es war ein herrlicher Sommer gewesen, und nach einer Erholungsreise ins Ausland und an die See waren sie alle wieder in London, als Roger, originell wie gewöhnlich, plötzlich in seinem eigenen Hause in Prince's Gardens verschied. Bei Timothy flüsterte man sich betrübt zu, daß er immer exzentrisch in bezug auf seine Verdauung gewesen – hatte er zum Beispiel nicht ‚Deutschen Hammel' allem anderen vorgezogen?

Aber mochte dem sein, wie ihm wolle, sein Begräbnis in Highgate war vollkommen gewesen, und beinah mechanisch war Soames danach zu seinem Oheim Timothy in der Bayswater Road gekommen. ‚Die lieben Alten' – Tante Hester und Tante Juley – würden sicher gern etwas darüber hören. Sein Vater – James – hatte sich mit seinen achtundachtzig Jahren den Anstrengungen des Begräb-

nisses nicht gewachsen gefühlt, und Timothy war natürlich nicht mitgegangen, so daß Nicholas als einziger Bruder zugegen gewesen war. Es hatte sich aber doch eine ganz stattliche Versammlung eingefunden, und es würde die Tanten Hester und Juley sicherlich aufheitern, alles darüber zu erfahren. Der freundliche Gedanke war nicht ohne Beimischung des unwiderstehlichen Verlangens, aus allem, was man hat, Nutzen zu ziehen, ein Zug, der für Forsytes und sicher für die gesunden Elemente jeder Nation besonders charakteristisch ist. In dieser Gewohnheit, Familienangelegenheiten bei Timothy in der Bayswater Road zu besprechen, trat Soames in die Fußstapfen seines Vaters, der wenigstens einmal in der Woche seine Schwester bei Timothy zu besuchen gepflogen und es nur aufgegeben hatte, als es ihm mit sechsundachtzig Jahren an Kraft fehlte und er nicht ohne Emily ausgehen konnte. Mit ihr hinzugehen, hatte keinen Zweck, denn wer konnte in Gegenwart seiner Frau wirklich mit jemand reden? Wie James in alten Tagen fand Soames Zeit, fast jeden Samstag hinzugehen und in dem kleinen Wohnzimmer zu sitzen, zu dessen Ausschmückung er an Weihnachtsfesttagen mit einer Menge Porzellan, das nicht ganz der Güte seines eigenen entsprach, und mindestens zwei zweifelhaften Barbizon-Bildern beigetragen hatte. Er selbst hatte damit außerordentlichen Erfolg gehabt, sich aber vor einigen Jahren mehr den Maris, Israels und Mauves zugewandt und hoffte davon noch größeren. In dem Hause an der Themse in der Nähe von Mapledurham, das er jetzt bewohnte, hatte er eine Gemäldesammlung, wunderbar gut gehängt und beleuchtet, die nur wenigen Londoner Kunsthändlern unbekannt war. Sie diente auch als Anziehungspunkt bei den Sonntagnachmittagsgesellschaften, die seine Schwestern, Rachel und Winifred, gelegentlich für ihn arrangierten. Obwohl er beim Vorzeigen seiner Schätze sehr einsilbig war, verfehlte seine unerschütterliche Sicherheit doch nie ihren Eindruck auf seine Gäste auszuüben, die wußten, daß sein Ruf sich nicht nur auf seinen ästhetischen Geschmack gründete, sondern auf seine Fähigkeit, die künftigen Marktwerte vorauszusehen. Wenn er zu Timothy ging, hatte er fast immer von einem Triumph über einen Kunsthändler zu berichten, und er liebte die stolzen Freudenausbrüche, mit denen die Tanten es begrüßten. An diesem Nachmittag jedoch, wo er in seinem guten schwarzen Anzug – nicht ganz schwarz, denn ein Onkel war doch eben nur ein Onkel, und er verabscheute aus tiefster Seele jede übertriebene Entfaltung von Gefühl – von Rogers Begräbnis kam,

war er lebhaft mit Dingen ganz anderer Art beschäftigt. In seinen Sessel zurückgelehnt, starrte er über seine Nase hinweg auffallend schweigsam auf die himmelblauen Wände mit den vielen goldenen Rahmen. Sein eigentümliches Forsytegesicht – ein langes konkaves Gesicht mit Kiefern, die von Fleisch entblößt übertrieben gewirkt hätten – zeigte sich an diesem Nachmittag, vielleicht weil er einer Beerdigung beigewohnt hatte, von seiner vorteilhaftesten Seite. Er fühlte stärker denn je, daß Timothy hoffnungslos verschroben und die Tanten schrecklich altmodische Seelen waren. Das einzige Thema, worüber er zu reden wünschte – seine Stellung als Nichtgeschiedener –, war undiskutierbar. Und doch beschäftigte ihn der Gedanke daran dermaßen, daß alles andere ihn gleichgültig ließ. Das war erst seit dem Frühling so, wo ein neues Gefühl sich entwickelt hatte und ihn zu etwas trieb, das, wie er wohl wußte, etwas Törichtes für einen Forsyte von fünfundvierzig war. Immer stärker war es ihm kürzlich zum Bewußtsein gekommen, daß er ‚Erfolg' hatte. Sein Vermögen, das schon beträchtlich war, als er das Haus in Robin Hill bauen ließ, durch das seine Ehe mit Irene schließlich Schiffbruch gelitten, war in den einsamen zwölf Jahren, wo er sich so wenig mit andern Dingen beschäftigt hatte, überraschend angewachsen. Er war heute wohl seine hunderttausend Pfund wert und hatte niemand, dem er es hinterlassen konnte – kein rechtes Ziel, um fortzusetzen, was ihm Religion war. Auch wenn er seine Bemühungen einschränkte, Geld brachte Geld, und er fühlte, daß er hundertfünfzigtausend haben würde, ehe er sich's versah. Soames hatte immer einen stark ausgeprägten Sinn für Familie und Nachkommenschaft gehabt, doch nur im geheimen, da es fruchtlos und vergeblich gewesen; jetzt auf der ‚Höhe seines Lebens' jedoch war er aufs neue erwacht und seit kurzem durch den Reiz der unbestrittenen Schönheit eines jungen Mädchens zielbewußt und verdichtet, förmlich zu einer fixen Idee geworden.

Und dieses Mädchen war Französin, die wahrscheinlich nicht den Kopf verlieren oder sich auf irgendein illegitimes Verhältnis einlassen würde. Übrigens war Soames diesem Gedanken selbst abgeneigt. Er hatte während der langen Jahre unfreiwilligen Zölibats im geheimen von der unsaubern Seite des Geschlechts gekostet und immer mit Abscheu, denn er war anspruchsvoll und der Sinn für Gesetz und Ordnung ihm angeboren. Er wollte keine Winkelliebschaft. Eine Heirat auf der Gesandtschaft in Paris, eine Reise von einigen Monaten, und Annette konnte, losgelöst von einer Vergan-

genheit, die allerdings nicht allzu vornehm war, denn sie saß nur an der Kasse des Restaurants ihrer Mutter in Soho, mit ihm zurückkehren. Mit ihrem Geschmack und ihrem Selbstbewußtsein konnte er sie sehr schick als etwas ganz Neues nach ‚Haus Zuflucht' in der Nähe von Mapledurham zurückbringen, wo sie herrschen sollte. An der Forsytebörse und unter seinen Freunden würde es heißen, er habe ein reizendes Mädchen auf seinen Reisen getroffen und es geheiratet. Daß seine Frau Französin war, würde ihr einen Schimmer von Romantik und einen gewissen Nimbus verleihen. Nein! Davor fürchtete er sich nicht im geringsten, ihn bedrückte nur diese verwünschte Lage, in der er sich befand, da er nicht geschieden war, und – und die Frage, ob Annette ihn nehmen würde, eine Frage, die er nicht zu berühren wagte, bis er ihr eine klare und sogar blendende Zukunft bieten konnte. In dem Wohnzimmer seiner Tanten hörte er mit fast tauben Ohren auf ihre üblichen Fragen: Wie es seinem lieben Vater ginge? Er gehe natürlich nicht aus, wo das Wetter jetzt so kalt würde? Soames solle ihm doch sagen, daß Hester gekochte Stechpalmenblätter so vortrefflich gegen ihre Schmerzen in der Seite gefunden habe, ein Umschlag alle drei Stunden und roten Flanell darüber. Und ob ihm ein Gläschen von ihren besten eingemachten Pflaumen schmecken würde – sie wären so köstlich in diesem Jahr und hätten eine so wunderbare Wirkung. Oh! Und dann die Darties – hatte Soames denn gehört, daß die liebe Winifred eine höchst qualvolle Zeit mit Montague durchmachte? Timothy meinte, daß sie wirklich eines Schutzes bedürfe. Es hieß – aber Soames dürfe es nicht als sicher annehmen –, daß er einen Teil von Winifreds Schmuck einer schrecklichen Tänzerin geschenkt habe. Es wäre ein so böses Beispiel für den lieben Val, wo er eben zur Universität sollte. Hatte er noch nichts davon gehört? Aber er müsse gleich seine Schwester aufsuchen und nach dem Rechten sehen! Und glaube er, daß diese Buren wirklich Widerstand leisten würden? Timothy sei in großer Unruhe deswegen. Konsols ständen so hoch, und er hätte solch eine Menge Geld darin. Ob Soames glaube, daß sie fallen würden, wenn es Krieg gäbe. Soames nickte. Aber er würde doch bald vorüber sein. Für Timothy wäre es sehr schlimm, wenn es nicht der Fall sein sollte. Und Soames' Vater würde es natürlich sehr nahe gehen in seinem Alter. Glücklicherweise sei dem lieben Roger diese schreckliche Aufregung erspart geblieben. Und Tante Juley wischte mit einem kleinen Taschentuch die große Träne

fort, die sich einen Weg über die permanenten Schmollfalten ihrer jetzt völlig welken linken Wange zu bahnen suchte; sie dachte an den lieben Roger mit seinen originellen Einfällen und daran, wie er sie mit Nadeln zu stechen pflegte, als sie noch klein waren. Tante Hester in ihrem Bemühen, Unangenehmes zu vermeiden, fiel hier ein: Ob Soames glaube, daß sie Mr. Chamberlain gleich zum Premierminister machen würden. Er würde alles so schnell in Ordnung bringen. Sie hätte gern gesehen, daß man den alten Krüger nach Sankt Helena schickte. Sie erinnerte sich so deutlich der Nachricht von Napoleons Tod und welche Erleichterung es für seinen Großvater gewesen war. Sie und Juley natürlich – ‚Wir trugen damals noch Höschen, mein Lieber' – verstanden nicht viel davon.

Soames nahm eine Tasse Tee, die sie ihm anbot, trank sie rasch aus und aß drei jener Makronen, die eine Spezialität des Hauses waren. Sein leises, bleiches, überlegenes Lächeln hatte sich ein klein wenig vertieft. Wirklich, seine Familie blieb hoffnungslos provinziell, sie mochten noch soviel von London ihr eigen nennen. In diesen Tagen, wo alles über Hals und Kopf ging, stach ihr Provinzialismus noch mehr hervor als sonst. Der alte Nicholas war immer noch Anhänger des Freihandels und Mitglied jenes antediluvianischen Heims des Liberalismus, des Remove-Klubs – obgleich die übrigen Mitglieder sicherlich jetzt fast alle Konservative waren, sonst hätte er nicht dazu gehören können; und Timothy, sagten sie, trage noch eine Nachtmütze. Tante Juley begann wieder. Der liebe Soames sehe so gut aus, kaum einen Tag älter als damals beim Tode von Tante Ann, wo sie alle zusammen dort waren, der liebe Jolyon, der liebe Swithin und der gute Roger. Sie hielt inne und fing die Träne auf, die die Schmollfalten ihrer rechten Wange erklommen hatte. Hörte er – hörte er jemals etwas von Irene? Tante Hester wollte offenbar Weiteres verhüten. Wirklich, Juley sagte immer solche Dinge! Das Lächeln auf Soames' Gesicht erlosch, und er stellte seine Tasse fort. Hier wurde seine Angelegenheit zur Sprache gebracht, und trotz seines Verlangens, sich darüber auszulassen, vermochte er die Gelegenheit nicht auszunutzen. Tante Juley fuhr ziemlich hastig fort: „Sie sagen, Onkel Jolyon vermachte ihr die fünfzehntausend zuerst ganz und gar, dann aber natürlich habe er eingesehen, daß es nicht recht war, und hinterließ ihr nur die Leibrente." Hatte Soames das gehört? Soames nickte. „Dein Vetter Jolyon ist jetzt Witwer. Er ist ihr Berater, du weißt das natürlich?" Soames schüttelte den Kopf.

Er wußte es, wollte aber kein Interesse dafür zeigen. Jolyon und er waren einander seit dem Todestage Bosinneys nicht begegnet. „Er muß jetzt ein mittleres Alter erreicht haben", fuhr Tante Juley nachdenklich fort; „laß mich sehen, er wurde geboren, als dein lieber Vater in der Mount Street wohnte, lange bevor sie — im Dezember 47, gerade vor der Kommune — nach Stanhope Gate zogen. Er ist über fünfzig! Denke dir! Solch ein hübsches Kind, und wir waren alle so stolz auf ihn; er war der erste von euch allen." Tante Juley seufzte, und eine Locke ihres nicht ganz eigenen Haares löste sich, so daß Tante Hester ein leiser Schauer überlief. Soames erhob sich, er machte eine sonderbare Entdeckung an sich. Jene alte Wunde an seinem Stolz und seiner Selbstachtung hatte sich noch nicht geschlossen. Er war in dem Gedanken hergekommen, davon sprechen zu können, wünschte sogar von seiner unfreien Lage zu sprechen — und nun schreckte er bei der Berührung dieser Frage durch Tante Juley, deren Ungeschicklichkeit berühmt war, zurück. Soames wollte doch nicht schon gehen? Er lächelte ein wenig gereizt und sagte: „Doch, lebt wohl. Grüßt Onkel Timothy!" Und nachdem er einen kalten Kuß auf ihre Stirnen gedrückt, deren Runzeln den Versuch zu machen schienen, sich an seine Lippen zu schmiegen, als sehnten sie sich, weggeküßt zu werden, verließ er sie. Sie blickten ihm strahlend nach — der gute Soames, es war doch lieb von ihm, heute zu kommen, wo ihnen gar nicht wohl zumute war!

Mit einem stechenden Gefühl von Reue im Herzen ging Soames die Treppe hinunter, über der immer jener so angenehme Geruch von Kampfer und Portwein schwebte, der Geruch eines Hauses, wo Zugluft nicht erlaubt ist. Die armen lieben Alten — er hatte nicht unfreundlich sein wollen! Doch auf der Straße vergaß er sie augenblicklich, da ihn das Bild Annettens und der Gedanke an die verwünschten Schwierigkeiten, die ihn umgaben, wieder beschäftigte. Weshalb hatte er die Sache nicht durchgesetzt und eine Scheidung verlangt, als dieser elende Bosinney überfahren wurde und ein Überfluß von Beweisen vorhanden war! Und er begab sich zur Wohnung seiner Schwester Winifred Dartie in der Green Street, Mayfair.

ZWEITES KAPITEL

EIN MANN VON WELT GEHT AB

Daß ein Mann von Welt, der so dem Wechsel des Glücks unterworfen war wie Montague Dartie, noch in dem Hause leben konnte, das er wenigstens seit zwanzig Jahren bewohnte, wäre noch merkwürdiger, wenn nicht Miete, Zinsen, Abgaben und Reparaturen des Hauses von seinem Schwiegervater bestritten worden wären. Durch diese einfache, wenn auch großmütige Maßnahme hatte James Forsyte dem Leben seiner Tochter und Enkel eine gewisse Stabilität gesichert. Denn ein sicheres Dach über dem Kopf eines so flotten Sportsmannes wie Dartie ist etwas Unschätzbares. Bis zu den Ereignissen der letzten paar Tage war er dieses ganze Jahr fast unnatürlich solide gewesen. Es kam daher, daß er einen halben Anteil an einer Stute von George Forsyte erworben hatte, der zum Entsetzen Rogers, der jetzt verstummt im Grabe lag, endgültig zum Turf gegangen war. Sleeve-links, von Matyr, aus der Shirt-on-fire von Suspender war eine rotbraune Stute, dreijährig, die aus verschiedenen Gründen niemals ihre wahre Form gezeigt hatte. Mit dem halben Besitz dieses hoffnungsvollen Tieres war aller Idealismus, der irgendwo latent in Dartie lag, zutage getreten und hatte ihn die letzten Monate völlig im Zaume gehalten. Besitzt jemand etwas Gutes, für das er leben kann, so ist es erstaunlich, wie vernünftig er wird, und was Dartie besaß, war wirklich gut – die besten Chancen, drei zu eins, für ein Herbstrennen, das öffentlich mit fünfundzwanzig zu eins angeschlagen war. Der altmodische Himmel war eine armselige Sache daneben, und er hatte auf die Shirt-on-fire-Tochter gewettet. Aber wieviel mehr als seine Wette hing von der Suspender-Enkelin ab! In dem wankelmütigen Alter von fünfundvierzig Jahren, eine Klippe für die Forsytes – und, wenn es sich hier vielleicht auch weniger von einem andern Alter unterschied, sogar eine Klippe für einen Dartie –, hatte Montague seine Neigung augenblicklich einer Tänzerin geschenkt. Es war keine gemeine Leidenschaft, aber ohne Geld, und zwar ohne viel Geld, wäre es wahrscheinlich eine Liebe geblieben, die so luftig gewesen wäre wie ihre Röckchen; und Dartie hatte nie Geld, da er in kläglicher Abhängigkeit von dem lebte, was er Winifred abbetteln oder von ihr borgen konnte. Sie war eine Frau von Charakter, die nicht von ihm ging, weil er der Vater ihrer Kinder war und sie noch eine leise Bewunderung für die jetzt schwindende Schönheit

seiner Erscheinung hegte, die sie in ihrer Jugend entzückt hatte. Sie, wie alle, die ihm etwas liehen, und seine Verluste beim Kartenspiel und bei Rennen (es ist merkwürdig, wie manche Leute ihre Verluste auszunutzen verstehen) waren seine ganzen Subsistenzmittel, denn James war jetzt zu alt und zu nervös, um behelligt werden zu dürfen, und Soames hart wie Stein und unzugänglich. Es ist nicht übertrieben, zu sagen, daß Dartie monatelang von der Hoffnung gelebt hatte. Aus Geld an sich hatte er sich nie etwas gemacht, hatte die Forsytes mit ihren vorsichtigen Vermögensanlagen immer verachtet, wenn er sich auch bemühte, soviel Gebrauch davon zu machen, wie er konnte. Was er an dem Gelde liebte, waren – was man sich dafür kaufen konnte – persönliche Genüsse. ‚Keinem echten Sportsmann liegt etwas am Gelde', pflegte er zu sagen, wenn er sich, sobald er merkte, daß es vergeblich war, es mit fünfhundert Pfund zu versuchen, fünfundzwanzig lieh. Er war köstlich, dieser Montague Dartie, ein ‚Juwel', wie George Forsyte sagte.

Der Morgen des Rennens am letzten Tage des September brach klar und strahlend an, und Dartie, der die Nacht vorher nach Newmarket gefahren war, zog karierte Hosen an und stieg auf eine Anhöhe, um seine Hälfte der Stute ihren Endgalopp machen zu sehen. Wenn sie gewann, würde er seine dreitausend in der Tasche haben – ein kärglicher Lohn freilich für die Mäßigkeit und Geduld dieser letzten Wochen voll Hoffnung, wo sie für dieses Rennen vorbereitet wurde. Doch mehr hatte er nicht daranwenden können. Sollte er es ‚ablegen' bei acht zu eins, bis wohin sie gekommen war? Das war sein einziger Gedanke, während die Lerchen über ihm sangen, die grasigen Wiesen süß dufteten und die schöne Stute, den Kopf hin und her werfend und wie Atlas glänzend, vorüberkam. Schließlich, wenn er verlor, würde es nicht an ihm sein, zu zahlen, und wenn er es ‚ablegte', würde es seinen Gewinn auf fünfzehnhundert reduzieren – kaum genug, sich eine Tänzerin zu leisten. Noch mächtiger aber im Blute aller Darties war das Verlangen nach einer richtigen Spannung. Er wandte sich zu George und sagte: „Sie ist ein Renner. Sie gewinnt sicherlich; ich lasse das Ganze stehen." George, der jeden Pfennig und noch einige dazu ‚abgelegt' hatte und auf Gewinn rechnete, wie es auch enden mochte, grinste ihn von seiner massigen Höhe aus mit den Worten an: „Ei, ei, du Wilder!", denn nach einer bewegten Lehrzeit, über die Roger ihm murrend mit seinem Geld hinweggeholfen hatte, kam sein Forsyteblut ihm in der Eigenschaft als Besitzer jetzt gut zustatten.

Es gibt Momente der Enttäuschung im Menschenleben, vor denen der empfindsame Berichterstatter zurückschreckt. Es genüge daher, zu sagen, daß die Sache schlecht ausging. Sleeve-links brach zusammen. Darties Wette war verloren.

Was war zwischen diesen Ereignissen und dem Tage, wo Soames sich nach der Green Street begab, nicht alles geschehen! Wenn ein Mann mit der Konstitution von Montague Dartie aus triftigen Gründen monatelang Enthaltsamkeit geübt hat und unbelohnt bleibt, flucht er nicht Gott und stirbt, sondern er flucht Gott und lebt zum Leidwesen seiner Familie. Winifred – eine tapfere Frau, wenn auch ein wenig zu modern –, die seine Streiche genau einundzwanzig Jahre ertragen hatte, hätte nie geglaubt, daß er tun würde, was er jetzt getan. Wie so viele Ehefrauen, meinte sie das Schlimmste zu wissen, doch sie hatte ihn noch nicht in seinem fünfundvierzigsten Jahre kennengelernt, wo er fühlte, wie andere Männer auch, daß es für ihn hieß: Jetzt oder nie. Als sie am zweiten Oktober den Inhalt ihres Schmuckkastens untersuchte, bemerkte sie zu ihrem Entsetzen, daß die Krone und der Glanz ihres Frauenlebens, die Perlen, die Montague ihr im Jahre 86 nach der Geburt Benedikts geschenkt und die James, um einen Skandal zu vermeiden, im Frühling 87 bezahlen mußte, verschwunden waren. Sie zog ihren Mann sogleich zu Rate. Er ging leicht über die Sache hinweg. Sie würden sich schon wiederfinden! Erst als sie scharf sagte: „Gut, Monty, ich werde selbst zur Polizei gehen", willigte er ein, die Sache in die Hand zu nehmen. Ach! daß die festesten entschlossensten Vorsätze, die zur Ausführung gelegentlicher Unternehmungen notwendig sind, durch Trinken vereitelt werden konnten! In dieser Nacht kam Dartie ohne jede Spur von Rücksicht lärmend nach Haus. Unter normalen Verhältnissen hätte Winifred einfach ihre Tür verschlossen und ihn seinen Rausch ausschlafen lassen, aber die quälende Ungewißheit über ihre Perlen hatte sie veranlaßt, auf ihn zu warten. Während er einen kleinen Revolver aus der Tasche nahm und damit an den Eßtisch trat, sagte er unvermittelt zu ihr, daß ihm nicht das geringste daran liege, ob sie lebe, solange sie sich ruhig verhalte; er selbst aber habe das Leben satt. Winifred, die an der anderen Seite des Tisches stand, erwiderte: „Sei kein Clown, Monty. Bist du auf der Polizei gewesen?"

Den Revolver auf seine Brust gerichtet, hatte Dartie mehrmals abgedrückt. Aber er war nicht geladen. Mit einer Verwünschung ließ er ihn fallen und murmelte: „Um der Kinder willen", dann sank

er in einen Sessel. Winifred, die den Revolver aufgehoben hatte, gab ihm etwas Sodawasser. Der Trank hatte eine magische Wirkung. Das Leben habe ihm übel mitgespielt, Winifred hätte ihn nie verstanden. Wenn er nicht das Recht habe, die Perlen zu nehmen, die er ihr geschenkt hatte, wer denn sonst? Die kleine Spanierin habe sie bekommen. Wenn Winifred etwas dagegen habe, würde er – ihr – den Hals umdrehen. Was war denn dabei? Winifred, die in harter Schule Selbstbeherrschung gelernt hatte, schaute ihn an und sagte: „Die Spanierin? Meinst du das Mädchen, das wir im ‚Pandemonium'-Ballett tanzen sahen? Also du bist ein Dieb und ein Schuft!" Es war die letzte schwere Belastung eines übervollen Herzens gewesen. Dartie sprang von seinem Sessel auf, und sich der Heldentaten seiner Knabenzeit erinnernd, ergriff er den Arm seiner Frau und verdrehte ihn. Winifred ertrug die Pein mit Tränen in den Augen, aber ohne einen Laut. Sie wartete einen Moment der Schwäche ab und riß sich los; dann, mit dem Tisch zwischen sich und ihm, stieß sie zwischen den Zähnen hervor: „Du bist ein Lump, Monty!" Sie ließ Dartie mit Schaum auf seinem dunkeln Schnurrbart zurück und ging nach oben, und nachdem sie ihre Tür verschlossen und den Arm in heißem Wasser gebadet hatte, lag sie die ganze Nacht wach und dachte an ihre Perlen, die den Hals einer andern schmückten, und an den Lohn, den ihr Mann vermutlich dafür erhalten hatte.

Der Mann von Welt erwachte mit einem Gefühl, für diese Welt verloren, und der vagen Erinnerung, ‚Lump' genannt worden zu sein. In dem Sessel, wo er geschlafen hatte, saß er eine halbe Stunde in der Morgendämmerung da – vielleicht die elendeste halbe Stunde, die er jemals verlebt hatte, denn selbst für einen Dartie hat das Ende etwas Tragisches. Und er wußte, daß es für ihn gekommen war. Nie wieder würde er in seinem Eßzimmer schlafen und bei dem Licht erwachen, das durch die Vorhänge drang, die Winifred mit James' Geld bei Nickens und Jarvey gekauft hatte. Nie wieder nach einer kalten Abreibung und einem heißen Bad eine geröstete Niere an diesem Tisch aus Rosenholz essen. Er nahm seine Brieftasche heraus. Vierhundert Pfund, in Fünfern und Zehnern, der Rest seines Anteils an Sleeve-links, die gestern abend, bar bezahlt, an George Forsyte verkauft worden war, als er beim Rennen gewonnen und die plötzliche Abneigung gegen das Tier nicht bemerkt hatte, die er selbst jetzt fühlte. Das Ballett fuhr übermorgen nach Buenos Aires, und er ging mit. Den vollen Wert für die Perlen hatte er noch nicht

erhalten, er war erst bei der Suppe. Er stahl sich nach oben. Ein Bad zu nehmen oder sich zu rasieren, wagte er nicht (das Wasser war übrigens sicherlich kalt), wechselte die Kleider und packte verstohlen alles, was er konnte, ein. Es war hart, so viele blinkende Stiefel zurückzulassen, aber etwas mußte geopfert werden. Dann trat er, in jeder Hand eine Reisetasche, in den Flur hinaus. Das Haus war sehr still – dieses Haus, in dem er seine vier Kinder gezeugt hatte. Es war ein sonderbarer Augenblick vor dem Zimmer seiner Frau, die er einst bewundert, wenn nicht vielleicht sogar geliebt hatte und die ihn jetzt ‚Lump' genannt. Er stählte sich an diesem Wort und ging auf den Zehen weiter; aber an der nächsten Tür war schwerer vorbeizukommen. Es war das Zimmer, in dem seine Töchter schliefen. Maud zwar war ja im Pensionat, aber Imogen lag wohl da drinnen, und Darties übernächtige Augen wurden feucht. Sie glich ihm am meisten von den vieren mit ihrem dunkeln Haar und ihren köstlich braunen Augen. Eben erwachsen, ein hübsches Ding! Er stellte die beiden Taschen hin. Diese beinahe formelle Abdankung als Vater tat ihm weh. Das Morgenlicht fiel auf ein Gesicht, in dem wirkliche Erregung arbeitete. Nichts so Falsches wie Reue bewegte ihn, nur ein reines väterliches Gefühl und das Melancholische des ‚nie wieder'. Er netzte seine Lippen, und eine völlige Unentschlossenheit lähmte einen Augenblick seine Beine in ihren karierten Hosen. Es war hart – hart, sein Heim verlassen zu müssen! ‚Verwünscht!' murmelte er, ‚ich dachte nie, daß es so weit kommen würde.' Geräusche über ihm kündigten ihm an, daß die Mädchen im Begriff waren aufzustehen. Und die beiden Taschen ergreifend, ging er auf den Zehenspitzen die Treppe hinunter. Seine Wangen waren naß, und das Bewußtsein davon war tröstlich, als bewiese es die Echtheit seines Opfers. Er zauderte ein wenig in den unteren Räumen, um alle Zigarren, die er besaß, einige Papiere, einen Claquehut, ein silbernes Zigarettenetui und einen Turfalmanach zusammenzupacken. Dann, nachdem er sich einen steifen Whisky und Sodawasser gemischt und eine Zigarette angezündet hatte, blieb er zögernd vor einer Photographie seiner beiden Töchter in einem silbernen Rahmen stehen. Sie gehörte Winifred. ‚Tut nichts', dachte er, ‚sie kann eine andere machen lassen und ich nicht!' Er steckte sie in die Tasche. Darauf setzte er seinen Hut auf, zog den Mantel an, nahm noch zwei andere, seinen besten Malakkarohrstock, einen Schirm und öffnete die Haustür. Leise schloß er sie hinter sich, ging bedrückt wie nie zuvor in seinem

Leben hinaus und zur nächsten Ecke, um auf eine vorüberkommende frühe Droschke zu warten ...

So hatte Montague Dartie im fünfundvierzigsten Jahr seines Lebens das Haus verlassen, das er sein eigen nannte. Als Winifred herunterkam und sich überzeugte, daß er sich nicht im Hause befand, war ihr erstes Gefühl ein dumpfer Zorn, daß er auf diese Weise den Vorwürfen entgangen war, die sie in den langen wachen Stunden so sorgfältig vorbereitet hatte. Er war wahrscheinlich mit jener Frau nach Newmarket oder Brighton gefahren. Widerlich! Da sie Imogen und den Dienstleuten gegenüber zu vollkommenem Schweigen gezwungen war und wohl wußte, daß die Nerven ihres Vaters eine solche Enthüllung nie vertragen würden, vermochte sie es sich nicht zu versagen, am Nachmittag zu Timothy zu gehen und den Tanten Hester und Juley die Geschichte von den Perlen anzuvertrauen. Erst am folgenden Morgen bemerkte sie das Fehlen der Photographie. Was bedeutete das nun? Eine sorgfältige Prüfung der von ihrem Manne zurückgelassenen Sachen rief den Gedanken in ihr wach, daß er für immer gegangen war. Als diese Annahme sich zu bestätigen schien, blieb sie ganz still mitten in seinem Ankleidezimmer mit all den aufgezogenen Schubfächern stehen und versuchte, sich über ihre Gefühle Rechenschaft zu geben. Es war keineswegs so einfach. War er auch ein ‚Lump', so gehörte er doch zu ihr, und um nichts in der Welt wäre es ihr möglich gewesen, sich nicht als die Ärmere zu fühlen. Verwitwet und doch nicht Witwe mit zweiundvierzig Jahren, mit vier Kindern, ein Gegenstand des Klatsches, des Mitleids! Und er in den Armen einer spanischen Dirne. Schmerzlich, düster, unablässig lebten Erinnerungen und Gefühle, die sie längst tot gewähnt, wieder in ihr auf. Mechanisch schloß sie Schubfach um Schubfach, ging an ihr Bett, legte sich darauf und vergrub ihr Gesicht in den Kissen. Sie weinte nicht. Was nützte das? Als sie sich erhob, um zum Lunch nach unten zu gehen, wußte sie, daß nur eines ihr wohltun würde, und das war, Val zu Hause zu haben. Er – ihr ältester Sohn –, der auf James' Kosten im nächsten Monat nach Oxford sollte, war in Littlehampton, um vor seinem Examen ‚die letzten Galopps mit seinem Trainer zu absolvieren', wie er sich nach der Sprechweise seines Vaters ausgedrückt hatte. Sie ließ ein Telegramm an ihn absenden.

„Ich muß nach seinen Sachen sehen", sagte sie zu Imogen, „ich kann ihn nicht irgendwie nach Oxford gehen lassen. Die jungen Leute dort sind so eigen." „Val hat eine Menge Sachen", entgegnete

Imogen. „Ich weiß, aber sie müssen durchgesehen werden. Ich hoffe, er kommt." „Er wird kommen wie der Blitz, Mutter. Doch mit seinem Examen wird es wahrscheinlich schiefgehen." „Da kann ich mir nicht helfen", sagte Winifred, „ich brauche ihn." Mit einem unschuldig verschmitzten Blick sah Imogen ihre Mutter an und schwieg. Es war natürlich Vaters wegen! Val kam ‚wie der Blitz' um sechs Uhr.

Man denke sich eine Kreuzung zwischen einem Spitzbuben und einem Forsyte, und man hat den jungen Publius Valerius Dartie. Ein Jüngling, der so genannt wird, konnte kaum anders ausschlagen. Als er geboren war, hatte Winifred im Taumel ihres Glücks und dem Verlangen nach etwas Besonderem beschlossen, ihren Kindern Namen zu geben, die sonst niemand hatte. Ein Glück – fand sie jetzt –, daß sie Imogen nicht Thisbe genannt! Seinen Taufnamen aber hatte Val George Forsyte zu verdanken, der immer ein Spaßvogel war. Als Dartie nämlich nach der Geburt seines Sohnes und Erben bei einem Mittagessen Winifreds Einfall erwähnte, hatte George gesagt: „Nenne ihn Cato, das wäre verdammt pikant!" Er hatte eben auf ein Pferd dieses Namens gewonnen. „Cato!" hatte Dartie erwidert – „sie sind zu Hause ein wenig ‚heikel', das ist kein christlicher Name." „Heda, Sie!" rief George einen Kellner in Kniehosen an. „Bringen Sie mir das Konversationslexikon aus der Bibliothek, Buchstabe C." Der Kellner brachte den Band. „Hier hast du's!" sagte George und zeigte mit seiner Zigarre darauf, „Cato – Publius Valerius nach Virgil aus Lydien. Das ist, was du brauchst. Publius Valerius ist christlich genug." Als er nach Haus kam, teilte Dartie es Winifred mit. Sie war entzückt. Es war so ‚schick'. Und so wurde das Kind Publius Valerius genannt, obwohl es später durchsickerte, daß der minderwertige Cato sie dazu veranlaßt hatte. Im Jahre 1890 jedoch, als der kleine Publius fast zehn Jahre alt war, kam das Wort ‚schick' aus der Mode und Vernunft an dessen Stelle; Winifred begann Zweifel zu hegen. Sie wurden durch den kleinen Publius selbst noch verstärkt, als er nach seinem ersten Schuljahr zurückkam und erklärte, er habe das Leben satt – denn sie nannten ihn Pubby. Kurz entschlossen wechselte Winifred sofort die Schule und änderte den Namen in Val, während sie Publius, sogar als Anfangsbuchstabe, fortließ.

Mit neunzehn war er ein geschmeidiger, sommersprossiger Jüngling mit einem breiten Mund, hellen Augen, langen, dunkeln Wimpern und einem einnehmenden Lächeln, der genau wußte, was er

nicht wissen durfte, und nicht ahnte, was er tun sollte. Es gab wenige Knaben, die so dicht davor gestanden hatten, relegiert zu werden – er war ein liebenswürdiger Taugenichts. – Nachdem er seine Mutter geküßt und Imogen gekniffen hatte, rannte er, immer drei Stufen nehmend, die Treppe hinauf, kleidete sich zu Tisch um und kam, vier nehmend, wieder herunter. Es tue ihm schrecklich leid, aber sein ‚Trainer', der ebenfalls hergekommen sei, habe ihn eingeladen, im ‚Oxford und Cambridge' mit ihm zu essen, es ginge nicht gut fortzubleiben – es würde den alten Jungen verletzen. Unglücklich, aber voll Stolz ließ Winifred ihn gehen. Sie hätte ihn gern zu Haus behalten, aber es war doch sehr angenehm, zu wissen, daß sein Lehrer ihn so gern mochte. Mit einem Augenzwinkern für Imogen sagte er, als er hinausging: „Übrigens, Mutter, könnte ich zwei Kiebitzeier haben, wenn ich zurückkomme? – die Köchin hat welche gebracht. Das ist ein so guter Abschluß. Ach, und dann – hast du etwas Geld? – ich mußte mir einen Fünfer von dem alten Knaben leihen." Winifred sah ihn mit zärtlichem Vorwurf an und erwiderte: „Du gehst leichtfertig mit Geld um, mein Lieber. Aber du brauchtest es ihm heute abend, wo du sein Gast bist, nicht zurückzuzahlen." Wie hübsch und schlank er aussah in seiner weißen Weste und mit den dunkeln dichten Wimpern. „Ja, aber wir gehen vielleicht ins Theater, Mutter, und ich denke, die Billetts müßte ich bezahlen, er hat es immer knapp, weißt du." Winifred gab ihm eine Fünfpfundnote und sagte: „Gut, du könntest es ihm zurückgeben, aber dann brauchst du die Billetts nicht auch zu bezahlen." Val steckte das Geld ein. „Wenn ich das tue, kann ich es gar nicht", sagte er. „Gute Nacht, Mama!" Den Hut vergnügt aufgestülpt, ging er erhobenen Hauptes fort, die Luft von Piccadilly schnuppernd, einem jungen Jagdhund ähnlich, der eben losgelassen wird. Feine Sache! Nach dem muffigen Nest da unten!

Er fand seinen ‚Lehrer' zwar nicht im ‚Oxford und Cambridge', aber im ‚Goats-Klub'. Dieser ‚Lehrer' war ein Jahr älter als er, ein hübscher junger Mann mit schönen braunen Augen und weichem, schwarzem Haar, einem kleinen Mund, ovalem Gesicht, lässig, untadelig, kühl in gewissem Maße, einer jener jungen Leute, die mühelos einen moralischen Einfluß auf ihre Gefährten ausüben. Er war ein Jahr vor Val von der Schule weggejagt worden, hatte das Jahr in Oxford verlebt, und Val sah fast einen Glorienschein um sein Haupt. Er hieß Crum, und niemand war gewandter im Geldausgeben als er. Es schien der einzige Zweck seines Lebens zu sein

– und das blendete den jungen Val, in dem doch ab und zu der Forsyte zum Vorschein kam, der gern gewußt hätte, wofür das Geld vertan wurde.

Sie speisten schweigsam, stilvoll und mit Geschmack. Nachdem sie zwei Flaschen getrunken hatten, verließen sie, eine Zigarre rauchend, den Klub und nahmen eine Loge im ‚Liberty'. Für Val war der Klang der komischen Lieder und der Anblick entzückender Beine durch die drückende Furcht, Crums lässiges Dandytum niemals zu erreichen, verdunkelt und beeinträchtigt. Seine Selbstkritik war erwacht, und dabei ist einem nie sehr wohl zumute. Sicherlich hatte er einen zu breiten Mund, nicht den besten Westenschnitt, keinen Vorstoß an seinen Hosen, und seine lavendelfarbenen Handschuhe hatten keine dünnen, schwarzen Stiche auf der Rückenseite. Außerdem lachte er zuviel – Crum lachte nie, er lächelte nur und zog dabei die geraden schwarzen Brauen ein wenig hoch, so daß sie einen Giebel über seinen schweren Lidern bildeten. Nein, er würde niemals werden wie Crum. Aber es war doch ein lustiges Schauspiel und Cynthia Dark einfach fabelhaft. Zwischen den Akten regalierte Crum ihn mit Einzelheiten aus Cynthias Privatleben, und Val kam zu der bittern Erkenntnis, daß Crum, wenn er wollte, hinter die Kulissen gehen konnte. Er sehnte sich geradezu danach, zu sagen: ‚Nimm mich doch mit!', wagte es aber seiner Unzulänglichkeit wegen nicht, und das verdarb ihm den letzten Akt oder zwei völlig. Als sie herauskamen, sagte Crum: „Es ist eine halbe Stunde vor Schluß, laß uns noch ins ‚Pandemonium' gehen." Sie nahmen eine Droschke für die kurze Strecke, lösten Eintrittskarten, die siebeneinhalb Schilling kosteten, weil es kurz vor Schluß war, und gingen hinein. Gerade in diesen Kleinigkeiten, dieser äußersten Gleichgültigkeit in bezug auf Geld zeigte sich Crums so bestechende Gewandtheit. Das Ballett war fast zu Ende und der Verkehr in den Wandelgängen dadurch beeinträchtigt. Männer und Frauen drängten sich in drei Reihen vor der Rampe. Das Gedränge und Gewirr auf der Bühne, das Halbdunkel, das Gemisch von Tabakrauch und Frauenduft, all dies sonderbar lockende Durcheinander, das zu solchen Wandelgängen gehört, begann den jungen Val von seinen Grübeleien zu befreien. Er schaute einer jungen Frau bewundernd ins Gesicht, sah, daß sie nicht jung war, und wandte sich schnell wieder fort. Nichts im Vergleich mit Cynthia Dark! Der Arm der jungen Frau streifte unbefangen den seinen, er spürte einen Duft von Moschus und Reseda. Val warf einen Seitenblick auf sie. Vielleicht war sie doch

jung. Ihr Fuß trat auf den seinen, sie bat um Verzeihung. Er sagte: „Bitte, keine Ursache; ein ganz hübsches Ballett, nicht wahr?" „Ach, es langweilt mich, Sie nicht auch?" Val lächelte – sein breites, so einnehmendes Lächeln.

Noch nicht ganz überzeugt, ging er nicht weiter. Der Forsyte in ihm verlangte größere Gewißheit. Und auf der Bühne wirbelte das Ballett sein Kaleidoskop von Schneeweiß, Smaragdgrün, Lachsrot und Violett und schien plötzlich zu einer leise flimmernden Pyramide zu gefrieren. Rauschender Beifall, und es war aus! Kastanienbraune Vorhänge hatten alles verdeckt. Der Halbkreis von Männern und Frauen um die Rampe löste sich, der Arm der jungen Frau preßte seinen. Ein kleiner Tumult schien sich um einen Mann mit einer rosa Nelke zu konzentrieren; Val warf verstohlen noch einen Blick auf die junge Frau, die dorthin schaute. Drei Männer gingen schwankend Arm in Arm. Der eine in der Mitte mit der rosa Nelke und einem dunklen Schnurrbart trug eine weiße Weste; er taumelte ein wenig beim Gehen. Crums Stimme sagte langsam und gelassen: „Schau dir den ‚Fallott' da an, der ist bezecht!" Val drehte sich um. Der ‚Fallott' hatte seinen Arm frei gemacht und zeigte direkt auf sie. Crum, gelassen wie immer, sagte: „Er scheint dich zu kennen!" Der ‚Fallott' rief: „Hallo! Seht, Kinder! da ist mein junger Halunke von Sohn!" Val schaute hin. Es war sein Vater! Er wäre am liebsten in den roten Teppich gesunken. Nicht wegen der Begegnung an diesem Ort, nicht einmal, weil sein Vater betrunken war, sondern wegen Crums Ausdruck ‚Fallott', den er in diesem Augenblick wie durch eine himmlische Offenbarung als richtig erkennen mußte. Ja, sein Vater sah wie ein ‚Fallott' aus mit seiner guten Figur, der rosa Nelke und seinem breitspurigen, selbstbewußten Gang. Und ohne ein Wort duckte er sich hinter die junge Frau und schlüpfte hinaus. Er hörte ‚Val' hinter sich her rufen und rannte die teppichbelegten Stufen an den ‚Rausschmeißern' vorbei auf die Straße hinaus.

Sich seines Vaters zu schämen, ist vielleicht die bitterste Erfahrung, die ein junger Mann durchmachen kann. Val hatte das Gefühl, während er davonlief, daß seine Karriere zu Ende war, bevor sie noch begonnen hatte. Wie konnte er nach Oxford unter all diese jungen Leute, diese vornehmen Freunde Crums, die erfahren würden, daß sein Vater ein ‚Fallott' war! Und plötzlich haßte er Crum. Wer, zum Teufel, war denn eigentlich dieser Crum? Wäre er jetzt bei ihm gewesen, so hätte er ihm sicherlich einen Denkzettel ge-

geben. Sein eigener Vater – sein Vater! Es würgte ihn im Halse, und er steckte die Hände tief in die Taschen seines Überrocks. Der Teufel hole Crum! Er hatte die tolle Idee, zurückzulaufen, seinen Vater zu suchen und Arm in Arm mit ihm an Crum vorüberzugehen, gab sie aber sogleich wieder auf und setzte seinen Weg Piccadilly entlang fort. Ein junges Mädchen stellte sich vor ihn hin. „Nicht so böse, Liebling!" Er wich zurück, ging an ihr vorüber und ward plötzlich ganz kühl. Wenn Crum jemals ein Wort sagte, wollte er ihm, weiß Gott, den Schädel einschlagen, und dann hätte es ein Ende. Sehr zufrieden mit diesem Gedanken ging er etwa hundert Schritt weiter, dann aber kam ihm aller Trost abhanden. Es war nicht so einfach. Er erinnerte sich, wie in der Schule, wenn Eltern hinkamen, die nicht ganz dem Maßstab entsprachen, der betreffende Knabe hinterher darunter zu leiden hatte. Weshalb hatte seine Mutter seinen Vater geheiratet, wenn er ein ‚Fallott' war? Es war bitter unrecht – verwünscht niederdrückend für einen jungen Mann, einen ‚Fallott' zum Vater zu haben. Das Schlimmste aber war, daß es ihm jetzt, wo Crum den Ausdruck gebraucht hatte, scheinen wollte, als habe er unbewußt längst gefühlt, daß sein Vater nicht ganz ‚einwandfrei' sei. Es war die widerwärtigste Geschichte, die ihm je passiert war – die je einem jungen Mann passiert war! Und niedergeschlagen wie nie zuvor kam er nach Haus und öffnete die Tür mit einem geschmuggelten Drücker. Im Eßzimmer standen einladend seine Kiebitzeier mit etwas Brot und Butter und ein wenig Whisky in einer Karaffe – gerade genug für ihn, wie Winifred gedacht hatte, um sich als Mann zu fühlen. Schon der Anblick machte ihn krank, und er ging hinauf. Winifred hörte ihn vorübergehen und dachte: ‚Der liebe Junge ist zurück. Gott sei Dank! Wenn er seinem Vater nachgeriete, wüßte ich nicht, was ich tun sollte! Aber er wird es nicht – er gleicht mir. Der liebe Val!'

DRITTES KAPITEL

SOAMES PLANT SCHRITTE

Als Soames in das Louis-quinze-Wohnzimmer seiner Schwester mit dem kleinen Balkon trat, der im Sommer immer mit hängenden Geranien und jetzt mit Feuerlilientöpfen geschmückt war, fiel es ihm auf, wie unverändert alles hier geblieben war. Es sah genau ebenso

aus wie vor zwanzig Jahren, als er seinen ersten Besuch bei den neuvermählten Darties gemacht. Er hatte selbst die Möbel ausgesucht, und zwar so vollständig, daß kein künftiger Kauf imstande gewesen war, die Atmosphäre des Zimmers zu ändern. Ja, er hatte bei seiner Schwester guten Grund gelegt, und sie hatte dessen bedurft. Es sprach in der Tat sehr für Winifred, daß sie nach all dieser Zeit mit Dartie noch so gut gestellt blieb. Von vornherein hatte Soames Darties Natur unter dem scheinbaren savoir faire und seinem guten Aussehen gewittert, von dem Winifred, ihre Mutter und selbst James so weit geblendet waren, daß er dem Burschen erlaubt hatte, seine Tochter zu heiraten, ohne irgendeine Summe auf ihren Namen zu schreiben – ein fatales Versäumnis.

Winifred, die er jetzt erst bemerkte, saß mit einem Brief in der Hand an ihrem Bouleschreibtisch. Sie war groß wie er, hatte starke Backenknochen und kleidete sich gut. Als sie sich erhob und ihm entgegenkam, beunruhigte Soames der Ausdruck in ihrem Gesicht. Sie zerknitterte den Brief in ihrer Hand, schien sich aber anders zu besinnen und reichte ihn ihm. Er war ebenso ihr Sachwalter wie ihr Bruder. Soames las, auf Iseeum-Klub-Papier, folgende Worte: ‚Du wirst keine Gelegenheit mehr haben, mich wieder zu beleidigen. Ich verlasse morgen England. Es ist alles aus. Ich habe es satt, mich von Dir beschimpfen zu lassen. Du bist selbst schuld daran. Kein Mann, der Selbstachtung hat, kann das ertragen. Ich werde Dich nie wieder um etwas bitten. Lebe wohl! Ich nahm die Photographie der beiden Mädel mit. Grüße sie von mir. Es ist mir einerlei, was Deine Familie sagt. Es ist alles ihr Werk. Ich bin im Begriff, ein neues Leben anzufangen. M. D.‘

Dieser Zettel, offenbar nach einem guten Dinner geschrieben, hatte einen Fleck, der noch nicht ganz trocken war. Er blickte zu Winifred hin – der Fleck stammte augenscheinlich von ihr, und er unterdrückte die Worte: ‚Gut, ihn los zu sein!‘ Dann fiel ihm ein, daß sie durch diesen Brief in eine Lage kam wie die, aus der er selbst sich so sehnlichst zu befreien wünschte – in die Lage eines Forsyte, der nicht geschieden war. Winifred hatte sich abgewandt und roch lange an einem kleinen Fläschchen mit goldenem Stöpsel. Ein dumpfes Mitleid zugleich mit der vagen Empfindung einer Kränkung überkam Soames. Er war zu ihr gekommen, um von seiner eigenen Lage zu sprechen und Teilnahme zu finden, und nun war sie in der gleichen Lage, über die sie natürlich reden und bei ihm Teilnahme finden wollte. So war es immer! Niemand schien jemals daran zu denken,

daß er eigene Sorgen und Interessen hatte. Er faltete den Brief mit dem Fleck darauf zusammen und sagte: „Was ist denn eigentlich vorgefallen?" Winifred erzählte ruhig die Geschichte von den Perlen. „Glaubst du, daß er wirklich fort ist, Soames? Du siehst, in welchem Zustand er dies geschrieben hat." Soames, der, wenn er etwas wünschte, abergläubisch genug war, zu behaupten, daß er nicht daran glaube, antwortete: „Wahrscheinlich nicht. Ich möchte es im Klub erfahren." „Wenn George dort wäre", sagte Winifred, „würde er es wissen." „George?" sagte Soames, „ich sah ihn beim Begräbnis seines Vaters." „Dann ist er sicher dort." Soames, dessen gesunder Verstand dem Scharfsinn seiner Schwester zustimmte, sagte verdrießlich: „Gut, ich werde hingehen. Hast du in Park Lane etwas davon gesagt?" „Ich habe es Emily gesagt", erwiderte Winifred, „Vater hätte es einen zu starken Schlag versetzt."

In der Tat wurde James jetzt alles Unangenehme geflissentlich verschwiegen. Soames warf nochmals einen Blick auf die Möbel ringsum, als wolle er die genaue Lage der Schwester abwägen, und ging dann fort, auf Piccadilly zu. Der Abend brach an – ein Hauch von Kälte im Oktobernebel. Er ging rasch, mit seiner verschlossenen angespannten Miene. Er mußte sich beeilen, denn er wollte zum Abendessen in Soho sein. Als er vom Portier im Iseeum hörte, daß Mr. Dartie heute nicht dort gewesen sei, beschloß er, nur zu fragen, ob Mr. George Forsyte im Klub wäre. Er war dort. Soames hatte für seinen Vetter, der sich oft auf seine Kosten lustig machte, nicht viel übrig, folgte dem ‚boy' jedoch einigermaßen beruhigt bei dem Gedanken, daß George ja eben seinen Vater verloren hatte. Er mußte jetzt außer dem, was die Verfügung Rogers zur Vermeidung der Erbschaftssteuer ihm einbrachte, etwa dreißigtausend Pfund besitzen. Er fand George an einem Bogenfenster sitzend, wo er über einen Teller halbverzehrten Backwerks hinwegstarrte. Seine hohe, massige schwarzgekleidete Gestalt wirkte, obwohl sie das übertrieben Geschniegelte des Sportsmanns bewahrt hatte, fast drohend. Mit einem leisen Grinsen in seinem fleischigen Gesicht sagte er: „Halloo, Soames! Etwas Gebäck?" „Nein, danke", murmelte Soames und bürstete ein Stäubchen von seinem Hut. Und in dem Wunsch, etwas Passendes und Teilnehmendes zu sagen, fügte er hinzu: „Wie geht es deiner Mutter?" „Danke", sagte George, „soso. Hab' dich eine Ewigkeit nicht gesehen. Du bist nie beim Rennen. Was macht die City?" Soames, der eine Stichelei witterte, ging nicht weiter darauf ein und erwiderte: „Ich wollte dich nach Dartie fragen. Ich höre, er

ist –“ „Auf und davon, macht eine Exkursion nach Buenos Aires mit der schönen Lola. Gut für Winifred und die kleinen Darties. Ein lästiger Geselle.“ Soames nickte. Diese von Natur feindseligen Vettern führte Dartie jetzt zusammen. „Onkel James wird jetzt ruhig schlafen können“, fuhr George fort; „ich vermute, er hat auch dir einen Haufen Geld abgeknöpft.“ Soames lächelte. „Na, du hast ihn zum Teufel gejagt“, sagte George freundlich, „er ist ein wahrer Windbeutel. Es wird nötig sein, ein wenig auf den jungen Val aufzupassen. Mir tat Winifred immer leid. Sie ist eine mutige Frau.“ Wieder nickte Soames. „Ich muß zurück zu ihr“, sagte er, „sie wollte eben Gewißheit haben. Wir werden Schritte unternehmen müssen. Ich nehme an, daß kein Irrtum vorliegt!“ „Es ist ganz all right“, sagte George. „Er war gestern abend total bezecht, reiste heute morgen aber doch richtig ab. Sein Schiff ist die ‚Tuscarora‘; und indem er eine Karte hervorholte, las er spöttisch: „‚Mr. Montague Dartie, postlagernd, Buenos Aires.‘ Ich würde mich mit den Schritten beeilen, wenn ich du wäre. Er war nicht loszuwerden gestern abend.“ „Ja“, sagte Soames, „aber es ist nicht immer leicht.“ Dann, als er einem Blick anmerkte, daß George dies als Anspielung auf seine eigene Sache betrachtete, stand er auf und streckte seine Hand aus. George erhob sich ebenfalls. „Empfiehl mich Winifred. Du müßtest die Scheidung sofort einleiten, wenn es nach mir ginge.“

Soames warf von der Tür aus einen verstohlenen Blick auf ihn zurück. George hatte sich wieder hingesetzt und starrte vor sich hin, er sah groß und einsam aus in den schwarzen Kleidern. Soames hatte ihn nie so niedergeschlagen gesehen. ‚Vermutlich empfindet er es doch ein wenig‘, dachte er. ‚Sie müssen, alles zusammengenommen, jeder etwa fünfzigtausend haben. Sie sollten das Grundstück zusammen behalten. Wenn ein Krieg kommt, wird der Wert der Häuser sinken. Onkel Roger hatte aber doch ein gutes Urteil.‘ Und in der dunklen Straße stieg das Gesicht Annettens vor ihm auf, ihr braunes Haar, ihre blauen Augen mit den dunklen Wimpern, ihre taufrischen Lippen und Wangen, die trotz London blühend waren, und ihre vollendete französische Figur. ‚Schritte unternehmen!‘ dachte er. Bei seiner Rückkehr in Winifreds Haus begegnete er Val, und sie gingen zusammen hinein. Ihm war eine Idee gekommen. Sein Vetter Jolyon war der Berater Irenens, der erste Schritt würde sein, ihn in Robin Hill aufzusuchen. Nach Robin Hill! Welch ein sonderbares – sehr sonderbares – Gefühl erweckten diese Worte in ihm! Robin Hill – das Haus, das Bosinney für ihn und Irene

gebaut hatte – das Haus, in dem sie nie gelebt hatten – das verhängnisvolle Haus! Und nun lebte Jolyon dort! Hm! Und plötzlich dachte er: ‚Sie sagen, daß ein Sohn von ihm in Oxford sei. Weshalb nicht Val mitnehmen und ihn dort vorstellen! Es ist ein Vorwand! Ist weniger auffallend – viel weniger durchsichtig.' Daher sagte er, als sie die Treppe hinaufgingen, zu Val: „Du hast einen Vetter in Oxford, aber du hast ihn nie gesehen. Ich möchte dich morgen gern mitnehmen und euch bekannt machen. Es wird dir nützlich sein." Da Vals Begeisterung für diese Idee nur mäßig war, fuhr Soames fort: „Ich hole dich nach dem Frühstück ab. Es ist auf dem Lande – nicht weit, es wird dir Spaß machen."

An der Schwelle des Wohnzimmers fiel es ihm schwer, sich zu sagen, daß die Schritte, die er in Betracht zog, augenblicklich Winifred betrafen, nicht ihn selbst. Winifred saß immer noch an ihrem Bouleschreibtisch. „Es ist wirklich wahr", sagte er, „er ist nach Buenos Aires gegangen, heute morgen abgereist – wir müßten ihn überwachen lassen, wenn er landet. Ich werde sofort telegraphieren. Sonst haben wir eine Menge Ausgaben. Je schneller diese Dinge abgetan sind, desto besser. Ich bedauere immer, daß ich nicht –" Er hielt inne und blickte verstohlen auf die schweigende Winifred. „Übrigens", fuhr er fort, „kannst du Brutalität nachweisen?" Winifred sagte mit dumpfer Stimme: „Ich weiß nicht. Was ist Brutalität?" „Nun, hat er dich geschlagen oder dergleichen?" Winifred schüttelte sich, und ihr Mund preßte sich zusammen. „Er hat mir den Arm verrenkt. Oder würde das Zielen mit einer Pistole genügen? Oder daß er zu betrunken war, sich auszukleiden, oder – nein – die Kinder kann ich nicht mit hineinzerren." „Nein", sagte Soames, „nein. Laß einmal sehen! Natürlich, eine gesetzliche Trennung – die können wir erreichen. Aber Trennung! Hm!" „Was bedeutet das?" fragte Winifred trostlos. „Daß er dich nicht angreifen kann oder du ihn; ihr seid beide verheiratet und doch unverheiratet." Er stöhnte. War das nicht seine eigene verwünschte Lage, rechtskräftig gemacht? Nein! Dahin wollte er sie nicht bringen! „Es muß Ehescheidung sein", sagte er entschieden, „wenn Brutalität nicht nachzuweisen ist, bleibt uns böswilliges Verlassen. Es gibt jetzt einen Ausweg, die zwei Jahre zu verkürzen. Wir beantragen bei Gericht die Wiederherstellung der ehelichen Gemeinschaft. Wenn er dann nicht gehorcht, können wir die Scheidungsklage in sechs Monaten einreichen. Natürlich möchtest du ihn nicht zurück haben. Aber das wissen sie ja nicht. Dennoch ist die Gefahr vorhanden, daß er kommt. Ich

möchte es lieber mit ‚Brutalität' versuchen." Winifred schüttelte den Kopf: „Das ist so widerlich." „Nun", murmelte Soames, „vielleicht ist die Gefahr nicht so groß, solange er in holden Banden ist und Geld hat. Sage niemand etwas und bezahle nichts von seinen Schulden." Winifred seufzte. Trotz allem, was sie durchgemacht hatte, lastete der Verlust doch schwer auf ihr. Und der Gedanke, seine Schulden nicht mehr zu bezahlen, brachte es ihr mehr als sonst etwas zum Bewußtsein. Ihr war, als sei ihr Leben ärmer geworden. Ohne ihren Mann, ohne die Perlen, ohne das vertraute Gefühl, sich bei all dem häuslichen Wirrwarr tapfer gehalten zu haben, mußte sie jetzt der Welt gegenübertreten. Sie fühlte sich tatsächlich beraubt. Und in dem frostigen Kuß, den Soames auf ihre Stirn drückte, lag mehr Wärme als sonst. „Ich muß morgen nach Robin Hill hinaus", sagte er, „um den jungen Jolyon in Geschäften zu sprechen. Er hat einen Sohn in Oxford. Ich möchte Val gern mitnehmen und ihn dort einführen. Komm am Samstag nach ‚Haus Zuflucht' und bringe die Kinder mit. Ach! Übrigens nein, das geht ja nicht, ich erwarte einige andere Gäste." Mit diesen Worten verließ er sie und machte sich auf den Weg nach Soho.

VIERTES KAPITEL

SOHO

Von allen Vierteln in dem sonderbar abenteuerlichen Konglomerat, das sich London nennt, entspricht Soho vielleicht am wenigsten dem Geschmack der Forsytes. ‚Ei, ei, du Wilder!' hätte George gesagt, wenn er seinem Vetter dort begegnet wäre. Unsauber, voll von Griechen, Islamiten, Katzen, Italienern, Tomaten, Restaurants, Leierkasten, bunten Stoffen, verwunderlichen Namen, Leuten, die aus den Fenstern sehen, hält es sich abseits vom britischen Durchschnittspublikum. Doch es hat einen eigenen Fühler für Besitz und einen gewissen Wohlstand in seinen Grundstücken, die sich gut verzinsten, wenn die anderer Viertel an Wert verloren. Lange Jahre hindurch hatte sich Soames' Bekanntschaft mit Soho auf sein westliches Bollwerk, die Wardour Street, beschränkt. Mancher Kauf war dort zustande gekommen. Sogar während jener sieben Jahre in Brighton nach Bosinneys Tod und Irenens Flucht hatte er da zuweilen Schätze gekauft, obgleich er keinen Platz hatte, sie unterzubringen, denn als

die Überzeugung, daß seine Frau für immer von ihm gegangen war, sich in ihm befestigte, hatte er ein Schild in Montpellier Square anbringen lassen:

Zu verkaufen.
Auskunft über den Verkauf dieses
behaglichen Wohnhauses erteilen
Messrs. Lesson & Tukes, Court Street,
Belgravia.

Innerhalb einer Woche war es verkauft – das schöne Haus, wo im Schatten seiner Vollkommenheit ein Mann und eine Frau sich innerlich verzehrt hatten. An einem nebligen Januarabend, kurz bevor das Schild abgenommen wurde, war Soames noch einmal hingegangen, hatte sich an das Gitter auf dem Platz davor gestellt und, in tiefes Sinnen über seinen früheren Besitz versunken, der schließlich einen so bittern Geschmack zurückgelassen, zu den unerleuchteten Fenstern emporgeblickt. Weshalb hatte sie ihn nie geliebt? Weshalb? Sie hatte alles erhalten, was sie wollte, und ihm drei lange Jahre dafür alles gegeben, was er wollte, ausgenommen allerdings – ihr Herz. Als er unwillkürlich einen leisen Seufzer ausgestoßen, hatte ein vorübergehender Schutzmann argwöhnische Blicke geworfen auf ihn, der kein Recht mehr besaß, durch jene grüne Tür mit dem getriebenen Messingklopfer unter dem Schild ‚Zu verkaufen' einzutreten, und mit einem erstickenden Gefühl im Halse war er davongeeilt. An diesem Abend war er nach Brighton gegangen und dort geblieben ...

Als er sich der Malta Street in Soho und dem Restaurant Bretagne näherte, wo Annette ihre schönen Schultern über ihre Rechnungen neigte, dachte Soames mit Staunen an jene sieben Jahre in Brighton. Wie hatte er es nur angefangen, so lange in dieser Stadt ohne den Duft von Wicken auszuhalten, wo er nicht einmal Raum hatte, seine Schätze unterzubringen? Es waren allerdings Jahre gewesen, in denen er gar keine Zeit gehabt hatte, danach zu sehen – Jahre des beinah leidenschaftlichen Geldverdienens, in denen Forsyte, Bustard und Forsyte als Anwälte mehr Gesellschaften mit beschränkter Haftung zu vertreten hatten, als sie eigentlich bewältigen konnten. Morgens ging es zur Stadt in einem Pullmanwagen und abends wieder zurück in einem Pullmanwagen. Dann Akten nach dem Essen, darauf Schlaf des Müden, und am nächsten Morgen wieder auf. Samstag bis Montag brachte er in seinem Klub in der

Stadt zu – eine merkwürdige Abweichung von der gewohnten Ordnung, der die tiefe Einsicht zugrunde lag, daß ihm bei so harter Arbeit zweimal täglich Seeluft auf dem Wege von und zu der Station nötig war und er sich während der Ruhezeit seinen verwandtschaftlichen Neigungen widmen mußte. Der Sonntagsbesuch bei seiner Familie in Park Lane, bei Timothy und in der Green Street wie gelegentliche Besuche anderswo waren ihm gesundheitlich so notwendig erschienen wie die Seeluft an Wochentagen. Selbst seit seinem Umzug nach Mapledurham hatte er diese Gewohnheiten beibehalten – bis er Annette kennengelernt. Ob sie die Revolution in seinen Anschauungen herbeigeführt oder diese Anschauungen ihn auf Annette gebracht hatten, wußte er ebensowenig, wie wir wissen, wo ein Kreis beginnt. Sie waren verworren und eng verknüpft mit dem wachsenden Bewußtsein, daß Besitz ohne jemand, dem man ihn hinterlassen konnte, die Verneinung echten Forsyteismus war. Einen Erben zu haben, eine Fortsetzung des eigenen Selbst, die beginnen würde, wo man aufhört – eine Sicherheit eigentlich, daß man nicht aufhören würde –, von diesem Gedanken war er in den letzten Jahren förmlich besessen gewesen. Nachdem er eines Abends im April ein Stück Wedgwood gekauft hatte, war er in die Malta Street gekommen, um nach einem Hause seines Vaters zu sehen, das, wie sich herausstellte, in ein Restaurant verwandelt war – ein waghalsiges Unternehmen und auch nicht ganz in Einklang mit den Bestimmungen des Mietkontrakts. Er hatte es eine Weile von außen angestarrt, es war mit einer guten gelblichen Farbe gestrichen, zwei pfaublaue Kübel mit kleinen Lorbeerbäumen standen in einem zurückliegenden Torweg; dies und die Worte ‚Restaurant Bretagne' darüber in goldenen Lettern machten einen ganz guten Eindruck. Als er eintrat, hatte er bemerkt, daß an kleinen runden grünen Tischen mit frischen Blumen in kleinen Vasen und Neusilbergeschirr bereits mehrere Leute saßen, und eine hübsche Kellnerin gebeten, ihn zum Wirt zu führen. Sie hatte ihn in ein Hinterzimmer gewiesen, wo ein junges Mädchen an einem einfachen Schreibtisch saß, der mit Papieren bedeckt war, und ein kleiner runder Tisch für zwei gedeckt stand. Der Eindruck von Sauberkeit, Ordnung und gutem Geschmack verstärkte sich, als das Mädchen sich erhob und mit fremdem Akzent sagte: „Sie wünschen Maman zu sprechen, Monsieur?" „Jawohl", hatte Soames erwidert, „ich vertrete den Hausbesitzer, ich bin nämlich sein Sohn." „Bitte wollen Sie nicht Platz nehmen, Monsieur? Sagen Sie Maman, daß dieser Herr sie sprechen möchte."

Er freute sich, daß es Eindruck auf das Mädchen zu machen schien, denn das bewies Geschäftssinn; und plötzlich bemerkte er, daß sie auffallend hübsch war, so auffallend hübsch, daß es ihm schwerfiel, den Blick von ihr zu wenden. Als sie ging, um einen Stuhl für ihn zu holen, bewegte sie sich mit überaus zierlicher Leichtigkeit, und ihr Gesicht und der etwas entblößte Hals waren von tauiger Frische. Wahrscheinlich beschloß Soames in diesem Augenblick, den Kontrakt als nicht gebrochen anzusehen, wenn er diesen Beschluß auch vor sich selbst und seinem Vater mit der Anpassungsfähigkeit des Gebäudes für solche Zwecke, den Zeichen des Wohlstandes und der unverkennbaren Geschäftstüchtigkeit von Madame Lamotte begründete. Jedoch versäumte er nicht, gewisse Dinge für künftige Erörterungen zu lassen, wodurch weitere Besuche notwendig wurden, so daß das kleine Hinterzimmer ganz vertraut war mit seiner hageren, nicht schwächlichen, aber unauffälligen Gestalt und dem blassen eckigen Gesicht mit dem gestutzten Schnurrbart und dem dunkeln Haar, das an den Schläfen noch nicht ergraut war. ‚Un monsieur très distingué' nannte ihn Madame Lamotte, und dann, als sie seine Blicke auf ihre Tochter bemerkte, ‚Très amical, très gentil'. Sie war eine jener Französinnen von vornehmer Gestalt, feinem Gesicht und dunkelm Haar, bei denen jede Handlung und jeder Ton ihrer Stimme vollkommenes Zutrauen zu der Gediegenheit ihres häuslichen Geschmacks, ihrer Kochkunst und der sichern Zunahme ihrer Bankbilanz einflößen. Nachdem diese Besuche im Restaurant Bretagne begonnen hatten, hörten die andern auf — allerdings ohne definitive Entscheidung; denn Soames war, wie alle Forsytes und die Mehrzahl ihrer Landsleute, ein geborener Empiriker. Allein dieser Wechsel in seiner Lebensweise hatte ihn allmählich so nachdrücklich beeinflußt, daß er seine Lage als verheirateter unverheirateter Mann in die eines wiederverheirateten umzuwandeln wünschte.

Als er an diesem Abend Anfang Oktober 1899 in die Malta Street einbog, kaufte er eine Zeitung, um zu sehen, wie der Fall Dreyfus sich weiterentwickelte — denn er hatte diese Frage immer nützlich gefunden, um eine engere Bekanntschaft mit Madame Lamotte und ihrer Tochter anzuknüpfen, die Katholiken und Antidreyfusards waren. In den Spalten fand Soames nichts, das Frankreich betraf, sah aber einen Bericht über eine allgemeine Baisse an der Börse und einen verhängnisvollen Leitartikel über Transvaal. ‚Ein Krieg ist gewiß. Ich werde meine Konsols verkaufen', dachte er

und ging hinein. Nicht, daß er selbst viele besaß, der Zinsfuß war zu jämmerlich, aber er mußte es seinen Teilhabern raten – Konsols würden sicher heruntergehen. Ein Blick in das Restaurant, als er an den Eingangstüren vorüberging, gab ihm die Gewißheit, daß das Geschäft so gut ging wie immer, und diese Tatsache, die er im April gern gesehen hätte, verursachte ihm jetzt einige Unruhe. Wenn die Schritte, die er zu unternehmen gedachte, damit endeten, daß er Annette heiratete, hätte er ihre Mutter lieber wieder in Frankreich gesehen, aber der gute Fortgang des Restaurants Bretagne hätte ein Hindernis für diese Übersiedlung werden können. Er müßte es ihnen natürlich abkaufen, denn Franzosen kamen nur nach England, um Geld zu verdienen, und das bedeutete einen höheren Preis. Doch das eigentümlich süße prickelnde Gefühl hinten im Halse und ein leises Herzklopfen, das er immer an der Tür des kleinen Zimmers empfand, hinderten ihn daran, zu denken, wieviel es kosten würde.

Als er eintrat, sah er einen langen schwarzen Rockschoß durch die Tür in das Restaurant verschwinden und Annette mit den Händen ihr Haar ordnen. Es war eine Stellung, in der er sie am meisten von allen bewunderte – wie köstlich straff und rund und geschmeidig sie war. Und er sagte: „Ich kam gerade, um mit Ihrer Mutter über das Niederreißen der Scheidewand zu sprechen. Nein, rufen Sie sie nicht." „Monsieur werden doch mit uns essen? In zehn Minuten ist alles fertig." Soames, der noch ihre Hand hielt, überkam eine Regung, die ihn überraschte. „Sie sehen heute so hübsch aus", sagte er, „so sehr hübsch. Wissen Sie auch, wie hübsch Sie aussehen, Annette?" Annette zog ihre Hand zurück und errötete. „Monsieur sind sehr gütig." „Gar nicht gütig", sagte Soames und setzte sich düster. Annette machte eine ausdrucksvolle kleine Gebärde mit ihren Händen, und ein Lächeln kräuselte ihre roten Lippen, die keine Salben kannten. Mit einem Blick auf diese Lippen sagte Soames: „Sind Sie hier glücklich, oder würden Sie gern nach Frankreich zurückgehen?" „Oh, ich mag London sehr gern. Über Paris natürlich geht nichts. Aber London ist besser als Orleans, und auf dem Lande in England ist es wundervoll. Ich bin am vorigen Sonntag in Richmond gewesen." Einen Augenblick kämpfte Soames mit sich. Mapledurham! Durfte er es wagen? Durfte er es überhaupt wagen, so weit zu gehen, daß er ihr zeigte, was sie zu erwarten hatte? Dort unten könnte man über diese Dinge reden. In diesem Raum war es unmöglich. „Ich möchte, daß Sie und Ihre Mutter", sagte er plötzlich, „nächsten Sonntag am Nachmittag zu mir herauskommen. Mein Haus liegt an

der Themse, es ist nicht zu spät bei diesem Wetter, und ich kann Ihnen einige gute Bilder zeigen. Was meinen Sie?" Annette faltete die Hände: „Es wird wundervoll sein. Der Fluß ist so schön." „Dann ist das also abgemacht. Ich werde Madame bitten." Er brauchte ihr heute abend nichts weiter zu sagen und Gefahr zu laufen, sich zu verraten. Aber war er nicht bereits zu weit gegangen? Lud man Restaurantbesitzerinnen mit hübschen Töchtern ohne bestimmte Absicht in sein Landhaus ein? Madame Lamotte würde schon verstehen, wenn Annette es nicht tat. Ja! es gab nicht viel, das Madame nicht verstand. Übrigens war dies das zweitemal, daß er zum Essen bei ihnen geblieben war, er war ihnen Gastfreundschaft schuldig.

Auf dem Heimweg nach Park Lane – denn er wollte bei seinem Vater bleiben – fühlte er noch den Druck von Annettens kluger, sanfter Hand, und seine Gedanken waren angenehm, ein wenig sinnlich und ziemlich verworren. Schritte unternehmen? Wie? Öffentlich schmutzige Wäsche waschen? Pah! Er mit seinem Ruf der Klugheit, des Weitblicks und der Geschicklichkeit, andern herauszuhelfen, er, der die Interessen des Besitzes vertrat, eine Säule des Gesetzes, sollte dessen Spielball werden? Es lag etwas Empörendes in dem Gedanken! Winifreds Angelegenheit war schlimm genug! Und nun eine doppelte Dosis von Öffentlichkeit in der Familie! Wäre eine Liebschaft dann nicht besser – eine Liebschaft und ein Sohn, den er adoptieren konnte? Aber finster, zäh und wachsam versperrte Madame Lamotte den Weg zu diesem Phantasiegebilde. Nein! das würde nicht gehen. Etwas anderes wäre es, wenn Annette eine wirkliche Leidenschaft für ihn hätte, das war aber nicht zu erwarten bei seinem Alter. Wenn ihre Mutter es wünschte, wenn der weltliche Vorteil handgreiflich groß war – vielleicht! Wenn nicht, wäre eine Weigerung gewiß. Außerdem dachte er: ‚Ich bin kein Schurke. Ich will sie nicht verletzen, und ich will nichts Heimliches. Aber ich brauche sie und ich brauche einen Sohn! Es bleibt nichts anderes übrig als eine Scheidung – irgendwie – auf irgendeine Art – eine Scheidung!' Im Schatten der Ahornbäume, beim Laternenlicht ging er langsam am Gitter des Greenpark entlang. Nebel hing unter den bläulichen Baumgestalten außerhalb des Bereiches der Laternen. Wieviel hundertmal war er als junger Mann von seines Vaters Haus in Park Lane an diesen Bäumen vorübergegangen oder von seinem Hause in Montpellier Square während der vier Jahre seiner Ehe! Und heute, wo er beschlossen hatte, sich von den längst nutz-

losen Ehebanden zu befreien, wenn er konnte, kam ihm der Einfall, weiter durch den Hydepark Corner bis zum Knightsbridge Gate zu gehen, wie er zu tun pflegte, wenn er in alten Tagen zu Irene zurückging. Wie mochte sie jetzt aussehen? Wie hatte sie die Jahre verlebt, seit er sie zuletzt gesehen, zwölf Jahre im ganzen, sieben schon, seit Onkel Jolyon ihr das Geld vermacht hatte! War sie noch schön? Würde er sie wiedererkennen, wenn er sie sah? ‚Ich habe mich nicht sehr verändert', dachte er, ‚aber sie wahrscheinlich. Ich habe viel durch sie gelitten.' Er erinnerte sich plötzlich eines Abends, des ersten, wo er allein zu einem Dinner, dem alten Malburian-Dinner, ausgegangen war – im ersten Jahr ihrer Ehe. Mit welchem Ungestüm er zurückgeeilt war und sie, als er leise wie eine Katze eintrat, spielen hörte. Geräuschlos hatte er die Tür zum Wohnzimmer geöffnet und den Ausdruck ihres Gesichtes beobachtet, der so ganz anders war, als er ihn je gekannt, soviel offener, so vertrauensvoll, als zeige sie der Musik ein Herz, das er nie gesehen. Und er erinnerte sich, wie sie aufhörte zu spielen und sich umschaute, wie ihr Gesicht sich in das verwandelte, das er kannte, und welch eisiger Schauer ihn überrieselt hatte – trotzdem hatte er im nächsten Moment ihre Schulter gestreichelt. Ja, er hatte viel durch sie gelitten! Scheidung! Es erschien lächerlich nach all den Jahren gänzlicher Trennung! Doch es würde sein müssen, es gab keinen andern Weg! ‚Die Frage', dachte er mit plötzlichem Realismus, ‚ist – wer von uns beiden? Sie oder ich? Sie verließ mich. Sie müßte dafür büßen. Sie wird wohl jemand haben, vermute ich.' Unwillkürlich entfuhr ihm ein leise knurrender Ton, er kehrte um und ging zurück nach Park Lane.

FÜNFTES KAPITEL

JAMES HAT GESICHTE

Der Butler öffnete ihm selbst die Tür und hielt Soames, nachdem er sie wieder leise geschlossen hatte, auf der inneren Matte zurück. „Dem Herrn geht es gar nicht gut, Sir", murmelte er. „Er wollte nicht zu Bett gehen, bevor Sie kämen. Er ist noch im Speisezimmer." Soames fragte in dem gedämpften Ton, der jetzt im Hause üblich war: „Was fehlt ihm, Warmson?" „Nervös, Sir, denke ich. Mag sein, daß es das Begräbnis war, es mag auch der Besuch von

Mrs. Dartie heute nachmittag sein. Ich glaube, er hörte etwas. Ich brachte ihm ein Glas Glühwein hinein. Die gnädige Frau ist eben hinaufgegangen." Soames hängte seinen Hut an ein Hirschgeweih aus Mahagoniholz. „Gut, Warmson, Sie können zu Bett gehen, ich bringe ihn selbst nach oben." Und er ging ins Speisezimmer.

James saß am Kamin in einem großen Armstuhl, um die Schultern einen sehr leichten warmen Schal aus Kamelhaar über dem Rock, auf den sein langer weißer Bart herabfiel. Sein weißes, noch sehr dichtes Haar leuchtete im Schein der Lampe, etwas Feuchtigkeit aus seinen starren, hellgrauen Augen benetzte die Wangen, die noch eine ganz gute Farbe hatten, und lange tiefe Furchen liefen bis zu den Mundwinkeln an den glattrasierten Lippen, die sich leise murmelnd bewegten. Seine langen Beine, dünn wie Krähenbeine, in wollenen Beinkleidern, waren fast im rechten Winkel gebogen, und auf einem Knie bewegte sich unablässig eine spindeldürre Hand mit gespreizten Fingern und blanken, zugespitzten Nägeln. Neben ihm, auf einem niedrigen Stuhl, stand ein halbgeleertes Glas Glühwein, mit kleinen Bläschen betaut. Dort hatte er, mit Unterbrechung der Mahlzeiten, den ganzen Tag gesessen. Mit seinen achtundachtzig Jahren war er organisch noch ganz gesund, litt aber furchtbar bei dem Gedanken, daß niemand ihm je etwas sagte. Es war in der Tat unbegreiflich, wie er dahintergekommen war, daß Roger an diesem Tage beerdigt worden war, denn Emily hatte es ihm verschwiegen. Sie verschwieg ihm immer alles. Emily war erst siebzig! James hatte einen Groll auf die Jugend seiner Frau. Zuweilen kam ihm der Gedanke, daß er sie nie geheiratet hätte, wenn er gewußt, daß sie so viele Jahre vor sich haben würde, wo er so wenige hatte. Es war unnatürlich. Sie würde noch fünfzehn oder zwanzig Jahre leben, nachdem er gegangen war, und eine Menge Geld ausgeben; sie hatte immer extravagante Gelüste. Womöglich würde sie einen dieser Motorwagen kaufen wollen. Cicely und Rachel und all die jungen Leute radelten jetzt auf diesen Zweirädern weiß Gott wohin. Und nun war Roger gestorben. Er wußte nicht — konnte nichts sagen! Die Familie begann sich aufzulösen. Soames würde wissen, wieviel sein Onkel hinterlassen hatte. Merkwürdig, daß er an Roger als Soames' Oheim und nicht als seinen eigenen Bruder dachte. Soames! Er war mehr denn je der einzige feste Punkt in einer schwindenden Welt. Soames war sorgsam, er war ein reicher Mann, aber er hatte niemand, dem er sein Geld hinterlassen konnte. Das war es! Na, er wußte nicht! Und dann war da dieser Chamberlain!

James' politische Grundsätze stammten nämlich aus der Zeit zwischen 70 und 85, wo dieser ‚spitzbübische Radikale' der Hauptstachel in der Seite des Besitzes war, und er mißtraute ihm trotz seines Umschwenkens bis auf den heutigen Tag, er würde das Land in Ungelegenheit bringen und das Geld zum Sinken, ehe er sich's versah. Ein wahrer Heißsporn, dieser Mann! Wo blieb Soames nur? Er war natürlich zu dem Begräbnis gegangen, das sie versucht hatten ihm zu verheimlichen. Er wußte es wohl, er hatte ja die Beinkleider seines Sohnes gesehen. Roger! Roger in seinem Sarge! Er erinnerte sich, wie Roger, wenn sie auf dem Bock der alten Kutsche im Jahre 1824 zusammen aus der Schule kamen, in den Wagenkasten stieg und einschlief. James kicherte leise. Ein komischer Bursche, dieser Roger – ein Original! Merkwürdig! Jünger als er selbst, und in seinem Sarg! Die Familie fing an, sich aufzulösen. Da war Val, der nach Oxford sollte; er besuchte ihn jetzt nie. Er würde dort einen schönen Batzen Geld kosten. Es war ein leichtsinniges Zeitalter. Und all die schönen Groschen, die seine vier Enkelkinder ihn kosten würden, tanzten vor James' Augen. Er mißgönnte ihnen das Geld nicht, aber ihn verdroß die Gefahr, die der Verbrauch dieses Geldes mit sich bringen könnte, ihn verdroß die Verminderung der Sicherheit. Und jetzt, wo Cicely geheiratet hatte, konnte sie auch Kinder bekommen. Er wußte nicht – konnte nichts sagen! Niemand hatte einen andern Gedanken in diesen Tagen, als Geld auszugeben, herumzujagen und ‚sich einen guten Tag zu machen', wie man es nennt. Ein Motorwagen fuhr am Fenster vorüber. Gräßliches, plundriges Ding, und macht solch ein Getöse! Aber so ging es, das Land kam auf den Hund. Die Leute sind in solcher Eile, daß sie sich nicht einmal um Stil kümmern konnten – so etwas Fesches wie seine Kalesche mit den Braunen wog doch all diese neumodischen Dinger auf. Und Konsols zu 116! Es mußte eine Menge Geld im Lande sein. Und nun kam dieser alte Krüger! Sie hatten versucht, ihm den alten Krüger zu verheimlichen. Aber er wußte es, das würde eine schöne Bescherung geben da draußen! Er hatte auch gewußt, wie es kommen würde, als dieser Gladstone – er war jetzt tot, Gott sei Dank! – nach jener schrecklichen Geschichte in Majuba solchen Unfug trieb. Er würde sich nicht wundern, wenn das Reich zersplitterte und zum Teufel ging. Und diese Vision des Reiches, das zum Teufel ging, füllte eine volle Viertelstunde mit Wallungen höchst ernsten Charakters aus. Er hatte ihretwegen nur ein kärgliches Frühstück gegessen, doch erst nach dem Frühstück war das wahre Unheil über

ihn gekommen. Er hatte ein wenig geschlummert, als er Stimmen – leise Stimmen – vernahm. Ach! Sie sagten ihm nie was! Es waren die Winifreds und ihrer Mutter. ‚Monty!' Dieser Dartie – immer dieser Dartie. Die Stimmen waren verstummt, und James war allein geblieben, mit gespitzten Ohren wie die eines Hasen und einer Furcht, die in seinen Eingeweiden wühlte. Weshalb ließen sie ihn allein? Weshalb kamen sie nicht und sagten es ihm? Und ein fürchterlicher Gedanke, der lange Jahre in ihm gespukt hatte, fuhr ihm wieder durch den Sinn. Dartie hatte Bankrott gemacht – betrügerischen Bankrott, und um Winifred und die Kinder zu retten, würde er – James – blechen müssen! Konnte er – konnte Soames ihn zu einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung umwandeln? Nein, das konnte er nicht! Das war es! Mit jeder Minute, bevor Emily zurückkam, wurde das Gespenst drohender. Es konnten ja Fälschungen vorgekommen sein! Den Blick auf den zweifelhaften Turner mitten an der Wand gerichtet, litt James Qualen. Er sah Dartie schon im Gefängnis, seine Enkel in der Gosse und sich selbst im Bett. Er sah den zweifelhaften Turner, den er bei Jobson gekauft hatte, und das ganze majestätische Gebäude des Besitzes in Trümmern. Im Geiste sah er Winifred unmodisch gekleidet und hörte Emilys Stimme sagen: ‚Rege dich nicht auf, James!' Immer sagte sie: ‚Rege dich nicht auf!' Sie hatte keine Nerven, er hätte nie eine Frau heiraten sollen, die achtzehn Jahre jünger war als er. Dann sagte Emilys wirkliche Stimme:

„Hast du ein gutes Schläfchen gemacht, James?" Schläfchen! Er war wie auf der Folter, und sie fragte ihn das! „Um was handelt es sich bei Dartie?" sagte er, und seine Augen starrten sie an. Emily verlor nie ihre Selbstbeherrschung. „Was hast du gehört?" fragte sie sanft. „Was ist's mit Dartie?" wiederholte James, „er hat Bankrott gemacht." „Unsinn!" James machte eine große Anstrengung und erhob sich zu voller Höhe seiner storchähnlichen Gestalt. „Du sagst mir nie was", sagte er, „er hat Bankrott gemacht." Die Zerstreuung dieser fixen Idee schien Emily das erste, was in diesem Augenblick zu tun war. „Er hat nicht Bankrott gemacht", sagte sie fest, „er ist nach Buenos Aires gegangen." Hätte sie gesagt: ‚Er ist auf den Mars gegangen', so wäre der Schlag für James nicht lähmender gewesen; sein Vorstellungsvermögen, das ganz auf britische Staatspapiere eingestellt war, konnte weder diesen Ort noch den andern fassen. „Wozu ist er dort hingegangen?" sagte er, „er hat kein Geld. Was hat er genommen?" Durch Winifreds Bericht innerlich erregt und

aufgestachelt durch die beständige Wiederholung dieser Jeremiaden, sagte Emily ruhig: „Er nahm Winifreds Perlen und eine Tänzerin mit." „Wie?" rief James und setzte sich. Sein plötzliches Zusammenklappen beunruhigte sie, sie strich ihm über die Stirn und sagte: „Rege dich nicht auf, James!" Ein dunkles Rot hatte sich über James' Wangen und Stirn gelegt. „Ich habe sie bezahlt", sagte er zitternd, „er ist ein Dieb! Ich – ich wußte, wie es kommen würde. Er wird mein Tod sein, er –" Die Worte fehlten ihm, und er saß ganz still da. Emily, die ihn so gut zu kennen glaubte, war beunruhigt und ging an den Seitentisch, wo sie etwas Riechsalz stehen hatte. Sie konnte in der hageren, zitternden Gestalt den hartnäckigen Forsytegeist nicht gegen das Übermaß von Erregung kämpfen sehen, das durch diese Beschimpfung Forsytescher Grundsätze hervorgerufen war – den Forsytegeist tief innen nicht sagen hören: ‚Du darfst dich nicht so aufregen. Du wirst dein Frühstück nicht verdauen. Du wirst einen Anfall bekommen!' Ungesehen von ihr wirkte das besser bei James als Riechsalz. „Nimm dies", sagte sie. James schob es zur Seite. „Wie konnte Winifred ihn ihre Perlen nehmen lassen?" fragte er. Emily sah, daß die Krise vorüber war. „Sie kann meine haben", sagte sie tröstend. „Ich trage sie nie. Sie sollten sich lieber scheiden lassen." „Da haben wir's!" sagte James. „Scheiden lassen! Wir hatten nie eine Scheidung in der Familie. Wo ist Soames?" „Er wird wohl gleich hier sein." „Nein, das wird er nicht", sagte James beinah wütend, „er ist zum Begräbnis. Du denkst, ich weiß von nichts." „Ja", sagte Emily ruhig, „du solltest dich nicht so aufregen, wenn wir dir etwas sagen." Und indem sie seine Kissen aufschüttelte und das Riechsalz neben ihn stellte, verließ sie das Zimmer.

James aber saß da und sah im Geiste schon Winifred vor dem Ehescheidungsgericht und den Namen der Familie in den Zeitungen vor sich, sah die Erde auf Rogers Sarg fallen, Val seinem Vater nacharten, die Perlen, die er bezahlt hatte und nie wiedersehen würde, sah Geld auf vier Prozent sinken und das Land auf den Hund kommen. Und als der Nachmittag zum Abend wurde, die Teezeit vorüber war und die Essenszeit, wurden diese Visionen immer drohender und wirrer – ihm sagte keiner was, und selbst wenn nichts von all seinem Reichtum übrigbliebe, würde ihm auch keiner was sagen. Wo blieb Soames nur? Weshalb kam er nicht herein? ... Seine Hand griff nach dem Glühweinglas, er hob es, um zu trinken, und sah seinen Sohn dastehen und ihn anschauen. Ein leiser Seufzer

der Erleichterung entschlüpfte seinen Lippen, und das Glas niedersetzend, sagte er: „Da bist du ja! Dartie ist nach Buenos Aires gegangen." Soames nickte. „Ganz gut", sagte er, „daß wir ihn los sind." Eine Welle der Besänftigung breitete sich über James' Hirn. Soames wußte. Soames war der einzige von ihnen allen, der Verstand hatte. Weshalb konnte er nicht kommen und zu Haus leben? Er hatte keinen Sohn. Und er sagte kläglich: „Ich werde nervös in meinem Alter. Ich wünschte, du wärst mehr zu Haus, mein Junge." Wieder nickte Soames. Die Maske seines Gesichts verriet kein Verständnis, aber er ging näher zu ihm hin und berührte wie zufällig die Schulter seines Vaters. „Ich soll dich von Timothy und den Tanten grüßen", sagte er. „Es verlief alles in bester Ordnung. Ich war bei Winifred. Ich werde die Sache in die Hand nehmen." Und er dachte: ‚Ja, und du darfst nichts davon erfahren.' James blickte auf. Sein langer weißer Backenbart bebte, sein dünner Hals zwischen den Spitzen seines Kragens sah sehr dürr und kahl aus. „Es ging mir sehr schlecht den ganzen Tag", sagte er, „sie sagen mir nie was." Soames' Herz zuckte. „Es ist alles in Ordnung. Kein Grund, sich Sorgen zu machen. Willst du jetzt hinaufgehen?" Und er schob seine Hand unter den Arm seines Vaters. James erhob sich gehorsam und zitternd, und sie gingen zusammen langsam durch das Zimmer, das der Schein des Feuers hell erleuchtete, und auf die Treppe hinaus. Sehr langsam stiegen sie hinauf. „Gute Nacht, mein Junge", sagte James an der Tür seines Schlafzimmers. „Gute Nacht, Vater", antwortete Soames. Seine Hand strich am Ärmel unter dem Schal entlang; es schien beinah nichts darin zu sein, so dünn war der Arm. Er wandte sich von dem Licht der sich öffnenden Tür ab und ging die Treppe hinauf, die zu seinem Schlafzimmer führte. ‚Ich muß einen Sohn haben', dachte er, als er auf dem Rande seines Bettes saß, ‚ich muß einen Sohn haben.'

SECHSTES KAPITEL

DER NICHT MEHR ‚JUNGE' JOLYON ZU HAUSE

Bäume kehren sich wenig an die Zeit, und die alte Eiche auf dem Rasenplatz in Robin Hill sah nicht einen Tag älter aus seit damals, wo Bosinney lang ausgestreckt darunter lag und zu Soames sagte: ‚Forsyte, ich habe den rechten Platz für Ihr Haus gefunden.' Seit

damals hatte Swithin darunter geträumt, und der alte Jolyon war unter seinen Zweigen gestorben. Und jetzt malte der nicht mehr ‚junge' Jolyon dort dicht neben der Schaukel. Von allen Plätzen der Welt war es vielleicht der geheiligtste für ihn, denn er hatte seinen Vater geliebt. Er betrachtete den umfangreichen, zerfurchten und ein wenig bemoosten Stamm, der aber noch nicht hohl war, und sann über den Gang der Zeit nach. Dieser Baum hatte vielleicht die ganze Geschichte Englands gesehen, er stammte sicher mindestens aus den Tagen der Elisabeth. Seine eigenen fünfzig Jahre waren so gut wie nichts, verglichen mit dem alten Holz des Baumes. Wenn das Haus dahinter, das ihm jetzt gehörte, dreihundert Jahre alt wäre anstatt zwölf, würde der Baum, mächtig und hohl, wohl noch dastehen, denn wer würde solchen Frevel begehen, ihn zu fällen? Vielleicht lebte dann noch ein Forsyte in dem Hause, um eifersüchtig über ihn zu wachen. Und Jolyon stellte sich vor, wie das Haus bei solchem Alter aussehen würde. Glyzinien rankten sich bereits um seine Mauern – das neue Aussehen war verschwunden. Würde es seine Eigenart bewahren, die Hoheit behalten, die Bosinney ihm verliehen hatte, oder würde der Riese London sich seiner bemächtigen und es zu einem Asyl mitten in einer unsolide bebauten Wildnis machen? Oft, ob er es von außen oder innen sah, glaubte er, daß Bosinney besonders inspiriert gewesen sein mußte, als er es baute. Hier war er wirklich mit ganzem Herzen bei der Arbeit gewesen. Es hätte sogar eins der ‚Homes' von England werden können – es war ein selten vollendetes Haus für diese Zeit entarteten Baustils. Und mit seinem ästhetischen Gefühl und dem Forsyteschen Sinn für dauernden Besitz empfand er Stolz und Freude als dessen Eigentümer. In einer Anwandlung von Pietät für seine Vorfahren (wenn auch nur einen von ihnen) wünschte er dies Haus auf seinen Sohn und seines Sohnes Sohn übergehen zu lassen. Sein Vater hatte es geliebt, hatte die Aussicht, den Boden, diesen Baum geliebt, seine letzten Jahre waren da glücklich gewesen, und niemand hatte vor ihm darin gewohnt. Diese letzten elf Jahre in Robin Hill waren für Jolyon, als Maler, eine wichtige Periode des Erfolges gewesen. Er war jetzt auf der Höhe seiner Aquarellkunst und fand überall Anerkennung. Seine Bilder brachten hohe Preise, und da er sich mit der Hartnäckigkeit seiner Rasse auf diese eine Spezialität konzentriert hatte, war er ziemlich spät, aber nicht zu spät für ein Mitglied der Familie, die so sehr darauf hielt, ewig zu leben, zu seinem Ruhm gekommen. Seine Kunst hatte sich wirklich vertieft und vervoll-

kommnet. Seiner Stellung angemessen, trug er jetzt einen kurzen blonden Bart, der eben ein wenig grau zu werden begann und sein Forsytekinn verdeckte; sein braunes Gesicht hatte den gequälten Ausdruck seiner Verbannungsjahre verloren, er sah entschieden jünger aus. Der Verlust seiner Frau im Jahre 1894 war eine jener häuslichen Tragödien gewesen, die sich schließlich als gut für alle Teile erweisen. Er hatte sie zwar bis zuletzt geliebt, denn er hatte eine liebevolle Natur, aber es war immer schwieriger mit ihr geworden; eifersüchtig auf ihre Stieftochter June, sogar eifersüchtig auf ihr Töchterchen Holly, beklagte sie sich beständig, daß er sie nicht mehr lieben könne, nun da sie krank war und so ‚überflüssig für jeden, daß der Tod das beste für sie wäre'. Er hatte sie aufrichtig betrauert, doch sein Gesicht sah jünger aus, seitdem sie tot war. Wenn sie nur hätte glauben können, daß sie ihn glücklich machte, wieviel glücklicher wären die zwanzig Jahre ihres Zusammenlebens gewesen!

June hatte eigentlich nie sehr gut mit ihr gestanden, die auf so sträfliche Weise den Platz ihrer eigenen Mutter eingenommen hatte; und seit dem Tode des alten Jolyon wohnte sie in einer Art Atelier in London. Doch als ihre Stiefmutter starb, war sie nach Robin Hill zurückgekommen und hatte dort die Zügel in ihre kleinen entschlossenen Hände genommen. Jolly war damals in Harrow, Holly wurde noch von Mademoiselle Beauce unterrichtet. Nichts fesselte Jolyon ans Haus, und er war mit seinem Kummer und seinem Malkasten daher ins Ausland gegangen. Dort war er, meist in der Bretagne, umhergewandert und schließlich in Paris gelandet. Er war mehrere Monate dort geblieben und dann mit dem jüngeren Gesicht und dem kurzen blonden Bart zurückgekehrt. Da er jedes Haus nur als Unterschlupf benutzte, hatte es ihm sehr gut gepaßt, daß June in Robin Hill schaltete und waltete, so daß er mit seiner Staffelei fortgehen konnte, wohin und wann es ihm beliebte. Sie freilich betrachtete das Haus hauptsächlich als Asyl für ihre ‚Protegés'; seit den Tagen seiner eigenen Verstoßung hatte Jolyon immer Sympathie für jeden Ausgestoßenen empfunden, und so störten ihn Junes ‚lahme Enten' im Hause nicht. Mochte sie sie nur aufnehmen und durchfüttern; und wenn er in seinem ein wenig zynischen Humor auch merkte, daß sie ihrer Herrschsucht ebenso dienten wie ihr warmes Herz bewegten, bewunderte er seine Tochter doch stets um ihrer vielen Schützlinge willen. Von Jahr zu Jahr wurden seine Beziehungen zu seinem Sohne und seinen Töchtern gelöster und da-

bei brüderlicher, und er behandelte sie in seiner gemütlichen Art fast wie seinesgleichen. Wenn er nach Harrow fuhr, um Jolly zu besuchen, wußte er nie ganz genau, wer von ihnen der ältere war, und konnte mit einem liebevollen und ironischen Lächeln, bei dem eine Braue sich etwas hochzog und die Lippen sich leicht kräuselten, Kirschen aus einer Tüte mit ihm essen. Und er sorgte immer dafür, daß Geld in seiner Tasche war und er selbst in einem modischen Anzug, so daß sein Sohn seinetwegen nicht zu erröten brauchte. Sie waren vollkommene Freunde, schienen aber nie Gelegenheit zu mündlichen Vertraulichkeiten zu haben, denn sie besaßen beide das gleiche Selbstbewußtsein der Forsytes. Sie wußten, daß sie einander in Verlegenheit beistehen würden, allein es war unnötig, darüber zu sprechen. Vor allem Moralpredigen hatte Jolyon – teils aus angeborener Abneigung, teils aber als Resultat seiner frühzeitigen Immoralität – ein wahres Grauen. Das Äußerste, was er seinem Sohne hätte sagen können, wäre gewesen: ‚Sieh, alter Junge, vergiß nie, daß du ein Gentleman bist', und er hätte sich dann doch gefragt, ob es nicht ein wenig snobistisch von ihm gewesen wäre. Das große Kricketturnier jedes Jahr war vielleicht die schwierigste und peinlichste Zeit für sie beide, denn Jolyon war in Eton gewesen. Sie waren bei diesem Turnier ganz besonders bemüht, einander aufzumuntern, wenn die Gegenpartei ein Mißgeschick hatte, mochte es ihnen auch noch so nahe gehen. Dann riefen sie einander zu: „Hurra! – Ach, so ein Pech, lieber Junge!" oder „Hurra! So ein Pech, Papa!" Und Jolyon trug einen grauen Zylinder anstatt seines gewohnten weichen Hutes, um die Gefühle seines Sohnes zu schonen, denn einen schwarzen Zylinder konnte er nicht ausstehen. Als Jolly nach Oxford ging, begleitete Jolyon ihn, es machte ihm Spaß, aber er war kleinlaut und ein wenig ängstlich, seinen Jungen unter all diesen jungen Leuten, die soviel sicherer und älter schienen als er selbst, in Mißkredit zu bringen. Oft dachte er: ‚Gut, daß ich Maler bin' – denn er hatte die Stellung bei Lloyd längst aufgegeben –, ‚das ist so harmlos. Man sieht auf einen Maler nicht herab – man kann ihn gar nicht ernst genug nehmen.' Denn Jolly, der eine gewisse natürliche Vornehmheit besaß, war gleich Mitglied eines ganz kleinen Kreises geworden, der seinen Vater heimlich amüsierte. Der Junge hatte blondes, leicht gelocktes Haar und die tiefliegenden eisengrauen Augen seines Großvaters. Er war gut gebaut, hielt sich sehr gerade und entsprach völlig Jolyons ästhetischem Gefühl, so daß er sich ein klein wenig vor ihm fürchtete, wie Künstler es ihren eigenen

Geschlechtsgenossen gegenüber, deren physische Schönheit sie bewundern, immer tun. Bei dieser Gelegenheit jedoch faßte er Mut und gab seinem Sohne folgenden Rat: „Sieh, mein Junge", sagte er, „du wirst sicherlich gezwungen sein, Schulden zu machen; komme dann ja zuerst zu mir. Ich werde sie natürlich immer bezahlen. Aber denke daran, daß man mehr Achtung vor sich selbst hat, wenn man sie selber bezahlt. Und borge dir nie etwas, außer von mir, verstanden?" Und Jolly hatte erwidert: „Schon gut, Papa." „Und dann noch eins. Ich weiß nicht viel von Moral und dergleichen, aber es lohnt immer, zu überlegen, ob etwas, das man tun will, einen andern mehr verletzen würde, als notwendig ist."

Jolly hatte nachdenklich ausgesehen und genickt und dann seinem Vater die Hand gedrückt. Und Jolyon hatte gedacht: ‚Ob ich wohl das Recht hatte, das zu sagen?' Er empfand immer eine gewisse Furcht, das stumme Vertrauen, das sie zueinander hatten, zu verlieren, und er erinnerte sich, wie er lange Jahre hindurch das seines Vaters verloren hatte, so daß nichts als Liebe aus großer Entfernung übriggeblieben war. Er unterschätzte ohne Zweifel die Wandlung im Geiste der Zeit, seit er selbst im Jahre 65 nach Cambridge gegangen war, und vielleicht unterschätzte er auch die Fähigkeit seines Sohnes, zu verstehen, daß er bis zum äußersten tolerant war. Diese Toleranz und möglicherweise auch ein Skeptizismus gaben seinem Verhältnis zu June etwas so sonderbar Abwehrendes. Sie war ein so entschiedenes Wesen, wußte so schrecklich genau, was sie wollte, und war so hartnäckig in ihren Forderungen, bis sie erhielt, was sie wünschte, ließ es dann aber auch häufig wieder fallen wie eine heiße Kartoffel. Ihre Mutter war ebenso gewesen, und das hatte zu all den Tränen damals geführt. Zwar trat der Mangel an Übereinstimmung zwischen ihm und seiner Tochter keineswegs so stark hervor wie bei seiner ersten Frau. Es konnte Spaß machen, wo es sich um eine Tochter handelte, bei seiner Frau aber hatte es ihm keinen Spaß gemacht. June ihr ganzes Herz und ihren ganzen Willen für etwas einsetzen zu sehen, bis sie es erhielt, störte nicht, weil es Jolyons Freiheit – das einzige, woran er unbeugsam festhielt – eigentlich niemals beeinträchtigte. Es kam auch niemals zu ernsten Streitigkeiten zwischen ihnen. Man konnte alles ins Ironische ziehen – wie er es allerdings auch häufig getan hatte. Das wirklich Schlimme war nur, daß June nie seinen ästhetischen Ansprüchen genügt hatte, trotz ihres rotgoldenen Haares, den hellen Wikingeraugen und dem Anflug von Berserkertum in ihrem Wesen. Sie war sehr verschieden

von der sanften, stillen, scheuen und zärtlichen Holly mit dem Teufelchen von Mutwillen irgendwo in ihr. Er beobachtete seine jüngere Tochter in ihrem Stadium des häßlichen jungen Entleins mit außerordentlichem Interesse. Würde ein Schwan aus ihr werden? Mit ihrem blassen ovalen Gesicht und den ernsten grauen Augen mit den dunklen Wimpern war es möglich oder auch nicht. Nur dieses letzte Jahr hatte ihm Anlaß gegeben, daran zu glauben. Ja, es würde ein Schwan aus ihr werden – freilich ein dunkler und immer scheuer, aber doch ein richtiger Schwan. Sie war jetzt achtzehn, und Mademoiselle Beauce war fort – die vortreffliche Dame war nach elf Jahren ununterbrochener Erinnerungen an die ‚gut errzogenen kleinen Tayleurs' zu einer andern Familie gezogen, die jetzt durch die Erinnerungen an die ‚gut errzogenen kleinen Forsytes' in Aufregung versetzt werden sollte. Sie hatte Holly Französisch sprechen gelehrt, wie sie es selbst sprach.

Porträts waren nicht Jolyons Stärke, aber er hatte seine jüngere Tochter bereits dreimal gezeichnet und tat es jetzt am 4. Oktober 1899 zum viertenmal, als ihm eine Karte von

Mr. SOAMES FORSYTE

Haus Zuflucht
Mapledurham

Connoisseurs' Klub
St. James's

hereingebracht wurde, die ihn veranlaßte, die Brauen zu runzeln. Hier aber wird wieder ein Abschweifen in der Geschichte der Forsytes notwendig ...

Die Rückkehr von einer langen Reise nach Spanien in ein düsteres Haus, zu einer kleinen Tochter, in Tränen aufgelöst, den Anblick eines geliebten Vaters, der friedlich in seinem letzten Schlafe liegt, vermochte ein so empfänglicher und warmherziger Mann wie Jolyon nie zu vergessen. Dazu lag etwas Geheimnisvolles über diesem traurigen Tage und dem Ende eines Menschen, dessen Leben so wohlgeordnet und geborgen gewesen war. Es schien unfaßbar, daß sein Vater so dahingegangen war, ohne seine Absicht vorher anzukündigen, ohne ein letztes Wort für seinen Sohn und ohne ein richtiges

Lebewohl. Und jene unzusammenhängenden Anspielungen der kleinen Holly und Mademoiselle Beauces auf die ‚Dame in Grau' und eine Madame Errante (wie es klang) hüllte alles in einen Nebel, der sich erst etwas lichtete, als er das Testament seines Vaters und das Kodizill dazu las. Als Testamentsvollstrecker war es seine Pflicht gewesen, Irene, die Frau seines Vetters Soames, zu benachrichtigen, daß ihr eine Leibrente von fünfzehntausend Pfund zufiel. Er hatte sie aufgesucht, um ihr zu erklären, daß das Geld in India-Aktien sicher angelegt war und ihr an Zinsen netto etwa 430 Pfund im Jahr bringen würde, die frei von Vermögenssteuer waren. Er hatte die Frau seines Vetters Soames – wenn sie noch seine Frau war, was er nicht genau wußte – hierbei das drittemal gesehen. Das erstemal, wie er sich entsann, im Botanischen Garten, wo sie auf Bosinney wartete – eine passive, faszinierende Gestalt, die ihn an Tizians ‚Himmlische Liebe' erinnerte –, und dann wieder, als er im Auftrag seines Vaters an dem Nachmittag, wo Bosinneys Tod bekannt wurde, zum Montpellier Square gegangen war. Ihm stand noch deutlich ihr plötzliches Erscheinen damals in der Wohnzimmertür vor Augen – ihr schönes Gesicht mit dem wilden Ungestüm der Hoffnung, die in versteinerte Verzweiflung umschlug; er erinnerte sich des Mitleids, das er empfunden, Soames' brummigen Lächelns, seiner Worte: ‚Wir sind nicht zu sprechen' und des Zuschlagens der Haustür.

Dies dritte Mal fand er ihr Antlitz und ihre Gestalt – frei von jenem Überschwang wilder Hoffnung und Verzweiflung – noch schöner. Bei ihrem Anblick begriff er die Bewunderung seines Vaters, und die sonderbare Geschichte seines Nachsommers ward ihm allmählich klar. Sie sprach vom alten Jolyon voll Ehrfurcht und mit Tränen in den Augen. ‚Er war so einzig gütig gegen mich, ich weiß nicht warum. Er sah so schön und friedlich aus, wie er in dem Stuhl unter dem Baume saß; ich war die erste, die ihn dort fand. Ein so wundervoller Tag war es. Ich glaube nicht, daß ein Ende schöner sein könnte. Wir alle würden gern so enden.' ‚Allerdings', hatte er gedacht, ‚wir würden alle gern in vollem Sommer enden, wenn Schönheit über den Rasen auf uns zuschreitet.' Und mit einem Blick auf das fast leere Wohnzimmer hatte er sie gefragt, was sie zu tun gedenke. „Ich werde wieder ein wenig leben, Vetter Jolyon. Es ist herrlich, eigenes Geld zu haben. Ich hatte niemals welches. Diese Wohnung werde ich behalten, denke ich; ich bin an sie gewöhnt, aber ich werde die Möglichkeit haben, nach Italien zu gehen." „Gewiß!"

hatte Jolyon gemurmelt und dabei auf ihre leise lächelnden Lippen geblickt. Und als er ging, hatte er gedacht: ‚Eine faszinierende Frau! Schade um sie! Ich freue mich, daß Papa ihr dies Geld vermacht hat.' Er hatte sie nicht wiedergesehen, aber jedes Quartal den Scheck für sie auf die Bank und einen Brief in die Wohnung nach Chelsea geschickt, um ihr anzuzeigen, daß er es getan. Und immer hatte sie, meist aus London, zuweilen aber auch aus Italien, den Empfang des Geldes bestätigt, so daß ihre Persönlichkeit sich in leise duftendem grauen Papier, einer steilen feinen Handschrift und den Worten ‚Lieber Vetter Jolyon' verkörperte. Als der reiche Mann, der er jetzt war, dachte er oft, wenn er den kleinen Scheck unterzeichnete: ‚Ich denke, sie wird eben damit auskommen', wunderte sich aber, wie sie sonst in einer Welt von Männern fertig wurde, die Schönheit nicht unangetastet zu lassen pflegen. Anfangs hatte Holly oft von ihr gesprochen, aber ‚Damen in Grau' schwinden bald aus dem Gedächtnis von Kindern; und Junes zusammengepreßte Lippen in jenen ersten Wochen nach dem Tode ihres Großvaters, sobald der Name ihrer ehemaligen Freundin erwähnt wurde, hatten zu keiner Anspielung ermutigt. Einmal nur hatte sie ganz entschieden gesagt: „Ich habe ihr verziehen. Es freut mich außerordentlich, daß sie jetzt unabhängig ist" ...

Als Jolyon Soames' Karte gebracht wurde, sagte er zu dem Mädchen – denn Diener konnte er nicht ausstehen –: „Führen Sie ihn ins Lesezimmer, bitte, und sagen Sie, ich würde im Augenblick dort sein." Dann sah er Holly an und fragte: „Erinnerst du dich der ‚Dame in Grau', die dir Musikstunden zu geben pflegte?" „O ja, weshalb? Ist sie gekommen?" Jolyon schüttelte den Kopf, vertauschte seinen Leinenkittel mit einem Rock und schwieg in der plötzlichen Einsicht, daß solche Geschichten nicht für so junge Ohren waren. Sein Gesicht aber war die verkörperte Verwunderung, als er sich ins Lesezimmer begab.

Er sah zwei Gestalten, eine mittleren Alters und eine junge, am Fenster stehen und über die große Terrasse auf die Eiche draußen blicken, und er dachte: ‚Wer ist der junge Mann? Sie hatten doch nie ein Kind?" Die ältere Gestalt wandte sich um. Die Begegnung dieser beiden Forsytes der zweiten Generation, die um so viel erklügelter war als die erste, in dem Hause, das, für den einen gebaut, nun dem andern gehörte und von ihm bewohnt wurde, hatte trotz des deutlichen Versuches, herzlich zu sein, etwas versteckt Defensives. ‚Ist er seiner Frau wegen gekommen?' dachte Jolyon, während Soames

sich fragte: ‚Wie soll ich anfangen?' und Val, der mitgebracht worden war, das Eis zu brechen, durch seine dunkeln dichten Wimpern nachlässig dieses ‚bärtige Geschöpf' musterte. „Das ist Val Dartie", sagte Soames, „der Sohn meiner Schwester. Er ist eben im Begriff, nach Oxford zu gehen. Ich hätte gern, daß er deinen Jungen kennenlernte." „Ah! Es tut mir leid, daß Jolly fort ist. Welche Abteilung?" „Brasenose College", erwiderte Val. „Jolly ist in Christ Church, aber er wird sich sehr freuen, dich aufzusuchen." „Danke vielmals!" „Aber Holly ist hier – wenn du dich mit einer weiblichen Verwandten begnügen willst, sie kann dich herumführen. Du findest sie in der Halle, wenn du durch die Vorhänge gehst. Ich malte sie gerade." Mit abermaligem „Danke vielmals!" verschwand Val und ließ die beiden Vettern zurück, ohne das Eis gebrochen zu haben.

„Ich sah, daß du einige Bilder in der Aquarellausstellung hast", sagte Soames. Jolyon war peinlich berührt. Er war sechsundzwanzig Jahre lang ohne Berührung mit der Familie Forsyte gewesen, aber in Gedanken sah er sie immer in Verbindung mit Friths ‚Derby-Tag' und Landseer Drucken. Von June hatte er gehört, daß Soames ein Kenner sei, doch das machte es nur schlimmer. Er ertappte sich auch bei einer sonderbaren Abneigung gegen ihn. „Ich habe dich lange nicht gesehen", sagte er. „Nein", sagte Soames zwischen fest geschlossenen Lippen, „nicht seit – übrigens bin ich deswegen gekommen. Du bist ihr Berater, wurde mir gesagt." Jolyon nickte. „Zwölf Jahre sind eine lange Zeit", sagte Soames rasch, „ich – ich habe es satt." Jolyon fand keine passendere Antwort als: „Willst du nicht rauchen?" „Nein, danke." Jolyon zündete sich eine Zigarette an. „Ich möchte frei sein", sagte Soames plötzlich. „Ich sehe sie nicht", murmelte Jolyon durch den Dampf seiner Zigarette. „Aber du weißt vermutlich, wo sie wohnt." Jolyon nickte. Er dachte nicht daran, ihm ohne Erlaubnis ihre Adresse zu geben. Soames schien seinen Gedanken zu erraten. „Ich will ihre Adresse nicht", sagte er, „ich kenne sie." „Was wünschest du dann eigentlich?" „Sie verließ mich. Ich will eine Scheidung." „Ein wenig spät, nicht?" „Ja", sagte Soames. Es trat eine Pause ein. „Ich weiß nicht viel von diesen Dingen – wenigstens habe ich es vergessen", sagte Jolyon mit gezwungenem Lächeln. Er selbst hatte auf den Tod zu warten gehabt, der ihm eine Scheidung von seiner ersten Frau ermöglichte. „Wünschest du, daß ich mit ihr darüber rede?" Soames blickte seinem Vetter in die Augen. „Ich vermute, sie hat jemand", sagte er. Jolyon zuckte die Achseln. „Ich weiß von nichts. Ich denke, ihr hättet beide

leben können, als ob der andere tot wäre. Es ist gewöhnlich so in diesen Fällen."

Soames wandte sich zum Fenster. Ein paar frühzeitig abgefallene Eichenblätter lagen verstreut auf der Terrasse und wirbelten im Winde umher. Jolyon sah die Gestalten Hollys und Val Darties sich über den Rasenplatz auf die Ställe zu bewegen. ‚Ich will nicht mit dem Hasen laufen und mit den Hunden hetzen', dachte er. ‚Ich muß für sie handeln. Papa hätte es sicher gewünscht.' Und einen Augenblick lang glaubte er seines Vaters Gestalt in dem alten Lehnstuhl, dicht neben Soames, mit übereinandergeschlagenen Beinen, die ‚Times' in der Hand, zu sehen. Dann verschwand sie wieder. „Mein Vater mochte sie sehr gern", sagte er leise. „Weshalb er es tat, weiß ich nicht", erwiderte Soames, ohne ihn anzusehen, „sie brachte Kummer über deine Tochter June, sie brachte Kummer über jeden. Ich gab ihr alles, was sie brauchte. Sie hätte sogar meine Verzeihung haben können, aber sie zog vor, mich zu verlassen." Der harte Ton seiner Stimme drängte alles Mitgefühl in Jolyon zurück. Was in dem Manne machte es einem nur so schwer, ihn zu bedauern? „Ich kann zu ihr gehen, wenn du willst", sagte er, „ich vermute, daß sie froh über eine Scheidung wäre, aber ich weiß es nicht." Soames nickte. „Ja, geh, bitte. Ich kenne, wie gesagt, ihre Adresse, aber ich wünsche nicht, sie zu sehen." Er netzte die Lippen mit der Zunge, als wären sie trocken. „Willst du Tee?" sagte Jolyon und unterdrückte die Worte: ‚und das Haus sehen?' Er ging voran in die Diele. Nachdem er geklingelt und den Tee bestellt hatte, ging er an seine Staffelei, um die Zeichnung nach der Wand umzudrehen. Er konnte es nun einmal nicht vertragen, daß Soames, der dort mitten in dem großen Raume stand, dessen Wände ausdrücklich dazu bestimmt gewesen waren, seinen eigenen Bildern Platz zu gewähren, seine Arbeit sah. Als Jolyon den Ausdruck im Gesicht seines Vetters mit der ungreifbaren Familienähnlichkeit zwischen ihnen sah und seinen harten, scharfen, konzentrierten Blick, kam ihm der Gedanke: ‚Dieser Mensch wird nie etwas vergessen — oder wird sich niemals eine Blöße geben. Er ist erschütternd!'

SIEBENTES KAPITEL

VAL UND HOLLY

Als Val die beiden Vertreter der letzten Generation zurückließ, dachte er: ‚Wie öde das ist! Onkel Soames trägt den Preis davon. Ich bin neugierig, wie das Mädel ist!' Er erwartete kein Vergnügen von ihrer Gesellschaft, und plötzlich sah er sie dastehn und ihn anschauen. Ei, sieh, sie war ja hübsch! Welch ein Glück! „Ich fürchte, du kennst mich nicht", sagte er. „Mein Name ist Val Dartie — ich bin so ein entfernter Vetter oder dergleichen, weißt du. Der Name meiner Mutter war Forsyte." Holly, die ihre schlanke, braune Hand in der seinen ließ, weil sie zu schüchtern war, sie zurückzuziehen, sagte: „Ich kenne niemand von meinen Verwandten. Sind es viele?" „Eine Menge. Sie sind fürchterlich — wenigstens die meisten. Ich meine — einige von ihnen. Verwandte sind immer fürchterlich, nicht?" „Ich nehme an, daß sie einen selbst ebenfalls fürchterlich finden", sagte Holly. „Ich wüßte nicht warum. Niemand natürlich würde dich zum Beispiel fürchterlich finden." Holly schaute ihn an — die ernste Treuherzigkeit in ihren grauen Augen gab Val plötzlich ein Gefühl, als müsse er sie beschützen. „Ich meine, es gibt Leute und Leute", fügte er eifrig hinzu. „Dein Papa zum Beispiel sieht riesig anständig aus." „O ja!" sagte Holly inbrünstig, „das ist wahr." Das Blut schoß Val in die Wangen — er dachte an die Szene im ‚Pandemonium' — den dunkeln Mann mit dem roten Gesicht, der sich als sein Vater entpuppt hatte! „Aber du weißt, wie die Forsytes sind", sagte er beinah boshaft; „ach, ich vergaß, du kennst sie ja nicht." „Wie sind sie?" „Oh! schrecklich vorsichtig. Keine Spur von Sportsleuten. Sieh dir Onkel Soames an!" „Das würde ich gern", sagte Holly. Val widerstand dem Wunsche, seinen Arm unter den ihren zu schieben. „Ach, laß nur", sagte er, „wir wollen hinuntergehen. Du wirst ihn schon noch früh genug sehen. Wie ist dein Bruder?" Holly schlug den Weg zur Terrasse und dem Rasenplatz davor ein, ohne zu antworten. Wie sollte sie Jolly beschreiben, der immer, solang sie denken konnte, ihr Herr und Meister, ihr Ideal gewesen war? „Steht er gut mit dir?" fragte Val ungestüm, „ich werde ihn in Oxford kennenlernen. Habt ihr Pferde?" Holly nickte: „Möchtest du die Ställe sehen?" „Riesig gern!"

Sie gingen an der Eiche vorüber, durch ein schütteres Gebüsch und in den Hof. Dort lag unter einem Glockenturm ein zottiger braun

und weißer Hund, der so alt war, daß er sich nicht erhob, sondern nur leise mit dem Schwanz wedelte. „Das ist Balthasar", sagte Holly; „er ist so alt – furchtbar alt, beinah so alt wie ich. Armer alter Knabe! Er liebt Papa über alles." „Balthasar! Das ist ein drolliger Name. Übrigens ist er nicht reinrassig, weißt du." „Nein! aber er ist ein liebes Tier", und sie bückte sich, den Hund zu streicheln. Sanft und geschmeidig, mit ihrem dunkeln bloßen Kopf und leicht gebräunten Hals und Händen, schien sie Val seltsam lieblich, wie etwas, das er nie zuvor gekannt. „Als Großvater starb", sagte sie, „wollte er zwei Tage nichts fressen. Er sah ihn sterben, weißt du." „War das Onkel Jolyon? Mutter sagt immer, er war ein Prachtmensch." „Das war er", sagt Holly einfach und öffnete die Stalltür. In einer Box sah er einen Silberschimmel mit langem, schwarzem Schweif und Mähne. „Das ist meiner – meine Fee." „Ah!" sagte Val, „ein schönes Reitpferd. Aber du müßtest ihr den Schweif stutzen. Das würde viel besser aussehen." Als er jedoch ihren erstaunten Blick auffing, dachte er plötzlich: ‚Ich weiß gar nicht – was sie gern mag!' Er atmete tief die Stalluft ein. „Pferde sind fabelhaft, nicht? Mein Papa –" Er verstummte. „Ja!" sagte Holly. Ein Drang, ihr sein Herz auszuschütten, überkam ihn beinahe. „Ach, ich weiß nicht, er hat oft draufgezahlt. Ich bin auch ganz schneidig beim Reiten und Jagen. Auch Wettrennen habe ich furchtbar gern; ich wäre am liebsten Herrenreiter." Er vergaß, daß er nur noch einen Tag in der Stadt, mit zwei Verabredungen, hatte, und platzte heraus: „Weißt du was, ich miete mir morgen einen Gaul, willst du einen Ritt im Richmondpark mit mir machen?" Holly klatschte in die Hände. „Ach ja! ich reite zu gern. Aber da ist Jollys Pferd, weshalb willst du das nicht reiten? Hier steht es. Wir könnten nach dem Tee fort." Val blickte zweifelnd auf seine Hosenbeine. Er wäre gern in tadellos hohen, braunen Schnürstiefeln vor sie hingetreten. „Ich möchte sein Pferd nicht gern reiten", sagte er. „Vielleicht mag er es nicht. Außerdem will Onkel Soames zurück, glaube ich. Ich stehe nicht etwa unter seiner Fuchtel, weißt du. Du hast wohl keinen Onkel, wie? Das ist übrigens ein schönes Tier", fügte er hinzu, indem er Jollys Pferd, einen dunkeln Braunen, untersuchte, der das Weiße in seinen Augen zeigte. „Ihr habt wohl keine Jagd hier, vermute ich." „Nein, ich habe auch kein Verlangen, auf die Jagd zu gehen. Es muß schrecklich aufregend sein, natürlich, aber es ist grausam, findest du nicht? June sagt es auch." „Grausam!" rief Val aus. „Ach! das ist ja Unsinn. Wer ist June?" „Meine Schwester – das heißt,

meine Halbschwester, weißt du, sie ist viel älter als ich." Sie hatte mit beiden Händen den Kopf von Jollys Pferd umfaßt und rieb ihre Nase mit einem leise schnuppernden Geräusch gegen die seine, was eine hypnotisierende Wirkung auf das Tier auszuüben schien. Val blickte auf ihre Wange, die auf der Nase des Pferdes ruhte, und auf ihre Augen, die ihn leuchtend anschauten. ‚Sie ist wirklich ein reizendes Mädel', dachte er.

Sie kehrten weniger gesprächig zum Hause zurück, diesmal begleitet von dem Hunde Balthasar, der langsamer ging denn je und offenbar erwartete, daß sie die Grenze seiner Schnelligkeit nicht überschreiten würden. „Das hier ist ein riesig netter Platz", sagte Val unter dem Eichenbaum, wo sie innehielten, um den Hund Balthasar herankommen zu lassen. „Ja", sagte Holly und seufzte, „aber natürlich möchte ich gern in die weite Welt gehen. Ich wünschte, ich wär' eine Zigeunerin." „Ja, Zigeunerinnen sind famos", erwiderte Val mit einer Überzeugung, die ihm eben gekommen war; „du bist beinah wie eine, weißt du." Hollys Gesicht glänzte plötzlich wie dunkle Blätter, vom Sonnenschein vergoldet. „Ganz toll überall umherzuschweifen, alles zu sehen und im Freien zu leben – ach, wäre das nicht ein Spaß?" „Laß es uns tun", sagte Val. „Ach, ja, das wollen wir!" „Es wäre großartig, nur du und ich!" Plötzlich aber kam Holly das Sonderbare darin zum Bewußtsein, und sie errötete. „Ja, einmal müssen wir das machen", sagte Val hartnäckig, errötete aber ebenfalls, „was man gern möchte, soll man auch tun, finde ich. Was ist das dort unten?" „Der Obstgarten, und der Teich und das Wäldchen und die Meierei ..." „Wollen wir dahin gehen?" Holly blickte auf das Haus zurück. „Es ist Teezeit, glaube ich, da winkt Papa schon." Val stieß einen knurrenden Ton aus und folgte ihr in das Haus.

Als sie wieder in die Halle traten, hatte der Anblick der zwei ältlichen Forsytes beim Teetrinken eine magische Wirkung, und sie wurden ganz schweigsam. Es war in der Tat ein eindrucksvolles Schauspiel. Die beiden saßen nebeneinander auf einer Bank, die aussah wie aus drei mattrosa Stühlen gemacht, und hatten einen niedrigen Teetisch vor sich. Sie schienen sich so weit voneinander gesetzt zu haben, wie die Bank es erlaubte, um sich nicht zu oft ansehen zu müssen, und sie aßen und tranken mehr, als sie sprachen – Soames mit verächtlicher Miene, als verachte er den Teekuchen, den er verzehrte, Jolyon ein wenig über sich selbst belustigt. Dem zufälligen Zuschauer wäre keiner von beiden gierig erschienen, aber

beide leisteten doch Beträchtliches im Essen. Nachdem die beiden jungen Leute mit allem versehen waren, ging der Prozeß schweigend und geschäftig vor sich, bis Jolyon, als sie bei den Zigaretten angelangt waren, zu Soames sagte: „Und wie geht es Onkel James?" „Danke, er ist sehr klapprig." „Wir sind doch eine wunderbare Familie, nicht wahr? Neulich rechnete ich das Durchschnittsalter der zehn alten Forsytes nach der Familienbibel meines Vaters aus. Es kam schon auf vierundachtzig, und fünf sind noch am Leben. Sie werden wohl den Rekord schlagen." Und mit einem launigen Blick auf Soames fügte er hinzu: „Wir sind nicht, wie sie waren, weißt du." Soames lächelte. ‚Glaubst du wirklich, ich würde zugeben, daß ich nicht bin wie sie', schien er sagen zu wollen, ‚oder daß ich irgend etwas, vor allem das Leben, aufgeben würde?' „Wir könnten vielleicht ihr Alter erreichen", fuhr Jolyon fort, „aber Selbsterkenntnis ist ein Nachteil, weißt du, und das ist der Unterschied zwischen uns. Wir haben die Überzeugung verloren. Wie und wann Selbsterkenntnis entstanden ist, habe ich nie ausfindig machen können. Mein Vater hatte ein wenig, aber glaube nicht, daß einer der alten Forsytes jemals die geringste Spur davon besaß. Sich selbst nie zu sehen, wie andere einen sehen, ist ein wundervolles Selbsterhaltungsmittel. Die ganze Geschichte des letzten Jahrhunderts liegt in dem Unterschied zwischen uns. Und zwischen uns und euch", fügte er hinzu und schaute durch einen Rauchring auf Val und Holly, denen unbehaglich zumute war unter seinem spöttischen Blick, „wird – ein anderer Unterschied sein. Ich bin begierig, welcher." Soames zog seine Uhr. „Wir müssen gehen", sagte er, „wenn wir unsern Zug erreichen wollen." „Onkel Soames verfehlt nie einen Zug", murmelte Val mit vollem Munde. „Warum sollte ich auch?" erwiderte Soames einfach. „Oh! Ich weiß nicht", brummte Val, „andere Leute tun es."

An der Haustür hielt er Hollys schlanke braune Hand lange mit verstohlenem Druck fest. „Schau morgen nach mir aus", flüsterte er, „um drei Uhr. Ich warte auf der Landstraße, da sparen wir Zeit. Wir werden einen fabelhaften Ritt machen." Er schaute vom Parktor zurück und hätte ihr, wenn nicht seine Grundsätze als Städter ihn gehindert hätten, mit der Hand zugewinkt. Er war nicht in der Stimmung, eine Unterhaltung mit seinem Onkel zu ertragen. Aber es war für ihn nichts zu befürchten. In Gedanken vertieft, bewahrte Soames völliges Schweigen. Die gelben Blätter fielen auf die beiden herab, als sie die Strecke hinuntergingen, die Soames in jenen längst vergangenen Tagen so oft zurückgelegt hatte, wenn er heraus-

gekommen war, um mit heimlichem Stolz den Bau des Hauses zu beobachten – des Hauses, das ein Heim für ihn und sie hatte werden sollen, von der er jetzt freizukommen trachtete. Einmal blickte er zurück, den endlosen herbstlichen Weg zwischen den gilbenden Hecken hinauf. Welch eine Ewigkeit war das her! ‚Ich will sie nicht sehen', hatte er zu Jolyon gesagt. ‚War das wahr? Ich werde es wohl müssen', dachte er, und es durchschauerte ihn, einer jener seltsamen Schauer, von denen man sagt, daß sie Vorboten des Todes seien. Eine frostige Welt! Eine sonderbare Welt! Und mit einem Blick auf seinen Neffen neben ihm dachte er: ‚Ich wollte, ich wäre in seinem Alter! Wie mag sie jetzt nur sein?'

ACHTES KAPITEL

JOLYON TRITT SEIN AMT ALS TESTAMENTSVOLLSTRECKER AN

Als jene beiden gegangen waren, kehrte Jolyon nicht zu seiner Malerei zurück, denn das Tageslicht nahm ab, sondern er ging ins Lesezimmer, da er unbewußt eine Wiederholung jener flüchtigen Vision erhoffte, in der er seinen Vater in dem alten braunen Lederstuhl mit übereinandergeschlagenen Beinen, die ernsten Augen unter der Kuppel seiner massiven Stirn, emporblicken gesehen hatte. In dem kleinen Zimmer, dem gemütlichsten im ganzen Hause, suchte Jolyon oft einen Augenblick der Vereinigung mit seinem Vater. Zwar glaubte er keineswegs an ein Fortbestehen des menschlichen Geistes – das Gefühl war nicht sehr logisch –, sondern es war eher eine atmosphärische Wahrnehmung wie ein Duft, oder eine jener starken, lebendigen Eindrücke von Formen oder Lichtwirkungen, für die Künstleraugen besonders empfänglich sind. Nur hier, in diesem kleinen unveränderten Zimmer, wo sein Vater die meisten seiner wachen Stunden zugebracht hatte, konnte sich das Gefühl wieder einstellen, daß er nicht ganz fort war, daß seine vernünftigen Ratschläge und die Wärme seines alles beherrschenden liebevollen Wesens noch gegenwärtig waren. Was würde sein Vater bei dem plötzlichen Aufleben dieser alten Tragödie jetzt wohl raten – was würde er zu der Bedrohung Irenens sagen, zu der er in den letzten Wochens seines Lebens eine solche Zuneigung gefaßt hatte? ‚Ich muß für sie tun, was ich kann', dachte Jolyon, ‚er stellte sie unter meinem

Schutz in seinem Testament. Aber was kann ich für sie tun?' Und als suche er die Weisheit, das Gleichgewicht und die gesunde Vernunft dieses greisen Forsyte zu erlangen, setzte er sich in den alten Sessel und schlug die Beine übereinander. Aber er fühlte sich als bloßer Schatten dessen, der dort gesessen hatte, und es kam keine Erleuchtung, während die Finger des Windes an die dunkelnden Scheiben der Fenstertür klopften. ‚Sie aufsuchen?' dachte er, ‚oder sie bitten, herauszukommen? Wie mag ihr Leben gewesen sein? Wie mag es jetzt sein? Widerwärtig, diese Dinge jetzt aufs neue aufzuwühlen.' Wieder sah er die Gestalt seines Vetters, die Hand auf der Haustür von einem zarten Olivgrün, lebhaft vor sich, wie eine jener Figuren altmodischer Uhren, die hervorspringen, wenn die Stunde schlägt; und in Jolyons Ohren tönten die Worte: ‚Ich besorge meine Angelegenheiten allein. Ich sagte Ihnen bereits – ich sage es Ihnen noch einmal, wir sind nicht zu sprechen' klarer als irgendein Glockenspiel. Die Abneigung, die er damals gegen Soames gefühlt, gegen sein blasses, glattrasiertes Gesicht voll geistiger Verbissenheit, gegen seine hagere, eckige, gewandte Gestalt – er schien ihm wie ein Hund, der über einen Knochen gebeugt ist, den er nicht hinunterwürgen kann, aber auch nicht loslassen will –, regte sich jetzt aufs neue, sogar in noch stärkerem Maße. ‚Ich mag ihn nicht', dachte er, ‚er ist mir in tiefster Seele zuwider. Und das ist gut, das wird es mir erleichtern, seine Frau zu schützen.' Halb Künstler und halb Forsyte, war Jolyon durchaus kein Freund von Streitigkeiten. Wenn er nicht gereizt wurde, paßte die klassische Beschreibung jener Hündin, die ‚lieber davonlief als kämpfte', völlig auf ihn. Er lächelte leise in seinen Bart. Welche Ironie, daß Soames hierher gekommen war – in dies Haus, das für ihn selbst gebaut war! Wie er die Trümmer seiner ehemaligen Pläne angestarrt, wie er gegafft hatte, verstohlen Wände und Treppenhaus beschnüffelt und alles abgeschätzt hatte! Und unwillkürlich dachte Jolyon: ‚Ich glaube, der Mann würde selbst jetzt noch gern hier leben. Er kann die Sehnsucht nach etwas, das er einst besessen, niemals aufgeben! Nun, ich muß handeln, irgendwie, aber es ist lästig – sehr, sehr lästig!' Spätabends sandte er ein Schreiben nach der Wohnung in Chelsea und fragte an, ob Irene ihn sehen wolle.

Das alte Jahrhundert, das die Pflanze des Individualismus so wunderbar hatte blühen sehen, verhüllten schwefelfarbene Wolken kommender Stürme. Die Lebhaftigkeit des Londoner Getümmels wurde am Schluß der Sommerferien durch Kriegsgerüchte noch er-

höht. Und die Straßen hatten für Jolyon, der nicht oft in die Stadt kam, etwas Fieberhaftes, das von diesen neuen Motorrädern und Wagen herrührte, die er vom ästhetischen Standpunkt aus mißbilligte. Er zählte diese Vehikel von seiner Droschke aus und kam zu einem Verhältnis von eins zu zwanzig. ‚Vor einem Jahr etwa war es eins zu dreißig', dachte er, ‚sie werden sich behaupten. Um so mehr Rädergerassel und Gestank' – denn er war einer jener ziemlich seltenen Liberalen, die gegen alles Neue sind, wenn es eine materielle Gestalt annimmt; und er hieß seinen Kutscher rasch zum Fluß hinunterfahren, fort aus dem Getriebe; er hatte Lust, durch die mildernde Wand der Platanen aufs Wasser zu sehen. Bei dem kleinen Häuserblock, einige fünfzig Meter vom Ufer entfernt, ließ er den Wagen warten und ging in das erste Stockwerk hinauf. Ja, Mrs. Heron war zu Hause. Die Wirkung eines gesicherten, wenn auch sehr bescheidenen Einkommens fiel ihm sofort auf, als er sich der fadenscheinigen Vornehmheit der kleinen Wohnung vor acht Jahren erinnerte, wo er ihr die Nachricht von ihrem Glück gebracht hatte. Alles sah jetzt frisch und zierlich aus, und es duftete nach Blumen. Vorherrschend waren silbrige Töne mit einem Anflug von Schwarz, Hortensienfarbe und Gold. ‚Eine Frau mit viel Geschmack', dachte er. Die Zeit hatte es gut gemeint mit Jolyon, denn er war ein Forsyte. An Irene aber schien sie fast spurlos vorüberzugehen – wenigstens war das sein Eindruck. In dem Gewand aus maulwurffarbenem Velvet, mit den sanften dunklen Augen und dunkel goldenem Haar, die Hand ausgestreckt und ein Lächeln auf den Lippen, schien sie ihm nicht einen Tag älter geworden.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?" Wohl niemals hatte er mit einem Gefühl größerer Verwirrung auf einem Stuhl gesessen. „Sie sehen völlig unverändert aus", sagte er. „Und Sie sehen jünger aus, Vetter Jolyon." Jolyon strich sich durchs Haar, dessen Dichtheit immer noch ein Trost für ihn war. „Ich bin alt, aber ich empfinde es nicht. Ein Gutes hat das Malen, es hält einen jung. Tizian lebte bis zu neunundneunzig Jahren, und es mußte eine Pest kommen, um ihn dahinzuraffen. Wissen Sie, das erstemal, als ich Sie sah, mußte ich an ein Bild von ihm denken." „Wann sahen Sie mich zum erstenmal?" „Im Botanischen Garten." „Woran erkannten Sie mich, wenn Sie mich nie zuvor gesehen hatten?" „An jemand, der auf Sie zukam." Er blickte sie fest an, aber ihr Gesicht veränderte sich nicht, und sie sagte still: „Ja, vor Ewigkeiten." „Welches ist Ihr Rezept für Jugend, Irene?" „Leute, die nicht leben, halten sich wunderbar."

Hm! Ein bitterer Ausspruch! Leute, die nicht leben! Aber es war eine Einleitung, und er benutzte sie. „Sie erinnern sich meines Vetters Soames?" Er sah sie leise lächeln bei dieser wunderlichen Frage und fuhr fort: „Er besuchte mich vorgestern! Er wünscht eine Scheidung. Sie auch?" „Ich?" Sie schien etwas bestürzt. „Nach zwölf Jahren? Es ist etwas spät. Wird es nicht schwierig sein?" Jolyon schaute sie fest an. „Es sei denn —", sagte er. „Es sei denn, daß ich jetzt einen Geliebten habe. Aber ich habe seitdem nie einen Geliebten gehabt." Was empfand er bei der Schlichtheit und Aufrichtigkeit dieser Worte? Erleichterung, Überraschung, Mitleid? Venus zwölf Jahre lang ohne einen Liebhaber! „Und doch", sagte er, „ich vermute, Sie würden ebenfalls viel darum geben, frei zu sein." „Ich weiß nicht. Was liegt jetzt daran?" „Aber wenn Sie wieder lieben sollten?" „Würde ich lieben." In dieser einfachen Antwort schien sie die ganze Philosophie eines Menschen zusammenzufassen, von dem die Welt sich abgekehrt hatte. „Aber wünschen Sie, daß ich ihm irgend etwas ausrichten soll?" „Nur, daß es mir leid tut, ihn nicht frei zu wissen. Einst hatte er eine Gelegenheit dazu. Ich weiß nicht, weshalb er sie nicht benutzte." „Weil er ein Forsyte ist; wir trennen uns nie von etwas, wie Sie wissen, wenn wir nicht anderes an dessen Stelle wünschen; und auch dann nicht immer." Irene lächelte. „Sie auch nicht, Vetter Jolyon?— Ich glaube doch, Sie täten es." „Natürlich, denn ich bin so ein Mischling — kein ganz reiner Forsyte. Ich ziehe die Groschen nie von meinem Scheck ab, ich rechne sie dazu", sagte Jolyon unsicher. „Und was wünscht Soames nun an meiner Statt?" „Ich weiß es nicht, vielleicht Kinder." Sie schwieg eine Weile und blickte vor sich hin. „Ja", murmelte sie, „es ist hart. Ich würde ihm helfen, frei zu werden, wenn ich könnte." Jolyon starrte in seinen Hut, seine Verwirrung steigerte sich rasch, ebenso jedoch seine Bewunderung, sein Staunen und sein Mitleid. Sie war so reizend und so einsam, und es war alles solch ein Wirrsal! „Gut", sagte er, „ich werde mit Soames reden müssen. Wenn ich irgend etwas für Sie tun kann, stehe ich stets zu Ihrer Verfügung. Sie müssen mich als einen unzulänglichen Vertreter meines Vaters betrachten. Auf alle Fälle werde ich Sie wissen lassen, was geschieht, nachdem ich mit Soames gesprochen habe. Er sorgt vielleicht selbst für das Material." Sie schüttelte den Kopf. „Sie sehen, er hat viel zu verlieren und ich nichts. Ich sähe ihn gern frei, aber ich weiß nicht, was ich tun kann." „Ich auch nicht, für den Augenblick", sagte Jolyon und verabschiedete

sich bald darauf. Er ging zu seinem Wagen hinunter. Halb vier, Soames würde noch in seinem Büro sein.

„Poultry", rief er durch die Klappe. Vor dem Parlament und in Whitehall riefen Zeitungsverkäufer aus: „Ernste Lage in Transvaal!" aber die Rufe berührten ihn kaum, so vertieft war er in die Erinnerung an dieses so schöne Antlitz, ihren sanften dunkeln Blick und die Worte: ‚Ich habe seitdem nie einen gehabt.' Was in aller Welt fängt solch eine Frau mit einem so eingedämmten Leben an? Einsam, unbeschützt, jeder Mann gegen sie, oder eher — bereit, die Hand auszustrecken, um bei dem geringsten Zeichen zuzugreifen. Und Jahr um Jahr lebte sie auf diese Weise! Das Wort ‚Poultry' an der Straßenecke brachte ihn zur Wirklichkeit zurück. ‚Forsyte, Bustard und Forsyte' in schwarzen Lettern auf einem erbsensuppenfarbenen Grund spornten ihn zu einer Art von Kraftaufwand an, und er stieg die Steintreppe hinauf. „Muffige, modrige Gesellschaft", murmelte er, „aber wir können ohne sie nicht fertig werden."

„Ich möchte zu Mr. Forsyte", sagte er zu dem Boy, der die Tür öffnete. „Wen darf ich melden?" „Mr. Jolyon Forsyte." Der Junge sah ihn neugierig an, da er nie einen Forsyte mit einem Bart gesehen hatte, und verschwand.

Die Büros von ‚Forsyte, Bustard und Forsyte' hatten langsam die Büros von ‚Tooting und Bowles' aufgesogen und nahmen jetzt das ganze erste Stockwerk ein. Die Firma bestand jetzt nur aus Soames und einer Anzahl von Angestellten und Schreibern. Der völlige Austritt von James vor sechs Jahren hatte das Geschäft in schnelleren Fluß gebracht, das noch mehr zu prosperieren anfing, als Bustard ausschied. Viele glaubten, er sei durch den langwierigen Prozeß ‚Fryer contra Forsyte' so zerrüttet worden, so daß er immer ungeeigneter wurde, seinen Klienten von Nutzen zu sein. Soames mit seiner gesunderen Beurteilung von Tatsachen hatte sich nie dadurch verstimmen lassen, sondern im Gegenteil längst gemerkt, daß die Vorsehung ihn dabei dauernd mit zweihundert Pfund netto im Jahr beschenkt hatte — und warum auch nicht?

Als Jolyon eintrat, war sein Vetter damit beschäftigt, eine Liste des Bestandes in Konsols aufzustellen, die sofort auf den Markt zu werfen, bevor andere Gesellschaften es ebenfalls taten, er angesichts der Kriegsgerüchte seinen Teilhabern raten wollte. Mit einem Seitenblick wandte er sich um und sagte: „Wie geht es dir? Eine Minute nur. Setze dich, bitte." Und nachdem er drei Beträge eingetragen und ein Lineal darauf gelegt hatte, um die Stelle zu be-

zeichnen, drehte er sich zu Jolyon um, während er an der Spitze seines platten Zeigefingers nagte. „Nun?" fragte er. „Ich habe sie gesehen." Soames runzelte die Stirn. „Und?" „Sie ist dem Andenken treu geblieben." Nachdem er das gesagt hatte, schämte Jolyon sich. Eine dunkle gelbliche Röte war seinem Vetter ins Gesicht gestiegen. Was hatte ihn veranlaßt, den armen Kerl zu kränken! „Ich wollte dir sagen, daß es ihr leid tut, dich nicht frei zu wissen. Zwölf Jahre sind eine lange Zeit. Du kennst das Gesetz und welche Chance es dir gibt, besser als ich." Soames ließ ein sonderbares leises Knurren hören, und sie schwiegen eine volle Minute. ‚Wie Wachs', dachte Jolyon, indem er das verschlossene Gesicht beobachtete, dessen Röte rasch gewichen war. ‚Er wird mir nie zeigen, was er denkt oder zu tun gewillt ist. Wie Wachs!' Und er richtete seinen Blick auf einen Plan der blühenden Stadt ‚By-Street on Sea', auf deren zukünftige Entfaltung die nach Besitz strebenden Klienten seiner Firma an der Wand dort aufmerksam gemacht wurden. Ein sonderbarer Gedanke durchzuckte ihn: ‚Ob ich wohl eine Kostenrechnung für dies hier bekomme — Empfang Mr. Jolyon Forsytes in Sachen meiner Scheidung, Anhören seines Berichts über den Besuch bei meiner Frau und meinen Rat, nochmals zu ihr zu gehen, sechzehn Schilling und acht Pence?'

Plötzlich sagte Soames: „Es kann nicht so weitergehen. Ich sage dir, es kann so nicht weitergehen." Seine Augen liefen unruhig hin und her wie die eines Tieres, das einen Ausweg zur Flucht sucht. ‚Er leidet wirklich', dachte Jolyon; ‚das darf ich nicht vergessen, weil ich ihn zufällig nicht mag.' „Freilich", sagte er, „es hängt alles von dir ab. Ein Mann kann solche Dinge immer durchsetzen, wenn er es auf sich nehmen will." Mit einem Ton, der irgendwoher aus der Tiefe zu kommen schien, wandte Soames sich nach ihm um. „Weshalb soll ich mehr leiden, als ich schon gelitten habe? Weshalb?" Jolyon konnte nur die Achseln zucken. Sein Verstand zwang ihn, ihm beizustimmen, sein Gefühl aber lehnte sich dagegen auf, er hätte nicht sagen können warum. „Dein Vater", fuhr Soames fort, „interessierte sich für sie — Gott weiß weshalb! Und ich vermute, du tust es ebenfalls!" Er blickte Jolyon scharf an. „Es will mir scheinen, als habe man nur einem andern Menschen Unrecht zu tun, um die Sympathie aller zu gewinnen. Ich weiß nicht, worin ich zu tadeln war — ich habe es nie gewußt. Ich behandelte sie stets gut. Ich gab ihr alles, was sie nur wünschen konnte. Ich bedurfte ihrer." Wieder zwang Jolyon die Vernunft, ihm beizupflichten, wieder schüttelte sein Ge-

fühl den Kopf. ‚Wie kommt das?' dachte er, ‚es muß etwas in mir nicht richtig sein. Doch wenn es so ist, möchte ich lieber unrecht haben als recht.' „Schließlich", sagte Soames mit förmlich finsterem Grimm, „war sie doch meine Frau." Blitzartig durchfuhr Jolyon der Gedanke: ‚Das ist's! Besitz! Wir alle besitzen ja Gegenstände. Aber menschliche Wesen!' „Du mußt dich an Tatsachen halten", sagte er trocken, „oder vielmehr an das Fehlen derselben." Soames warf ihm abermals einen raschen argwöhnischen Blick zu. „Das Fehlen derselben?" sagte er, „ja, aber ich bin nicht so sicher." „Verzeih", erwiderte Jolyon, „ich habe dir mitgeteilt, was sie sagte. Es war deutlich." „Meine Erfahrungen erlauben mir nicht, ihren Worten blindes Vertrauen zu schenken. Wir werden sehen." Jolyon erhob sich. „Leb wohl!" sagte er kurz. „Leb wohl!" erwiderte Soames; und Jolyon ging hinaus mit dem Versuch, den halb erschreckten, halb drohenden Blick im Gesicht seines Vetters zu verstehen. In erregter Gemütsverfassung, als sei er in moralischer Beziehung zutiefst verletzt worden, begab er sich zur Waterloo-Station; und den ganzen Weg im Zuge dachte er an Irene in ihrer einsamen Wohnung, an Soames in seinem einsamen Büro und an den seltsamen, lähmenden Zwang, der auf dem Leben der beiden lastete. ‚In Fesseln!' dachte er. ‚Der Hals beider in Fesseln — und ihrer war so schön!'

NEUNTES KAPITEL

VAL ERFÄHRT DIE WAHRHEIT

Das Einhalten von Verabredungen war bis jetzt im Leben Val Darties noch kein vorstechender Zug, so daß, da er sonst zwei versäumte und eine innehielt, ihn, wenn überhaupt etwas, dies letztere um so mehr überraschte, als er nach seinem Ritt mit Holly von Robin Hill langsam nach der Stadt zurücktrabte. Er hatte sie hübscher gefunden als gestern, auf ihrem Silberschimmel, dem ‚Zelter' mit dem langen Schweif; und in der nebligen Oktoberdämmerung der Vorstädte Londons schien es ihm, als wären seine Stiefel das einzig Helle ihres zweistündigen Beisammenseins gewesen. Er zog seine neue goldene Uhr hervor — ein Geschenk von James —, sah aber nicht nach der Zeit, sondern betrachtete Teile seines Gesichts in der glänzenden Innenseite des geöffneten Gehäuses. Er hatte augenblicklich einen Pickel über seiner Augenbraue, und das wurmte ihn, weil es ihr

mißfallen haben mußte. Crum hatte niemals Pickel. Zugleich mit Crum sah er die Szene im ‚Pandemonium' wieder vor sich. Heute hatte er nicht den leisesten Wunsch gehabt, Holly über seinen Vater Enthüllungen zu machen. Seinem Vater fehlte es an Poesie, die sich zum erstenmal in seinen neunzehn Jahren in ihm regte. Das ‚Liberty' mit Cynthia Dark, dieser beinah mythischen Verkörperung holden Liebreizes, das ‚Pandemonium' mit der Frau unbestimmten Alters – beides schien Val, der eben erst von seiner neuen, scheuen, dunkelhaarigen jungen Kusine gekommen war, völlig ‚abgetan'. Sie ritt auch ‚riesig' gut, so daß es um so schmeichelhafter für ihn war, die Führung bei den langen Galopps im Richmondpark übernehmen zu dürfen, obwohl sie ihn so viel besser kannte als er. Als er sich alles das wieder vorstellte, verdroß ihn die Armseligkeit seiner Sprache; er fühlte, daß er ‚allerhand riesig forsche Dinge' sagen könnte, wenn er nur wieder Gelegenheit dazu hätte, und beim Gedanken, daß er am nächsten Morgen ohne die leiseste Aussicht, sie vorher wiederzusehen, nach Littlehampton zurück und am zwölften nach Oxford mußte – zu dem ‚ekligen Examen' noch dazu –, verdüsterte sein Gemüt sich rascher als die Dunkelheit, die sich über den Abend senkte. Aber er wollte ihr schreiben, und sie hatte versprochen, zu antworten. Vielleicht sogar würde sie auch nach Oxford kommen, ihren Bruder zu besuchen. Dieser Gedanke war wie der erste Stern, der aufging, als er zu Padwicks Mietsställen in der Nähe des Sloane Square ritt. Er stieg ab und reckte sich wohlig, denn er war gut einige fünfundzwanzig Meilen geritten. Der Dartie in ihm trieb ihn, fünf Minuten mit dem jungen Padwick wegen des Favoriten zum Cambridgerennen zu verhandeln, dann ging er mit den Worten: „Schreiben Sie den Gaul auf meine Rechnung" mit etwas gespreizten Knien davon, indem er mit seinem knotigen Stock an seine Stiefel klopfte. ‚Ich habe nicht die geringste Lust auszugehen', dachte er. ‚Bin neugierig, ob Mutter an meinem letzten Abend Sekt spendieren wird!' Mit ‚Sekt' und seinen Erinnerungen konnte er einen häuslichen Abend schon vertragen.

Als er untadelig nach seinem Bad herunterkam, fand er seine Mutter in einem ausgeschnittenen Abendkleid und, zu seinem Ärger, Onkel Soames vor. Sie unterbrachen ihr Gespräch, als er eintrat, dann sagte sein Onkel: „Wir wollen es ihm lieber sagen." Bei diesen Worten, die sicherlich irgendwie mit seinem Vater im Zusammenhang standen, war Holly sein erster Gedanke. War es irgend etwas Unangenehmes? Seine Mutter begann: „Dein Vater", sagte sie in

ihrer vornehm bestimmten Art, während ihre Finger verlegen an einem Stück seegrünem Brokat zupften, „dein Vater, mein lieber Junge, hat — ist nicht in Newmarket, er ist auf dem Wege nach Südamerika. Er — er hat uns verlassen." Val blickte von ihr zu Soames. Sie verlassen! War er traurig? Liebte er seinen Vater? Ihm schien, daß er es nicht wußte. Dann plötzlich — als spüre er einen Duft von Gardenien und Zigarren vor sich — krampfte sein Herz sich zusammen, und er war traurig. Ein Vater gehörte zu einem, konnte nicht auf diese Art fortgehen — das ging nicht an. Er war auch nicht immer der ‚Fallott' aus dem ‚Pandemonium' gewesen. Ihm kamen köstliche Erinnerungen an Schneider und Pferde, Tips in der Schule und freigebige Güte, wenn er Glück gehabt hatte. „Aber weshalb?" sagte er. Dann aber tat es ihm leid, gefragt zu haben. Der Ausdruck im Gesicht seiner Mutter war ganz verstört, und er rief: „Schon gut, Mutter, sage es nicht! Nur, was bedeutet das?" „Eine Scheidung, Val, fürchte ich." Val brummte leise und warf einen schnellen Blick auf seinen Onkel — diesen Onkel, auf den, als Gewähr gegen die Folgen, einen Vater zu haben, sogar gegen das Dartieblut in seinen Adern, zu blicken man ihn gelehrt hatte. Es zuckte in dem schmalwangigen Gesicht, und das beunruhigte ihn. „Es wird doch nicht öffentlich sein, nicht wahr?" Lebhaft erinnerte er sich, wie er selbst mit eigenen Augen die geschmacklosen Details manches Scheidungsprozesses in der Zeitung verschlungen hatte. „Kann es nicht irgendwie im stillen abgemacht werden? Es ist so — so widerwärtig für — Mutter und — und uns alle." „Es wird alles so unauffällig wie möglich gemacht werden, darauf kannst du dich verlassen." „Ja, aber weshalb ist es denn überhaupt notwendig? Mutter wird nicht wieder heiraten wollen." Er selbst, die Mädchen, ihr Name besudelt vor seinen Schulgefährten und vor Crum, vor den Studenten in Oxford, vor — Holly! Unerträglich! Was war dabei gewonnen? „Nicht wahr, Mutter?" sagte er scharf.

Nachdem sie durch ihn, den sie am meisten liebte auf Erden, über die eigenen Gefühle zur Klarheit gekommen war, erhob sich Winifred von dem Empiresessel, auf dem sie gesessen. Sie sah, daß ihr Sohn gegen sie sein würde, wenn ihm nicht alles gesagt wurde; und doch, wie sollte sie es ihm sagen? Und immer noch an dem grünen Brokat zupfend, starrte sie Soames an. Val starrte ihn ebenfalls an. Sicherlich konnte er, die Verkörperung des Anstands und

des Sinns für Besitz, nicht wünschen, solche Schande über seine Schwester zu bringen!

Soames strich mit einem kleinen ziselierten Papiermesser langsam über die glatte Oberfläche eines Tisches mit eingelegter Arbeit und begann, ohne seinen Neffen anzusehen: „Du weißt nicht, was deine Mutter in zwanzig Jahren zu ertragen hatte. Dies ist nur der letzte Tropfen, der den Becher zum Überlaufen brachte, Val." Und mit einem Blick auf Winifred fügte er hinzu: „Soll ich's ihm sagen?" Winifred schwieg. Sagte man es ihm nicht, würde er gegen sie sein! Allein wie schrecklich, solche Dinge von dem eigenen Vater zu erfahren! Sie preßte die Lippen zusammen und nickte. Soames sprach mit schneller, gleichmäßiger Stimme: „Er ist stets eine Last für deine Mutter gewesen. Sie hat immer wieder seine Schulden bezahlt; er ist oft betrunken gewesen, hat sie oft hintergangen und bedroht; und jetzt ist er mit einer Tänzerin nach Buenos Aires gegangen." Und als mißtraue er der Wirkung dieser Worte auf den Knaben, fuhr er rasch fort: „Er nahm die Perlen deiner Mutter, um sie ihr zu geben." Vals Hand zuckte! Bei diesem Anzeichen von innerer Qual rief Winifred: „Genug, Soames – hör auf!"

In dem Knaben kämpften der Forsyte und der Dartie miteinander. Für Schulden, Trinken, Tänzerinnen hatte er eine gewisse Sympathie, aber die Perlen – nein! Das war zuviel! Und plötzlich fühlte er, daß seine Mutter ihm die Hand drückte. „Du siehst", hörte er Soames sagen, „wir können nicht wieder alles von vorn beginnen lassen. Es gibt eine Grenze; wir müssen das Eisen schmieden, solange es heiß ist." Val machte seine Hand frei. „Aber – du wirst doch nicht etwa – das mit den Perlen bekannt machen! Das ertrüge ich nicht – ich könnte es einfach nicht!" Winifred rief: „Nein, nein, Val – o nein! Es ist nur, um dir zu zeigen, wie unmöglich dein Vater ist!" Und sein Onkel nickte. Einigermaßen beruhigt nahm Val eine Zigarette heraus. Sein Vater hatte ihm dies dünne gewölbte Etui gekauft. Es war unerträglich – und gerade wo er nach Oxford sollte. „Kann man Mutter nicht auf andere Weise schützen?" sagte er. „Ich könnte auf sie achtgeben. Dann könnte es immer noch später geschehen, falls es durchaus notwendig sein sollte." Ein Lächeln spielte einen Augenblick um Soames' Lippen und ward bitter. „Du weißt nicht, was du sprichst; nichts ist so fatal wie ein Aufschub in solchen Dingen." „Weshalb?" „Ich sage dir, Junge, nichts ist so verhängnisvoll. Ich weiß das aus Erfahrung." Seine Stimme klang ungeduldig. Val sah ihn mit großen Augen an, da

er seinen Onkel niemals irgendein Gefühl hatte ausdrücken sehen. Oh! Doch – jetzt erinnerte er sich – da war eine Tante Irene gewesen, und es war etwas geschehen, das ihm verheimlicht wurde; er hatte von seinem Vater einmal einen nicht wiederzugebenden Ausdruck über sie gehört. „Ich möchte nicht schlecht über deinen Vater sprechen", fuhr Soames mürrisch fort, „aber ich kenne ihn gut genug, um zu wissen, daß deine Mutter ihn wieder auf dem Halse hätte, ehe ein Jahr um ist. Du kannst dir vorstellen, was das für sie und für euch alle bedeuten würde, nachdem dies vorgefallen ist. Das einzige ist, den Knoten völlig zu durchschneiden."

Wider Willen machte es Eindruck auf Val, und als er das Gesicht seiner Mutter sah, kam er, vielleicht zum erstenmal, zu der Einsicht, daß seine eigenen Gefühle nicht immer das Wesentliche waren. „Gut, Mutter", sagte er, „wir werden dir schon die Stange halten. Nur wüßte ich gern, wann es sein wird. Es ist mein erstes Semester, weißt du. Ich möchte nicht gerade dort sein, wenn es soweit ist." „Ach, mein lieber Junge", murmelte Winifred, „es ist sehr lästig für dich." Aus alter Gewohnheit brauchte sie diese Redensart für das, was dem Ausdruck ihres Gesichtes nach ihr tiefster Kummer war. „Wann wird es sein, Soames?" „Kann ich nicht sagen – vor Monaten nicht. Wir müssen erst die Wiederherstellung der ehelichen Gemeinschaft beantragen." ‚Was, zum Teufel, mochte das sein', dachte Val. ‚Was für alberne rohe Gesellen diese Rechtsanwälte sind! Vor Monaten nicht! Eines aber ist sicher, ich bleibe zu Tisch nicht hier!' Und er sagte: „Tut mir furchtbar leid, Mutter, ich muß jetzt aber zum Essen fort." Obgleich es sein letzter Abend war, nickte seine Mutter beinah dankbar; sie beide fanden, daß sie im Ausdruck ihrer Gefühle weit genug gegangen waren.

Verstimmt und niedergeschlagen suchte Val die neblige Freiheit der Green Street auf. Und erst als er Piccadilly erreichte, entdeckte er, daß er nur achtzehn Pence bei sich hatte. Man konnte dafür kein Abendessen haben, und er war sehr hungrig. Sehnsüchtig blickte er zu den Fenstern des Iseeum-Klubs empor, wo er oft aufs beste mit seinem Vater gespeist hatte! Diese Perlen! Man konnte darüber nicht hinwegkommen! Allein je mehr er grübelte und je weiter er ging, desto hungriger ward er natürlich. Wenn er nicht wieder zurück nach Haus wollte, blieben ihm nur zwei Auswege, entweder zu seinem Großvater in Park Lane oder zu Onkel Timothy in der Bayswater Road zu gehen. Welches war das kleinere Übel? Bei seinem Großvater würde er vermutlich ein besseres Abendbrot be-

kommen, bei den Tanten gab es ein recht gutes Essen, wenn man erwartet wurde, sonst aber nicht. Er entschied sich für Park Lane, denn der Gedanke, nach Oxford zu gehen, ohne daß sein Großvater Gelegenheit haben sollte, ihm etwas zuzustecken, war für sie beide nicht angenehm. Seine Mutter würde natürlich erfahren, daß er dort gewesen war, und es wohl merkwürdig finden, aber dagegen war eben nichts zu machen. Er klingelte.

„Hallo, Warmson, gibt's was zu essen für mich, was meinen Sie?" „Sie gehen eben hinein, Master Val. Mr. Forsyte wird sich sehr freuen, Sie zu sehen. Er sagte gerade beim Frühstück, daß er Sie jetzt nie zu sehen bekomme." „Nun, da bin ich. Schlachten Sie das fette Kalb, Warmson, und dann müssen wir Sekt haben." Warmson lächelte leise – seiner Meinung nach war Val ein junger Teufelskerl. „Ich werde Mrs. Forsyte fragen, Master Val." „Ach was", murrte Val und legte seinen Mantel ab, „ich bin kein Schulbub mehr, wissen Sie." Warmson, der nicht ohne Sinn für Humor war, öffnete die Tür neben dem Kleiderständer, Hirschgeweih aus Mahagoni, mit den Worten: „Mr. Valerus, gnädige Frau." ‚Der Teufel hole ihn!' dachte Val, als er eintrat. Eine herzliche Umarmung und ein „Nun, Val!" von Emily, und ein ziemlich zittriges „Na, da bist du ja endlich!" von James gaben ihm seine Würde wieder. „Weshalb meldest du dich nicht an? Wir haben nur Hammelrücken. Champagner, Warmson", sagte Emily. Dann gingen sie hinein.

James setzte sich an ein Ende des großen, bis aufs äußerste verkürzten Speisetisches, unter den so viele vornehme Beine sich gestreckt hatten, Emily an das andere und zwischen sie Val, der die Einsamkeit seiner Großeltern, nachdem jetzt ihre vier Kinder ausgeflogen waren, deutlich empfand. ‚Hoffentlich werde ich lange, bevor ich so alt bin wie Großvater, ins Gras beißen', dachte er. ‚Armer alter Knabe, er ist dünn wie 'ne Hopfenstange!' Er dämpfte seine Stimme, solange sein Großvater und Warmson über den Zucker in der Suppe verhandelten, und sagte zu Emily: „Es geht toll zu bei uns zu Haus, Großmama. Ich vermute, du weißt –" „Ja, lieber Junge." „Onkel Soames war da, als ich fortging. Sage mal, kann man nicht irgend etwas tun, um die Scheidung zu verhindern? Weshalb ist er so arg versessen darauf?" „Pst, mein Lieber!" flüsterte Emily, „wir haben deinem Großvater nichts davon gesagt." James' Stimme ertönte vom andern Ende. „Was ist das? Wovon sprecht ihr da?" „Über Vals Studium", erwiderte Emily, „der junge Pariser war auch dort, James, du erinnerst dich doch – er sprengte später

beinah die Bank von Monte Carlo.“ James murmelte, daß er nichts davon wisse – Val müsse dort oben selbst auf sich achtgeben, sonst würde er auf schlechte Wege geraten. Und er sah seinen Enkelsohn mit düsterm Blicke an, in dem argwöhnisch Liebe schimmerte. „Wovor ich mich fürchte“, sagte Val, auf seinen Teller blickend, „ist, in Geldverlegenheit zu kommen, weißt du.“ Er wußte instinktiv, daß der schwache Punkt des alten Mannes die Furcht war, seine Enkelkinder ungesichert zu sehen. „Nun“, sagte James, wobei die Suppe in seinem Löffel überlief, „du wirst einen guten Zuschuß haben, aber du mußt damit auskommen.“ „Natürlich“, murmelte Val, „wenn er genügend ist. Wieviel wird es sein, Großvater?“ „Dreihundertfünfzig; 's ist eigentlich zuviel. Ich besaß fast nichts in deinem Alter.“ Val seufzte. Er hatte auf vier gehofft und drei gefürchtet. „Ich weiß nicht, was dein junger Vetter hat“, sagte James, „er ist auch dort. Sein Vater ist ein reicher Mann.“ „Du nicht auch?“ fragte Val kühl. „Ich?“ erwiderte James aufgeregt. „Ich habe so viele Ausgaben. Dein Vater –“ Er verstummte. „Vetter Jolyon hat ein riesig nettes Besitztum – ich war mit Onkel Soames dort – famose Ställe.“ „Ah!“ murmelte James. „Dies Haus – ich wußte, wie es kommen würde!“ Und er versank in düsteres Nachdenken über seinen Fischgräten. Die Tragödie seines Sohnes und der tiefe Zwiespalt, in den sie die Familie Forsyte gebracht, hatten noch die Macht, ihn in einen Wirbel von Zweifel und Besorgnis zu ziehen. Val, der darauf brannte, von Robin Hill zu sprechen, weil Robin Hill Holly bedeutete, wandte sich zu Emily und sagte: „Ist es das Haus, das für Onkel Soames gebaut wurde?“ Und als sie zustimmend nickte, fuhr er fort: „Erzähle mir doch davon, Großmama. Was ist aus Tante Irene geworden? Lebt sie noch? Er schien heute abend schrecklich aufgeregt über irgend etwas.“ Emily legte den Finger auf ihre Lippen, aber James hatte das Wort Irene aufgefangen. „Was ist das?“ sagte er mit einem Stück Hammelbraten dicht vor den Lippen, „wer hat sie gesehen? Ich wußte, daß wir davon noch zu hören bekommen würden.“ „Ach, James“, sagte Emily, „iß doch ruhig weiter. Niemand hat jemand gesehen.“ James legte die Gabel hin. „So bist du“, sagte er. „Ich könnte sterben, ehe du mir was sagst. Will Soames sich scheiden lassen?“ „Unsinn“, erwiderte Emily mit unvergleichlichem Aplomb, „Soames ist viel zu vernünftig.“ James griff in seinen langen weißen Backenbart am Halse, der nur Haut und Knochen war. „Sie – sie war immer –“, sagte er, und mit dieser rätselhaften Bemerkung schloß die Unterhaltung, denn Warmson war zurück-

gekommen. Später jedoch, als dem Hammelrücken eine köstliche süße Speise und Dessert gefolgt war und Val einen Scheck von zwanzig Pfund und einen Kuß von seinem Großvater erhalten hatte – einen Kuß wie kein anderer in der Welt, mit einer gewissen furchtsamen Plötzlichkeit verabfolgt, als gebe er einer Schwäche nach –, kam er in der Halle wieder auf die Sache zurück.

„Erzähle mir von Onkel Soames, Großmama. Weshalb ist er so erpicht auf eine Scheidung bei Mutter?" „Dein Onkel Soames", sagte Emily mit übertriebener Bestimmtheit, „ist Rechtsanwalt, mein lieber Junge. Er versteht es sicher am besten." „Wirklich?" murmelte Val, „aber was ist aus Tante Irene geworden? Ich erinnere mich, daß sie riesig gut aussah." „Sie – ja – sie benahm sich sehr schlecht", sagte Emily, „wir sprechen darüber nicht." „Aber ich möchte nicht, daß in Oxford jeder von unsern Angelegenheiten weiß", rief Val aus, „es ist ein brutaler Gedanke. Weshalb kann Vater nicht zurückgehalten werden, ohne daß es veröffentlicht wird?"

Emily seufzte. Dank ihrer Vorliebe für gesellschaftlichen Umgang hatte sie eigentlich immer in einer Atmosphäre von Scheidung gelebt – da viele von denen, die ihre Beine unter ihren Tisch gestreckt hatten, dadurch zu einer gewissen Berühmtheit gelangt waren. Handelte es sich aber um ihre eigene Familie, so war sie ebensowenig erbaut davon wie andere Leute. Allein sie war außerordentlich praktisch, eine mutige Frau, die nie einem Schatten nachjagte und sich nie beirren ließ. „Deine Mutter", sagte sie, „wird glücklicher sein, wenn sie ganz frei ist, Val. Gute Nacht, mein lieber Junge; und trage keine auffallenden Westen in Oxford, sie sind jetzt nicht mehr Mode. Hier hast du ein kleines Geschenk." Mit weiteren fünf Pfund und ein wenig Wärme im Herzen, denn er liebte seine Großmutter, verließ er das Haus. Ein Wind hatte den Nebel gelichtet, die Herbstblätter raschelten und die Sterne schienen. Mit all dem Geld in der Tasche überkam ihn ein Drang, ‚das Leben zu genießen', doch er war noch nicht hundert Schritt weit gegangen, als Hollys scheues Gesicht und ihre ernsten Augen mit dem Teufelchen darin vor ihm aufstiegen und es von dem Druck ihrer warmen, in Handschuhen steckenden Hand in der seinen wieder zu prickeln begann. ‚Nein, hol's der Teufel!' dachte er. ‚Ich geh' nach Haus!'

ZEHNTES KAPITEL

SOAMES MACHT ZUKUNFTSPLÄNE

Es war reichlich spät für den Fluß, aber das Wetter war herrlich, und der Sommer zögerte unter den gilbenden Blättern. Soames schaute an diesem Sonntagmorgen oft nach dem Wetter aus von seinem Garten am Flußufer in der Nähe von Mapledurham. Er schmückte sein kleines Hausboot eigenhändig mit Blumen und traf alle Vorbereitungen, um nach dem Frühstück mit ihnen auf dem Fluß zu rudern. Als er die chinesischen Kissen ins Boot legte, wußte er nicht recht, ob er wünschte, Annette allein mitzunehmen. Sie war so hübsch – konnte er sicher sein, nicht unwiderrufliche Worte zu sagen, die alle Besonnenheit über den Haufen warfen? Die Rosen an der Veranda standen noch in Blüte, und die Hecken waren immergrün, so daß fast nichts von herbstlichem Altern zu merken war, das abkühlend wirken konnte, und doch war er nervös, unruhig, sonderbar mißtrauisch gegen seine Kraft, den rechten Kurs zu steuern. Dieser Besuch war geplant, um Annette und ihrer Mutter einen bestimmten Eindruck von seinem Besitztum zu verschaffen, so daß sie eine Eröffnung, die er später vielleicht zu machen geneigt sein würde, mit Respekt entgegennehmen konnten. Er kleidete sich mit großer Sorgfalt an, machte sich weder zu alt noch zu jung, dankbar, daß sein Haar noch dicht und weich war und noch kein Grau darin. Dreimal ging er in seine Bildergalerie hinauf. Wenn sie überhaupt etwas davon verstanden, mußten sie sofort sehen, daß seine Sammlung mindestens ihre dreißigtausend Pfund wert war. Er prüfte auch eingehend das hübsche Schlafzimmer nach dem Fluß hinaus, wo sie ihre Sachen ablegen würden. Es sollte ihr Schlafzimmer sein, wenn – wenn etwas aus der Sache würde und sie seine Frau war. Er ging an den Toilettentisch und strich über das lilafarbene Nadelkissen, in dem alle Arten von Nadeln steckten; einer Parfümschale entstieg ein Duft, der ihn ein wenig benommen machte. Seine Frau! Wenn die ganze Sache nur abgemacht werden könnte, ohne erst diesen Alp der Scheidung erdulden zu müssen; und mit finster gerunzelter Stirn blickte er auf den Fluß hinaus, der hinter den Rosen auf dem Rasenplatz hervorschimmerte. Madame Lamotte würde dieser Aussicht für ihr Kind nie widerstehen können; Annette nie ihrer Mutter Widerstand leisten. Wenn er nur frei wäre! Er fuhr zum Bahnhof, um sie abzuholen. Welch einen Geschmack diese Fran-

zösinnen doch hatten! Madame Lamotte war in Schwarz mit einer Spur von Lila hier und dort, Annette in graulila Leinen mit cremefarbenen Handschuhen und Hut. Sie sah ziemlich blaß und nach Londoner Luft aus, und ihre blauen Augen blickten ernst. Von jener sinnlichen Freude an Blumen, Sonnenschein und Bäumen bewegt, die nur vollkommen ist, wenn Jugend und Schönheit daran teilnehmen, stand Soames in der offenen Verandatür des Speisezimmers und wartete auf ihr Herunterkommen zum Lunch. Er hatte ihn mit größter Überlegung zusammengestellt; der Wein war ein ganz besonderer Sauterne, die ganze Anordnung der Speisen vollkommen und der Kaffee, auf der Veranda serviert, vorzüglich. Madame Lamotte nahm einen Crême de Menthe; Annette lehnte ab. Ihr Benehmen, das ein ganz leises Bewußtsein ihrer Schönheit verriet, war bestrickend. ‚Ja', dachte Soames, ‚noch ein Jahr London und diese Art von Leben, und sie ist verdorben.'

Madame erging sich in französischen Entzückensäußerungen. „Adorable! Le soleil est si bon! Wie ‚schick' alles ist, nicht wahr, Annette? Monsieur ist ein wahrer Monte Christo!" Annette murmelte zustimmend und warf dabei einen Blick auf Soames, den er nicht enträtseln konnte. Er schlug eine Fahrt auf dem Fluß vor. Aber mit zwei Personen im Boot, von denen eine auf den chinesischen Kissen so hinreißend aussah, litt man nur unter dem Gefühl, eine Gelegenheit zu versäumen; sie fuhren daher nur eine kurze Strecke bis Pangbourne und trieben langsam zurück, während ab und zu ein Herbstblatt auf Annette oder die schwarze Fülle ihrer Mutter fiel. Und Soames war nicht glücklich, denn der Gedanke: ‚Wie – wann – wo – kann ich – was sagen?' quälte ihn. Sie wußten noch nicht einmal, daß er verheiratet war. Sagte er es ihnen, so konnte das jede Chance aufs Spiel setzen; allein, gab er ihnen nicht entschieden zu verstehen, daß er Annettens Hand begehrte, würde ein anderer zugreifen, bevor er frei war, sie zu fordern.

Beim Tee, den beide mit Zitrone tranken, sprach Soames über Transvaal! „Es gibt Krieg", sagte er. Madame Lamotte fand das bedauerlich. „Ces pauvres gens bergers! Kann man sie nicht in Ruhe lassen?" Soames lächelte – die Frage schien ihm so abgeschmackt. Als Geschäftsfrau müßte sie doch verstehen, daß die Briten ihre legitimen Handelsinteressen nicht im Stich lassen konnten. „Ah! das war es!" Aber Madame Lamotte fand, daß die Engländer ein wenig heuchelten. Sie sprachen von Gerechtigkeit und den ‚Uitlandern', nicht von Geschäft. Monsieur sei der erste, der ihr davon

gesprochen habe. „Die Buren sind nur halbzivilisiert", bemerkte Soames, „sie hindern jeden Fortschritt. Es ginge niemals an, unsere Oberhoheit aufzugeben." „Was bedeutet das? Oberhoheit? Was für ein seltsames Wort!" Diese Bedrohung des Besitzprinzips und Annettens Augen, die auf ihn gerichtet waren, regten Soames an, seine Beredsamkeit zu entfalten, und er freute sich, als sie dann sagte: „Ich glaube, Monsieur hat recht. Es muß eine Lehre für sie sein." Sie hatte vernünftige Ansichten.

„Natürlich", sagte er, „müssen wir mit Mäßigung handeln. Ich bin kein Chauvinist. Wir müssen fest sein, ohne sie zu mißhandeln. Wollen Sie heraufkommen, meine Bilder zu sehen?" Als er sie von einem zum andern seiner Schätze führte, bemerkte er bald, daß sie nichts kannten. Sie gingen an seinem letzten Mauve, der vortrefflichen Studie eines ‚Heuwagens auf dem Heimweg', vorüber, als wäre es eine Lithographie. Er wartete beinah mit Schrecken darauf, zu sehen, was sie zu dem Juwel seiner Sammlung, einem Israels, sagen würden, dessen Preis, wie er beobachtet hatte, stets stieg, bis er jetzt fast gewiß war, daß er den Gipfelpunkt erreicht hatte und daher lieber auf den Markt geworfen werden müßte. Sie sahen ihn überhaupt nicht an. Das war ein Schlag für ihn; und doch war es vielleicht besser, in Annette einen unvoreingenommenen Geschmack zu bilden, als mit dem albernen, unreifen Vorurteil des englischen Mittelstandes zu tun zu haben. Am Ende der Galerie hing ein Meissonier, dessen er sich eigentlich schämte — Meissonier ging so sehr herunter im Preis. Madame Lamotte blieb davor stehen: „Meissonier! Ah! Welch ein Juwel!" Sie hatte den Namen gehört, Soames benutzte diesen Moment. Er berührte leise Annettens Arm und sagte: „Wie gefällt Ihnen mein Haus, Annette?" Sie schreckte nicht zurück, antwortete nicht, sie blickte ihn voll an, sah dann vor sich nieder und murmelte: „Wem würde es nicht gefallen? Es ist so schön." „Eines Tages vielleicht —", sagte Soames und hielt inne. So hübsch sie war, so beherrscht — fürchtete er sich doch. Diese Kornblumenaugen, die Wendung ihres weißen Halses, ihre zarten Formen waren eine beständige Versuchung zu Unbesonnenheiten! Nein! Nein! Man mußte sichern Grund unter sich fühlen — viel sichereren! ‚Wenn ich mich fernhalte', dachte er, ‚wird es sie quälen.' Und er ging hinüber zu Madame Lamotte, die noch vor dem Meissonier stand. „Ja, das ist ein ganz gutes Exemplar seiner späteren Werke. Sie müssen wiederkommen, Madame, und sie bei Beleuchtung sehen. Sie müssen beide kommen und hier übernachten." „Entzückend, es

wäre ja wundervoll, sie bei Licht zu sehen. Auch bei Mondschein, der Fluß muß bezaubernd sein!" Annette murmelte: „Du bist sentimental, Maman!" Sentimental! Diese schwarzgekleidete, biedere, kräftige Französin von Welt! Und plötzlich fühlte er mit voller Sicherheit, daß keine von beiden Sentiments hatte. Um so besser. Was nützen Sentiments? Und doch —!

Er fuhr zur Bahn mit ihnen und half ihnen in den Zug. Es kam ihm vor, als erwiderten Annettens Finger ganz leise den festen Druck seiner Hand, ihr Gesicht lächelte ihm durch die Dunkelheit zu. Nachdenklich ging er zum Wagen zurück. „Fahren Sie nach Haus, Jordan", sagte er zum Kutscher, „ich werde gehen." Und in innerem Widerstreit zwischen Vorsicht und dem Verlangen nach ihrem Besitz schritt er langsam durch die dunkelnden Heckenwege. ‚Bon soir, monsieur!' Wie sanft sie das gesagt hatte. Wenn er nur wüßte, wie es in ihr aussah! Die Französinnen sind — wie die Katzen. — Man wußte nie, woran man war! Aber — wie schön! Dies vollendete junge Ding in den Armen zu halten! Was für eine Mutter für seine Erben! Und mit einem Lächeln dachte er an seine Familie und ihr Erstaunen über eine Französin als seine Frau, an ihre Neugierde und die Art, wie er sie hinhalten würde — der Teufel hole sie! Die Pappeln ächzten in der Dunkelheit, eine Eule krächzte. Schatten vertieften das Wasser. ‚Ich will und ich muß frei sein!' dachte er. ‚Ich will es nicht länger hinausschieben. Ich werde hingehen und Irene aufsuchen. Soll etwas geschehen, so muß man es selbst tun. Ich muß wieder leben — leben und mich bewegen und wieder ich selbst sein.' Und als Widerhall dieses sonderbaren Ausbruchs rief das Geläute der Kirchenglocken zum Abendgebet.

ELFTES KAPITEL

UND SUCHT DIE VERGANGENHEIT AUF

An einem Dienstagabend nach dem Essen in seinem Klub machte Soames sich auf, um zu tun, was mehr Mut und vielleicht weniger Zartgefühl erforderte als irgend etwas, das er in seinem Leben unternommen hatte — ausgenommen vielleicht seine Geburt und eine andere Handlung. Er wählte den Abend, teils weil Irene wahrscheinlich leichter anzutreffen war, hauptsächlich aber weil er, da es ihm bei Tageslicht an genügender Entschlossenheit gefehlt, Wein

gebraucht hatte, ihm den nötigen Mut zu geben. Er verließ seine Droschke am Ufer, und ungewiß, in welchem der Häuser sie wohnte, ging er zu der alten Kirche hinauf. Er fand es versteckt hinter einem viel größeren Gebäude, und als er den Namen ‚Mrs. Irene Heron' gelesen hatte – Heron, in der Tat, ihr Mädchenname: also führte sie den wieder, wirklich? –, ging er zurück auf die Straße, um zu den Fenstern des ersten Stockwerks hinaufzusehen. Die Eckwohnung war erleuchtet, und er konnte Klavierspielen hören. Er hatte nie Musik geliebt, hatte in alten Tagen einen geheimen Groll dagegen gehegt, wenn sie häufig das Klavier zu ihrer Zuflucht gemacht hatte, zu der er, wie sie wußte, nicht gelangen konnte! Abwehr! Die lange Abwehr, erst unterdrückt und heimlich, schließlich offen. Bittere Erinnerungen kamen mit den Tönen. Sie mußte es sein, die da spielte, und fast gewiß, sie treffen zu können, stand er unentschlossener da denn je. Schauer überrieselten ihn im Vorgefühl des Kommenden, seine Zunge war trocken, und das Herz schlug heftig. ‚Ich habe keinen Grund, mich zu fürchten', dachte er. Und alsbald regte sich der Jurist in ihm. War er im Begriff, eine Torheit zu begehen? Hätte er nicht lieber eine formelle Begegnung in Gegenwart ihres Beraters vorschlagen sollen? Nein! Nicht vor diesem Jolyon, der mit ihr sympathisierte! Niemals! Er ging zurück zu der Haustür drüben, stieg langsam, um das Herzklopfen niederzuhalten, die eine Treppe hinauf und klingelte. Als ihm die Tür geöffnet wurde, gab ein Duft, der ihm entgegenströmte, das Parfüm jener fernen Vergangenheit, seinen Gefühlen eine andere Richtung und brachte vage Erinnerungen an den Wohlgeruch eines Wohnzimmers, in das er einzutreten pflegte, an ein Haus, das ihm einst gehörte, an den Duft von getrockneten Rosenblättern und Honig.

„Melden Sie Mr. Forsyte, sagte er, „Ihre Herrin erwartet mich." Er hatte sich das ausgedacht; sie würde denken, es sei Jolyon! Als das Mädchen gegangen war und er in dem winzigen Vorzimmer blieb, das von einer Ampel mit Perlenschirm dämmrig erleuchtet war und durch den silbrigen Ton der Wände, des Teppichs und alles andern in dem engen Raum etwas Geisterhaftes erhielt, kam ihm nur der eine lächerliche Gedanke, ob er in seinem Überrock hineingehen oder ablegen sollte. Die Musik verstummte, und das Mädchen sagte von der Tür aus: „Bitte einzutreten, Sir." Soames ging hinein. Mechanisch nahm er wahr, daß auch hier alles silbrig wirkte und daß das Pianino aus Atlasholz war. Sie war aufgestanden und stand daran gelehnt; ihre Hand, die, wie eine Stütze suchend,

auf den Tasten ruhte, hatte plötzlich eine Dissonanz angeschlagen, hielt sie eine Weile und ließ sie dann verklingen. Das Licht der verhüllten Klavierkerze fiel auf ihren Hals und ließ ihr Gesicht fast im Schatten. Sie war in einem schwarzen Abendkleid mit einer Art Mantille um die Schultern – er erinnerte sich nicht, sie jemals in Schwarz gesehen zu haben, und war erstaunt, zu sehen, daß sie sogar Toilette machte, wenn sie allein war. „Du!" hörte er sie flüstern. Oftmals hatte Soames sich diese Szene vorgestellt. Aber es half ihm nicht. Er konnte einfach nicht sprechen. Er hätte nie gedacht, daß der Anblick dieser Frau, die er einst so leidenschaftlich begehrt, so vollständig besessen und die er zwölf Jahre nicht gesehen hatte, dergestalt auf ihn wirken würde. Er hatte geglaubt, halb als Geschäftsmann, halb als Richter sprechen und handeln zu können. Und nun war es, als stehe er nicht einer Frau, einem irregeleiteten Weibe gegenüber, sondern einer Macht, unfaßbar und flüchtig wie die Atmosphäre in ihm und um ihn. Ein Gefühl höhnischer Auflehnung wallte in ihm auf.

„Ja, es ist ein sonderbarer Besuch! Ich hoffe, es geht dir gut!" „Danke! Willst du dich setzen?" Sie war von dem Klavier fort ans Fenster gegangen, wo sie, die Hände im Schoß gefaltet, auf einen Stuhl sank. Dort fiel das Licht auf sie, so daß Soames ihr Gesicht, die Augen sehen konnte und ihr Haar – die ganze Erscheinung von eigenster Schönheit, genau wie er sie noch im Gedächtnis hatte. Er setzte sich auf den Rand eines Sessels, der mit einem silberfarbenen Stoff gepolstert war und dicht neben ihm stand. „Du hast dich nicht verändert"", sagte er. „Nein? Wozu bist du gekommen?" „Einiges zu erörtern." „Ich hörte von deinem Vetter, was du wünschest." „Nun?" „Ich bin bereit. Ich war es immer." Der feste, reservierte Ton ihrer Stimme, das Beobachtende, Abwehrende in ihrer Haltung halfen ihm jetzt. Tausend Erinnerungen an sie, die immer auf der Hut vor ihm gewesen, erwachten in ihm, und er sagte bitter: „Vielleicht hast du dann die Güte, mir Auskunft zu geben, damit ich danach handeln kann. Man muß sich an die Gesetze halten." „Ich habe dir nichts zu berichten, das du nicht schon weißt." „Zwölf Jahre! Bist du der Meinung, daß ich das glauben kann?" „Ich bin der Meinung, daß du nichts glauben würdest, was ich sage; aber es ist wahr."

Soames blickte sie fest an. Er hatte geglaubt, daß sie sich nicht verändert hatte, jetzt bemerkte er, daß es doch der Fall war. Nicht ihr Gesicht, außer daß es noch schöner war, nicht ihre Gestalt, außer

daß sie ein wenig voller war – nein! Sie hatte sich innerlich verändert. Es wollte ihn bedünken, als sei mehr Tatkraft und Unerschrockenheit, wo früher nur passiver Widerstand gewesen. ‚Ah!' dachte er, ‚das kommt von ihrer Unabhängigkeit! Der Teufel hole Onkel Jolyon!' „Ich vermute, es geht dir jetzt ganz gut", sagte er. „Danke, ja." „Weshalb ließest du mich nicht für dich sorgen? Ich hätte es getan, trotz allem." Ein leises Lächeln kam auf ihre Lippen, doch sie erwiderte nichts. „Du bist noch immer meine Frau", sagte Soames. Weshalb er das sagte, was er damit meinte, wußte er weder, während er es aussprach, noch später. Es war unerhört, diese unleugbare Wahrheit auszusprechen, doch die Wirkung war erstaunlich. Mit einem Blick auf ihn erhob sie sich von ihrem Platz am Fenster und stand einen Augenblick vollständig still da. Er konnte ihren Busen sich heben und senken sehen. Dann wandte sie sich zum Fenster um und riß es auf. „Wozu tust du das?" sagte er scharf. „Du wirst dich erkälten in dem Kleid. Ich bin nicht gefährlich." Und er lachte wehmütig auf. Auch sie lachte leise – ein bitteres Lachen. „Ich tue es – aus Gewohnheit." „Eine merkwürdige Gewohnheit", sagte Soames ebenso bitter, „schließe das Fenster!" Sie schloß es und setzte sich wieder. Eine Kraft ging von ihr aus, von – dieser – seiner Frau! Er fühlte es, als sie dort wie gewappnet saß. Und beinah unbewußt stand er auf und ging näher an sie heran; er wollte den Ausdruck ihres Gesichtes sehen. Sie wich seinem Blick nicht aus. Himmel! wie klar die Augen waren, und von wie dunkelm Braun gegen die weiße Haut, und das bernsteinfarbene Haar! Und wie weiß die Schultern! Es war ein merkwürdiges Gefühl! Er hätte sie hassen müssen. „Du solltest es mir lieber sagen", fuhr er fort, „es wäre dein Vorteil, frei zu sein, wie es der meine ist. Die alte Geschichte liegt zu weit zurück." „Ich habe es dir gesagt." „Willst du mir einreden, daß nichts gewesen ist – niemand?" „Niemand. Du scheinst nach deinem eigenen Leben zu urteilen."

Verletzt über diese Erwiderung, ging Soames hin und her zwischen Klavier und Kamin, wie er es in alten Tagen in ihrem Wohnzimmer zu tun gepflegt, wenn seine Gefühle ihn zu übermannen drohten. „Das genügt nicht", sagte er. „Du hast mich verlassen. Nach dem Gesetz bist du –" Er sah sie mit den weißen Schultern zucken, hörte sie murmeln: „Ja. Weshalb ließest du dich damals nicht von mir scheiden? Hätte ich mich dagegen gewehrt?" Er hielt inne und sah sie mit einer Art von Neugierde an. Was in aller Welt fing sie nur mit sich an, wenn sie wirklich ganz allein lebte? Und weshalb hatte

er sich nicht von ihr scheiden lassen? Das alte Gefühl, daß sie ihn nie verstanden, ihm nie hatte Gerechtigkeit widerfahren lassen, brannte in ihm, während er sie anstarrte. „Weshalb konntest du mir keine gute Frau sein?“ sagte er. „Ja, es war ein Verbrechen, dich zu heiraten. Ich habe dafür gebüßt. Vielleicht findest du einen Ausweg. Um meinen Namen brauchst du dich nicht zu kümmern, ich habe keinen zu verlieren. Und nun, denke ich, ist es besser, wenn du gehst.“

Ein Gefühl der Niederlage – ein Gefühl, um seine Selbstrechtfertigung gebracht zu sein und um etwas, das sich zu erklären über seine Kraft ging, überkam ihn wie ein kalter Nebelhauch. Mechanisch streckte er die Hand aus, nahm vom Kamin eine kleine Porzellanschale, drehte sie um und sagte: „Lowestoft. Woher hast du das? Ich kaufte eine ähnliche bei Jobson.“ Und in der plötzlichen Erinnerung daran, wie sie beide vor vielen Jahren zusammen Porzellan gekauft hatten, starrte er weiter auf die kleine Schale, als enthalte sie die ganze Vergangenheit. Ihre Stimme weckte ihn. „Nimm sie. Ich brauche sie nicht.“ Soames stellte sie zurück auf den Kaminsims. „Willst du mir die Hand geben?“ fragte er.

Ein leises Lächeln schürzte ihre Lippen. Sie hielt ihm die Hand hin. Sie war kalt bei seiner fast fieberhaften Berührung. ‚Sie ist eiskalt‘, dachte er, ‚sie war immer eiskalt!‘ Doch selbst als dieser Gedanke ihn durchzuckte, erregte der Duft ihrer Kleider und ihres Körpers seine Sinne; als strebe die Wärme in ihr, die niemals ihm gegolten hatte, sich zu entfalten. Schnell wandte er sich, ging hinaus und fort, als wäre jemand mit der Peitsche hinter ihm her, sah sich nicht einmal nach einer Droschke um und war froh über die einsame Straße am Ufer und den kalten Fluß mit den dicht verstreuten Schatten der Platanenblätter – war verwirrt, beunruhigt, wund im Herzen und fast verstört, als habe er einen schweren Fehler gemacht, dessen Folgen er nicht übersehen konnte. Und plötzlich kam ihm der phantastische Gedanke, wie es gewesen wäre, wenn sie anstatt ‚Ich denke, es ist besser, wenn du gehst‘ gesagt hätte: ‚Ich denke, es ist besser, du bleibst!‘ Was hätte er gefühlt, was getan? Selbst jetzt nach all diesen Jahren der Entfremdung und bitterer Gedanken übte sie diesen verwünschten Reiz auf ihn aus, der ihm bei dem geringsten Zeichen einer Berührung zu Kopf zu steigen drohte. ‚Ich war ein Tor, hinzugehen!‘ murmelte er. ‚Ich habe nichts erreicht. Wer hätte das gedacht? Ich wäre nie –!‘ Erinnerungen aus den ersten Jahren seiner Ehe quälten ihn. Sie hatte nicht verdient, ihre

Schönheit zu bewahren – diese Schönheit, die er besessen und so gut gekannt hatte. Und eine förmliche Bitterkeit über die Hartnäckigkeit seiner eigenen Bewunderung wallte in ihm auf. Die meisten Männer hätten ihren Anblick gehaßt, wie sie es verdiente. Sie hatte ihm sein Leben verdorben, seinen Stolz tödlich verletzt, ihn um einen Sohn gebracht. Und doch hatte ihr bloßer Anblick, obwohl sie kalt und abweisend war, wie immer diese Macht, ihn völlig aus der Fassung zu bringen! Es mußte ein verwünschter Magnetismus von ihr ausstrahlen. Und kein Wunder, wenn sie, wie sie versicherte, diese zwölf Jahre unberührt gelebt hatte. So hatte sie also Bosinney – verflucht sei sein Andenken! – die ganze Zeit hindurch die Treue bewahrt! Soames wußte selber nicht, ob er sich darüber freuen sollte oder nicht. Als er endlich in die Nähe seines Klubs kam, kaufte er eine Zeitung. Die Überschrift lautete: ‚Die Buren lehnen die Oberhoheit ab!' Oberhoheit! ‚Ganz wie sie!' dachte er, ‚sie tat es immer. Oberhoheit! Ich habe noch ein Recht darauf. Sie muß schrecklich einsam sein in der elenden kleinen Wohnung!'

ZWÖLFTES KAPITEL

AN DER FORSYTEBÖRSE

Soames gehörte zwei Klubs an, ‚The Connoisseurs', den er auf seiner Karte vermerkte und selten besuchte, und ‚The Remove', der nicht auf seiner Karte stand und den er häufig besuchte. Er hatte sich diesen liberalen Vereinigungen vor fünf Jahren angeschlossen, nachdem er sich überzeugt hatte, daß deren Mitglieder, was Herz und Beutel anbetraf, wenn auch nicht grundsätzlich, jetzt fast alle richtige Konservative waren. Onkel Nicholas hatte ihn dort eingeführt. Das schöne Lesezimmer war im Stile Adams ausgestattet.

Als er an diesem Abend eintrat, warf er einen Blick auf die Telegramme aus Transvaal und sah dann, daß Konsols seit heute morgen sehr gefallen waren. Er kehrte um, das Lesezimmer aufzusuchen, als eine Stimme hinter ihm sagte: „Alles gut abgelaufen, Soames." Es war Onkel Nicholas, in einem Schoßrock, mit seinem speziellen Stehkragen und einer schwarzen Krawatte, die durch einen Ring gezogen war. Herrgott! Wie jung und frisch er aussah mit seinen zweiundachtzig Jahren! „Ich glaube, Roger hätte sich gefreut". fuhr sein Onkel fort. „Die Sache ging sehr gut. Blackleys? Ich will es

mir notieren. Buxton war nicht für mich. Ich bin empört über diese Buren — und dieser Chamberlain treibt das Land in den Krieg. Was sagst du dazu?" „Es mußte so kommen", murmelte Soames. Nicholas strich mit der Hand über seine glattrasierten Wangen, die sehr rosig aussahen nach seiner Sommerkur. Diese Sache hatte alle seine liberalen Grundsätze wieder aufgefrischt. „Ich traue diesem Burschen nicht, er ist ein verwegener Heißsporn. Grundstücke werden heruntergehen, wenn der Krieg ausbricht. Du wirst Schwierigkeiten mit Rogers Häusern haben. Ich habe immer geraten, sich einiger von ihnen zu entledigen. Er war ein eigensinniger Starrkopf." ‚Ihr konntet euch beide sehen lassen!' dachte Soames. Aber er stritt nie mit seinem Onkel und blieb auf die Art der ‚schlaue Kopf' für sie und der Verwalter ihres Besitzes. „Ich erfuhr bei Timothy", sagte Nicholas, „daß Dartie auf und davon ist. Das wird eine Erlösung für deinen Vater sein. Er war ein elender Geselle." Wieder nickte Soames. Wenn es etwas gab, worin die Forsytes wirklich übereinstimmten, war es die Ansicht über den Charakter Montague Darties. „Seht euch nur vor", sagte Nicholas, „sonst taucht er wieder auf. Winifred sollte lieber kurzen Prozeß machen, sage ich. Es hat keinen Zweck, zu behalten, was nicht taugt." Soames blickte ihn von der Seite an. Erbittert durch die Unterredung, die er eben gehabt, meinte er eine persönliche Anspielung aus diesen Worten herauszuhören. „Ich führe ihre Sache", erwiderte er kurz. „Na", sagte Nicholas, „der Wagen wartet, ich muß nach Haus. Ich fühle mich recht elend. Grüße deinen Vater." Und nachdem er die Bande des Blutes auf diese Weise wieder erneuert hatte, ging er mit seinem jugendlichen Gang die Stufen hinunter und ließ sich vom Portier in seinen Pelz einhüllen.

‚Ich habe Onkel Nicholas nie anders als ‚sehr elend' gekannt', dachte Soames bei sich, ‚oder ihn anders als unverwüstlich gesehen. Welch eine Familie! Nach ihm zu urteilen, habe ich noch achtunddreißig Jahre der Gesundheit vor mir. Nun, ich bin nicht gesonnen, sie zu vergeuden.' Darauf trat er an den Spiegel und schaute sein Gesicht darin an. Abgesehen von einer Linie oder zweien und drei oder vier grauen Haaren in seinem kleinen dunkeln Schnurrbart war er doch nicht mehr gealtert als Irene? Auf der Höhe des Lebens — er und sie auf der Höhe des Lebens? Und ein phantastischer Gedanke schoß in ihm auf. Er war absurd! Idiotisch! Doch er kam immer wieder. Und sehr beunruhigt durch diese stete Wiederkehr, wie man es bei wiederholten Kälteschauern ist, die einem Fieberanfall voran-

gehen, setzte er sich auf die Waage. Nur ein Unterschied von zwei Pfund in zwanzig Jahren. Wie alt war sie? Beinah siebenunddreißig – nicht zu alt, ein Kind zu haben – durchaus nicht zu alt! Siebenunddreißig am Neunten des folgenden Monats. Er wußte ihren Geburtstag genau – er hatte immer gewissenhaft daran gedacht, selbst an den letzten, kurz bevor sie ihn verließ, als er fast die Gewißheit hatte, daß sie ihm untreu war. Vier Geburtstage in seinem Hause. Er hatte sich darauf gefreut, weil er durch seine Geschenke einen Schimmer von Dankbarkeit, einen leisen Anflug von Wärme erhoffte. Ausgenommen allerdings auf jenen letzten Geburtstag – der ihn verleitet hatte, zu gewissenhaft zu sein! Und in Gedanken wandte er sich rasch ab. Erinnerung häuft welke Blätter auf begrabene Taten, darunter sie viel weniger verletzend sind für das Gefühl. Und dann dachte er plötzlich: ‚Ich könnte ihr ein Geschenk zu ihrem Geburtstag senden. Schließlich sind wir doch Christen! Könnte ich nicht – könnten wir uns nicht wieder vereinigen?' Er stieß einen tiefen Seufzer aus. Annette! Ach, aber zwischen ihm und Annette stand die Notwendigkeit dieses verwünschten Scheidungsprozesses! Doch wie? ‚Ein Mann kann diese Dinge immer durchsetzen, wenn er alles auf sich nimmt', hatte Jolyon gesagt. Weshalb aber sollte er, eine ‚Säule des Gesetzes', den Skandal auf sich nehmen, wo seine ganze Karriere auf dem Spiel stand? Das war zuviel verlangt. War Donquichotterie! Zwölf Jahre Trennung, in denen er keine Schritte getan, sich frei zu machen, nahmen ihm die Möglichkeit, ihr Verhältnis zu Bosinney als Scheidungsgrund zu benutzen. Da er früher nichts unternommen hatte, sich zu befreien, war anzunehmen, daß er einverstanden gewesen, selbst wenn die Beweise jetzt beizubringen waren, was mehr als zweifelhaft schien. Überdies würde sein Stolz ihm nie gestatten, sich auf diese alte Geschichte zu berufen, er hatte zu viel dadurch gelitten. Nein! Nur ein neues Vergehen ihrerseits konnte – aber sie hatte es geleugnet, und – beinah – hatte er es geglaubt. Er war machtlos! Völlig machtlos!

Mit einem Gefühl seelischen Unbehagens erhob er sich von dem eingedrückten roten Samtsitz. Er fürchtete, keinen Schlaf zu finden bei diesen Gedanken, nahm daher wieder Hut und Mantel und ging hinaus, dem Osten zu. Am Trafalgar Square bemerkte er eine ungewöhnliche Bewegung vom ‚Strand' her. Es waren Zeitungsverkäufer, die so laut schrien, daß kein Wort zu verstehen war. Er blieb stehen, um zu hören, und einer von ihnen kam heran. ‚Extraausgabe!

... Ultimatum Krügers! ... Kriegserklärung!' Soames kaufte das Blatt. Sein erster Gedanke war: ‚Die Buren begehen Selbstmord.' Sein zweiter: ‚Hab' ich noch irgend etwas, das verkauft werden müßte?' Wenn es so wäre, hatte er die Gelegenheit verpaßt – morgen würde es in der City sicher einen ‚Krach' geben. Er schob diesen Gedanken energisch von sich. Dies Ultimatum war unverschämt – er war eher bereit, Geld zu verlieren, als sich das bieten zu lassen. Ihnen war eine Lehre nötig, und sie sollten sie haben; aber es würde mindestens drei Monate dauern, mit ihnen fertig zu werden. Es waren keine Truppen draußen. Immer hinter der Zeit, die Regierung! Der Teufel hole diese Zeitungsratten! Welchen Zweck hatte es, die Leute aufzuwecken? Zum Frühstück morgen war auch noch Zeit genug dazu. Und er dachte mit Beunruhigung an seinen Vater. Sie würden es in Park Lane ausrufen. Er winkte eine Droschke heran, stieg ein und hieß den Kutscher dorthin fahren.

James und Emily waren eben hinaufgegangen, um zu Bett zu gehen, und nachdem er Warmson die Nachricht mitgeteilt hatte, schickte Soames sich an, ihnen zu folgen, blieb aber zögernd stehen und sagte: „Wie denken Sie darüber, Warmson?" Der Butler unterbrach das Bürsten des Zylinders, den Soames abgelegt hatte, und sagte, sein Gesicht ein wenig vorneigend, mit leiser Stimme: „Ja, Sir, sie werden kein Glück haben, natürlich, aber man sagt, daß sie gute Schützen seien. Ich habe einen Sohn bei den Dragonern." „Sie, Warmson? Ich wußte gar nicht, daß Sie verheiratet sind?" „Nein, Sir. Ich spreche nicht davon. Ich glaube, er muß mit hinaus." Es überraschte Soames, zu entdecken, daß er so wenig von jemand wußte, den er so gut zu kennen glaubte, schlimmer aber war die Entdeckung, daß der Krieg einen persönlich berühren konnte. Im Jahre des Krimkrieges geboren, war er erst zum Bewußtsein erwacht, als der indische Aufstand vorüber war; seitdem waren die vielen kleinen Kriege des Britischen Reiches ausschließlich militärisch gewesen, standen in gar keinem Zusammenhang mit den Forsytes und allem, für das sie eintraten im Staat. Dieser Krieg würde sicher keine Ausnahme machen. Aber im Geiste nahm er eilig die ganze Familie durch. Zwei von den Haymans waren in irgendeine Freiwilligentruppe eingetreten, wie er gehört hatte – das war immer ein angenehmer Gedanke, denn die Freiwilligentruppen nahmen eine gewisse Ausnahmestellung ein; sie trugen oder pflegten eine blaue Uniform mit Silber zu tragen, und sie waren zu Pferde. Und Archibald, erinnerte er sich, war eine Zeitlang beim Militär gewesen,

hatte es aber wieder aufgegeben, weil sein Vater, Nicholas, so aufgebracht darüber gewesen war, daß er ‚seine Zeit damit vergeudete, so geckenhaft in Uniform umherzustolzieren'. Kürzlich hatte er irgendwo gehört, daß der Älteste des jungen Nicholas, der jüngste Nicholas, Freiwilliger geworden war. ‚Nein', dachte Soames und stieg langsam die Treppen hinauf, ‚es ist nichts daran!'

Er stand im Flur vor dem Schlaf- und Ankleidezimmer seiner Eltern und überlegte, ob er eben einmal hineinschauen und ihnen ein beruhigendes Wort sagen sollte oder nicht. Er öffnete das Flurfenster und horchte. Das Getöse von Piccadilly war alles, was er hörte, und unwillkürlich kam ihm der Gedanke, daß, ‚wenn es so weiterginge mit diesen Motorwagen, die Häuser darunter leiden würden'; doch als er im Begriff war, in sein Zimmer hinaufzugehen, das immer für ihn bereitstand, vernahm er von weit her den heiseren überstürzten Ruf eines Zeitungsverkäufers. Da war es, und dicht vor dem Hause! Er klopfte an die Tür seiner Mutter und ging hinein.

Sein Vater saß aufrecht im Bett und spitzte die Ohren unter dem weißen Haar, das Emily so schön verschnitten hielt. Er sah rosig aus und außerordentlich sauber in seinen weißen Bettüchern und Kissen, aus denen seine hohen, hageren Schultern ragten. Nur seine grauen, mißtrauischen Augen unter den welken Lidern blickten vom Fenster auf Emily, die in ein Tuch gehüllt auf und ab ging und auf den Gummiball drückte, der an einer Riechflasche befestigt war. Das Zimmer roch schwach nach zerstäubtem Eau de Cologne. „Alles in Ordnung!" sagte Soames, „es ist kein Feuer. Die Buren haben den Krieg erklärt, das ist das Ganze!" Emily hielt mit dem Zerstäuben inne. „Oh!" war alles, was sie sagte, während sie auf James blickte. Auch Soames blickte auf seinen Vater. Er nahm es anders auf, als sie erwartet hatten, als arbeite ein Gedanke in ihm, der ihnen unbekannt war. „Hm!" murmelte er plötzlich, „ich werde nicht erleben, das Ende davon zu sehen!" „Unsinn, James! Es wird Weihnachten vorüber sein." „Wie kannst du das wissen?" erwiderte James rauh, „eine schöne Geschichte übrigens – zu dieser Zeit, in der Nacht noch dazu!" Er sank in Schweigen, und seine Frau und sein Sohn warteten wie hypnotisiert darauf, daß er sagen sollte: ‚Ich weiß nicht – ich kann nichts sagen; ich wußte, wie es kommen würde!' Aber er sagte es nicht. Die grauen Augen schweiften umher, offenbar sahen sie nichts im Zimmer; dann bewegte es sich unter den Bettüchern, und er zog die Knie plötzlich hoch empor. „Sie sollten Roberts hinausschicken. Es kommt alles von diesem Gladstone und seinem Majuba."

Die beiden Zuhörer bemerkten etwas Ungewöhnliches in seiner Stimme, etwas von wirklicher Angst. Es war, als habe er gesagt: ‚Ich werde das alte Land nie wieder friedlich und sicher sehen. Ich werde sterben, bevor ich weiß, daß es gesiegt hat.' Und trotz des Gefühls, daß James nicht ermutigt werden durfte, sich aufzuregen, waren sie doch gerührt. Soames ging an das Bett und streichelte die Hand seines Vaters, die lang und von Adern durchzogen aus den Bettüchern hervorsah. „Merke dir, was ich sage!" sagte James. „Konsols werden auf Pari heruntergehen. Und sicherlich wird Val hingehen und sich anwerben lassen." „Ach was, James!" rief Emily, „du sprichst, als wäre Gefahr vorhanden." Ihre tröstende Stimme schien James diesmal zu besänftigen. „Nun", murmelte er, „ich sagte euch, wie es kommen würde. Ich weiß nicht, natürlich — mir sagt keiner was. Schläfst du hier, mein Junge?" Die Krisis war vorüber, er würde sich jetzt zu seinem normalen Grad von Besorgnis zusammenraffen. Nachdem Soames ihm versichert hatte, daß er im Hause schlafen werde, drückte er ihm die Hand und ging in sein Zimmer hinauf.

Der folgende Nachmittag sah das größte Gewimmel bei Timothy, dessen sie sich seit Jahren erinnerten. Bei nationalen Gelegenheiten wie dieser war es allerdings kaum zu vermeiden, dorthin zu gehen. Nicht daß irgend Gefahr drohte, oder vielmehr gerade genug, um einander zu versichern, daß keine zu fürchten war. Nicholas war schon früh gekommen. Er hatte Soames gestern abend gesprochen — Soames hatte gesagt, es habe so kommen müssen. Dieser alte Krüger müsse wohl kindisch geworden sein — er war sicherlich nah an fünfundsiebzig! (Nicholas war zweiundachtzig.) Was sagte Timothy dazu? Nach Majuba hatte er einen Anfall gehabt. Diese Buren waren eine anmaßende Gesellschaft! Die dunkelhaarige Francie mit ihrer Widerspruchslust, wie sie sich für den freien Geist einer Tochter Rogers ziemte, war unmittelbar nach ihm gekommen und mischte sich ein: „Gauner und Halunken, Onkel Nicholas! Was für eine ‚Sorte', diese ‚Uitlander'!" Was für eine Sorte, in der Tat! Ein neuer Ausdruck, der von ihrem Bruder Georg stammen könnte. Tante Juley fand, daß Francie so nicht sprechen dürfte. Der Sohn der lieben Mrs. MacAnder sei doch auch einer, und niemand könne ihn anmaßend nennen. Darauf erwiderte Francie mit einem ihrer Anstoß erregenden und so oft wiederholten mots: „Ach, sein Vater ist ein Schotte und seine Mutter eine falsche Katze." Tante Juley hielt sich die Ohren zu, jedoch zu spät, und Tante Hester lächelte;

Nicholas aber war verstimmt – Witze, die nicht von ihm stammten, waren nicht nach seinem Geschmack. In diesem Augenblick kam Mary Tweetyman, der der junge Nicholas fast unmittelbar folgte. Als Nicholas seinen Sohn sah, erhob er sich. „Ich muß gehen", sagte er, „Nick wird euch sagen, wer das Rennen gewinnen wird." Und mit diesem Hieb für seinen Ältesten, der als ein Muster der Pflichttreue und Direktor einer Versicherungsgesellschaft ebensowenig dem Sport huldigte wie sein Vater, verabschiedete er sich. Der liebe Nicholas! Was für ein Rennen meinte er denn? Oder war es nur einer seiner Späße? Er war ein wundervoller Mann bei seinem Alter! Wieviel Stückchen Zucker, liebe Marian, und wie geht es Giles und Jesse? Tante Juley nahm an, daß ihre Truppe jetzt viel damit zu tun haben werde, die Küste zu bewachen, obwohl die Buren natürlich keine Schiffe hatten. Doch man konnte nie wissen, was die Franzosen tun würden, wenn sie die Chance hatten, namentlich seit diesem schauderhaften Faschodaschreck, der Timothy so fürchterlich aufgeregt hatte, das Schreckliche bei der Sache sei die Undankbarkeit der Buren, nachdem alles für sie getan worden war – Dr. Jameson in Gefangenschaft, und er wäre so nett, hatte Mrs. MacAnder immer gesagt. Und Sir Alfred Milner haben sie hingeschickt, um mit ihnen zu reden – solch einen klugen Mann! Sie wisse nicht, was sie eigentlich wollten!

Nun aber kam eine jener köstlichen Überraschungen, wie große Veranlassungen sie zuweilen mit sich bringen: „Miß June Forsyte." Die Tanten Juley und Hester hatten sich, zitternd vor erloschenem Groll, alter Liebe, die wieder aufwallte, und Stolz über die Rückkehr der verlorenen June, sogleich erhoben. Nein, diese Überraschung! – Die liebe June – nach so vielen Jahren! Und wie gut sie aussah! Gar nicht verändert! Es lag ihnen fast auf der Zunge, hinzuzufügen: ‚Und wie geht es dem lieben Großvater?', weil sie in diesem überwältigenden Augenblick vergessen hatten, daß der arme liebe Jolyon schon sieben Jahre in seinem Grabe lag. Die zarte, kleine June mit ihren ausgeprägten Zügen, den lebhaften Augen und ihrem flammenden Haar, immer die mutigste und offenherzigste von allen Forsytes, setzte sich auf einen vergoldeten Stuhl mit perlengesticktem Sitz, als wären nicht zehn Jahre – zehn Jahre Reisen, Unabhängigkeit und Aufopferung für ihre ‚lahmen' Enten – vergangen, seitdem sie zuletzt hiergewesen. Diese lahmen Enten aus der letzten Zeit waren alle Maler, Radierer oder Bildhauer, so daß ihre Ungeduld den Forsytes und ihren hoffnungslosen unkünstle-

rischen Ansichten gegenüber noch lebhafter geworden war. Sie hatte in der Tat fast aufgehört zu glauben, daß ihre Familie existierte, und sah sich nun mit einer geradezu herausfordernden Miene in dem Kreise um, die überaus unbehaglich auf die Anwesenden wirkte. Sie hatte nicht erwartet, außer den armen ‚lieben Alten' von den andern jemand anzutreffen; und weshalb sie gekommen war, sie zu sehen, wußte sie kaum, es sei denn, daß sie sich ihrer auf dem Wege von der Oxford Street nach ihrem Atelier an der Latimer Road plötzlich reuevoll als zweier vernachlässigter ‚lahmer Enten' erinnert hatte.

Tante Juley unterbrach abermals das Schweigen: „Wir sprachen eben davon, meine Liebe, wie schrecklich die Sache mit den Buren ist! Und welch ein unverschämter Patron, dieser Krüger!" „Unverschämt!" sagte June. „Ich finde, er hat ganz recht. Was haben wir uns da hineinzumischen? Wenn er all die elenden ‚Uitlander' vertriebe, geschähe es ihnen ganz recht. Sie sind nur hinter dem Gelde her." Das erstaunte Schweigen wurde von Francie unterbrochen. „Wie? Bist du Pro-Bure?" (Sicherlich die erste Anwendung dieses Ausdrucks.) „Ja, weshalb lassen wir sie denn nicht in Ruhe?" erwiderte June, gerade als das Mädchen in der offenen Tür Mr. Soames Forsyte meldete. Staunen über Staunen! Die Begrüßung war durch die Neugierde, zu sehen, wie June und er dieses Zusammentreffen aufnehmen würden, beinahe flüchtig, denn man argwöhnte sehr, wenn es auch nicht als gewiß galt, daß sie einander seit jener alten bedauerlichen Geschichte ihres Verlobten mit Soames' Frau nicht begegnet waren. Man sah, daß ihre Hände sich nur eben berührten und sie einander flüchtig von der Seite ansahen. Tante Juley kam ihnen sofort zu Hilfe: „Die liebe June ist so originell. Denke dir, Soames, sie findet, die Buren wären nicht zu tadeln." „Sie wollen nur ihre Unabhängigkeit", sagte June, „und warum sollten sie die nicht haben?" „Weil", erwiderte Soames und lächelte ein wenig nachsichtig, „sie sich mit unserer Oberhoheit einverstanden erklärt hatten." „Oberhoheit!" wiederholte June verächtlich, „uns würde die Oberhoheit von irgend jemand auch nicht gefallen." „Sie hatten praktische Vorteile dadurch", erwiderte Soames, „ein Kontrakt ist ein Kontrakt." „Kontrakte sind nicht immer gerecht", brauste June auf, „und wenn sie es nicht sind, sollten sie gebrochen werden. Die Buren sind die weitaus Schwächeren. Wir hätten es uns leisten können, großmütig zu sein." Soames zuckte die Achseln. „Das ist sentimental", sagte er.

Tante Hester, der nichts schrecklicher war als irgendeine Art von Uneinigkeit, beugte sich hier vor und gab dem Gespräch entschlossen eine andere Richtung. „Wie herrlich das Wetter ist für diese Jahreszeit." Aber June war nicht abzulenken. „Ich weiß nicht, weshalb Gefühl verspottet werden soll. Es ist das Beste von allem in der Welt." Sie blickte herausfordernd umher, und Tante Juley mußte abermals vermitteln: „Hast du kürzlich wieder Bilder gekauft, Soames?" Ihr unvergleichlicher Instinkt, das Falsche zu treffen, hatte sie nicht im Stiche gelassen. Soames schoß die Röte ins Gesicht. Den Namen seiner neuesten Erwerbungen zu nennen, hieß sich der äußersten Verachtung auszusetzen. Denn sie kannten alle Junes Vorliebe für ‚Genies', die noch nicht anerkannt waren, und ihre Verachtung für ‚Erfolg', wenn sie die Hand nicht im Spiele dabei hatte. „Eins oder zwei", murmelte er. Aber Junes Gesicht hatte sich verändert, der Forsyte in ihr sah eine Chance für sich. Weshalb sollte Soames nicht einige Bilder von Eric Cobbley – ihrer neuesten ‚lahmen Ente' – kaufen. Und schnell entschlossen ging sie zum Angriff über: Kannte Soames seine Werke? Sie waren so wundervoll. Er sei der kommende Mann. Gewiß, Soames kannte seine Sachen. Seiner Ansicht nach waren sie ‚Kitsch' und würden nie ein Publikum finden. June flammte auf. Natürlich würden sie das nicht, es sei das letzte, was zu wünschen wäre! „Ich glaubte, du wärst ein Bilderkenner, nicht ein Bilderhändler." „Natürlich ist Soames ein Kenner", sagte Tante Juley hastig; „er hat einen wunderbaren Geschmack – er kann immer vorher sagen, was Erfolg haben wird." „Oh!" sagte June und sprang von dem perlengestickten Stuhl auf, „ich hasse diese Art von Erfolg. Warum können die Leute nicht Dinge kaufen, weil sie ihnen gefallen?" „Du meinst", sagte Francie, „weil sie dir gefallen." Und in der kurzen Pause, die nun eintrat, hörte man den jungen Nicholas sagen, daß Violet (seine Vierte) Unterricht im Pastellzeichnen nehme, er aber nicht wisse, ob es einen Zweck habe. „Lebe wohl, Tantchen, ich muß nun weiter", sagte June, küßte die Tanten und sah sich dabei trotzig im Zimmer um. Dann verabschiedete sie sich und ging. Alle atmeten erleichtert auf.

Die dritte Überraschung kam, ehe noch jemand Zeit gehabt zu sprechen: „Mr. James Forsyte." James kam leicht auf seinen Stock gestützt und in seinen Pelz gehüllt herein, der ihm einen unwahrscheinlichen Umfang gab. Alle erhoben sich. James war so alt, und er war fast zwei Jahre nicht bei Timothy gewesen. „Es ist heiß hier", sagte er. Soames befreite ihn von seinem Pelz und konnte sich dabei

nicht enthalten, sein ganzes Auftreten zu bewundern. James setzte sich, ganz Knie, Ellbogen, Rock und Backenbart. „Was hat das zu bedeuten?“ sagte er. Obgleich scheinbar kein Sinn in den Worten war, wußten doch alle, daß sie sich auf June bezogen. Seine Augen suchten das Gesicht seines Sohnes. „Ich dachte, es sei besser, selbst zu kommen und zu hören. Was haben sie Krüger geantwortet?“ Soames zog die Abendzeitung hervor und las die Überschrift. „Augenblickliches Eingreifen unserer Regierung — Kriegszustand!“ „Ah!“ sagte James und seufzte, „ich fürchtete, sie würden ausreißen wie der alte Gladstone. Diesmal werden wir sie unterkriegen.“ Alles starrte ihn an. James! Der immer aufgeregt, immer nervös und ängstlich war! James mit seinem fortwährenden ‚Ich sagte euch, wie es kommen würde!‘, seinem Pessimismus und seinen vorsichtigen Kapitalsanlagen. Diese Entschiedenheit des ältesten der lebenden Forsytes hatte etwas Unnatürliches.

„Wo ist Timothy?“ fragte James, „er sollte jetzt gut aufpassen!“ Tante Juley sagte, daß sie es nicht wisse; Timothy habe beim Frühstück heute wenig gesprochen. Tante Hester stand auf und ging hinaus, und Francie sagte ziemlich maliziös: „Die Buren geben uns eine harte Nuß zu knacken, Onkel James.“ „Hm!“ murmelte James. „Woher hast du deine Informationen? Mir sagt keiner was.“ Der junge Nicholas bemerkte mit seiner sanften Stimme, daß Nick (sein Ältester) beginne, jetzt regelrecht gedrillt zu werden. „Ach!“ murmelte James und starrte vor sich hin. Seine Gedanken waren bei Val. „Er muß auf seine Mutter achtgeben“, sagte er, „er hat keine Zeit für Drill und dergleichen mit einem solchen Vater.“ Diesen rätselhaften Worten folgte Schweigen, bis er zu sprechen fortfuhr: „Was hat June hier gewollt?“ Und seine Augen ruhten argwöhnisch auf allen nach der Reihe. „Ihr Vater ist jetzt ein reicher Mann.“ Die Unterhaltung kam auf Jolyon und wann sie ihn zuletzt gesehen hatten. Wahrscheinlich reiste er ins Ausland und kam mit allerlei Leuten zusammen, da seine Frau jetzt tot war; seine Aquarelle fanden Anerkennung, und er hatte Erfolg. Francie ging so weit, zu sagen: „Ich hätte Lust, ihn wiederzusehen, er war doch ein lieber Mensch.“ Tante Juley erinnerte sich, wie er eines Tages auf ihrem Sofa geschlafen hatte, wo James jetzt saß. Er ist immer sehr liebenswürdig gewesen, was meinte Soames dazu? Da alle wußten, daß Jolyon Irenens Berater war, fühlten sie das Heikle dieser Frage und sahen Soames voller Interesse an. Ein leises Rot bedeckte seine Wan-

gen. „Er wird grau", sagte er. Wirklich? hatte Soames ihn gesehen? Soames nickte, und die Röte schwand.

James sagte plötzlich: „Na – ich weiß nicht, ich kann nichts sagen." Es drückte genau das Gefühl jedes einzelnen der Anwesenden aus, daß überall etwas dahinter steckte, und niemand antwortete. Noch in diesem Augenblick kehrte Tante Hester zurück. „Timothy", sagte sie, „Timothy hat eine Karte gekauft, und er hat drei – er hat drei Flaggen hineingesteckt." Timothy hatte –! Ein Seufzer ging durch die Gesellschaft. Wenn Timothy in der Tat bereits drei Flaggen hineingesteckt hatte, so – war das ein Zeichen, wozu eine Nation imstande ist, wenn sie aufgerüttelt wurde. Der Krieg war so gut wie vorüber.

DREIZEHNTES KAPITEL

JOLYON MERKT, WIE ES UM IHN STEHT

Jolyon stand am Fenster von Hollys alter Kinderschlafstube, die in ein Atelier umgewandelt war, und zwar nicht weil es Nordlicht hatte, sondern der weiten Aussicht wegen. Er ging an das Seitenfenster, von wo man den Hof übersah, und pfiff dem Hunde Balthasar, der wie immer unter dem Glockenturm lag. Der alte Hund blickte herauf und wedelte mit dem Schwanz. ‚Armer alter Knabe!' dachte Jolyon, indem er zu dem andern Fenster zurückkehrte.

Die ganze Woche, seit seinem Versuch, sein Amt als Ratgeber fortzuführen, war er ruhelos gewesen, hatte ein schlechtes Gewissen, das immer wach war, ihn verwirrte sein Mitleid, das leicht erregt war, und er hatte eine sonderbare Empfindung, als habe sein Gefühl für Schönheit eine endliche Verkörperung gefunden. Der Herbst machte sich über die alte Eiche her, ihre Blätter bräunten sich. Der Sommer war heiß gewesen und sehr sonnig. Wie mit Bäumen geht es auch mit dem Leben der Menschen! ‚Ich müßte lange leben', dachte Jolyon, ‚ich schrumpfe ein vor Mangel an Wärme. Wenn ich nicht arbeiten kann, gehe ich fort, nach Paris.' Aber die Erinnerung an Paris machte ihm keine Freude. Überdies, wie konnte er fort? Er mußte bleiben und sehen, was Soames unternehmen würde. ‚Ich bin ihr Berater. Ich kann sie nicht ohne Schutz lassen', dachte er. Er hatte sich gewundert, wie klar er Irene in ihrem kleinen Wohn-

zimmer noch vor sich sah, obwohl er nur zweimal dort gewesen war. Ihre Schönheit hatte etwas ungemein Harmonisches! Kein Porträt, so treu es sein mochte, würde ihr jemals gerecht werden, ihr innerstes Wesen war – ach! ja, was nur? ... Das Geräusch von Hufschlägen rief ihn an das andere Fenster zurück. Holly ritt auf ihrem langschweifigen ‚Zelter' in den Hof. Sie blickte herauf, und er winkte ihr zu. Sie war in der letzten Zeit sehr still gewesen; sie wird älter, meinte er, beginnt an ihre Zukunft zu denken, wie alle diese jungen Leute! Es war wirklich eine verteufelte Sache mit der Zeit! Und in dem Gefühl, daß es eine unverzeihliche Torheit sei, diese schnell schwindende gute Gelegenheit zu versäumen, griff er zu seinem Pinsel. Doch es war umsonst, er konnte seinen Blick nicht konzentrieren – und außerdem schwand das Licht. ‚Ich will zur Stadt', dachte er. In der Halle kam ein Mädchen auf ihn zu. „Eine Dame wünscht Sie zu sprechen, Sir; Mrs. Heron."

Merkwürdiges Zusammentreffen! Als er in die Bildergalerie trat, wie der Raum noch genannt wurde, sah er Irene drüben am Fenster stehen. Sie kam ihm entgegen und sagte: „Ich bin durch das Wäldchen und den Garten einen verbotenen Weg gegangen. Auf dem Wege kam ich immer, wenn ich Onkel Jolyon besuchte." „Hier ist Ihnen nichts verboten", erwiderte Jolyon, „die Vergangenheit macht das unmöglich. Ich dachte eben an Sie." Irene lächelte. Und es war, als schimmere etwas durch dies Lächeln, nicht nur Geistiges – etwas Klareres, Vollkommeneres, Lockenderes. „Vergangenheit!" murmelte sie. „Ich sagte Onkel Jolyon einmal, daß Liebe ewig währe. Aber es ist nicht so. Nur Abneigung bleibt bestehen." Jolyon starrte sie an. War sie endlich über Bosinney hinweggekommen? „Ja", sagte er, „Abneigung geht tiefer als Liebe oder Haß, weil sie völlig von den Nerven abhängig ist. Und die ändern sich nicht." „Ich kam, um Ihnen zu sagen, daß Soames bei mir gewesen ist. Er sagte etwas, das mich erschreckte. Er sagte: ‚Du bist noch immer meine Frau!'" „Wie?" rief Jolyon. „Sie dürfen nicht allein leben." Und er fuhr fort, sie anzustarren, ihn bedrückte der Gedanke, daß nichts ganz glatt ging, wo Schönheit mit im Spiele war, weshalb, ohne Zweifel, so viele Leute sie für unmoralisch hielten. „Was noch?" „Er bat mich, ihm die Hand zu reichen." „Taten Sie es?" „Ja. Als er eintrat, dachte er, glaube ich, nicht daran; er wurde andern Sinnes, während er da war." „Ah! Sie dürfen sicher nicht weiter allein dort wohnen." „Ich kenne keine Frau, die ich bitten könnte, zu mir zu kommen, und ich kann mir

auf Befehl doch nicht einen Geliebten nehmen, Vetter Jolyon." „Gott bewahre! Welch eine verwünschte Lage!" sagte Jolyon; „wollen Sie zu Tisch bleiben? Nein? Nun, dann will ich Sie zur Stadt zurück begleiten, ich wollte ohnedies heute abend hin." „Wirklich?" „Wirklich! Ich bin in fünf Minuten fertig."

Auf dem Wege zur Station sprachen sie von Bildern und Musik, von dem Gegensatz im Charakter der Engländer und Franzosen und dem Unterschied in ihrer Stellung zur Kunst. Allein auf Jolyon machten die Farben in den Hecken des langen geraden Weges, das Gezwitscher der Buchfinken, das sie begleitete, der Duft von verbranntem Unkraut, die Wendung ihres Halses, ihre faszinierenden dunkeln Augen, die dann und wann auf ihn gerichtet waren, der Zauber ihrer ganzen Gestalt einen tieferen Eindruck als die Bemerkungen, die sie wechselten. Unwillkürlich hielt er sich grader, ging mit elastischeren Schritten. Im Zuge stellte er ein förmliches Verhör an, um zu erfahren, wie sie ihre Tage verbrachte. Sie machte ihre Kleider selbst, kaufte ein, besuchte ein Hospital, spielte Klavier, übersetzte aus dem Französischen. Sie schien regelmäßige Arbeit von einem Verleger zu haben, die ihr Einkommen ein wenig erhöhte. Abends ging sie selten aus. „Ich habe so lange allein gelebt, sehen Sie, daß es mir gar nichts ausmacht. Ich glaube, ich bin von Natur einsam." „Das glaube ich nicht", sagte Jolyon, „kennen Sie viele Leute?" „Sehr wenige." An der Waterloo-Station nahmen sie eine Droschke, und er fuhr mit ihr bis vor ihr Haus. Als er ihr beim Abschied die Hand drückte, sagte er: „Sie wissen, daß Sie immer zu uns nach Robin Hill kommen können, Sie müssen mich alles wissen lassen, was geschieht. Leben Sie wohl, Irene!" „Leben Sie wohl!" erwiderte sie sanft.

Jolyon stieg wieder in seine Droschke, erstaunte, daß er sie nicht gebeten hatte, mit ihm zu essen und dann ins Theater zu gehen. Welch ein einsames, ausgehungertes, trostloses Leben sie doch führte! „Hotch-Potch-Klub", rief er durch die Klappe. Als der Wagen das Ufer erreichte, ging ein Mann in hohem Hut und Überrock rasch so dicht an der Mauer vorüber, daß er sie zu streifen schien. ‚Herr des Himmels!' dachte Jolyon. ‚Soames! Was mag der nur vorhaben?' Er ließ die Droschke an der Ecke halten, stieg aus und ging an eine Stelle, von der aus er den Eingang des Hauses sehen konnte. Soames hatte davor haltgemacht und sah zu ihrem erleuchteten Fenster hinauf. ‚Wenn er hineingeht', dachte Jolyon, ‚was tue ich dann? Habe ich ein Recht, etwas zu tun?' Was der Mann gesagt

hatte, war richtig. Sie war noch seine Frau, völlig ohne Schutz bei Belästigungen! ‚Wenn er hineingeht', dachte er, ‚folge ich ihm.' Und er begann auf das Haus zuzugehen. Soames war weitergegangen, er stand jetzt am Eingang. Plötzlich aber hielt er inne, kehrte um und ging zurück an den Fluß. ‚Was nun?' dachte Jolyon. ‚Nach einem Dutzend Schritte wird er mich erkennen.' Er machte kehrt. Sein Vetter ging in gleichem Schritt mit ihm, aber er erreichte seine Droschke und war eingestiegen, bevor Soames um die Ecke kam. „Fahren Sie weiter!" sagte er durch die Klappe. Soames' Gesicht tauchte neben dem Wagen auf. „Droschke!" rief er, „besetzt? Hallo!" „Hallo!" antwortete Jolyon, „du?" Der offene Argwohn im Gesicht seines Vetters, das bleich aussah im Lampenlicht, brachte ihn zum Entschluß. „Ich kann dich mitnehmen", sagte er, „wenn du in den Westen willst." „Danke", sagte Soames und stieg ein.

„Ich habe Irene getroffen", sagte Jolyon, als die Droschke sich in Bewegung setzte. „So?" „Du hast sie gestern selbst besucht, höre ich." „Das tat ich", sagte Soames; „sie ist meine Frau, wie du weißt." Der Ton, die höhnisch emporgezogenen Lippen erregten plötzlich Jolyons Zorn, doch er unterdrückte ihn. „Du mußt am besten wissen, was du tust", sagte er, „aber wenn du eine Scheidung willst, ist es nicht sehr klug, sie zu besuchen, nicht wahr? Man kann nicht mit dem Hasen laufen und zugleich mit den Hunden hetzen." „Es ist sehr freundlich von dir, mich zu warnen", sagte Soames, „aber ich bin noch nicht entschlossen." „Sie ist es", sagte Jolyon und sah gerade vor sich hin, „du kannst nicht Dinge anführen, weißt du, die zwölf Jahre zurückliegen." „Das bleibt noch abzuwarten." „Sieh!" sagte Jolyon, „sie ist in einer heiklen Lage, und ich bin der einzige Mensch, der ein Recht hat, bei ihren Angelegenheiten mitzureden." „Außer mir", erwiderte Soames, „der ich auch in einer heiklen Lage bin. Die ihre ist so, wie sie sie sich selbst geschaffen hat, die meine, wie sie sie für mich geschaffen hat. Ich weiß noch gar nicht, ob ich sie in ihrem eigenen Interesse nicht auffordern werde, zu mir zurückzukehren." „Wie?" rief Jolyon, und ein Schauer überlief ihn. „Ich weiß nicht, was du mit diesem ‚Wie?' meinst", entgegnete Soames kalt; „dein Mitreden in ihren Angelegenheiten beschränkt sich darauf, ihr ihre Rente auszuzahlen, vergiß das bitte nicht. Um sie nicht durch eine Scheidung zu entehren, behielt ich meine Rechte, und, wie gesagt, ich weiß noch nicht, ob ich sie nicht geltend machen werde." „Mein Gott!" entfuhr es Jolyon, und er lachte kurz auf. „Ja", sagte Soames mit tödlicher Feindseligkeit in der Stimme. „Ich

habe den Spitznamen, den dein Vater mir gab, nicht vergessen. Ich führe solchen Namen nicht umsonst. Ich halte fest an meinem Besitz."

„Das ist ungeheuerlich", murmelte Jolyon. Nun, der Mann konnte ja seine Frau nicht zwingen, mit ihm zu leben. Diese Zeiten waren jedenfalls vorbei! Er sah Soames von der Seite an und dachte: ‚Lebt er wirklich, dieser Mann?' Aber Soames sah sehr wirklich aus, wie er eckig, doch beinah elegant dasaß mit dem gestutzten Schnurrbart in dem blassen Gesicht und seinem starren Lächeln auf den Lippen, durch das ein Zahn sichtbar wurde. Es trat eine lange Pause ein, während der Jolyon sich sagte: ‚Anstatt ihr zu helfen, habe ich die Sache verschlimmert.' Plötzlich begann Soames wieder: „Es wäre in vieler Hinsicht das Beste, das ihr begegnen könnte." Bei diesen Worten geriet Jolyon in solche Unruhe, daß er in der Droschke kaum still zu sitzen vermochte. Ihm war, als säße er eingeschlossen mit Hunderttausenden seiner Landsleute, bei denen ein gewisses Etwas in ihrem nationalen Charakter ihn immer so empört hatte, etwas eigentlich äußerst Natürliches, das ihm dennoch unerklärlich erschien — nämlich ihr unerschütterlicher Glaube an Kontrakte und gesetzlich verbriefte Rechte, ihr selbstgefälliges Gefühl von Vortrefflichkeit bei der Ausübung dieser Rechte. Hier neben ihm in der Droschke sah er — noch dazu in Gestalt seines eigenen Verwandten! — die leibhaftige Verkörperung, sozusagen die Summe des Besitzinstinkts. Es war grausam und unerträglich! ‚Aber das ist nicht alles!' dachte er mit einem stechenden Gefühl. ‚Alte Liebe rostet nicht! wie man sagt. Ihr Anblick hat irgend etwas in ihm wachgerufen. Schönheit! Der Teufel steckt darin!'

„Wie gesagt", wiederholte Soames, „ich bin noch nicht entschlossen. Es wäre mir lieb, wenn du die Freundlichkeit hättest, sie ganz in Ruhe zu lassen." Jolyon biß sich auf die Lippen; er, der immer ein Feind von Streit gewesen, begrüßte jetzt beinahe den Gedanken daran. „Ich kann dir ein solches Versprechen nicht geben", sagte er kurz. „Sehr gut", sagte Soames, „dann wissen wir, woran wir sind. Ich möchte hier aussteigen." Er ließ die Droschke halten und stieg ohne ein Wort oder Zeichen des Abschieds aus. Jolyon fuhr weiter in seinen Klub. Die ersten Nachrichten vom Kriege wurden in den Straßen ausgerufen, allein er achtete nicht darauf. Was konnte er tun, ihr zu helfen? Wenn nur sein Vater noch lebte! Er hätte so viel tun können! Aber weshalb sollte er nicht alles tun können, was sein Vater getan hätte? War er nicht alt genug? — fünfzig Jahre

und zweimal verheiratet, mit erwachsenen Töchtern und einem Sohn. ‚Merkwürdig', dachte er. ‚Wäre sie reizlos, würde ich mich nicht einen Augenblick besinnen. Schönheit ist eine verteufelte Sache, wenn man empfänglich dafür ist!' Verstört ging er in das Klub-Lesezimmer. In dem selben Zimmer hatte er an einem Sommernachmittag einmal mit Bosinney gesprochen; er erinnerte sich noch deutlich der verhüllten Strafpredigt, die er dem jungen Mann in Junes Interesse gehalten, der Diagnose eines Forsyte, die er gewagt hatte; und auch, wie er darüber nachgedacht, was für eine Art Frau es wohl sein mochte, vor der er ihn gewarnt. Und jetzt! Er brauchte jetzt beinah selbst eine Warnung. ‚Eine verteufelt komische Geschichte!' dachte er, ‚wirklich eine verteufelt komische Geschichte!'

VIERZEHNTES KAPITEL

SOAMES ENTDECKT, WAS ER BRAUCHT

Es ist so viel leichter zu sagen: ‚Also wissen wir, woran wir sind', als mit den Worten eine bestimmte Meinung auszudrücken, und als er sie aussprach, hatte Soames nur seiner eifersüchtigen Erbitterung Luft gemacht. Ärgerlich über sich selbst, weil er Irene nicht gesehen hatte, und über Jolyon, weil er sie gesehen, außerdem auch darüber, daß er nicht genau zu erfahren vermochte, was er wollte, war er aus der Droschke gestiegen. Er hatte den Wagen verlassen, weil er es nicht ertragen konnte, neben seinem Vetter sitzen zu bleiben, und ging nun rasch weiter dem Osten zu. ‚Ich würde diesem Gesellen Jolyon nicht über den Weg trauen', dachte er. ‚Ausgestoßen bleibt ausgestoßen!' Der Mensch hatte eine angeborene Sympathie für — für — lockere Sitten. (Er scheute das Wort Sünde, weil es zu melodramatisch für den Gebrauch eines Forsyte war.)

Unbestimmtheit in seinen Wünschen war ein neues Gefühl für ihn. Er war wie ein Kind zwischen einem versprochenen Spielzeug und einem alten, das man ihm fortgenommen hatte; und er staunte über sich selbst. Am vorigen Sonntag war der Wunsch, seine Freiheit zu erlangen und Annette zu gewinnen, ihm ganz einfach erschienen. ‚Ich will zum Essen hingehen', dachte er. Bei einem Wiedersehen mit ihr würde die Aufrichtigkeit seiner Absicht sich vielleicht wieder einstellen, seine Erbitterung sich mildern und sein Gemüt sich beruhigen.

Das Restaurant war ziemlich besucht – er sah eine ganze Menge Fremder, Leute, die er, ihrem Aussehen nach, für Literaten oder Artisten hielt. Bruchstücke der Unterhaltung drangen durch das Geklirr von Tellern und Gläsern zu ihm. Er hörte deutlich, daß sie mit den Buren sympathisierten und die britische Regierung tadelten. ‚Ihre Kundschaft imponiert mir nicht sonderlich', dachte er. Er verzehrte gleichgültig sein Mittagessen und trank seinen Kaffee, ohne seine Anwesenheit zu melden, und als er endlich fertig war, sorgte er dafür, nicht gesehen zu werden, als er sich in das Heiligtum Madame Lamottes begab. Sie waren, wie er erwartet hatte, beim Essen, einem so viel einladender aussehenden Mahl, als das seine gewesen, so daß er sich beinah gekränkt fühlte – und sie begrüßten ihn scheinbar so überrascht, daß ihm plötzlich der Verdacht kam: ‚Sie wissen, daß ich die ganze Zeit hiergewesen bin.' Verstohlen warf er einen forschenden Blick auf Annette. So hübsch und offenbar so aufrichtig; konnte sie wohl nach ihm angeln? Er wandte sich zu Madame Lamotte und sagte: „Ich habe hier gegessen." Wirklich! Wenn sie das gewußt hätte! Wie gern hätte sie ihm einige Gerichte empfohlen, wie schade! Ihre Worte bekräftigten Soames' Verdacht. ‚Ich muß überlegen, was ich tun soll!' dachte er bitter. „Noch eine Tasse ganz besonders guten Kaffee, Monsieur? oder einen Likör, Grand Marnier?", und Madame Lamotte erhob sich, diese Delikatessen zu bestellen.

Als Soames mit Annette allein blieb, sagte er mit einem zurückhaltenden kleinen Lächeln auf den Lippen: „Nun, Annette?" Das Mädchen errötete. Dieses Erröten, das am vorigen Sonntag seine Nerven in Aufruhr gebracht hätte, erweckte jetzt ein Gefühl in ihm, als ob ein Hund sich an ihn schmiegte und mit dem Schwanz wedelte. Er hatte eine sonderbare Empfindung von Macht, als könnte er zu ihr sagen: ‚Komm und küsse mich!' und sie wäre gekommen. Und doch – es war seltsam – es schien hier im Zimmer ein anderes Gesicht und eine andere Gestalt zu sein, und sein Verlangen, stand es nach dem einen oder dem andern? Er wies auf das Restaurant und sagte: „Sie haben da ein paar merkwürdige Gäste. Gefällt Ihnen dies Leben?" Annette blickte einen Augenblick zu ihm auf, sah vor sich hin und spielte mit ihrer Gabel. „Nein", sagte sie, „es gefällt mir nicht." ‚Ich habe sie', dachte Soames, ‚wenn ich sie will. Aber will ich sie?' Sie war anmutig, sie war hübsch – sehr hübsch; sie war frisch und sie hatte einen gewissen Geschmack. Seine Augen wanderten durch das Zimmer, doch im Geiste gingen sie andere Wege – er sah dämm-

riges Licht und silbrige Wände, ein Klavier aus Atlasholz, eine Frau, die daran stand, wie in Abwehr vor ihm – eine Frau mit weißen Schultern, die er kannte, mit dunklen Augen, die er zu kennen versucht, und Haar wie stumpfdunkler Bernstein. Und wie bei einem Künstler, der nach Unerreichbarem strebt und ewig dürstet, erwachte in diesem Augenblick der Durst der alten Leidenschaft in ihm, der nie gestillt war. „Nun", sagte er, „Sie sind jung. Alles liegt noch vor Ihnen." Annette schüttelte den Kopf. „Ich glaube zuweilen, daß nichts vor mir liegt als harte Arbeit. Ich liebe die Arbeit nicht so wie meine Mutter." „Ihre Mutter ist wunderbar", sagte Soames mit leisem Spott, „ihr wird nie etwas mißlingen." Annette seufzte. „Es muß wundervoll sein, reich zu sein." „Oh! Sie werden sicher einst reich", sagte Soames immer noch mit leisem Spott; „fürchten Sie nichts." Annette zuckte die Achseln. „Monsieur ist sehr gütig." Und sie schob ein Stück Schokolade zwischen die schmollenden Lippen. Madame Lamotte kam mit Kaffee und Likör und machte der Unterhaltung ein Ende. Soames blieb nicht lange dort.

Draußen auf den Straßen von Soho, die ihm stets solch ein Gefühl unrechtmäßig erworbenen Besitzes gaben, versank er in grübelndes Sinnen. Hätte Irene ihm einen Sohn geschenkt, so würde er nicht hinter Frauen herlaufen! Dieser Gedanke war aus seinem dunkeln Versteck ganz plötzlich in sein Bewußtsein gedrungen. Ein Sohn – etwas, worauf man seine Hoffnung setzen könnte, etwas, das dem Rest des Lebens Wert verlieh, eine Fortsetzung seiner selbst. ‚Hätte ich einen Sohn', dachte er bitter, ‚einen eigenen rechtmäßigen Sohn, so könnte ich wieder anfangen zu leben wie einst. Eine Frau ist schließlich fast ebenso wie die andere.' Im Weitergehen aber schüttelte er den Kopf. Nein! Eine Frau war nicht ebenso wie die andere. Wie oft hatte er das in den alten Tagen seines aufreibenden Ehelebens gedacht; und er hatte sich immer geirrt. Auch jetzt irrte er sich. Er versuchte sich Annette zu denken, wie die andere war. Allein sie war nicht so, sie besaß nicht den Reiz jener alten Leidenschaft. ‚Und Irene ist meine Frau', dachte er, ‚meine rechtmäßige Frau. Ich habe nichts getan, sie von mir zu entfernen. Weshalb sollte sie nicht zurückkehren zu mir? Das allein wäre das Richtige, das Gesetzmäßige. Es verursacht keinen Skandal, keine Störung. Wenn es ihr unangenehm ist – doch warum sollte es das sein? Ich bin kein Aussätziger, und sie – sie liebt keinen andern mehr!' Weshalb sollte er sich den Spitzfindigkeiten, dem niedrigen Schimpf und den lauernden Niederlagen des Ehescheidungsgerichts aussetzen, wenn sie da

war, einem leeren Hause gleich, und nur darauf wartete, wieder in Besitz genommen zu werden, ihm anzugehören, dessen rechtmäßiges Eigentum sie war. Für einen Mann wie Soames hatte der Gedanke, wieder in ruhigen Besitz seines Eigentums zu gelangen, ohne sich der Welt gegenüber etwas zu vergeben, etwas ungeheuer Lockendes. ‚Nein', überlegte er, ‚ich bin froh, bei dem Mädchen gewesen zu sein. Ich weiß jetzt, was mir am meisten not tut. Wenn Irene nur zurückkommen wollte, würde ich jede Rücksicht nehmen, die sie wünscht, sie könnte ihr eigenes Leben leben; doch vielleicht würde sie ganz zurückkehren.' Sein Hals schnürte sich zusammen. Und wie von dieser Idee besessen, ging er am Gitter des Greenparks entlang zum Hause seines Vaters und versuchte auf seinen Schatten zu treten, der sich vor ihm im hellen Mondlicht dehnte.

INHALT

ERSTES BUCH

Der reiche Mann

ERSTER TEIL

Kapitel		Seite
I.	Empfang beim alten Jolyon	13
II.	Der alte Jolyon geht in die Oper	29
III.	Dinner bei Swithin	43
IV.	Bauprojekte für das Haus	56
V.	Eine Forsytesche Häuslichkeit	65
VI.	James auf eigene Faust	71
VII.	Des alten Jolyon läßliche Sünde	80
VIII.	Baupläne	87
IX.	Tante Anns Tod	95

ZWEITER TEIL

I.	Der Bau des Hauses	105
II.	Junes Fest	112
III.	Spazierfahrt mit Swithin	118
IV.	James sieht selber nach	128
V.	Soames und Bosinney korrespondieren	137
VI.	Der alte Jolyon im Zoo	151
VII.	Ein Nachmittag bei Timothy	157
VIII.	Ball bei Roger	169
IX.	Der Abend in Richmond	177
X.	Diagnose eines Forsyte	187
XI.	Bosinney und Soames	195
XII.	June macht einige Besuche	199
XIII.	Vollendung des Hauses	208
XIV.	Soames sitzt auf der Treppe	214

DRITTER TEIL

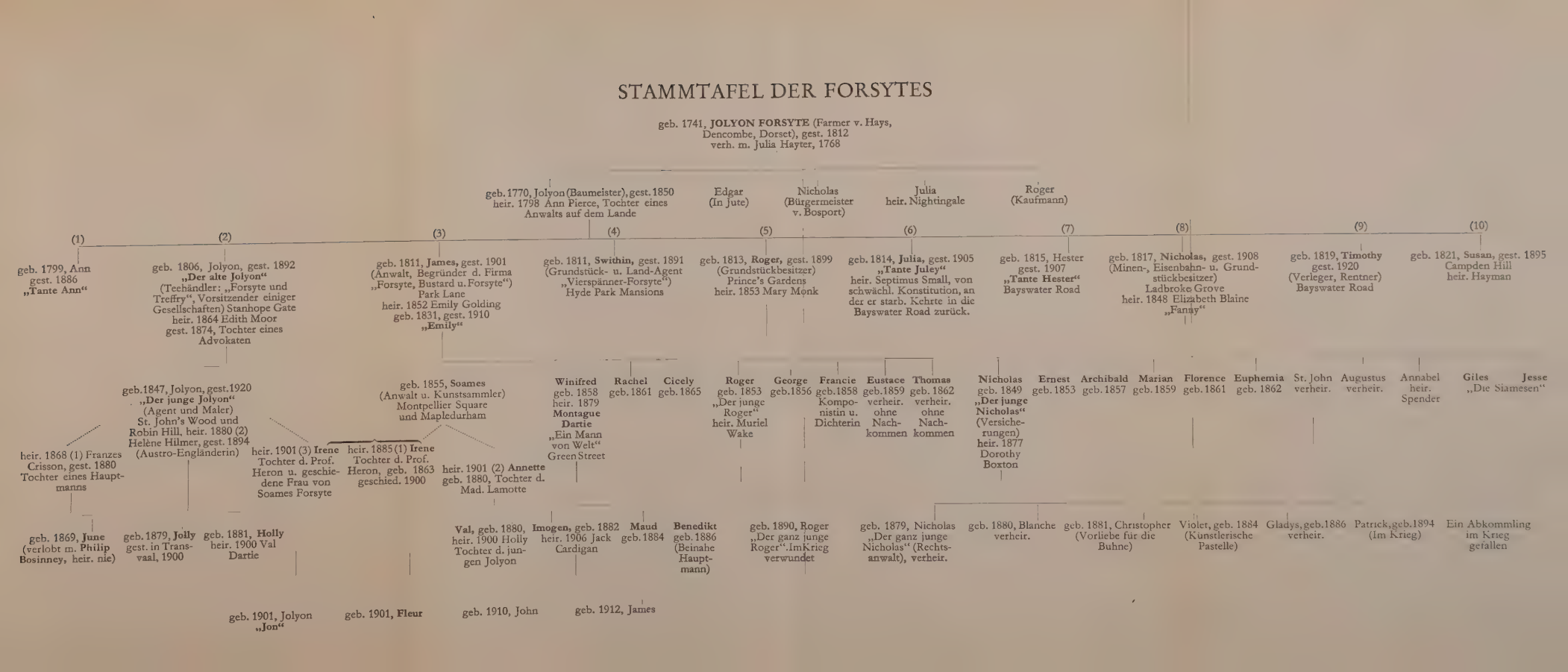
I.	Mrs. MacAnders Wahrnehmungen	219
II.	Nacht im Park	229
III.	Die Begegnung im Botanischen Garten	233
IV.	Auf dem Weg ins Inferno	246
V.	Die Verhandlung	255
VI.	Soames überbringt eine Nachricht	263
VII.	Junes Sieg	272
VIII.	Bosinneys Ende	279
IX.	Irenens Rückkehr	288

Nachsommer 293

ZWEITES BUCH

In Fesseln

ERSTER TEIL

Kapitel		Seite
I.	Bei Timothy	347
II.	Ein Mann von Welt geht ab	356
III.	Soames plant Schritte	366
IV.	Soho	371
V.	James hat Gesichte	377
VI.	Der nicht mehr ‚junge' Jolyon zu Hause	382
VII.	Val und Holly	392
VIII.	Jolyon tritt sein Amt als Testamentsvollstrecker an	396
IX.	Val erfährt die Wahrheit	402
X.	Soames macht Zukunftspläne	410
XI.	Und sucht die Vergangenheit auf	413
XII.	An der Forsytebörse	418
XIII.	Jolyon merkt, wie es um ihn steht	428
XIV.	Soames entdeckt, was er braucht	433

STAMMTAFEL DER FORSYTES